Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/dieburgenkloster34scho

Die

Burgen,

Klöster, Kirchen und Kapellen

Württembergs

und der

Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile

mit ihren

Geschichten, Sagen und Mährchen.

Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller

dargestellt von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Dritter Band.

Stuttgart, 1860.

Verlag von Eduard Fischhaber.

Berlin,

Bilder, Skizzen und Silhouetten

Erinnerungsblätter

von

[illegible]

aus Berlin

[illegible]

[illegible]

I.

Die Achalm.

In der Entfernung einer Meile vom Neckar erhebt sich über die Ebene, welche vom rechten Ufer des Neckars sanft ansteigt, ein freier Berg in der Gestalt eines abgestutzten Kegels und von dem Gebirge der Albkette durch eine tiefe Senkung getrennt, so daß sein schlanker Gipfel frei heraussteht, und an seiner schwarzen Scheitel auf viele Meilen kenntlich wird. Sein alter Name ist Achalm, vom Volke die Achel, der Achelberg genannt. Der Berg ist 2191 Par. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Der Sockel des Berges hat an seiner mindersteilen Ostseite Ackerfeld und Baumwiesen, ist auf der ganzen Südostseite, Süd- und Westseite mit Weinbergen und Baumgärten umrankt, auf der Nordseite aber bewaldet. Der mittlere steilansteigende Berg wird von Heide umgürtet und der obere steilste Berg, sein Kapf oder Kopf, ist mit Bäumen und Gesträuchen überwachsen. Auf der Erdstaffel der Westseite, am Ende der Weinberge, liegt die königliche Maierei, von schönen fruchtbaren Obstbäumen umgeben. Die edeln Merino's, sowie Angora-

und Cachemir-Ziegen weiden in dieser Region bis zu der Höhe des Berges. Ein alter Fahrweg führt von da an im Zickzack hinauf zu den Resten der alten Burg Achalm. In den Ruinen erkennt man noch die Werke des Burgeingangs an der Westseite, und die auf Felsen gestützten Mauern, womit der Rand des Berggipfels eingefaßt war, auch unterirdische Keller, und auf dem etwas höher gelegenen inneren Schloßhof gegen Süden die Vertiefung einer eingestürzten Cisterne. Der Schloßhof ist mit einem spärlichen Rasen bewachsen. Die bedeutendste Ruine ist ein viereckigter Thurm fast in der Mitte des Burgraumes; er wurde zum Behufe der Landesvermessung mit einer hölzernen Treppe und einem Bretterboden, so wie mit einem Geländer versehen und ein hoher Mast mit einer Fahne auf demselben errichtet. Der alte schwäbische Chronist M. Crusius sah noch den Gang zu diesem Thurm, so wie drei Thüren, und zur Linken einen andern Thurm, auf dem man herumgehen konnte. Besteigen wir diese 50 Fuß hohe Warte, welche vor Jahren wieder restaurirt wurde und alterthümliche Zinnen erhielt, so haben wir von hier aus die Hauptaussicht auf die Mittelalb, wohl unbeschreiblich schön nur für diejenigen, welche noch nicht auf dem Rigi, Säntis oder Faulhorn gestanden, und die Wunder der Alpenwelt noch nicht angestaunt haben, aber immerhin werth der Mühe des Aufsteigens, und recht herzerquicklich für Solche, welche auch die Naturschönheiten des eigenen Vaterlandes zu schätzen wissen. Die weite

Landschaft wird auf der Ost- und Südseite durch die zurücktretende Kette des Albgebirgs eingerahmt: linker Hand öffnet sich das Pfullinger, und rechter Hand das Uracher Thal, und indem beide Thäler in die Ebene am Neckar sich verflachen, lauft unter der Achalm das Sundelfinger Thal aus. Vor dem Auge liegt das weite Gebiet des Neckars, mit dem großen Schönbuchwald, dem Gäu und den Fildern ausgebreitet, wie eine Landkarte, und an dem Horizont verliert sich das Auge in dem langen blauen Zuge des Schwarzwalds. Doch am deutlichsten haben wir, ähnlicher Weise, wie auf dem Rigi, die schönsten und interessantesten Punkte der Mittelalb vor uns. Zur Rechten Hohenstaufen, Neufen, und hinter denselben, wie ein Schatten hervorblickend, die Teck; den malerischen Sattelbogen mit seinen Dörfern; der Achalm gegenüber die Ehninger Berge: den Steigberg, Drackenberg, Bürgelberg, Kuttenberg; über dem Pfullinger Thal hin aus dem Gebirge den herrlichen Lichtenstein hervorschauend, dann den Roßberg und die obere Alb in einander geschoben bis zu der Lochen bei Balingen. Endlich zunächst unsern Füßen die weitausgedehnte Stadt Reutlingen, die in Folge ihres neuen Verkehrmittels, der Eisenbahn, in kurzer Zeit den Rang einer der ersten Gewerbsstädte unsers wirtembergischen Vaterlandes einnehmen wird.

Von der schönen Natur zur Geschichte — und die erste Frage: woher der Name des Bergs, von dem die darauf erbaute Burg benannt worden? Mönch

Ortlieb von Zwiefalten, der älteste Geschichtschreiber über Achalm, sagt: der Berg, vom vorbeifließenden Bache Achalmen genannt u. s. w. Das Wasser, welches Ortlieb nennt, kann ebensogut die nahe Echaz seyn, welche in ältester Zeit auch Achaz hieß, oder der an der Wurzel des Bergs aus der Waldschlucht Dobel fließende Bach, welcher zuerst ohne Namen fließt, dann bei Reicheneck Reichenbach geheißen wird. Achalm wäre also nach dieser Erklärung die Alm (Alp) an dem Bache, über dem Wasser, oder wie der Chronist Fizion meint, Ach-Helm d. h. Helm (Hügel) über dem Wasser. Also so hieß uranfänglich der Berg, und von dem Berge hat, wie der alte Berichterstatter Ortlieb angibt, die Burg den Namen erhalten. Somit gehört die zwar sehr poetische Sage dem Reich der Fabel an, daß der Letzte des Geschlechts, im Angesicht der brennenden Burg im Kampfe fallend, mit brechender Stimme gerufen: Ach Allm...., worauf der Feind, der die Burg wieder aufgebaut, sie nach diesem Ausruf Achalm genannt habe. Nicht minder schön ist die an Ort und Stelle vorkommende Sage, daß der Gründer Egino Ach Allm.... gesprochen, als er vor Vollendung der Burg verschieden. Doch komisch lautet die Sage, wenn sie berichtet, daß der letzte Römer, welcher das heidnische Castell auf dem Berge zuletzt vertheidigte, im Verzweiflungskampfe seinen Todesseufzer in fremder Sprache Ach Allm.... ausgestoßen.

Der Erste, welcher auf dem schönen Achelberg ur-

kundlich gewiß eine Burg erbaute, war Graf Egino, wohl derselbe, der im Anfang des 11. Jahrhunderts Gaugraf im Swiggersthal (unter Metzingen) gewesen, und einen Vorfahr hatte, welcher den Namen Unruch (der Unruhige, Zänker, Greiner) führte, und für den gemeinsamen Stammherrn der beiden Geschlechter Urach und Achalm gelten kann. Graf Egino erkaufte den Achelberg für sein Gut Schlatt (ein jetzt verschwundener Ort) und eine bedeutende Summe Gelds von den ersten Besitzern, und baute darauf die einer Stadt ähnliche, gewaltige Burg, welcher er nach dem Berge den Namen Achalm gegeben. Graf Egino soll ehelos gestorben seyn, und liegt zu Straßburg begraben. Vielleicht hat sich in dem Namen des stattlichen Eningen (Eginingen) das Andenken an Egino, den Erbauer der Achalm, erhalten. Graf Egino hatte einen Bruder, Namens Rudolf, der mit seiner Gemahlin Adelheid von Mömpelgard-Wülflingen das Geschlecht fortpflanzte, aber nicht dauernd. Graf Rudolf starb und wurde in der Familiengruft zu Dettingen unter Urach begraben. Er hinterließ sieben Söhne: Cuno, Luitold, Egino, Rudolf, Hunfried, Beringer, Wernher, und drei Töchter: Willebirg, Matthilde, Beatrix. In dem unglückseligen Streite, den Kaiser Heinrich IV. mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden führte, stand Luitold und Cuno auf der Seite des Gegenkönigs, während ihre übrigen Brüder Anhänger Kaiser Heinrichs waren. Luitold erhielt bei der väterlichen

Theilung die Burg Achalm, und Cuno die Burg Wülflingen im Thurgau, welche seine Mutter Adelheid, die reiche Erbin des Grafen Liuto von Mömpelgard und der Willebirgis von Wülflingen, seinem Vater zugebracht hatte. Cuno nannte sich deßwegen in Urkunden Graf von Wülflingen. Beide Brüder stifteten im Jahr 1089 das Kloster Zwiefalten, und waren seine ersten Begaber. Cuno starb ehelos im Jahr 1092 auf seiner Burg Wülflingen, und wurde, da die Klosterkirche noch nicht gebaut war, am Eingang in die Pfarrkirche gegen St. Peters Altar begraben. Der Chronist Berthold von Constanz schildert ihn also: er war berühmt durch seine Macht, unter seinen Brüdern der reichste, unter den übrigen Herren des Landes gar glorreich, freigebig, prachtliebend, bei der Tafel verschwenderisch, den Feinden furchtbar, von Natur groß, und blieb mit seinem Bruder dem römischen Stuhl treuergeben bis ans Ende. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts sah man im Kapitel des Klosters die Figur des Grafen, die an Größe von Niemanden übertroffen wurde. Sein Bruder, Graf Luitold, war Erbe aller seiner Güter, die er aber nur zur Bereicherung des neuen Klosters verwendete. In seinem hohen Alter zog er sich in die Stille des Klosterlebens zurück. Er ließ sich nahe bei dem Kloster Zwiefalten eine niedrige Wohnung bauen, welche er mit zwei Dienern bewohnte. Da war er ein wahrer Vater und eine Zuflucht der Armen. Im Jahr 1098 überfiel ihn ein Fieber; als er fühlte, daß sein Stünd-

lein nahe, verlangte er nach dem Abte des Klosters. Vor diesem legte er seine Reichthümer dar, das waren sieben Schaffelle; diese bat er unter seine zwei Diener, die ihn im Tragsessel zu tragen pflegten, zu vertheilen. So sehr hatte sich der zuvor im Ueberfluß der Erde schwimmende Graf ausgezogen um Gottes willen. Endlich verlangte er noch mit vieler Andacht und vielen Thränen die Mönchskutte, um die er das weiße Kleid des Himmels einzutauschen hoffte, und den Segen, welches Beides er erhielt. Er lebte darauf noch drei Tage. Er wurde bei seinem Vater Rudolf und Bruder Cuno begraben.

Die übrigen Brüder Egino, Rudolf, Hunfried, Beringer, starben in der Jugend; Beringer und Hunfried wurden im alten Familienbegräbniß zu Dettingen begraben, Egino in Straßburg, und ebenso Rudolf, der noch jugendlich im Elsaß erschlagen wurde. Wernher war Geistlicher geworden, und brachte es zur höchsten Würde, indem er zum Bischof von Straßburg erwählt wurde. Da er von der Parthei Heinrichs IV. war, so haben freilich päbstliche Chronisten nichts Gutes von ihm berichtet. Durch Geld zum Bisthum in Straßburg gelangt, zog er mit bewaffneter Macht gegen den Abt Wilhelm von Hirschau, der auf des Pabstes Seite stand. Mit dem Kriegspanzer angethan ritt er seinen zagenden Kriegsknechten vor, und spornte sie mit Flüchen gegen die Hirschauer Mönche an; da fiel er heulend vom Pferde und starb eines jähen Todes (1077). Nach dem Chronisten Bernold

starb er eines schnellen Todes, als er eben ins Kriegszelt zurückkehrte und sich aufs Bett setzen wollte. Derselbe berichtet auch von ihm, daß er eine Dirne, die einem seiner Lehensleute als Weib angehörte, mit schwerem Geld erkauft, und wider alles canonische Gebot schamloser Weise als sein Kebsweib gehalten habe.

Ein unglückliches Geschick hatte über dem Geschlecht der Grafen von Achalm gewaltet, daß es so bald in allen seinen männlichen Sprossen abging. Das Erbe von Achalm wäre jetzt, ja schon früher, in fremde Hände gekommen, wenn nicht eine der drei Schwestern der Grafen, Willebirgis, einen Sohn gehabt hätte, der sich kräftig des Erbes angenommen. Graf Wernher von Gröningen (an der Donau) war es, der sich schon im Jahr 1090, noch bei Lebzeiten seiner beiden Oheime, Cuno und Luitold, der Verminderung seines Erbes fest widersetzte, denn die beiden Oheime waren daran, der neuen geistlichen Stiftung gar Alles, was sie hatten, mit milden Händen, um des Seelenheils willen, zuzuwerfen. Schon damals hatte er viele Besitzungen sammt der Burg Achalm mit fast allen ihren Burgleuten und Vasallen erhalten. Das war aber nicht die Hauptburg Achalm, welche sein Großvater Rudolf erbaut hatte, sondern diejenige, welche von Graf Luitold gegründet, tiefer an der nordwestlichen Seite auf dem sogenannten Wernsberg lag und ein Vorwerk der größeren Burg bildete, nun aber bis auf die Spur verschwunden ist. Diese war Eigenthum

der Grafen von Achalm, die Hauptburg aber Reichslehen, welche nach dem Tode der Brüder von Achalm wieder an das Reich fiel. Als nun der mächtigste Fürst in Oberschwaben, Herzog Welf VI., vom Kloster Zwiefalten zum Schirmvogt erwählt wurde, da nahm er, als Nachfolger der Grafen von Achalm, die erledigte Reichsburg Achalm ein, und der Graf Wernher mußte es geschehen lassen, weil er der minder Mächtige war. Von Wernher, dem Besitzer der kleineren Burg, hören wir nach dem Jahr 1110 Nichts mehr, aber die Hauptburg auf der Spitze des Achelbergs blieb im Besitze der Welfen. Als im Jahr 1164 Welf der Jüngere ein großes Heer gegen den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen führte, aber siegelos wurde und flüchtete, da barg er sich vor dem nacheilenden Feinde auf seiner Burg Achalm. Von Herzog Welf VI. kam die Burg Achalm nebst Zugehör ums Jahr 1170—73 an das Haus der Staufer, und blieb ununterbrochen staufisch, bis auf den unglücklichen Conradin von Schwaben. Dieser versetzte im Jahr 1262 seine Güter auf Achalm und in Reutlingen an den Grafen von Wirtemberg, Ulrich mit dem Daumen, für 500 Mark. Als Kaiser Rudolf zur Regierung kam, der alle Reichsrechte so sorgfältig wahrte, so brachte er auch die Herrschaft Achalm an das Reich zurück. Er verlieh die große Landvogtei der niederschwäbischen Städte seinem Schwager Albrecht von Hohenberg, und mit dieser übergab er ihm wohl, als einem ritterlichen Manne, auch die Vogtei

Achalm, daß er von hier aus das Land standhaft und treu schützen sollte. Darum kommt dieser Albrecht von Hohenberg auch als Albert von Acheln vor. Seitdem hatte die Burg manche Besuche von hohen Herren. Im Jahr 1281 um Pfingsten kehrte Kaiser Rudolf auf der Achalm ein. Es war nach dem Tode seiner vielliebenden Gemahlin Anna von Hohenberg, und wohl suchte er durch den Aufenthalt auf dieser schöngelegenen Höhe seinen Schmerz um die Verlorne zu mildern. Vielleicht hat Rudolf auch im Jahr 1288 die Achalm besucht, als er im November des Jahrs dem Beilager des Grafen Albrechts von Hohenberg mit der Tochter Heinrichs, des Markgrafen von Burgau, beiwohnte. In den Jahren 1293 und 94 besuchte König Adolf von Nassau mit seiner Gemahlin Imagina die Burg; letztere weilte längere Zeit auf der Achalm. Im Jahr 1300 erscheint Albert von Rechberg als Burgvogt auf Achalm, wohl im Dienste Graf Eberhards des Erlauchten von Wirtemberg, der wahrscheinlich nach der Ermordung Kaiser Albrechts die ihm einst von Rudolf entrissenen Rechte, darunter auch die Burg Achalm, wieder in Anspruch genommen hatte. Aber erst im Jahr 1330 übergab Kaiser Ludwig IV. dem Grafen Ulrich, Eberhards Sohn, mit der Landvogtei über Schwaben auch die Herrschaft Achalm. Im Jahr 1347 bestätigte Karl IV. zu Nürnberg dem Grafen Eberhard dem Greiner und seinem Bruder Ulrich IV. zu der Landvogtei Niederschwaben den Besitz der beiden Reichs-

burgen Achalm und Hohenstaufen. Wie zuvor Kaiser Ludwig gethan, so nennt auch Karl die beiden Grafen seine lieben Oheime und Landvögte auf der Veste Achalm, welche also seither der Sitz der Landvogtei Niederschwaben gewesen. Im Jahr 1360 zog Kaiser Karl beide Burgen wieder für das Reich ein. Aber im Jahr 1361 versetzte er sie an seinen Eidam Herzog Albrecht von Oesterreich, für die Heimsteuer seiner Tochter Elisabeth. Achalm ging jetzt mit Staufen von einer Hand in die andere. Herzog Albrecht und sein Bruder Leopold versetzten die beiden Vesten an Rudolf von Honburg, dessen Bruder und ihre Erben, für 3000 fl., sie lösten sie aber wieder ein. Im Jahr 1370 verpfändeten die Genannten ihre Vesten aufs Neue dem ehrbaren und vesten Johansen von Rietheim und seinem Bruder Rudolf, für 12000 guter Golddukaten, bedungen sich aber das Oeffnungsrecht zu aller Nothdurft aus. Sechs Jahre darauf gab Wilhelm von Rietheim mit Willen seiner Brüder Conrad und Walther die beiden Vesten Achalm und Staufen mit allen Rechten und Zugehören an den Grafen Ulrich von Wirtemberg und seine Erben auf; im Jahr 1378 wurde die Uebergabe von dem Landrichter zu Nürnberg, Gerlach von Hohenloh, an des Kaisers Statt für gerecht erklärt. Um diese Zeit wurde die Achalm Zeuge jener traurigen Begebenheit, welche unser edler Sängergreis Ludwig Uhland in dem trefflichen Liede besungen:

Zu Achalm auf dem Felsen da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar.
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Die 14 schwäbischen Städte, darunter auch Reutlingen, die sich zuerst mit dem Grafen Eberhard verbunden hatten, schloßen seit dem Jahr 1376 unter sich und mit noch andern Städten ein starkes Bündniß, welchem aber der Graf Eberhard mit Macht sich widersetzte, denn er konnte wohl wissen, daß es nicht nur aus Unzufriedenheit wegen der Wahl des elenden König Wenzels, sondern auch gegen das Ueberhandnehmen seiner Gewalt gerichtet war. Bald wurde er von den Städten Ulm, Constanz und ihren Eidgenossen zumal angegriffen, weil seine Amtleute den Frieden überfahren hatten. Während er nun vor die Stadt Ulm zog und sie vergeblich belagerte, verbrannten ihm die Städter seine Stadt Tuttlingen, und zerbrachen ihm seine Burg Mägdberg im Höhgau. Seinen Tuttlingern konnte er nimmer zu Hülfe kommen, dafür wollte er nun die Rottweiler züchtigen. Die Züchtigung der nahen Stadt Reutlingen, welche auch mit den andern Städten gegen Eberhard gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, übertrug er seinem ritterlichen Sohne Ulrich. Dieser legte sich jetzt mit einer auserlesenen Ritterschaar auf die Veste

Achalm und belagerte Reutlingen, aber die Stadt war in guter Fassung, und hatte Zuschuß von ihren Verbündeten. In der Nacht vom 14. Mai 1377 machten die Reutlinger mit 700 Mann einen Ausfall, um Vieh wegzunehmen, und zogen bis vor Urach; sie raubten und zündeten auf ihrer Rückkehr durch das Uracherthal noch das Dorf Dettingen an, tödteten die Bauern, welche Widerstand thaten, und trieben vor dem Mittagessen 700 Stück Vieh weg. Als Graf Ulrich davon hörte, zog er mit 232 Rittern auf einem Umweg ab der Achalm, und stellte sich hinter St. Leonhard den Rückkehrenden in den Weg. Die Ritter stiegen von den Pferden und fochten zu Fuß. Aber die in der Stadt hatten sich inzwischen bewaffnet, und 600 Mann zogen aus einem unbeachteten, im Frieden geschlossenen Nebenthor aus und über den Hohenschild, und fielen durch die südlichen Weinberge unter der Achalm dem Grafen und seinen Rittern in den Rücken. So nun in der Nachmittagsstunde des 14. Mai von vornen und von hinten von einer überlegenen Anzahl angegriffen, kämpfte die auserlesene Ritterschaar vergeblich; sie wurde mit großem Verluste von den Reutlingern geschlagen und war flegelos. Da die Adeligen Niemanden schonten, so machten auch die Städter nieder, wen sie trafen, und dem Siege folgte ein grausames Abwürgen der zu Boden gestreckten Adeligen auf dem Wahlplatze. Der Graf Ulrich selbst entging verwundet nur dadurch den Feinden, daß er sich unter eine Brücke versteckte,

und entkam auf einem Hengst mit Noth auf die Achalm.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis auf's Mark;
Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich hinauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm —" stöhnt einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das Schloß.
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt Achalm.

Man zählte auf der Wahlstatt 85 todte Grafen, Freiherrn, Ritter und Knechte, aber nur 16 erschlagene Reutlinger und 8 Verwundete; nur Einer von Sachsenheim wurde gefangen. Die Reutlinger zogen die Todten aus, viele Pferde, eherne Brustharnische, Spieße und Schwerter, auch viel andere Beute wurde in die Stadt gebracht. Die Reutlinger jubelten nicht wenig nach diesem Sieg über die Herren, ja den Reichsstädtern allen schwoll der Kamm, und sie fielen nun von allen Seiten dem Grafen ins Land; aber 10 Jahre später wurden sie gedemüthigt durch den glorreichen Sieg Eberhards bei Döffingen, wo der

ritterliche Graf Ulrich seine bei Reutlingen erhaltene Scharte leider! mit seinem Blute auswetzte.

Einen solchen blutigen Tag, wie den 14. Mai 1377 hat seitdem die Veste Achalm nicht mehr mit angesehen. Aber auch ein ernster Tag war jener im Jahr 1519, da Herzog Ulrich, um an den Reutlingern Rache zu üben, weil sie seinen Burgvogt auf Achalm in einem Wirthshaus der Stadt erschlagen hatten, mit 100 Reitern und 1000 Fußgängern feindselig gegen die Thore rückte, und die Stadt belagerte. Mehr als 700 Kanonenschüsse wurden gegen die Stadt gefeuert und machten die auf den Zinnen aufgepflanzten Stücke unbrauchbar. Der rachsüchtige Herzog setzte den Reutlingern so ernstlich zu, daß sie, verlassen von aller Hülfe, am 28. Januar ihre Stadt aufgaben und dem Sieger ihre Thore öffneten. Der Herzog machte die Reichsstadt glorreichen Andenkens zu einer wirtemberg'schen Landstadt. Aber er erfüllte durch diese rasche That das Wort seines blödsinnigen Vaters Heinrich zu Urach, der, als er den ersten Kriegslärmen hörte, sprach: o, er wird zum Land hinausziehen. Die Gewaltthat gegen Reutlingen ist der Anfang aller Leiden geworden, an denen die schönste Lebenszeit dieses künftigen Landesfürsten so reich gewesen. In der verhängnißvollen Zeit, die auf des Herzogs Vertreibung durch den schwäbischen Bund folgte, kam die Pfandschaft Achalm mit dem Lande wieder in österreichische Hände, aber auch nach Jahren wieder an Wirtemberg zurück. Im dreißig-

jährigen Kriege, nach der für die Protestanten unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, als Herzog Eberhard III. von Wirtemberg Land und Leute verlassen mußte, gab Kaiser Ferdinand II. seiner Schwägerin Claudia, der Wittwe Erzherzog Leopolds, die von ihr angesprochenen Pfandschaften Achalm und Hohenstaufen sammt Urach, Pfullingen und Göppingen ein, die sie auch wirklich in Besitz nahm. Achalm mit den übrigen Besitzungen blieb österreichisch, bis sie durch den Osnabrücker Frieden wieder an Wirtemberg zurückgegeben wurde. Doch brachte Oesterreich auch späterhin noch oft seine Ansprüche wegen des ehemaligen Reichslehens und der Pfandschaft Achalm in Anregung, so wie es bei der alten Felsenburg Hohentwiel geschehen war.

Ueber die Schicksale der Burg Achalm, wann und von wem sie zerstört worden, haben wir keine Berichte. Im leidigen Bauernkrieg, auf dessen Sündenregister in Verwüstung der Burgen Einige auch den Namen Achalm setzen, soll sie die ersten Stöße empfangen haben. Doch stand sie noch im 16. und 17. Jahrhundert als wohnliche Burg M. Crusius besuchte die Burg im Juli des Jahrs 1587 und erzählt, „daß er durch zwei Thüren in den ersten und andern Vorhof, und endlich in den großen und vornehmsten Theil des Schlosses gekommen. Fast in der Mitte, fährt er fort, ist ein hoher Thurm, in welchen wir aus dem Hause, das zur Rechten bei der Mauer ist — und welches, dünkt mich, wohl damals die Woh-

nung des wirtembergischen Burgvogts war — über einen hohen Gang gekommen sind; denn unten auf der Erde hat der Thurm keine Thüre. Die Mauern von allen Theilen des Schlosses sind sehr alt und ziemlich hoch. Es ist auch ein anderer Thurm in dem äußersten Winkel des Schlosses zur Linken, nemlich in dem dritten Theil, um dessen Mauer wir eben herumgegangen." Also war Achalm noch in den Zeiten des Crusius von einem Burgvogt bewohnt, und ebenso auch noch im Anfang des 30jährigen Kriegs. Der letzte wirtemberg'sche Burgvogt war Ruprecht Hofmann, der, von den Oesterreichern verdrängt, im Jahr 1634 nach Eningen hinabzog. Im Jahr 1646 lag eine österreichische Besatzung auf Achalm, aber eben diese gab Veranlassung zu ihrer Zerstörung. Denn, als man erkundete, daß damals die Schweden auf das freilich, ausgenommen den vorderen Bau, meisten Theils ruinirte Schloß, einen Anschlag faßten, so erhielt der damalige österreichische Commandant, Obrist von Haßlang, von der Erzherzogin Claudia allergnädigsten Befehl, das besagte Schloß ruiniren zu lassen, damit sich kein Feind darinnen aufhalten könnte. Also ließ der Herr Obrist die Schloßmauern, welche ohne dieß ganz faul und baufällig waren, niederreißen, wie auch die Cisternen einwerfen, und allein den vorderen über der Porten stehenden, damalen noch einzig übrigen Bau stehen. Aber vier Tage darauf wurde dieser Bau von bösen Leuten angezündet und ist ganz und gar abgebraunt. Die Zerstörung, welche

Haus Oesterreich an dem Schloß Achalm begonnen, wurde von Wirtemberg aus vollendet, denn im Jahr 1658 erging an den Keller zu Tübingen der Befehl: „Du Keller hast dich unterthänigst zu berichten, wessen du wegen vollends Demolir- und Rasirung des ganzen abgegangenen Schlosses Achalm hie bevor bereits unterthänigen Bescheid erhalten.“ — Im Jahr 1762 wurde der Achelberg mit seinen Ruinen an die Gemeinde Eningen um 10,500 fl. und von dieser im Jahr 1764 an zwei Bürger daselbst um 13,500 fl. verkauft; seitdem wechselten oft die Besitzer. Im Jahr 1822 ließ S. Majestät der König Wilhelm von Wirtemberg das Gut Achalm von Dr. Camerer und vier weiteren Eigenthümern um 34,000 fl. erkaufen. Es geschah dieß in der schönen Absicht, um hier ein Beispiel von feiner Schafzucht, und weitere Gelegenheit zu Veredlung vaterländischer Schafheerden zu geben. Seit 1831 laufen auf der Achalm neben einer Heerde hochfeiner Schafe von 500 Stücken auch viele Cachemir- und Angoraziegen. So hat dieser historisch merkwürdige Berg auch für das wirtembergische Vaterland wieder eine Bedeutung gewonnen.

Wir könnten manche schöne Sage von dem so sagenhaften Achalmberge zum Schlusse dem Leser erzählen, wie sie sich im Munde des Volks erhalten; wir könnten berichten vom Halbriesen auf dem Berg, von dem goldnen Zauberringe, der auf dem Grunde des Bodens um den ganzen Berg sich schlingen soll, deßgleichen von dem verirrten Grafen im Pfullen,

von St. Martin und Anderm. Wir geben dafür eine Auffassung der Sage von der Erbauung der Achalm, wie sie ein andrer Verfasser mit der Welfenfehde von Tübingen in Verbindung gebracht hat.

Die Sage vom Bau der Achalm.

In der Nähe von Ravensburg auf einem Hügel, drunten der Flecken Altorf, stand eine Burg, drin hauste ein altes, berühmtes Geschlecht, das der Welfe. Sein Alter läuft bis in das Heidenthum hinauf; seine späteren Nachfolger saßen auf manchen Thronen Europas, und noch blüht das Geschlecht in den Königen von Hannover und England.

Zur Hunnenzeit, vor 1400 Jahren — waren sie schon Besitzer großer Strecken Landes am Bodensee, und ihren Namen hatten sie wahrscheinlich von Wolf, als einem besonders kampffähigen und listigen Thiere, oder von Welf (junger Hund), wie die Sage meldet.

In späteren Jahren erbauten sie neben ihrem Stammschoß die Burg Ravensburg, und durch Glück und kriegerische Unternehmungen wuchsen die Güter und die Macht des welfischen Hauses sowohl im Lande Schwaben, als in Italien. Bald nahmen sie den Herzogstitel an, welcher ihnen von dem Kaiser verliehen wurde, und herrschten über Kärnthen und Baiern; ja von den Alpen bis zur Nordsee erstreckte sich nach und nach ihre Herrschaft. Darum entspann sich bald ein Hunderte von Jahren dauernder

Streit zwischen dem Haus der Welfen und der Hohenstaufer um die höchste Macht, und die Herzoge, Fürsten, Grafen und Edle von ganz Deutschland hielten zu der einen oder andern Parthei, die in ewiger Fehde mit einander begriffen waren. Ein Nachkomme dieses Geschlechts, Herzog Welf VII., war um das Jahr 1150 aus seinen italienischen Besitzungen nach Schwaben zurückgekehrt, um hier seinen zahlreichen Erbgütern vorzustehen. Da ritt er eines Tages über die Alb dem Neckar zu und nahm seine Nachtherberge in der Stadt Reutlingen. Hier zündete die Schönheit einer Jungfrau in seinem Herzen eine so heiße Flamme der Liebe an, daß er beschloß, in der Nähe einen Ort auszuwählen, um dort seinen Aufenthalt zu nehmen und nahe bei der engelschönen Jungfrau zu verweilen. Sein erstes Augenmerk fiel auf den herrlichen Berg, der wie eine Krone sich über Reutlingen zum Himmel erhebt und weit umher in das Schwabenland sein Haupt streckt. Eine alte Burg stand oben, die gehörte dem Wirtemberger Grafen Wernher zu Grüningen, und diese ersah sich Herzog Welf zu seinem Sitze. Bald hatte er Burg und Berg um ein schön Stück Geld erworben, und nun begann er, Alles niederreißen und für sich und seine Geliebte neu erbauen zu lassen.

Nach der Art jener Zeit ließ er durch seinen Baumeister einen Riß und Plan machen, um die neue Burg aufzuführen. Die Bauart der damaligen Zeit aber war folgende: Es wurden ungeheuer dicke Mauern und Thürme angelegt. Dazu nahm man

zum Theil ungeheure große Steine, theils kleine, und goß die Zwischenräume mit Kalk und Gips aus, der jahrelang in tiefen Gräben gegohren hatte. So wurden die Steine ganz mit einander verschmolzen und bildeten eine Masse. Außerhalb den Mauern lief ein einfacher, doppelter oder gar dreifacher Graben herum, worüber man eine Zugbrücke legte, welche, wenn sie herabgelassen wurde, zur Einfahrt diente und an schweren Ketten hinaufgezogen das Thor bildete. Ein Thurm erhob sich über dem Thore, worauf der Thorwärter saß und in das Land hinaus spähte. Nur wenige Burgen hatten einen bedeutenden Raum, und die inneren Gebäude enthielten die Wohngemächer und den Rittersaal nebst den Vorrathskammern und Speichern, so wie die Gelasse für das Gesinde und die Stallungen.

In diesen Wohngelassen der Herrschaft herrschte meist Düsternheit, da die Fenster schmal und klein waren. Aber das Feuer auf dem Kamin des Zimmers und die blanken Waffen und Rüstungen im Saal erhellten statt der Sonne Glanz diese Räume.

Größere und kleinere Thürme, so wie Söller und Altane dienten zur Fernsicht und zum Schutz der Burg, und ihre Eingänge waren alle hoch angebracht und mit hölzernen Stiegen versehen, die man nach sich ziehen konnte.

Für den Fall der Noth waren verborgene Gänge angelegt; diese führten unter der Erde, oft sogar unter Flüssen weg, wie bei manchen Neckarburgen.

Wollte man eine geheime Botschaft aus der belagerten Burg bringen, so geschah es auf diesem unterirdischen Wege, oder wenn der Feind die Mauern erstiegen hatte, so flüchteten sich die Ritter mit ihren Familien und Knechten und ihren besten Schätzen in diese verborgenen Gänge, warfen die eisernen Thüren hinter sich zu, und suchten eine benachbarte Burg oder einen Wald zu erreichen, wohin die Gänge ausführten.

Tief unter der Erde, meist unter einem Thurme, war das Burgverließ oder das Gewölbe für die Gefangenen. Es waren schreckliche Behälter, in welche die Gefangenen oft 50 Fuß tief hinunter gehaspelt wurden. In diesen Burgverließen lagen die Gefangenen lebendig begraben. Die modernden Gebeine derer, die hier umgekommen waren, die schlechte Kost, die verpestete Luft, die Schlangen und Molche wurden das Mittel, den Gefangenen ein hohes Lösegeld abzupressen, oder, wenn sie ein Opfer der Rachsucht waren, erblickten sie nie mehr das Tageslicht und mußten elend verkümmern.

Nicht der Trieb nach einer schönen Aussicht war es, welcher die Ritter bewog, ihre Burgen oft auf die schauerlichsten Felsen, wie Schwalbennester zu bauen, sondern es war der Trieb des Adlers und des Geiers, der von der Höhe aus die Niedern beherrschen, und auf die ersehnte Beute der Bauern, Wanderer und Kaufleute herunterstoßen wollte.

Dieses Raubwesen und Ueberfallen der Wehrlosen

nannte man „Niederwerfen“, und der niedere, wie hohe Adel trieb nach der Sitte jener Zeit diese jetzt so verpönte Straßenräuberei.

Herzog Welf also begann den neuen Aufbau eines gewaltigen Schlosses; er wohnte abwechselnd viele Wochen in der Stadt Reutlingen, und bei seiner heißgeliebten Agnes. Obwohl er unter hundert Fürstentöchtern die Auswahl gehabt hätte, so konnte doch keine Solche ihn fesseln, wie das Reutlinger Bürgerkind mit seinen goldnen Locken, dem feinen Wuchs und den seelenvollen Augen. Ja, wenn sie in den prächtigen Gewändern, die ihr der Herzog schenkte, über die Straße schwebte, so glaubte man eine Kaiserstochter zu sehen, so fein und edel war ihre Haltung, so glänzend ihre Erscheinung und eine solche Anmuth strahlte aus ihren Blicken.

Jahrelang hatte schon dieses Bündniß der Liebe gewährt, und die Burg erhob sich alle Tage höher und stolzer. Da trat eines Tages der Welf in das Gemach seiner Agnes. Eine Zornesader schwoll auf seiner Stirne, und unmuthig warf er Helm und Schwerdt in eine Ecke.

Erschrocken fuhr Agnes auf und ging ihm entgegen, die Hand schmeichelnd auf seine Schulter legend: Was ist dir, mein Geliebter? frug sie mit ihrer sanften, melodischen Stimme.

Was mir ist? antwortete Welf mit stechendem Blick und zitternd vor Grimm — hab eine Botschaft erhalten, die jagt mir das Blut durch alle Adern.

Nein, ich will blutige Rache für den Schimpf, den ein Pfalzgraf an mir, dem Herzog, verübt, dessen erlauchter Name durch Italien und Deutschland schallt. O, so sprich! bat Agnes und drückte ihm einen bittenden Kuß auf die heiße glühende Stirne — wer mag dich erzürnen, mein Heißgeliebter? Der Pfalzgraf von Tübingen ist es, sprach der Welf gelassener, denn die Nähe dieses Engels vermochte Alles über ihn — der Pfalzgraf hat einige meiner Vasallen und Rittersleute auf seinem Gebiete gefangen und ließ sie hängen als überführt des Straßenraubs, ja er zerstörte ihre Burg zu Möhringen. Wohl mögen sie die Strafe verdient haben, aber mir stehet das Recht zu, ein Urtheil zu sprechen über die, so meine Güter zu Lehen tragen. Hätte er sie mir zugesandt zur Bestrafung, ich wäre ihm willfährig gewesen, obgleich der Pfalzgraf nicht zum Hause der Welfen hält, sondern ein Anhänger und Freund der Hohenstaufer ist.

Schon habe ich Genugthuung gefordert, aber spöttisch hat der Pfalzgraf meine Boten abgefertigt mit der Antwort: Saget Eurem Herrn, daß ein Verbündeter der Hohenstaufer den ersten Raubritter wird mit eigener Hand aufknüpfen, der sich zu den Vasallen Welfs zählt!

Ha! solche Schmach meinem edlen Hause, das ebenbürtig ist dem Kaiserhause Hohenstaufen — ich will ihm ein Feuer anzünden, wie er noch keines gesehen und dem Pfalzgräflein — ja der Hohenstaufer und sein Vetter, Herzog Friedrich von Schwaben, sie sollen

es inne werden, daß Welfs Macht die Wage hält allen seinen Feinden!

So entbrannte denn rasch eine mächtige Kriegsflamme. Zu Welf stellten sich die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Vohburg und Baden, die Grafen von Habsburg, von Pfullendorf, Calw und Berg und viele andere Herrn, und nach einigen Wochen sammelten sich ihrer gegen 600 geharnischte Reiter.

Aber auch der Pfalzgraf von Tübingen erhielt einen mannhaften Zuzug, denn ihm stellte sich zur Seite der hohenstaufische Schwabenherzog Friedrich, König Conrads Sohn, die Grafen von Zollern, von Wirtemberg und viele andere edle Herrn, und warfen sich mit ihren Reisigen in das feste Schloß Tübingen.

Auf einem schmalen Bergrücken zwischen dem Neckar und der Ammer erhob sich die uralte Pfalz Hohentübingen an der Stelle, wo jetzt noch das Schloß steht. Hier und dicht um das Schloß herum lagerten die Freunde des Pfalzgrafen, drüben aber im Thale bei Derendingen erhoben sich Hunderte von Zelten und wimmelte es von Kriegsleuten und Rossen, denn Welf mit seinen Freunden hatte dort sein Lager aufgeschlagen und saß in seinem Zelte; nicht ferne von ihm stand ein wunderschöner Page in Sammt und Seide gekleidet — es war Agnes. Als die Fehde ausgebrochen, da hatte sie Welf inständig gebeten, sie mitzunehmen in Männertracht, denn jetzt erst fühlte sie es, daß sie

es nicht ertragen könnte, ihn ferne von sich zu wissen, und daß sie alle Gefahren mit ihm theilen wolle. Umsonst hatte Welf die schöne Geliebte zurückgewiesen; sie klammerte sich an ihn an, bis er, überwältigt von ihren Bitten, einwilligte, sie als Page mitzunehmen.

Es war Sonntag Vormittags, und Tags zuvor war das Lager aufgeschlagen worden. Schon in der Frühe war ein Kriegsrath gehalten worden und von beiden Seiten waren Fürsten und Edle zusammengetreten, um einen friedlichen Vergleich zu stiften und alles Blutvergießen zu verhindern. Auch Agnes lag ihrem Geliebten an, seine stolzen Forderungen zurückzunehmen und sich gütlich zu vertragen, denn, wenn sie die hohen und festen Thürme der Pfalz betrachtete, so dünkte es ihr ein blutiges Unternehmen, eine so mächtige Burg zu erstürmen.

In beiden Lagern ruhten die Kriegsleute bei ihren Feuern und lustig gingen die Krüge und Becher umher. Nur die Wachen standen gerüstet auf der Vorhut. Boten ritten alle Augenblicke hin und her von Tübingen nach Derendingen und von da zurück, um die gegenseitigen Anträge, Forderungen und Bewilligungen hin und her zu bringen.

Eben war wieder ein Ritter zum Lager hinausgesprengt mit neuer Botschaft nach Tübingen, da erscholl von ferne ein heftiges Geschrei, und man sah, wie drüben vor dem Schloß dichte Haufen Gewaffneter sich zum Neckar herunter zogen.

Welf sprang auf, warf sich auf sein Roß und jagte mit seinen nächsten Zeltnachbarn, dem Markgrafen von Baden, dem Neckar zu. In dichten Haufen ohne Ordnung und Glied stürzten Reisige nach dem Wöhr vor Tübingen, wo schon ein heißer Kampf entbrannt war.

Als Welf in die vereinzelten Haufen seiner Leute hinein gesprengt war, die es versuchten, unter dem Pfeilregen der Pfälzer über den Neckar zu setzen, kam ihm ein Ritter entgegen und brachte ihm die Botschaft — daß aller Vergleich zu nichte. Ich komme vom Schloß, sagte er, und wir waren nahe daran, dem unseligen Spiel ein Ende zu machen, da erblickte ich vom Fenster aus, wie ein starkes Häuflein Reisiger, die auf den Vorwachen stunden, auf eigene Faust und von Raufluft entzündet, mit hellem Geschrei auf den Neckar zu sprengten und sich um die Neckarbrücke tummelten.

Ich saß sogleich zu Pferde, um herabzureiten und den nahen Kampf einzustellen, aber als ich die Brücke erreicht hatte, da waren aus der Stadt schon die leichten Reisigen des Herzogs Friedrich durch das Thor unterhalb des Schlosses hinausgestürmt, und mitten im Neckar stießen die Haufen auf einander.

Die Kampfwuth des welfischen Heeres war losgebrochen und ließ sich nicht mehr zügeln, denn die Edlen selbst geriethen jetzt in die Hitze und suchten ihre in großer Unordnung aus dem Lager herbei eilenden Fähnlein zu ordnen.

Auch vom Schloß herab wälzten sich immer neue

Streiter und legten sich hinter die angelegten Schanzen des Schloßberges, von wo aus sie einen Hagel von Pfeilen auf die Angreifer schleuderten.

Vergebens stürmten die Welfischen fort und fort mit neuen Haufen gegen die Höhen, sie wurden stets zurückgedrängt, und Leichen an Leichen thürmten sich an den Ufern des Neckars. Schon hatte der Kampf zwei Stunden angehalten und noch war kein Schritt Boden gewonnen, da stieg Welf, der auf dem Wöhrd mit den Edlen die Schlacht leitete, selbst vom Rosse, ergreift ein Panier und stellte sich an die Spitze einer 400 starken Schaar Reisiger, die gleichfalls abgesessen waren.

Ein fest geschlossener Leib, stürmten sie gegen die Verschanzungen, aber nach kurzem Anprall wurden sie unter dem Hohngelächter Derer oben auf dem Schloß mit Hellebarden und Steinwürfen zurückgetrieben, und in gleichem Augenblick setzten Friedrichs Schwergeharnischte über den Neckar und hieben auf die ermatteten Kämpfer ein. Jetzt löste sich Alles in wilder Flucht auf, und kaum gelang es dem Welfen, sein Roß zu erreichen, das sein Knappe ihm gehalten. Rasch sprang er hinauf und jagte über den Wöhrd. Da erblickte er im Getümmel Agnes, die vom Lager her ihm zu Pferd entgegen kam, als sie vergebens auf das Ende des Kampfes geharrt hatte. Eine Ahnung hatte ihr gesagt, daß ihr Geliebter in Gefahr schwebe und daß es schlimm um den Ausgang stehe, da alles Kriegsvolk ausgezogen war und nichts als Schwerverwundete zurück kamen.

Dicht an ihn sich anschließend, ritt sie im Getümmel der Flucht dahin und suchte das Lager zu gewinnen, aber des Herzog Friedrichs Reiter waren schneller und umflügelten sie, so daß ihnen nur noch der Weg nach Reutlingen frei blieb.

Wie eine Schaafheerde von Wölfen umringt, so wogte die Flucht dahin, an der Neckarbrücke vorüber und nach den Wiesen, die sich gegen das Burgholz hinziehen. Neue Feinde fielen zum Neckarthor heraus, und so ward das welfische Heer auf beiden Seiten vom Feind angegriffen und in die Flucht geschlagen.

Schon hatten Welf und Agnes das Burgholz erreicht und die Steige, welche den Wald hinauf führt; da sprengte ein Graf von Zollern eilend ihnen nach und führte einen Streich von hinten auf den Helm des Welfen, dem schon beim Schloß ein Schlag mit der Hellebarde den rechten Arm gelähmt hatte. Mit einem fürchterlichen Schrei des Entsetzens sank Agnes fast vom Pferde, als im gleichen Augenblicke der Knappe des Welfen den Hieb mit der Lanze schwächte, und sich gegen den Grafen wendete, um seinem Herrn die Flucht möglich zu machen.

Das ganze Heer war nach einer Stunde aufgelöst und zersprengt, und nur mit Agnes und zwei Grafen von Calw erreichte Welf sein Schloß bei Reutlingen, das jetzt schon so weit aufgebaut war, um Sicherheit zu gewähren.

Die Schlacht bei Tübingen blieb lange im Andenken der dortigen Umwohner, und eine alte, kleine Kapelle,

die auf den Neckarwiesen stand, erinnerte noch vor 300 Jahren, da sie niedergerissen wurde, durch ihren Namen „Wendfeld“ an die Geschichte dieses Tages. — Zwei Jahre waren indessen verflossen, und fort und fort ward an dem Schlosse gebaut, um es zu einem der schönsten des Landes zu machen. Von Zeit zu Zeit kehrte Welf nach seiner väterlichen Burg bei Ravensburg zurück, bald verweilte er wieder in Reutlingen bei seiner Agnes. Da suchte der Kaiser Friedrich von Hohenstaufen das Haus der Welfen zu gewinnen und nöthigte seinen Anhänger, den Pfalzgraf von Tübingen, einen Fußfall vor Welf zu thun und ihn um Verzeihung anzuflehen.

Nun aber ersuchte er den Herzog Welf zu einem Kriegszug gegen die aufrührerischen Städte Italiens und den Pabst Alexander, der den Bannfluch auf den Kaiser geschleudert hatte.

Auch diesesmal ließ Agnes nicht eher mit Bitten ab, als bis sie ihrem Geliebten als Page in männlicher Tracht folgen durfte.

So zog denn Welf mit dem Kaiser nach Italien und führte ihm eine mannhafte Zahl Reisiger zu. An seiner Seite ritt der Erzbischof Christian von Mainz, ein kriegerischer Priester, der lieber Schwerdt und Kolbe schwang, als die Messe las. Es war eine hohe Riesengestalt, auf dem Haupte trug er einen goldnen Helm, um die Brust einen eisernen Panzer, darüber einen veilchenblauen Sammtrock. In der gewaltigen Faust führte er einen dreizackigen eisernen Streitkolben, wo-

mit er im letzten Kriege acht und dreißig edlen italiänischen Rittern die Zähne eingeschlagen hatte. Welf und der Erzbischof zogen eine Tagreise dem Kaiser voraus, mit ihnen der Schwaben Herzog Friedrich. Aber als sie in die Nähe von Rom kamen, trafen sie auf 30,000 Römer, aber ihr Häuflein bestand nur aus 1500 Reisigen. Schon wollte das Häuflein der Uebermacht weichen, da ergriff der riesige Erzbischof eine Fahne, stimmte den Schlachtgesang „Christ, der du geboren bist" mit donnernder Stimme an, und wetterte mit seinem Kolben auf die festgeschlossnen, geharnischten Reihen des Feindes. Zugleich bricht Herzog Welf mit 500 leichten Reitern in vollem Rennen auf den Flügel der Gegner, und nach kurzer Zeit ist die Schlacht gewonnen, der Feind flieht, und der riesenhafte Erzbischof, allen voran, schlägt die Flüchtigen zu Hunderten nieder. Als ein Wunder des Herrn pries der Kaiser diese That seines Vortrabes, denn 30,000 Römer wurden flüchtig von 1500 kaiserlichen Kriegsleuten, und 2000 wurden erschlagen.

Jetzt schlugen die Sieger ihr Lager vor Rom. Acht Tage dauerte der Kampf um die Stadt. Die Kriegsmaschinen und großen Wurfgeschosse prallten erfolglos an die Mauern der heiligen Stadt und der festen Peterskirche. Da warfen die Deutschen feurige Pfeile in die Marienkirche. Bald loderte sie in hellen Flammen auf und sank in Asche. Mit ihr schmolz ein wunderthätiges Christusbild vom reinsten Golde. Drauf zündete die Flamme auch in der Peterskirche, und während

dieses Schreckens drang der Schwabenherzog Friedrich und an seiner Seite Herzog Welf mit stürmender Hand in die feste Peterskirche und pflanzten die Reichsfahne zwischen römischen Leichen auf dem blutigen Altar auf.

Nun wollte der Kaiser gegen die aufrührerischen Städte ziehen, aber ehe das Heer noch Rom verließ, schlug der Engel der Pest das Heer mit seinem Schwerdt. Tag für Tag und Stunde für Stunde stürzten Ritter, Fußknechte und Knappen zu Boden, wälzten sich in Krämpfen, und starben so schnell hinweg, daß man kaum alle den Tag über begraben konnte. Während des Begrabens sanken oft die Begrabenden den Todten in die Grube nach. Nach wenigen Tagen waren Haufen von Leichen in den Tiberfluß geworfen und tausend andere vergifteten unbeerdigt die Luft. Ein Heer von Geiern und Raben bedeckte den Himmel und fiel über das Leichenfeld her. Kein Stand blieb verschont, und von den Häuptern der Fürsten bis zum geringsten Knecht herab ging der Todesengel mit gleicher Strenge. Es starben der Schwabenherzog Friedrich an der Seite Welfs, des Kaisers Kanzler, die Bischöfe von Speier, Regensburg, Prag, Augsburg und andere, der Pfalzgraf von Tübingen, Nassau, Hochberg und über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und am Rhein nebst fast allen Knechten, im Ganzen 25,000 Krieger.

Auch Welf war von der Pest ergriffen und voll Jammer pflegte ihn seine Agnes. Sie lief in der

ganzen Stadt Rom umher, bis sie den geschicktesten Arzt fand und gegen ein Säcklein Gold ihn bewog, ihrem Welf zu Hülfe zu kommen.

Mit dessen Unterstützung brachte man Welf in ein abgelegenes Haus auf einem freien Hügel ferne vom Pestgeruch, und nun wachte Agnes Tag und Nacht neben dem Kranken und pflegte ihn nach der Vorschrift des Arztes.

Am dritten Tage gingen dem Herzog alle Haare aus und sein Antlitz ward aschfarb und fahl — das war ein Zeichen, daß die Wuth der Krankheit nachgelassen, und nun schaffte Agnes zwei Maulthiere herbei und folgte mit ihrem Genesenden dem Ueberreste des Heeres, mit welchem der Kaiser, wie mit einem Leichenzug, von Rom abzog. Todesschwach, als Jammergestalten, schattenartig und haarlos und die Seuche im Herzen, schleppte sich das zusammengeschmolzene Heer der Heimath zu gegen die Alpen.

Nach einem mühsamen Uebergang über die hohen Eisgebirge und vom Heere getrennt, wandte sich Agnes nebst zwei Knechten und ihrem Kranken in die Thäler der Schweiz und der schwäbischen Heimath zu. Wohl schien manchmal der Herzog sich zu bessern in den reinen Lüften seiner Heimath, und eine Röthe flog wieder über seine Wangen, wenn er die treue Liebe betrachtete, mit der Agnes stündlich ihn pflegte; aber er hatte den Todeskeim im Herzen und der Wurm nagte fort und fort, welchen die Pest in ihn gelegt.

Es war ein warmer Septemberabend, die Sonne

vergoldete die prächtigen Zinnen der neuen Burg auf dem Berge bei Reutlingen, denn die Burg war just ausgebaut und schaute stolz in die Lande umher. So zog das Häuflein langsam den Berg hinauf und neue Hoffnung schwoll in der Brust des kranken Welf, denn da oben in den Prachtgebäuden wollte er mit seiner Agnes ein neues Leben beginnen und ihr für Alles danken, was sie an ihm gethan. Schon öffnete sich das hohe Thor und der Burgvogt trat ihm mit den Werkleuten und dem Baumeister entgegen, den Schlüssel in der Hand — da auf einmal sank der Herzog vom Maulthier in die Arme seiner Agnes — krampfhaft preßte sein Arm die treue Geliebte an sein Herz — sein Blick richtete sich auf das prächtige Thor, und dann warf er einen zweiten voll Schmerz und Innigkeit in seiner Agnes Augen, und mit einem tiefen Seufzer „ach! Allm — schloßen sich seine Lippen, und sein Auge brach.

Ach! Allmächtiger! schrie Agnes — und sank ohnmächtig neben die Leiche ihres Geliebten — der Todesengel hatte auch ihr Herz gebrochen und sie für immer vereinigt mit dem Geliebten ihres Herzens. Tief erschüttert standen der Vogt, Baumeister, die Schloßknechte und Werkleute um die beiden Leichen. Da sprach der Baumeister: Gott habe sie im Frieden, sie sind in ein herrlicheres Schloß dort oben in den lichten, ewigen Höhen eingezogen, als dasjenige, welches ich für sie erbaut. Noch harrte dieser Bau auf den Namen, welchen ihm der Schloßherr geben sollte —

Ach! Allm — waren seine letzten Worte — wohlan so nennen wir es von nun an: „Ach — allm!“

II.

Kloster Maria-Gnadenthal (Stetten)

unter Hohenzollern.

Tief unten am Fuße des Zollerbergs, am Ufer der kleinen Killer gen Hechingen hin, liegt das friedliche Dörflein Stetten mit dem ehemaligen Kloster Maria-Gnadenthal, das durch einen unterirdischen Gang mit der Burg Zollern verbunden war. Schon um das Jahr 1259 soll dieses Klösterlein gestiftet worden seyn, denn im J. 1261 nimmt Pabst Alexander das Kloster Gnadenthal Augustinerordens in seinen Schutz, und bestätigt alle demselben von seinen Vorfahren verliehenen Privilegien. Ferner im Jahr 1264 übergab Pfalzgraf H (ugo) von Tübingen alle Güter, welche Walther, genannt Maistiman von Rotenburch, von Ritter Berthold von Ehingen erkaufte. Der Stifter war Graf Friedrich der Erlauchte von Hohenzollern mit seiner Gemahlin Udilhilde von Dillingen. Graf Friedrich soll aus folgenden Gründen das Kloster gestiftet haben. Als viele Herren des Schwabenlandes von Kaiser Friedrich II. abfielen, stellte auch er sich unter die Zahl seiner Gegner. Doch, als sich das Blatt

wendete und Friedrich in Deutschland anerkannt wurde, da unterwarf sich der Graf dem Kaiser, und soll nur unter der Bedingung Gnade erlangt haben, daß er gelobte, ein Frauenkloster zu gründen. Zuvor soll an seiner Stelle ein Johannithaus gestanden seyn. Auch soll beim Bau dieses Klosters vorgekommen seyn, was man von manchen andern Klöstern und Kapellen erzählt. Zuerst war das Fundament zum Kloster an einem andern Platz gelegt. Da wurden in der Nacht bis an den frühen Morgen durch die Engel die Steine dahin getragen, wo nunmehr das Kloster steht. Mit dem Jahr 1267 erweiterte Graf Friedrich mit seiner Gemahlin diese Stiftung laut des Stiftungsbriefs, wo es heißt: Friedrich, von Gottes Gnaden Graf von Zolre, erweitert die Stiftung des von ihm zum Gedächtniß seiner Gemahlin Udilhildis und seiner Kinder gegründeten Klosters Stetten Augustinerordens, baut den Nonnen eine neue Wohnung und bestätigt die denselben verliehenen Güter und Privilegien. Zugleich bestimmte er die der Jungfrau Maria geweihte Klosterkirche zur Grablege seines Geschlechts. Graf Friedrich starb im Jahr 1289 und war der Erste seines Geschlechts, dessen irdische Hülle im Kirchlein des Klosters eingesenkt wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sich Udilhildis in das Kloster Stetten zurück, wo sie bis an ihren Tod als Schwester lebte. Ihre Tochter Williburgis ließ sich ebenfalls in dieses Kloster aufnehmen, und so finden wir noch mehrere des Geschlechts, die nach ihr in

Stetten den Schleier genommen: Sophia von Zollern im Jahr 1300, Agnes im J. 1354—66, Luitgard, Beatrix, Sophia im J. 1413, Anna † im J. 1418. Im J. 1278 wurden die Nonnen zu Stetten dem Predigerorden einverleibt. — In Folge mancher Jahrzeitstiftungen, die besonders von Frauen des Geschlechts von Zollern und Andern ausgingen, erwuchsen dem Kloster Stetten mancherlei Güter und Einkünfte. So stiftete im J. 1351 ein gewisser Albert Walch der Jüngere zum Heil der Seelen seiner verstorbenen Gattin eine Jahrzeit, auf immer zu feiern. Ein Johannes Walch that zu dieser Stiftung noch 5 fl. hinzu. Im Jahr 1380 stiftete das hochgeborne Fräulein Beatrix von Zollern-Schalksburg für ihren Bruder, Graf Friedrich von Zollern-Schalksburg, den Ritter, einen Jahrtag: dieselbe starb als Nonne zu Stetten. Im J. 1382 begaben Fritz von Altdorf und Werner der Schenke von Staufenberg das Kloster. Im Mai des Jahrs 1384 gab Frau Agnes von Gundelfingen, geb. Gräfin von Zollern, mit ihrem Sohne Friedrich dem Kloster den Hof zu Meidelstetten, zur Stiftung eines Jahrtags für ihren seligen Gemahl, Swigger von Gundelfingen; sie erweitert im Jahr 1384 mit ihrem Sohn Friedrich diese Stiftung. Im J. 1390 verkaufen Schenk Werner von Staufenberg und seine Gattin Ursula, Tochter des weiland Friedrich von Altdorf, der Priorin und dem Convent zu Stetten einen Hof mit ihren Gütern zu Niederhechingen, namentlich Pfawenhof u. s. w., welche sie von Volkard

und Eitel Walch so wie Albert von Synhingen, denen sie verpfändet waren, wieder gelöst hatten. Im Jahr 1392 machen der genannte Volkard Walch und seine Hausfrau Adelheid dem Kloster eine Schenkung. Im Jahr 1394 empfängt Aberli der Schmid, weiland Vogt zu Hechingen, von der ehrwürdigen, geistlichen Frauen Adelheid, der Priorin und dem Convent des Klosters zu Stetten, Prediger Ordens, zu einem rechten Lehen anderthalb Mansmad Wiesen, gelegen im Gailkofen, mit guter Gunst und Willen Guten der Walchin, Klosterfrauen zu Stetten in dem Kloster, und Itel Walchs, ihres Bruders. Im Jahr 1397 verkauft Wilhelm Schenk von Staufenberg 30 Schillinge Einkünfte an das Kloster. — Dieses Wenige aus der Klosterchronik von Stetten zeigt uns, wie sich besonders im 14. Jahrhundert die Einkünfte des Klosters schnell mehrten. Sie reichten so weit hin, daß in alter Zeit an 20 Nonnen zu Stetten ihr Unterkommen fanden. Aber durch die Ungunst der Zeiten, besonders aber, so berichtet Franz Petri in seiner „Chronik schwäbischer Klöster vom Jahr 1699“ durch Bedrückung von Seiten Andersgläubiger, wohl im 16. Jahrhundert, wurden die Einkünfte bis zur Hälfte geschmälert. Auch wurde das Kloster am Ende des 15. Jahrhunderts von einem Brandunglück heimgesucht, in welchem das Archiv zu Grunde gegangen. Doch erhielt sich das Kloster in gutem Wesen noch im 17. und 18. Jahrhundert. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde es aufgelöst, doch behielten

die überlebenden Nonnen darin ihren Aufenthalt. Noch vor dreißig Jahren hat der Verfasser dieser Blätter bei einer Fahrt auf den Zollerberg drei Klosterfrauen zu Maria-Gnadenthal begrüßt und recht freundliche Aufnahme bei ihnen gefunden, denn längst hatte bei ihnen, die mit einander über 200 Jahre zählten, die strenge Clausur aufgehört.

Kloster und Kirche, von denen das erstere bald zu einer Kaserne eingerichtet wurde, hatten schon damals wenig Merkwürdiges mehr aufzuweisen. Die alten Leichensteine lagen zerstreut im Garten umher, und wurden zu diesem und jenem ökonomischen Zwecke benützt, wie es so oft schon mit solchen Grabmälern gegangen ist. Manche alte Gemälde, gemalte Fenster, Sculpturarbeiten u. dergl. waren in früheren Zeiten in der Kirche, aber sie wanderten im Jahr 1823 in die alte Michaeliskapelle auf dem Hohenzollern. Mit einem in derselben befindlichen alten Marienbild, so wie einem früher da gewesenen gemalten Christusbilde verbinden sich einige Legenden, welche uns der schongenannte Franz Petri ganz treuherzig erzählt. Zuerst stand das Marienbild auf einem Altar im Dorment des Klosters, wo es seit Gründung desselben alle Zeit Gegenstand der Verehrung gewesen. Graf Eitelfriz nahm es aus dem Dorment und stellte es in der an die Kirche anstoßenden sehr alten Kapelle Johannis des Täufers auf, um vor demselben seine täglichen Gebete darzubringen. Aber die h. Jungfrau wollte lieber, wie bisher, im Kloster verehrt werden,

und so wanderte das Marienbild, (wie wir hörten, sagt der Berichterstatter) es selbst ganz allein wieder auf das Klosterdorment, und das ist dreimal in der Nacht geschehen. Dasselbe Bild ist auch nachher bei einem Brand unversehrt geblieben, und darum auch von den Gläubigen in großen Ehren gehalten worden. Auch befand sich in der Kirche ein altes Gemälde, welches den Heiland vorstellte, wie er das Kreuz trägt, und hieß das Zollerische. Dasselbe soll die merkwürdige Eigenschaft gehabt haben, daß es allen Herren von Hohenzollern und ihren Kindern als Vorbote diente. Es war gewöhnlich verschlossen. Starb nun ein älterer Graf von Zollern, so war drei Tage zuvor das Gemälde aufgeschlossen und Jedermännig-lich sichtbar; starb aber ein Minderjähriges aus der Familie, so war nur der Riegel zurückgeschoben. Zum letzten Mal soll dieß vor dem Tode des Grafen Eitel-friz II. geschehen seyn. Sobald derselbe von den Nonnen erfahren, daß das erwähnte Gemälde geöffnet sey, so ließ er so schnell als möglich seinen Bruder, der zu Haigerloch darnieder lag, davon in Kenntniß setzen, er selbst aber erkannte, daß auch ihm solcher Gestalt sein Sterbestündlein prophezeiht sey. Wirklich starb auch der gute Herr Eitelfriz drei Tage darnach unvermuthet von einem Schlage gerührt, den 9. Febr. 1488. Er war der Erste des Geschlechts, der in der Kirche zu Hechingen begraben worden, wohin von nun an das Familienbegräbniß verlegt wurde. Das ge-nannte Gemälde ging leider! wenige Jahre nach dem

Tode des Eitelfriz in dem schon genannten Brand zu Grunde, während ein großes hölzernes Cruzifix, gleichfalls der Gegenstand großer Verehrung, in dessen Nähe das Gemälde gehangen, von dem Feuer nicht einmal angebrannt wurde. Ein weiteres Bild in der Klosterkirche zieht unsre Aufmerksamkeit auf sich. Das ist eine Art Votivgemälde und berichtet eine Geschichte, die mit einem an dem Wege auf dem Zollerberg stehenden Bildstock (Bild des Gekreuzigten) in Verbindung steht.

Der Schuß in das Christusbild.

Am Hofe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern diente als Knappe der Junkherr Kuno von Baldegg, den sein Vater seit zwei Jahren dahin gesendet hatte, um Ritterschaft zu erlernen. Der Knappe Kuno stand bei seinem Herrn in großen Gnaden, denn er war alle Zeit bereit in seinem Dienste, und zeigte in allen ritterlichen Dingen großes Geschick und seltene Gewandtheit. Graf Eitelfriedrich hatte ein einziges Töchterlein, die minnigliche Bertha. Kuno, der oft mit Aufträgen seines Herrn in das Frauenzimmer der Gräfin Gertrud von Zollern kam, sah die liebreizende Bertha, und war bald in Liebe gegen sie entzündet — ja er liebte sie mit ganzer Inbrunst seiner Seele, und nur sie war der Gegenstand seiner Gedanken bei Tage, und wenn er schlief, das Bild seiner Träume. Doch so sehr sich Kuno um die Liebe

der jungen Gräfin bewarb, und ihr auch bewies, wie er ohne ihre Liebe sich unglücklich fühle, es war umsonst all sein Werben, denn Bertha, das erst aufblühende Fräulein, wollte noch Nichts von Liebe wissen. Wie glücklich hätte sich Kuno gefühlt, wenn seine Liebe nur mit einem freundlichen Worte erwiedert worden wäre, aber es war nicht des strengen Schicksals Wille, daß ihn Berthas Liebe beglücken sollte. Lange trug er in sich das geheime Leid — das Leben mit allen seinen Reizen war ihm zuwider geworden; doch er sollte noch schwerer geprüft werden. Der Sohn eines Ritters aus der Nachbarschaft, Wolfhard von Schramberg, war seit wenigen Wochen ebenfalls an den Hof des Grafen von Zollern gekommen, um Ritterschaft zu erlernen. Der war schlank von Wuchs und schön von Angesicht, und was er sprach, war holdselig zu hören, und gefiel wohl den Frauen wie den Herren. Da trat Kuno in den Hintergrund, der doch zuerst vor Jedmänniglich so gar hoch gestanden war, und die Gunst Aller, besonders den Frauen, wandte sich auf Wolfhard von Schramberg, der kunstgeübt die Herzen zu gewinnen wußte. Aber Kuno verstand das nicht, denn sein Wesen war ehrlich und gerade, und er kannte keine Kunstgriffe. Sein Harfenspiel, mit dem er oft Ritter und Frauen ergötzt hatte, galt Nichts mehr, denn der Wolfhard von Schramberg war ein gewandter Bogenschütze, und Alles, nach dem er zielte, mußte seinem Schuß erliegen. Darüber grämte sich Kuno wenig, daß alle Anderen sich ihm zuwen-

deten, und allein ihn lobten und priesen, aber das machte ihm Höllenqualen, daß Bertha, die bisher stets die Gesellschaft der Männer gemieden hatte, sich an Wolfhards Umgang erfreute, daß sie oft mit Wohlgefallen an seinen schönen Gesichtszügen und an seinem schlanken Wuchse hieng, und nicht ihr Auge von ihm verwandte, wenn er im Hof stand und nach einem Vogel schoß, während ihr Kuno's Harfenspiel eine gleichgültige Unterhaltung geworden war. Es regte sich in seinem Innern die Eifersucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er sahe Mehr, als wirklich der Fall war, er wähnte, Bertha fühle Liebe für den Wolfhard, und doch war es Nichts anderes als freundliche Hinneigung zu seinem Gemüthe, das mehr weibisch als männlich war. Und doch liebte Kuno das Fräulein noch mit ganzer Seele, ja mit Leidenschaft. Er mußte sie lieben, so sehr er sich Mühe gab, aus seinem Herzen ihr Bild zu verdrängen.

Da geschah es einmal, daß der Graf von Zollern ein Fest feiern wollte; zu diesem Feste sollten Alle, die im Bogen geübt wären, einen Wettkampf halten, und wer das Beste thun würde, der sollte den Siegerdank empfahen aus der Hand der jungen Gräfin. Das freute den Junker Wolfhard, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf nur ihm gelte, auf daß er seine Kraft zeige, und als Sieger aus dem Kampf hervorgehe. — Alles rüstete sich auf diesen Tag; es kamen Schützen aus der ganzen Umgegend. Auch Kuno rüstete seinen Bogen und Köcher, aber er

meinte wohl, daß er umsonst nach dem Siegerdank strebe, denn er führte zwar das Schwerdt mit Kraft und Geschick und konnte die Saiten der Harfe schlagen, aber im Bogen war seine Hand unstät. Betrübt ging er am Abend vor dem Fest unter der Burg im Thale. Gern wäre er dem Fest entgangen, um nur nicht sehen zu müssen, wie er zu Schanden würde, während der Schramberger triumphirte und den Preis empfänge. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Kuno schaute ihm in das Angesicht, und erschrack, denn es waren schreckliche Züge, wie er noch nie gesehen hatte. Was fehlt euch, edler Junker? fragte ihn der Mann mit einer Freundlichkeit, die ihm durch Mark und Bein drang; ihr geht so düster, und morgen ist ja ein lustiger Tag. Für mich nicht, entgegnete Kuno. Ah bah! lachte der Rothmantel, ihr dürft nur gut treffen, und ich wüßt' ein Mittel, daß ihr auch mit eurer unstäten Hand treffen könntet, und wenn das Ziel auch das fernste wäre. So nenne mir doch dieses Mittel, bat Kuno den Rothmantel. Ich will euch das Mittel sagen, und es ist bewährt, versetzte der Rothmantel mit Grinsen. Dort an der Kreuzstraße steht ein Bild aus Holz. — Das Christusbild meinst du? fragte Kuno, und der Rothmantel schreckte sichtbar zusammen, als er den Namen des Gekreuzigten nannte. Ja, sagte der Rothmantel, das mein' ich. Nun nehmet ihr euren Bogen, belehrte ihn der Rothmantel, zielt mit eurem Pfeil auf das Bild, bis ihr es dreimal getroffen,

und jedes Mal zieht ihr wieder den Pfeil heraus. Mit diesem Pfeil dann — das seid versichert — treffet ihr euer Ziel, und ihr erhaltet den Preis aus der Hand des Fräuleins. O Gott! rief Kuno, das kann ich nicht vollbringen. Nun, lachte der Rothmantel, so will ich euch nur sagen, morgen ist der Junker Wolfhard Sieger; wenn er aber den Preis erlangt, wird ihm vollends des Fräuleins Huld, dessen Herz er gefesselt, und ihr könnet ihm zusehen, wenn er die Braut zum Altare führt. Nein, bei Gott! rief Kuno, und die Eifersucht regte sich heftiger, denn zuvor in ihm, das soll nicht geschehen, er soll nicht triumphiren der Milchbart, ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbring es. So gebet mir euer Wort, sprach der Rothmantel, daß ihr den Gescheidten machen wollet. Der Junker reichte ihm die Hand, aber es war ihm, als ob sie zwischen zwei glühende Eisen gedrückt würde. Der Rothmantel verließ ihn und verschwand im Gebüsche. Kuno ging auf die Burg zurück.

Blaß schien der Mond über das weite Thal, als er, den Köcher und Bogen um den Nacken, von der Burg wieder zu Thale stieg. Bald war er zur Stelle. Lieblich bestrahlt vom Monde, stand auf der Kreuzstraße das hölzerne Bild des Gekreuzigten, vor dem er schon oft gekniet und seine Andacht verrichtet hatte, wenn er des Wegs kam. Er stellte sich in geringer Entfernung von dem Bilde, und wollte den Bogen fassen; da rührte ihn Jemand am Kleide; er sah hinter sich. Ein kleines Männlein stand hinter ihm: es däuchte

ihn, es wäre der arme Mann, der oft vom Dorfe auf die Burg kam, um ein Almosen zu erflehen. Edler Junkherr, begann das Männlein, was habt ihr im Sinne? thut doch das nicht! was ihr vorhabt, ist die größte Sünde. Was gehet es dich an? fuhr ihn Kuno mürrisch an — mach', daß du nach Hause kommst, es ist schon spät. Der Junkherr erhob den Bogen, und legte einen Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da zerrte das Männlein wieder am Kleide. Ich bitt' euch um Gotteswillen, flehte es, lasset ab. Kuno hörte nicht auf den warnenden Eccard, und stieß mit dem Fuße nach ihm; da verschwand das Männlein. Er legte noch einmal an, seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab und ging zum Bilde — da haftete der Pfeil in des Bildes Haupt. Kuno zog den Pfeil heraus und ging wieder zur Stelle. Der Pfeil flog zum zweiten Mal, und er haftete in des Bildes Füßen. Er flog zum dritten Mal; Kuno ging hin, und der Pfeil saß in dem Herzen des Gekreuzigten. Kuno zog nun den Pfeil heraus, aber es war ihm, als ob er alle Kraft anstrengen müßte. Das Bild blickte ihn an, und es däuchte ihn, als ob das leblose seine Augen öffne und ihn starr anblicke. Endlich gelang es ihm, den Pfeil aus dem Bilde zu ziehen, aber blutroth quillte es hinter dem Pfeile, der wie in Blut getaucht war. Da überfiel den Junkherrn ein kalter Schauer, Hände und Füße bebten ihm, er konnte nimmer von der Stelle und war wie ein Gelähmter. Da lag er, dem

die Strafe seiner Sünde auf dem Fuße folgte, vor dem Bilde des Gekreuzigten, todesmatt wie ein Sterbender, bis zum frühen Morgen. Da kam der Beichtiger von Maria-Gnadenthal des Wegs, der gewöhnlich um diese Zeit von Hechingen her kam, um den Frauen im Kloster die Frühmesse zu lesen. Betet für mich, frommer Bruder, rief Kuno dem Priester zu — und es war wie die Stimme eines Sterbenden — er konnte nicht mehr sein Haupt in die Höhe heben vor Mattigkeit. Da kniete der Priester vor ihm nieder, und hörte die Beichte des größten, aber auch reuigsten Sünders; er erquickte ihn nach der Beichte mit dem Leib des Herrn, der ja auch dem reuigen Petrus verziehen, welcher ihn dreimal verläugnet hatte. Ein Kreuz außerhalb des Kirchhofs zu Stetten bezeichnet die Stätte, wo der Leichnam des sündigen Junkherrn eingesenkt wurde.

III.

Schloß Sachsenheim.

Auf einer Anhöhe über dem Flüßchen Metter liegt das Städtchen Groß-Sachsenheim mit seinem Schlosse, das jetzt noch bewohnbar und mit einem Vorhof und Graben umgeben ist. Das frühere stattliche Aussehen

des Schlosses, welches einst der Sitz eines bedeutenden ritterlichen Geschlechts gewesen ist, ist ganz und gar verschwunden. Auch ist es nicht mehr jenes „schöne fürstliche Schloß und fürstlicher Wittumssitz", wie es noch im Jahr 1699 der alte ehrliche Pfarrer J. M. Rebstock gesehen; aber immer ist das Schloß Sachsenheim noch ein schöner Herrenhof, da können immer noch adeliche Herren aus- und eingehen. Schloß Sachsenheim war in alten Zeiten der Sitz einer Herrschaft, zu der außer Groß- und Kleinsachsenheim noch mehrere Dörfer gehörten.

Wenn wir dem Namen Sachsenheim einen recht alten Ursprung geben wollen, so erklären wir Sachsenheim für eine Niederlassung der alten Sachsen, welche einst Karl der Große nach Unterjochung des alten Sachsenvolkes in die süddeutschen Lande nach Schwaben und Franken versetzt haben soll, um sie mit den süddeutschen Völkerstämmen zu amalgamiren. Eine andere Erklärung, die schon der ehrenwerthe wirtembergische Historiograph Sattler aufstellte, wäre die, daß Sachsenheim, in alten Urkunden auch Sassenheim geschrieben, ganz einfach seinen Namen von Sassen (Insaßen) erhalten hätte. Schon im Jahr 1161 kommt ein Gut in Sachsenheim unter den Besitzungen des Klosters Odenheim vor, und wohl um eben diese Zeit besitzt das Kloster Reichenbach im Schwarzwald daselbst Güter; es ist aber wohl das Dorf Klein-Sachsenheim darunter verstanden. Doch auch um

dieselbe Zeit werden Güter des letztgenannten Klosters in beiden Sachsenheim aufgeführt.

Das edle Geschlecht, das sich vorzugsweise von Großsachsenheim nannte, gehörte zu der Vasallenschaft der mächtigen Grafen von Vaihingen, und erscheint erst ein Jahrhundert später in der Geschichte. Ein Hermann von Sachsenheim lebte bereits vor dem Jahr 1284, denn seine Söhne zeugen in diesem Jahr in einer Urkunde ihres Lehensherrn des Grafen Cunrad von Vaihingen. Sie führen im Wappen einen Huth mit zwei gegeneinander gebogenen Ochsenhörnern über einem Schild mit einem Kreuze. Die Namen Hermann und Friedrich (Fritz) scheinen häufige Familien-Namen gewesen zu sein. Darum war jener Heilwig von Sachsenheim, der im Jahr 1289 mit seiner Hausfrau Guta alle seine Güter, bewegliche und unbewegliche, für ein jährliches Leibgeding dem Kloster Rechenshofen vermachte, wohl Keiner von der adelichen Familie von Sachsenheim.

Von den beiden Brüdern Hermann und Friedrich scheint der Stamm der Herren von Sachsenheim sich in zwei Zweige getheilt zu haben. Zwei Söhne Hermanns, Bernold und Hermann, leben im Jahr 1324. Hermann hatte einen Sohn gleichen Namens und eine Tochter Irmendrut. Der Sohn erscheint später im Jahr 1368 unter dem Namen „den man nennet von Helfenberg“ (einer nicht fernen Burg) und wurde wohl der Gründer des Nebenzweigs. Söhne dieses Hermanns waren Fritz und Hermann von Sachsenheim,

welche im Jahr 1385 mit Graf Eberhard von Wirtemberg Fehde anfingen. Als ihnen der Graf ihre Güter verheerte, baten sie um Frieden und unterwarfen sich wieder ihren Lehensherren. Hermann hatte einen Sohn desselben Namens, der im Jahr 1395 als Probst zum h. Kreuz-Stift in Stuttgart vorkommt. Dieser gab im Jahr 1402 seine Einwilligung dazu, als sein Vater alle seine Güter bei Stuttgart an den Grafen Eberhard von Wirtemberg verkaufte. — Der Hauptzweig blühte in zahlreichen Gliedern fort und erwarb noch bedeutende Güter zu den frühern Besitzungen. So kaufte Friedrich von Sachsenheim, wohl der Sohn des erst genannten Friedrich, im Jahr 1336 von dem Markgrafen Rudolf von Baden seine Stadt Bönnigheim sammt der Burg Magenheim, die er vom Hochstift Mainz zu Lehen getragen. Diese Stadt blieb von nun an bei der Familie von Sachsenheim, nur wurde es ein Ganerbenbesitz, da noch mehrere Edelleute daran Antheil hatten. Friedrich von Sachsenheim hatte wahrscheinlich drei Söhne, Kunz, Hans und Bernold. Kunz von Sachsenheim versetzte im Jahr 1368 unter Bürgschaft dieser seiner Brüder, so wie seines Vetters Hermann, gen. v. Helfenberg, den Frauen zu Rechenshofen verschiedene Gülten. Kunz ist wohl derselbe, welcher noch im Jahr 1378 auf der Burg Magenheim gesessen, während vielleicht Hans, sein Bruder, den man auch Kleinhans nannte, zu Bönnigheim saß. Daselbst ist seit dem Jahr 1384 weiter begütert ein Walther von Sachsenheim. Im Jahr 1388 schließt

Wilhelm von S. einen Burgfrieden mit seinen Ganerben zu Bönnigheim. Im Jahr 1390 trat sein Bruder Hans demselben auch bei. Ein Fritz v. S. verkauft im Jahr 1408 seine Güter zu Bönnigheim an Weiprecht von Fürhenfeld. Im Jahr 1441 verschreiben sich Bechtold und Schwarzfritz v. S. gegen den Domdechant zu Speier wegen der Lösung des ihm von ihnen versetzten Viertels an der Stadt Bönnigheim. Noch im Jahr 1452 ist Schwarzfritz v. S. zu Bönnigheim; aber im Jahr 1465 verkauft er seinen Antheil an Bönnigheim an Adam Schenk von Winterstetten. Dann im Jahr 1479 verkaufen Hans und Reichard von Sachsenheim, Gebrüder, ihr Drittel und Achtel zu Bönnigheim an Ludwig von Nippenburg, und so kam die Besitzung zu Bönnigheim von der Familie. Der schon genannte Schwarzfritz, der Aeltere, besaß noch die Burg Magenheim, die er im Jahr 1465 von Wirtemberg zu Mannlehen empfangen hatte, und die er nun zu seinem Wohnsitz wählte. Seine Söhne Martin und Schwarzfritz erhielten im Jahr 1474—75 diese Burg gemeinschaftlich zu Lehen. Schwarzfritz wohnte auf Burg Magenheim, er verlor sie aber widerwärtiger Weise. Als er um die genannte Zeit den Sebastian von Neuhausen und seine Gesellen, welche im Wirtemberger Lande Straßenraub getrieben, mit ihrer Beute in sein Schloß einnahm, wurde er darin aufgehoben und ins Gefängniß gelegt. Auf Fürbitte des Pfalzgrafen Philipp wurde er zwar wieder frei gegen eine Urphede,

er mußte aber sein Schloß Magenheim abtreten, und nun kam sein Bruder Martin in den alleinigen Besitz. Nach ihm werden wieder zwei Besitzer des Schlosses, Reinhard und Wilhelm v. S. genannt. Im Jahr 1509 streiten Beide mit einander wegen eines Lehensstücks, das Hermann von Sachsenheim hinterlassen, und es ward dahin gethädigt, daß Wilhelm das Schloß behalten und im Bau erhalten soll, wenn er aber ohne Nachkommen stürbe, soll es an Reinhard wieder lediglich heimfallen. Das geschah auch, denn schon im Jahr 1534 übergab Wilhelm, der alle Hoffnung zur Nachkommenschaft verloren hatte, seinem Vetter Reinhard das Haus Magenheim, doch so, daß er es erst nach seinem Tode beziehe. Reinhard, der Schwäher des berühmten Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, empfing im Jahr 1553 das Schloß von Wirtemberg zu Lehen, und wohnte wohl bald hier, bald auf dem Schlosse zu Sachsenheim. Er vereinigte alle Besitzungen der Familie in seiner einen Hand, aber diese waren ziemlich gemindert. Zudem, daß Bönnigheim nicht mehr zur Familie gehörte, war auch von den Stammgütern des Hauses Manches veräußert worden. Im Jahr 1471 hatte Conrad v. S., Berchtolds Sohn, mit Bewilligung seines Bruders Hansen und dessen Sohn Conrad, seinen dritten Theil an den Dörfern Groß- und Klein-Sachsenheim und Sersheim an Graf Eberhard von Wirtemberg veräußert. Im Jahr 1481 aber verkaufte Frau Helene Kaibin, Hansen v. S. Wittib,

ihren Theil an den beiden Sachsenheim, sowie an Zimmern (Metterzimmern) und Sachsenheim unterm Berg, gewöhnlich Untermberg genannt, auch ihre Güter zu Bissingen an den genannten Grafen Eberhard von Wirtemberg gegen ein jährliches Leibgeding. Als Reinhard alleiniger Besitzer war, baute er das Schloß zu Großsachsenheim wieder auf, das im Jahr 1542 mit der Hälfte des Orts Großsachsenheim abgebrannt war. Er vollendete den Bau im Jahr 1544. Von Reinhard ging Sachsenheim mit dem Schloß Magenheim an seinen Sohn Bernhard über, der bei Herzog Christoph in großen Gnaden stand. Bernhard starb ohne männliche Erben im Jahr 1562, und so wäre die Familie erloschen, wenn nicht der als Besitzer von Schloß Magenheim genannte Wilhelm v. S. einen Sohn Gall hinterlassen hätte, den er mit einer Magd erzeugte, die er nachher ehelichte. Gall bewarb sich um die eröffneten Sachsenheim'schen Lehen, erhielt aber nur das Schloß Magenheim, das er bis zum Jahr 1592 besessen. Die älteren Lehen und Güter des Geschlechts, Groß- und Klein-Sachsenheim u. dgl. fielen an Haus Wirtemberg zurück, das nach Aussterben der Grafen von Vaihingen die Lehenschaft überkommen hatte. Herzog Christoph verglich sich mit den Allodialerben, welche noch vorhanden waren, und zahlte namentlich den 13 Tochterkindern Reinhards von Sachsenheim je einem 500 fl., und so verzichteten diese auf alle ihre Ansprüche. Aus der Sachsenheim'schen Herrschaft wurde nun ein eigenes Amt

gemacht, das im Jahr 1581 der Landschaft, jedoch unter gewissen Vorbehältnissen, einverleibt wurde; denn es wurden viele Gefälle und Gerechtigkeiten der Frau Herzogin Wittib Johanna Elisabetha von Wirtemberg überlassen. Im 30jährigen Kriege, besonders aber auch im französischen Krieg, im Jahr 1693, hatte das Amt durch Plünderung Viel zu leiden; im letzteren Kriege wurde auch das fürstliche Schloß sehr übel ruinirt. Doch hat es sich noch in gutem wohnlichen Stand erhalten, wohl in eben der Gestalt, in welcher es Reinhard von Sachsenheim im Jahr 1544 erbaute, wie noch jetzt die Inschrift über dem Thore es anzeigt. Damals war das Schloß noch ein fürstlicher Wittumsitz, später wurde es die Wohnung der Oberamtleute, bis im Jahr 1806 das Amt aufhörte. — Ehe wir das Schloß Sachsenheim verlassen, gedenken wir noch eines ritterlichen Dichters, der diesem Geschlecht angehörte. Es ist Hermann von Sachsenheim, der wohl am Hofe der Grafen von Wirtemberg lebte, im J. 1458 starb und in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben liegt. Sein größeres Gedicht heißt die Mörin, ist in kurzen Reimzeilen abgefaßt, und wurde zu Worms im J. 1536 gedruckt. Es enthält die Erzählung, wie der Verfasser an den Hof der Frau Venus gezaubert, dort wegen mehrfacher Vergehungen gegen die Majestät der Göttin vor Gericht gestellt, und von einer der Hoffrauen, Brinhilt, einer Möhrin, hart verklagt, endlich aber wieder befreit wird. Er findet an diesem Hof einen

Freund und eine Stütze an einem alten grauen Bruder von treuer Art, mit Namen Eckart, der ihn vertheidigt. Besonders ergötzt und gewinnt Hermann den Hof durch mannigfaltige Erzählung von allerlei Schwänken und Geschichten, unter denen sich auch jener Schwank findet, wie eine Hexe bei Urach ihren Mann auf ein Kalb setzte, mit dem über das tiefe Albthal bei Lenningen setzte, und in Einer Nacht eine Botschaft des Grafen von Wirtemberg nach Prag förderte.

Mit dem Brande des Schlosses Sachsenheim im Jahr 1542 verbindet sich eine Sage, die sich von Enkel zu Enkel erhalten hat.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Im alten Schlosse zu Sachsenheim lebten vor mehreren hundert Jahren zwei alte, fromme Leute, welche sich wohlthätig gegen die Armen, fleißig in ihren Verrichtungen, und andächtig in ihren Gebeten zeigten. Mit ihnen lebte eine Magd, die ebenso fromm und fast eben so alt war. Seit grauen Jahren aber bemerkte man auf Sachsenheim einen Kobold, der einen kleinen Kopf und feurig blitzende Augen hatte, sich beständig im Keller aufhielt und zu seinem Vergnügen an die Fässer pochte, daher er Meister Klopferle genannt wurde. Uebrigens war er sehr gutmüthiger Natur, spielte wohl auch mit den Kindern im Freien, und half hin und wieder, wenn es viel zu thun gab. Besonders gutthätig war er gegen die

zwei alten Leute; er verfertigte ihnen fast alle Arbeit, schleppte Holz herbei, scheuerte und fegte, brachte wohl auch Braten, oder besonders guten Wein und manchmal auch ein paar Goldstücke. Dafür liebten ihn auch die drei alten Leute sehr, ließen sich von ihm, wenn er guter Laune war, Märchen erzählen, und betrugen sich überaus freundlich und zuvorkommend. An jedem Festtag wurde ihm ein Teller mit fein zubereitetem Braten und Backwerke in den Keller gestellt, wofür er gewöhnlich ein Goldstück zurückließ; bezahlte er aber manchmal seine Zeche nicht, so war man gegen ihn nicht minder freundlich, als wenn er es gethan hätte.

Nun starben die alten Leute, welche sich so herzlich geliebt hatten, in einer und derselben Stunde, und ein geiziger Vetter erbte das Schloß, der, wie er von dem Kobold hörte, sogleich die bejahrte Magd zwang, den Geist aufzufordern, seinen ganzen Schatz herauszugeben. Der Geist ließ ihn warnen, dieses nicht wieder zu verlangen. Darüber ergrimmte der Geizhals, nannte den Kobold filzig, schimpfte und bedachte nicht, daß er selbst mit Leib und Seele an seinem Gelde hing, und überhaupt gar kein Recht habe, solch eine habgierige Forderung zu machen. Nachdem auch eine zweite Aufforderung vergeblich war, drohte man dem Geiste, ihn aus dem Schlosse bannen zu lassen. Die Drohung wurde jedoch nur mit Hohnlachen von demselben aufgenommen, und die folgenden Nächte rumorte es in dem Keller, daß Niemand ein Auge schließen

konnte. Man hörte die Fässer herumrollen, ja sie sogar an die Wand werfen. Ging man die Treppe hinab, so war alles ruhig, die Fässer befanden sich auf ihrem gewöhnlichen Platze und auf dem größten ritt der Kobold, was wegen der kleinen Beine höchst possirlich aussah. Den Ankommenden blitzte er mit gräulichen Augen entgegen, daß ihnen das Lachen gar nicht in den Sinn kam, und sie mit gesträubten Haaren die Treppe hinaufliefen. Am fünften Tage endlich wurde ein Geistlicher hinabgesendet, der Weihwasser, einen Wedel und ein Brevier mitnahm. Alles wurde mit dem Wasser besprengt, es wurden geistliche Lieder gesungen, aus dem Brevier gebetet, aber es half alles nichts; der Kleine saß unbeweglich auf dem Fasse. Vielleicht verstand er kein Latein und konnte so dem Bannstrahl nicht Folge leisten. Als ihm aber die Sache zu bunt wurde, sprang er auf, drohte mit der Faust, und sogleich schlugen aus allen Fässern Flammen empor und setzten das ganze Schloß in Feuer, das bis auf den Grund niederbrannte, so daß kein Mensch sich retten konnte. Ueber der Glut aber schwebte der Kobold, einen Zweig im Munde haltend, an dem ein Blatt und drei Eicheln sich befanden.

IV.

Ober-Klingenstein

im Blauthal.

Ueber dem kleinen Dorfe Klingenstein, hoch auf einem steilen Felsen an dem rechten Ufer der Blau, steht Schloß Klingenstein. Es ist ein neueres Herrenhaus von freundlichem Aussehen, mit einer Kapelle zur h. Dreifaltigkeit, und wurde im Jahr 1756 auf den Mauern der alten Burg Klingenstein erbaut, und ist dermalen von einem Forstwart, Meßner und Schloßmaier bewohnt. Das alte Schloß Klingenstein bestand eigentlich aus zwei Burgen, wovon die eine ihren Eingang südlich, die andere nördlich hatte. Von der ersteren, welche auf einer höheren Felsenkuppe stand, sind noch Trümmer vorhanden. Es ist ein zur Hälfte abgetragener Thurm, worauf Geländer und Ruhebänke angebracht sind. Von hier aus hat man eine freundliche Aussicht in das Blauthal. Hat man sich unten am Fuße des Schlosses in der sogenannten kalten Herberge, einer seit alten Zeiten beliebten und billigen Einkehr, leiblich gestärkt und erquickt, so ist hier oben auf dem freundlichen Aussichtspunkte der Genuß der schönen Natur gar labend und wohlthuend.

Die Burg Klingenstein war schon in alten Zeiten

ein Ansitz des weit verbreiteten Edelgeschlechts der Herren von Stein, die sich davon Stein zu Klingenstein geschrieben und in dieser Gegend sehr begütert war. Jedoch zuverläßig gehört jener Rudolf von Klingenstein, der im Jahr 1299 ein Gut zu Ermingen an das Kloster Söflingen verkaufte, zu den ältesten Besitzern dieser Burg, denn zu jener Zeit war die doppelte Benennung bei edlen Geschlechtern noch nicht im Brauch. Im Jahr 1349 begaben Wolf von Stein einer Seits, und Berchtold und Ludwig von Stein anderer Seits den Altar der Kapelle zu Klingenstein, die ihr Vater und Uenlein (Oheim) Herr Berchtold von Stein sel. gestiftet. Im Jahr 1480 erkaufte Burkhard von Freyberg zu Bach von Hans von Stein auf Klingenstein dessen von Wirtemberg und Fürstenberg zu Lehen getragenen Antheil an Klingenstein. Doch müssen noch die älteren Besitzer Antheil an der Burg gehabt haben, denn im Jahr 1499 siegelt noch ein „Peter Stein v. Klingenstein“ eine Kaufsurkunde zu Gerhausen. Auch die von Schwendin, so wie die Schenken von Winterstetten erscheinen als Besitzer der Burg Klingenstein. Wilhelm von Schwendin verkaufte im Jahr 1501 an Wilhelm von Bernhausen ein Viertheil, das er von Fürstenberg zu Lehen trug für 1500 fl., und Werner von Schwendin im Jahr 1534 anderthalb Viertheile, die er als Allodium besaß, an Burkard von Bernhausen. Am längsten besaßen die Schenken von Winterstetten die Burg. Im Jahr 1512 starb Schenk

Bernhard von Winterstetten der alt zu Klingenstein, und im Jahr 1534 Bernhard Schenk von Winterstetten (der jüngere) zu Klingenstein. Beide liegen im Kreuzgang des Klosters zu Blaubeuren begraben, wo noch ihre Denkmale mit Wappen und Inschrift zu sehen. Im Jahr 1575 kaufte Ludwig von Bernhausen vollends den Antheil der Schenken v. Winterstetten, der ebenfalls Lehen von Fürstenberg war, mit Ausnahme des wirtemberg'schen Lehens, das erst im Jahr 1604 von denen von Bernhausen erkauft wurde. Unter denen von Bernhausen blieb Klingenstein bis auf unsre Tage. — Von einem der alten Besitzer der Burg Klingenstein hat sich eine ernste Sage erhalten.

Wolf von Klingenstein.

An einem schwülen Sommerabend des Jahrs 1290 saß auf dem Söller seiner Burg der Ritter Wolf von Klingenstein mit einem seiner Knappen und stierte auf die Straße hinab. Man sah es ihm an, daß er einen schlimmen Gedanken in sich trug und auf etwas lauerte. Zwar war es heute kein Kaufherr, der von Ulm nach Blaubeuren oder hinab nach Urach zog und den er zu berauben gedachte. Er hätte ihn heute ruhig seines Weges ziehen lassen, denn sein einziges Sinnen und Trachten ging auf einen andern Gedanken. Nicht Raubluft, sondern Durst nach Rache brannte in seinen Adern. Am nemlichen Morgen

hatte er neulich den Edlen von Ehrenstein die Straße daher reiten sehen mit seinem Knäblein von vier Jahren vornen droben auf dem Sattel. Dem galt nun sein Lauern und ungeduldiges Spähen, denn er war ihm Todfeind. In einem Streite um ein Erbgut, welchen vor einiger Zeit die Beiden mit einander gehabt, da ein kinderloser Verwandter gestorben, mit dem sie durch ihre Familien verbunden waren, hatte der Klingensteiner den Kürzern gezogen, und da er falsche Zeugen gebraucht, so wurde er von seinem Gegner zu einem Zweikampf gefordert, bei dem er das rechte Auge durch die Lanze seines Feindes verloren. Der Verlust der Erbschaft und des Auges ließen ihn nicht ruhen und er sann auf Rache. Vermummt als gemeiner Knappe lauerte er nun mit seinem Knecht, bis sein Opfer zurückkehrte. Und der Weg mußte diesen vorbeiführen, denn sein Schloß stand nur eine Viertelstunde unter der Mühle auf der linken Seite der Blau. Aber schon sank der Abend herein und eine finstere Nacht breitete sich über das Thal aus, und noch ließ sich kein Hufschlag vernehmen. Dagegen wetterleuchtete es im Hintergrund des Thales und ein schweres Gewitter drohte für die Mitternacht aufzuziehen.

Endlich ließ sich in der Ferne der dumpfe Trab eines Rosses vernehmen, und der Klingensteiner griff nach seinem Schwerdt, zog es aus der Scheide und eilte vor die Mühle hinaus mit seinem Knechte, um sich auf sein Pferd zu werfen und sein Opfer zu

empfangen. Wieder verschlang der Sturm, der sich indessen erhoben, den Hufschlag des sich Nahenden, und die Dunkelheit der Nacht hüllte Alles so schwarz ein, daß der Rachedurstige nicht im Stande war, den nächtlichen Reiter zu erkennen, selbst wenn er dicht an ihm vorüber geritten wäre.

Sorglos dagegen trabte der Ehrensteiner der Mühle näher und hatte seinen Knaben in den weiten Mantel gehüllt, um ihn vor den schon einzeln fallenden Tropfen zu schützen. Er kam aus dem Nonnenkloster Blaubeuren, wo er ein Gelübde erfüllt hatte für sein Gemahl. Diese hatte nemlich vor vier Jahren, ehe sie das Knäblein gebar, das Gelübde gethan der heiligen Mutter Gottes, daß, wenn sie eines gesunden Knäbleins genese, solches vom vierten Jahre an, alle Jahre an seinem Geburtstag selbst in die Klosterkirche nach Blaubeuren zwei große, wächserne Kerzen und einen frischen Kranz um die Schläfe des Muttergottesbildes bringen und opfern sollte, nebst einer Gabe in den Opferstock. Heute war dieses Gelübde zum erstenmal gelöst worden und der Ritter von Ehrenstein hatte sein Kind aufs Roß genommen, damit dasselbe zu Blaubeuren sein Opfer bringe, wie es die Mutter gelobt. Nicht entfernt ahnte der Heimkehrende, welch ein Mordanschlag ihm drohe, und nur die dunkle Nacht schützte ihn noch vor dem Erkennen. Aber kaum war er nahe bei der Hohlmühle bei Herrlingen und sah schon von Ferne die Lichter seiner Burg blinken, da zuckte ein heftiger Blitzstrahl durchs

Thal, der weit umher Alles für einen Augenblick erleuchtete; rechts und links an der Straße gewahrte er zwei Reitersknechte, von denen einer das Schwerdt gezogen hatte. Im nemlichen Augenblicke stürzte einer derselben auf ihn zu, während der andere seinem Rosse in die Zügel fiel, und schrie schnaubend vor Wuth: habe ich dich, verruchter Ehrenräuber? Wohlan, ich will dich zur Hölle schicken. Aber, da ein zweiter Blitzstrahl das Knäblein verrieth, das jetzt schreiend sich an den Vater anklammerte — schrie der Klingensteiner: ha! ha! die junge Brut! desto besser! Ihr seid Eures Lebens frei, denn ein besseres Opfer habe ich gefunden — mag sein Blut statt des Euren meine Rache söhnen. Und mit diesem Rufe stieß er mit dem scharfen Schwerdt nach der Brust des Kindes. Aber, o Wunder, das oft erprobte zerspringt, als wäre es von Glas, und bei dem Schein eines neuen Blitzes bäumt sich des Klingensteiners Roß und schlägt mit ihm rücklings über, während ein heller Schein ein Muttergottesbild ihm zeigte, das den Knaben auf dem Schoos hielt und mit der Hand seine Brust beschützte. Verwirrt und mit Entsetzen in der Brust arbeitete sich der Klingensteiner unter seinem Rosse hervor und eilte, vom Schrecken gejagt, zu Fuße nach seiner nahen Burg, wo er sich auf sein Lager warf und das Geschehene nicht aus dem Sinne zu bringen vermochte. Geisterbleich erhob er sich des andern Tages, denn die wundervolle Erscheinung war ihm die ganze Nacht vor dem Bette gestanden und sein Frevel nagte nun

an seinem Gewissen. Mit dem Frühesten des Tages bot er Steinmetzen und Gesellen auf, und führte sie hinunter auf die Straße unterhalb der Mühle. Daselbst ergriff er eine Spate und grub selbst die erste Schaufel Erde aus und sprach: hier, Gesellen, will ich eine Kapelle bauen zu Ehren der Mutter Gottes, die mir heute Nacht hier erschienen als Beschützerin der Unschuld, die ich zu ermorden gedachte in meinem sträflichen Sinne. Und fleißig machten sich nun die Gesellen an die Arbeit, also, daß im nächsten Jahre an demselben Tage, wo das Wunder geschehen, die Kapelle eingeweiht wurde, auf deren Altar ein schönes Gemälde von einem Ulmer Meister angebracht war, darauf der mörderische Anfall abconterfeit, wie die Mutter Gottes das Kind schützend im Schoose hält.

Längst ist diese Kapelle verschwunden, aber an ihrer Stelle wurde im Jahr 1708 eine andere Kapelle, genannt „Maria hilf," erbaut, an die sich die Sage knüpfte.

V.

Ruine Reißenstein.

Die Ruine der Burg Reißenstein, nach dem Lichtenstein eine der schönsten der schwäbischen Alb in Beziehung auf kühne Lage und Bauart, liegt eine

ſtarke Meile von der Stadt Kirchheim unter Teck, links von dem Teckberg auf der ſüdöſtlichen Bergwand des Neidlinger Thals.

Der Reißenſtein ſteht auf ganz iſolirten, wie Kriſtalle aufſprießenden, nur in ihrer Tiefe mit Wald bewachſenen Felſen. Mit Mühe durch Dornen und Hecken bergauf und bergab, durch einen Schloßgarten, den die Natur gebildet und mit Wald bedeckte, erklimmt man den Felſen. Jetzt kommt man durch eine Höhle, den einzigen Eingang in die alte Veſte, aber ſo eng, daß man mit Händen und Füßen durchkriechen muß. Dann aber ſteht man mitten in den Ruinen des Felſenneſtes, die ſich an Maße und Geſtalt mit manchen Burgen des Neckars- und Rheinthals meſſen dürfen. Betrachten wir das Innere der Ruine näher, ſo haben wir vorerſt vor uns das ziemlich vollſtändige Gerippe eines großen Wohnhauſes, der eigentlichen Burg; drei der 40 bis 50 Schuh hohen und 6 Schuh dicken Mauern ſtehen noch ganz, die vierte iſt zur Hälfte zerfallen. Das Dach fehlt ganz und der Himmel ſchaut hoch herein. Im Ganzen ſind an allen Wänden zuſammen 17 Fenſteröffnungen angebracht; in der weſtlichen Mauer ſind zwei runde gewölbte Fenſterrahmen, mit kleineren Oeffnungen. Den Fenſtern nach zu urtheilen, war dieſes Haus dreiſtockig: an der ſüdlichen Mauer iſt ein Thor, das wahrſcheinlich auf einen Balkon führte; jetzt führt es in die freie Luft. Auf eben dieſer Seite finden ſich die Spuren eines Kamins. Der Boden der Burg iſt jetzt mit wucherndem Ahorn,

Eschen und Steinlinden angefüllt. Gegen Nordosten steigt ein viereckigter Thurm 70—80 Fuß in die Höhe. Nordöstlich von ihm stieß an diesen noch ein drittes Gebäude, dessen Giebel an dem Thurme Spuren zurückgelassen. Auf dieser Stelle stehend, ein Gewölb unter den Füßen, hat man gegen Norden und Nordosten die herrliche Ansicht des hier geöffneten Neidlinger Thals, vor sich den ungeheuren Abgrund, aus dem der Felsen emporsteigt, der das Schloß trägt, und rings um denselben eine doppelte Reihe von Mauerruinen und Vorwerken — alles halbverwitterte Tuffsteine. In den Thurm führt ein Loch statt der Thüre; oben allein hat er eine ummauerte Oeffnung statt des Daches. Einige Querbalken laufen ganz oben von innen herunter. Eine dicht von dem Thurme auslaufende Mauer, die nach innen die Vorhalle oder einen unbedeckten Gang beschlossen zu haben scheint, verbindet ihn mit dem Wohngebäude. Aus dem Felsen, auf dem sie ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die schon genannte Höhle herauf, die jetzt den einzigen Eingang bildet. In dieser Mauer befinden sich zwei große gewölbte Oeffnungen, die wohl beide zu gewaltigen, übereinander hinlaufenden Zugbrücken die Eingänge bildeten. Auf diesen Brücken ging man etwas abwärts über die Kluft, durch die sich der Burgfels gegen Südosten von der Alb abreißt. Noch gewahrt man mitten in diesem natürlichen Burggarten unter dem Gestrüppe die Bruchstücke von zwei Pfeilermauern, welche jenen Brücken wohl zur Stütze dienten.

Ueber die Geschichte der Burg Reißenstein ist nur Weniges überliefert. Schon im Jahr 1284 soll ein Geschlecht vorkommen, das den Namen Reißen von Reißenstein führte, und mit den Reußen von Reußen-Rußen-Schloß (Gerhausen) bei Blaubeuren eines und dasselbe gewesen. Sie haben wohl von den Herzogen von Teck die Burg zu Lehen getragen. Schon frühe kam Burg Reißenstein in andere Hände. Im Jahr 1394 wurde sie von dem Grafen Eberhard von Wirtemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein als Lehen übertragen, das Oeffnungsrecht jedoch vorbehalten; das auch dann, als der von Lichtenstein seinen beiden Tochtermännern Fritz von Sachsenheim und Heinrich von Mansperg die Burg abgetreten. Im Jahr 1441 wurde sie von Dietrich Spät von Eßtetten an den Grafen Johann von Helfenstein um 1900 fl. verkauft, und gehörte von nun an zur Reichsherrschaft Wiesensteig. Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts führte wohl der Letzte seines Geschlechts, das längst Nichts mehr an der Burg besessen, ein Michael Reiß von Reißenstein auf Filseck, das Commando zu Hohenstaufen. Er machte aber seinem Geschlecht wenig Ehre, denn als im J. 1525 die Bauern vor die alte Kaiserburg zogen, nahm Reiß schmählich die Flucht, worauf sich die Besatzung nach kurzer Gegenwehr übergab und von den Bauern zerstört wurde. — Während Burg Reißenstein zu Wiesensteig gehörte, wurden ihre Gewölbe sehr oft zur Aufbewahrung der vielen Hexen verwendet, welche dort gerichtet

und verbrannt wurden. Bei der Ruine befindet sich der Reißensteiner Hof.

Ueber die Gründung der Burg Reißenstein, die jetzt selbst wie ein uralter Riese dasteht, hat sich eine Riesensage erhalten.

Der Bau des Reißensteins.

Hoch über dem Neidlinger Thal, gerade gegenüber dem Reißenstein, ragt der Fels Heimenstein mit seiner merkwürdigen Höhle. In dieser lebte der Riese Heime, der gewaltig reich war, indem sein Vater und Großvater ungeheure Schätze zusammengeschleppt und in die Höhle des Felsen verborgen hatten. Wie nun beide todt waren, führte der junge Riese, der nie etwas arbeiten mochte, ein gar gemächliches Leben. Den ganzen Tag hindurch lag er in der Sonne und lugte aus seiner Höhle so vor sich hin; erblickte er einen Zug Reisender, so lachte er über die Kleinen so aus Leibeskräften, daß diese vor Schreck über den gewaltigen Spektakel, den sie auf dem Berge hörten, zu Boden fielen. Dann aber hörte der Riese auf zu lachen, und bedauerte die Angst, welche er den Vorübergehenden eingejagt, denn er war sehr gutmüthig. Einst aber kam ihm das Verlangen, auch eine Burg zu besitzen, wie er auf den entfernten Bergen sehen konnte. Sogleich beschloß er, die Arbeit selbst auszuführen. Da bewährte sich aber augenscheinlich das Sprichwort: „Groß ist ungeschickt.“ Er schleppte eine ungeheure Menge Steine zusammen, daß er kaum

zu Athem kam und legte immer einen auf den andern, aber es wollte durchaus keine Burg daraus werden. Da wurde er fast wüthend, und wollte schon alle Steine den Berg wieder hinab werfen, besann sich aber noch eines Bessern und schrie durch seine großen Hände, die er wie ein Sprachrohr an seinen Mund legte, er wolle eine Burg bauen und man soll hinauf zu ihm kommen. Da kamen von allen Seiten Maurer, Zimmerleute und Steinmetzen herbei. Rasch förderte sich das Werk, und der Riese hatte seine Freude daran, wie er die starken Gewölbe, die Thürme und die weiten schön verzierten Säle sah. Kaum konnte er erwarten, bis der ganze Bau fertig seyn würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick heran, und der Riese wußte sich vor Freude kaum zu fassen; da fällt ihm auf einmal noch ein, er wolle über dem höchsten Fenster des Thurmes noch einen Nagel einschlagen lassen, weil er dort einen Vogelbauer aufhängen wollte. Dazu aber wollte sich keiner der Arbeiter verstehen, weil sie die schwindelnde Höhe scheuten. Endlich faßte ein Schlossergeselle Muth, ließ sich von dem Riesen bei den Beinen zum Fenster hinaushalten und schlug beherzt den Nagel ein. Dafür wurde er aber auch zum Schloßvogt gemacht und durfte sein Weib und seine Kinder mitbringen, was dem Riesen viele Freude machte. Als der Riese Heim nach vielen Jahren starb, vermachte er die Burg seinem Vogt. Den Namen Riesen- oder Reißenstein aber behielt sie von dem ersten Besitzer bei.

VI.

Hohenentringen.

Nur ein Paar Stunden von der Musenstadt Tübingen, ein freundlicher Nachbar des noch bedeutenderen Schlosses Roseck, liegt die Burg Hohenentringen, welche man mit Fug das Bruderschlößlein nennen könnte, denn es ist ein Denkmal brüderlicher Eintracht alter Zeit, die in unsern Tagen so gar selten geworden.

Ein nicht unbedeutender Bergvorsprung des Schönbuchwaldes, dessen hintere Seite, vermittelst des die Burg umgebenden Grabens vom übrigen Berge getrennt ist, so daß der Berg isolirt erscheint, trägt das uralte Schlößlein. Die äußeren Mauern desselben sind so ziemlich alle im Verfall, die eigentlichen wohnbaren Gebäude scheinen noch der frühesten Zeit anzugehören. Sie bestehen aus einem Hauptgebäude, der früheren Ritterwohnung (jetzt wieder recht wohnlich eingerichtet) und einem Nebengebäude, das zu einer Scheuer bestimmt ist. Das erstere hat seinen Eingang in einem Thörchen von unbedeutender Höhe, in dem eine kleine Wendeltreppe angebracht ist. Im Inneren des Gebäudes scheint noch die ältere Einrichtung zu herrschen, abgerechnet einige unbedeutende neuere Aenderungen. Noch zeigt man uns den Saal, in dem die fünf Ritter mit ihren Kindern in Eintracht hausten. Er liegt dem Dorf Entringen zu, und gewährt eine

äußerst liebliche Aussicht auf das sogenannte Gäu hinab. Außerdem ist noch auf dem Schlößlein bemerkenswerth ein schöner ausgemauerter Brunnen von bedeutender Tiefe; die Eimer darin werden vermittelst eines Rades heraufgezogen. Noch in neuerer Zeit befand sich ein eisernes Ausgangsthor auf der Seite gegen das Thal hinab, das wahrscheinlich noch der alten Burg angehörte. Nach der schwäbischen Chronik des M. Crusius soll der Ausgang aus der Burg in uralter Zeit eine unterirdische Höhle gewesen seyn; er wurde schon im 16. Jahrhundert verschüttet. Wer mit Leuchten bis an das Ende dieser Höhle gehen wollte, dem verlöschten sie, und wenn man ein wenig hineintrat, vernahm man ein starkes Getöse.

Ueber die Entstehung des Namens Entringen hat der genannte alte Crusius nach dem Vorgang eines Geistlichen im Dorfe Entringen eine naive Erklärung gegeben: der Name soll von ENTR (Equites Neronis Tributarii Romani) und ingen (was so viel als heimisch bedeutet) herkommen. Es sollen sich nemlich in dieser Gegend römische Cohorten aufgehalten haben, unter denen viele heimische Krieger (indigenae) gedient. Daß sich auch bis in diese Gegend römische Niederlassungen erstreckten, ist um so wahrscheinlicher, als Entringen nicht gar weit von der alten Römerstadt Samolucenne (Rotenburg am Neckar) entfernt liegt.

Schon in den frühesten Zeiten nennen sich Herren von Entringen oder Antringen, und sie scheinen dem

Stande der Edelherren angehört zu haben. Der erste, welcher erscheint, ist Herr Adalbert von Antringen, der in der Bestätigungsurkunde des Klosters Hirsau durch Heinrich IV. im Jahr 1075 neben dem Grafen Liutold von Achalm zeugt. Nach diesem kommen zwei Friedriche von Entringen, Vater und Sohn, unter einer Anzahl von Begabern des Klosters Hirsau vor, was in die Zeit von 1091—1121 fällt. Beringer von Entringen zeugt zweimal im Jahr 1188 unter mehreren Ministerialen der Speirer Kirche, als Pfalzgraf Rudolf von Tübingen zum Bau des Klosters Bebenhausen gewisse Besitzungen gegen Abtretung bischöflicher Güter übergeben. Dieser Beringer, zuerst Adjutor des Bischofs von Speier, wurde nach vier Jahren dessen Nachfolger im Amte. Ein Eberhard von Anthringen, auch Edelherr, ist Zeuge in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolfs von Tübingen, die er im Jahr 1192 zu Gunsten des Klosters Bebenhausen ausstellte. Ein Otto von Antringen zeugt in einer Urkunde des Klosters Reichenbach neben Graf Bertold von Achalm. Ein zweiter Beringer von Entringen erkennt im Jahr 1259 einige Güter zu Königsbach (Schloß und Dorf im Badischen) für sein Lehen an. Nach ihm werden Keine dieses Geschlechts mehr genannt. Von nun an ist Entringen, Burg und Dorf, was wohl immer zusammengehörte, in verschiedenen Händen. Die von Sigmaringen, Vöhringen, Hohenzollern u. A. werden von M. Crusius als Theilnehmer an der Burg Entringen aufgeführt;

namentlich nennt er im Jahr 1296 einen Friedrich von Zollern als Besitzer von Gütern zu Entringen. Um dieselbe Zeit sind auch die Edlen von Hailfingen an der Burg Entringen betheiligt. Im Jahr 1298 überläßt ein Peter von Hailfingen seinem Vetter Anselmen, was er an der Burg Entringen gehabt. Daraus können wir schließen, daß unter die ältesten Besitzer der Burg, nach den eigentlichen Herren von Entringen, die Edlen von Hailfingen gehörten. Dieses Geschlecht führt seinen Namen von dem in der Nähe von Hohenentringen liegenden Dorfe Hailfingen, wo man aber nur noch die Stätte der früheren Burg zeigen kann. Sie waren früher Vasallen der Pfalzgrafen von Tübingen, später der Grafen von Zollern. Diejenigen des Geschlechts, die auf Hohenentringen saßen, hießen gewöhnlich die von Hailfingen, die man nennt die Entringer. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts saß neben denen von Hailfingen ein Hugo von Ehingen auf der Burg. Derselbe war auf folgende Weise Ganerbe auf der Burg geworden. Im J. 1328 hatten zwei Töchter eines Hugo v. Hailfingen, Sophia und Anna, ihren beiden Gatten Burkhard und Reinhard von Ehingen, deren Stammburg nur noch in wenigen Resten auf einer Anhöhe hinter dem Bade Niedernau vorhanden, mit Bewilligung ihrer Verwandten, Anselm und Hugo von Hailfingen, ihre Güter zu Entringen vermacht. Hugo, der Sohn Burkhards von Ehingen und Bruder Burkhards mit dem Zopf, hatte Frau Agnes von Gültlingen zum Gemahl, aber diese gebar ihm keine

Kinder. Da beschickte er vor seinem Tode seinen Neffen Rudolf, Sohn Burkhards mit dem Zopf, der lange Zeit in Ungarn und andern umliegenden Gegenden gedient hatte, und sagte ihm: er solle ein Erbe seyn alles seines Guts, welches denn besser war, als 3000 Gulden jährlichen Einkommens, mit Begehr, daß er sich in seinem Vaterland niederlasse und ehlich verheirathe, was Herr Rudolf gethan, denn er nahm eine Agnes Truchseßin von Heimerdingen zur Gemahlin. Als im Jahr 1417 Herr Hugo v. Ehingen verstarb — vielleicht auch schon früher — da nahm Rudolf seinen Sitz zu Entringen, und erhielt im Jahr 1418 auch den Theil an der Burg, welchen Reinhard besessen hatte, denn dessen Tochter, die fromme Hailwig, vermachte, was sie besessen, noch lebend ihrem Vetter. Um die Zeit, da Rudolf seinen Besitz zu Entringen antrat, waren noch vier Ritter auf der Burg seßhaft, nemlich drei Herren von Hailfingen und Einer von Gültlingen. Das wären nun die fünf Ganerben, welche um diese Zeit sammt ihren hundert Kindern mit einander so einträchtig auf der kleinen Burg gewohnt. Wir geben hierüber, um alle Zweifler an dieser historischen Thatsache zu widerlegen, wörtlich den Bericht aus dem alten seltenen Buche „Fahrten des Ritters Jörg von Ehingen, von ihme selbst beschrieben," der also lautet:

„In der Zeit (1417) und darnach sind fünf Edelmann sammt ihren ehlichen Hausfrauen zu Entringen auf dem Schloß bei einander gesessen, welche freund-

lich und friedlich bei einander gelebt, und hundert Kinder gezeugt haben, wie hernach folgt, als nemlich:

Herr Hans von Hailfingen, Ritter, und Frau N. von Nippenburg zeugten 20 Kinder.

Herr Rudolf von Ehingen und Frau Agnes von Heimerdingen, 19 Kinder.

Item Märk von Hailfingen und Frau Ursula von Bubenhofen zeugten 19 Kinder.

Item Georg von Hailfingen und Frau Kaibin zeugeten 19 Kinder.

Item Hugo von Gültlingen und Frau N. zeugten mit einander 21 Kinder."

Was hier berichtet wird, stammt von einem der Zeit nahe stehenden und wohl mit der Familie von Ehingen verwandten Manne, einem Herrn Sigmund von Hornstein, welcher zu Georgs von Ehingen Ritterfahrten, die derselbe mit eigener Hand beschrieben, einen kleinen Vorbericht über das Geschlecht der Ehinger, von Burkhard mit dem Zopf an, vorausgeschickt hat, wie die Handschrift davon in der Bibliothek zu Stuttgart noch zu sehen ist. Demnach haben wir nicht nöthig, die Wahrheit der Sache zu bezweifeln, da auch der spätere Chronist M. Crusius, welcher denselben alten Bericht benützte, die Geschichte auf Treu und Glauben angenommen. Crusius fügt noch hinzu: alle diese Familien sollen in der größten Eintracht bei einander gewohnt haben, und ebenso ihre Kinder; wenn diese hundert Kinder zur Kirche ins Dorf hinabgingen, soll es ein Zug gewesen seyn, der sich von der Burg

an bis zur Kirche ausgedehnt habe. — Der Weg von der Burg zu der alten Kirche, welche viele alte Grabsteine und einen Thurm mit spitzigem Dache hat, der, wie der berühmte Thurm zu Pisa, seit vielen Jahren krumm hängt, beträgt eine kleine Viertelstunde. Demnach müssen diese hundert einträchtigen Kinder wohl, wie der edle vaterländische Rudolf Magenau singt:

Jedweden Morgen wallte
Der Kinder fromme Schaar,
Sobald das Glöcklein schallte,
Zum Kirchlein Paar und Paar.

ganz fein und sittig, Paar für Paar in gehöriger Entfernung hinter einander in die Kirche gezogen seyn, wie man jetzt noch auf alten Bildern die Andächtigen ins Gotteshaus wallen sieht.

Nach dieser Zeit, da die hundert Kinder auf der Burg wohnten, kam dieselbe, wie wir uns wohl denken können, wegen der Söhne und Tochtermänner, in noch mehrere Hände. Außerdem, daß die von Bubenhofen allda ihren Ansitz hatten, besaßen die Grafen von Hohenzollern, wahrscheinlich schon früher, fünf Theile an der Burg sammt Zugehör, deren einen der schon genannte Hans von Hailfingen im Jahr 1412, dann Wolf Dietrich von Stadion im Jahr 1479, endlich Hans von Gültlingen im Jahr 1488 und Craft von Hailfingen in demselben Jahr von Hohenzollern zu Lehen getragen. Der Ehingen'sche Antheil

an der Burg kam im Jahr 1468 durch Diebold und Burkard, Rudolfs von Ehingen Söhne, für 300 Gülden an Graf Eberhard von Wirtemberg, der im Jahr 1485 den Wendelin von Hailfingen damit belehnte, nachdem dessen Vetter Märk bereits im Jahr 1483 seinen Antheil an der Burg dem Grafen Eberhard zu Lehen aufgetragen hatte. So war die Burg ihrem Haupttheile nach wieder Hailfingisch geworden. Als aber Wendelin von Hailfingen, der Letzte seines Geschlechts, im Jahr 1527 verstorben war, da wurden die beiden wirtemberg'schen Lehens-Antheile zusammen an Sebastian von Gültlingen transferirt. Da auch die zuvor getrennten vier hohenzollern'schen Antheile zusammen an genannten Sebastian fielen, so war nun Alles auf Hohenentringen unter Einer Hand. Im Jahr 1553 war Balthasar von Gültlingen, wirtemberg'scher Erbkämmerer, Besitzer von Hohenentringen, der im Jahr 1609 die hohenzollern'schen Lehensantheile gegen 1000 Gulden Lehensofferirung allodial machte, worauf diese im Lauf der Zeit an verschiedene Besitzer übergingen. Die wirtemberg'schen Lehensstücke blieben bei der Familie von Gültlingen, und wurden noch in späterer Zeit von jedem Aeltesten von Gültlingen lehensweise genossen. In neuerer Zeit wurde die ganze Besitzung wieder zu Einem Rittergut vereinigt, das zuerst zur Finanzkammer gehörte, dann an die Familie von Pleffen kam, von der sie in die Hände des jetzigen Besitzers übergegangen.

Mit Recht fügen wir der Geschichte der Burg

Hohenentringen die Erlebnisse des Ritters Jörg von Ehingen bei, welcher unter jene hundert Kinder gehörte, die auf der Burg geboren wurden, und unter allen den größten Ruhm erlangt hat.

Ritter Jörg von Ehingen, der Landfahrer.

Jörg von Ehingen wurde im Jahr 1428 geboren und überlebte alle jene 100 Kinder, mit denen er auf Hohenentringen erzogen wurde. Noch als Knabe kam er an den Hof nach Insbruck, wo der junge Herzog Sigmund seinen Sitz hatte. Später gefiel es ihm hier nicht mehr, und er zog, um Ritterschaft zu lernen, zu Herzog Albrechten von Oesterreich, der damals zu Rottenburg am Neckar Hof hielt. Lange war er bei diesem Fürsten, ohne ein Amt zu bekleiden, da geschah es einmal (1453), daß man einen Besuch des Herzogs Sigmunds bei Albrechten zu Rottenburg erwartete. Diese Gelegenheit ergriff der junge Jörg, um sich ein Amt zu verschaffen. Auf den Rath seines Vaters nämlich, den er stets einholte und der ihn bei jeder Gelegenheit zur Rittertugend ermahnte, erbat er sich von Herzog Albrecht zu einer Zeit, als er gerade guter Laune war, ein Aemtlein, indem er sagte: er möchte doch gern auch was vorstellen, wenn Sigmund, sein früherer Herr, ankäme, damit dessen Diener keinen Anlaß hätten, seiner zu spotten. „Potz hinken der Gans“ sprach Albrecht mit Lachen „das soll sein!“

und er gab ihm das Amt eines Kämmerers. Dieses neue Amt versah er gar brav, und ließ besonders vor dem nun angekommenen Sigmund seine vielen Schlüssel wacker sehen. Er brachte es endlich bis zu einem Erzkämmerer. Im nämlichen Jahre mußte er mit seinem Gebieter zur Krönung des Königs Ladislaus von Ungarn ziehen. Sein Vater rüstete ihn dazu mit einer vollen Ritterrüstung, Knappen und Rossen aus, und rieth ihm, sich bei Gelegenheit zum Ritter schlagen zu lassen. Dieß zeigte sich bald, und Jörg wurde am Krönungsfeste zu Prag mit noch fünf Edlen von dem Gefolge des Herzogs zum Ritter geschlagen. Zugleich ward er der Ehre theilhaftig, den goldenen Wagen einer zu Prag einziehenden Königin mit noch drei andern Rittern zu tragen; mit diesen hielt er ein Scharfrennen, um seine neue Ritterschaft zu zeigen. Nach der Krönung kehrte Jörg mit seinem Herrn wieder in die Heimath zurück.

Da kam sein Vater Rudolph gen Rottenburg, er wünschte ihm Glück zu seiner neuen Ehre und hieß ihn selbst nach Kilchberg kommen. Dort hielt er dem jungen Ritter in einem Stüblein, das über dem Thore war, eine lange Rede über die Tugenden des Ritterstandes; er schenkte ihm 400 Goldgülden, und rieth ihm, unter die Johanniter-Ritter gen Rhodus zu ziehen, um mit ihnen wider die Türken zu streiten. Von da soll er zum heiligen Grabe fahrten, wessen er selbst nie theilhaftig geworden; die nöthige Ausrüstung wolle er selbst hergeben. Diesem Rathe ver-

sprach Jörg treulich nachzukommen. Er verließ in Gnaden seinen Gebieter, und zog mit einigen Ritter-Kommenthuren gen Rhodus. Da wurde er vom Großmeister wohl aufgenommen, und focht oft auf dem Wasser mit den Türken. Nach 11 Monaten verließ er, mit einer Reliquie von der Dornenkrone des Heilandes vom Großmeister beschenkt, die Insel Rhodus, um jetzt das h. Grab zu besuchen. Nachdem er mehrere merkwürdige Orte Palästina's durchwandert hatte, kam er nach Jerusalem, an das Ziel seiner Wünsche, und verweilte dort 15 Tage, um die heiligen Orte zu besichtigen. So that er auch zu Damaskus; er schloß sich von da an eine Reisekarawane an, mit der er einmal unterwegs in die Gefangenschaft von Arabern gerieth, sich aber bald wieder loskaufte, und dann ungehindert weiter zog. Nach einem Abstand in Cypern, bei dessen König er durch sein Empfehlungsschreiben, das ihm der Großmeister der Johanniter mitgegeben hatte, gnädig aufgenommen wurde, kam er wieder in Rhodus an. Dort erkrankte er, wurde aber von den Aerzten des Großmeisters wieder geheilt. Jetzt kehrte Jörg über Venedig in seine Heimath nach Kilchberg zurück, und erfreute seinen alten Vater mit Geschenken (1454). Hierauf begab er sich wieder an den Hof seines vorigen Herrn, der noch zu Rottenburg sich aufhielt, und ihn wieder gnädig aufnahm. In dieser Zeit gewann sich Jörg einen Freund am Hofe in einem Namensbruder Jörg von Ramsiden, aus den Salzburger Bergen, der mit ihm die Neigung zu

Fahrten theilte, welche seit seiner Wallfahrt in ihm Wurzel gefaßt hatte. Sie vereinigten sich bald zum Entschlusse: mit einander in fremde Lande zu fahrten. Herzog Albrecht, ihr Gebieter, der sich ihre Bravheit zur Ehre rechnete, unterstützte ihren Entschluß durch Empfehlungen an König Ladislaus, und durch diesen an die Könige von Frankreich und Spanien, indem er ihnen sogar noch einen Dollmetscher mit gab. Sie traten nun mit 10 Pferden den Weg an.

Ihre erste Fahrt führte sie gen Frankreich zu König Karl, der sie ehrbarlich aufnahm. Sie waren noch nicht lange bei diesem, als eine Gesandtschaft von Heinrich IV. von Kastilien aus Spanien ankam, um Leute für einen bevorstehenden Feldzug gegen die Sarazenen zu werben. Dieß war eine erwünschte Gelegenheit für die kampflustigen Jünglinge, und sie erboten sich zum Feldzug. Seinen Beifall über diese Bereitwilligkeit der Beiden gab der König durch bedeutende Geschenke zu verstehen, und er entließ sie gnädig mit Empfehlungen an den König von Spanien. Sie waren schon auf dem Wege zum König von Spanien, als sie hörten, daß der Feldzug noch nicht vorwärts gehe, sie begaben sich daher an den Hof des Königs von Navarra, bei dem sie zwei Monate unter vielen Ehrenbezeugungen verweilten. Von da aus zogen sie über St. Jakob nach Lissabon, und thaten dem König Alphons, als sie vernahmen, daß er einen Krieg gegen Fez vorhabe, von sich Meldung.

Sie fanden bei ihm eine ehrbare Aufnahme, und

besonders, als er hörte, daß sie Willens wären, ihm ihren Arm gegen die Sarazenen zu leihen, überhäufte er sie mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen. In dieser Zeit, ehe der Feldzug gegen die Sarazenen begann, brachten beide Jünglinge am Hofe Alphons die Zeit unter Tänzen, Jagden und Spielen, aber auch in ernsteren Vorübungen zur bevorstehenden Kriegsfahrt zu. Der König, ein freundlicher und schöner Herr, sah immer mit Wohlgefallen zu. Zuweilen wurde ihnen als geehrten Fremdlingen sogar die Ehre zu Theil, im Frauengemach der Königin zu erscheinen (vielleicht, um Vergleichungen anzustellen unter den hier versammelten Schönen des südlichen Himmels und den einfachen sittigen Schwabenmägdlein). Von diesem Hofe aus hatten beide auch Gelegenheit, die schöne Umgebung Lissabons und überhaupt den Ueberfluß und die herrliche Natur des Landes kennen zu lernen.

So lebten die deutschen Jünglinge herrlich und in Freuden, da kam auf einmal die Nachricht, daß der König von Fez sich rüste, um die ihm entrissene Stadt Septa (jetzt Ceuta) wieder zu erobern. Alphons sandte nun unter andern mit einem wohlgerüsteten Heere Jörgen von Ehingen ab, um gegen den Feind die Stadt zu behaupten. Das Heer setzte nach Septa über, wo es sich mit der früheren Besatzung der Stadt vereinigte. Der Befehlshaber der Stadt theilte nun das Heer in vier große Fähnlein, von denen er eines Jörgen von Ehingen zur Führung gab. Nach vier Tagen ging der Befehlshaber mit Jörgen an die Meeresküste, an

der die Stadt lag, auf Kundschaft, und sie fanden das feindliche Heer in ungefähr 10,000 Zelten gelagert. Demungeachtet vermeinten sie, gegen eine solche Anzahl Feinde die Stadt vertheidigen zu können, die dem Ehinger größer, als die Stadt Cöln zu sein schien. Am folgenden Tage versahen sich alle Christen der Stadt mit dem h. Sakrament auf den bevorstehenden Kampf. Kaum war die Handlung zu Ende, als schon der Feind vom Berge herab gegen die Stadt rückte. Die in der Stadt vertheidigten sich wacker von der Mauer herab mit Steinen und Pfeilen, und der Kampf währte den ganzen Tag mit Verlust auf beiden Seiten. Drei Tage lang stürmten die Feinde trotz ihres großen Verlustes, und sie wären durch ihre Gräben und Minen zuletzt noch in die Stadt gekommen, wenn sie nicht von den zwischen der Mauer und Brustwehr der Stadt stehenden Leuten des Befehlshabers zurückgeschlagen worden wären. Endlich hoben die Feinde die Belagerung auf, genöthigt durch den fürchterlichen Todtengeruch, der von den Erschlagenen aus den Gräben vor der Stadt aufstieg. Auf dieses jagte ihnen die in der Stadt Befindlichen mit 400 Reitern und 1000 Mann Fußvolk nach, und es gab häufige Scharmützel, bis sich beide Theile auf zwei Bergen lagerten, zwischen denen ein Thal war.

In dieser Zeit meldete man, daß unter dem Heer der Feinde ein sehr tapferer Kämpfer sei, der sich mit einem Christen messen möchte. Da trat Jörg von Ehingen hervor und bot sich zu einem Zweikampfe

mit jenem an. Man hinterbrachte es den Feinden, und auf beiden Seiten stellten sich schon die Heere als Zuschauer auf. Der Befehlshaber ließ durch einen Trompeter das Zeichen zum Kampfe geben.

Als der erste rückte der Ehinger heran auf dem Pferde und mit den Waffen, die ihm der König Alphons gegeben, und bezeichnet mit dem Speere ein Kreuz auf den Boden; gegen ihn auf einem trefflichen Rosse reitet der Sarazene, und es beginnt der Zweikampf. Sie greifen einander hitzig an, der Sarazene deckt sich mit dem Schilde und legt die Lanze in den Arm; der Ehinger, die Lanze an den Schenkel angelegt, ist schon näher und rennt auf den Schild des Sarazenen, so daß er ihn sammt seinem Pferde zu Boden wirft. Die Lanze haftet im Schilde des Gegners und hindert Jörgen, vom Pferde zu springen, während der Sarazene schon wieder auf den Füßen ist. Bald stehen sie einander gegenüber, die Schwerdter entblößt. Gegenseitig Hieb auf Hieb, Stich auf Stich. Jörg sucht mit der Spitze des Schwerdts die Lenden des Gegners hinter dem Schilde zu treffen, vergebens. Auch des Gegners Streiche bringen den Ehinger nicht zum Fall. Da stürzen sie einander in die Arme, umschlingen sich und ringen, bis sie niederfallen. Der Sarazene entwendet sich mit Wunderkraft. Beide stützen sich jetzt mit anfrechter Brust auf die Kniee. Jörg stößt den Gegner von sich, um Raum zu haben, das Schwert zu schwingen. Es gelingt; er trifft den Sarazenen ins Gesicht, daß er ihm die Augen umdunkelt: trifft

ihn noch einmal an den Hals, der Gegner fällt und verströmt mit vielem Blute sein Leben.

So ward nun Jörg Sieger; er nahm das Schwerdt des Erschlagenen und ging zu seinen Genossen zurück. Einige der Portugiesen schlugen dem Erschlagenen das Haupt ab, steckten es an eine Lanze und nahmen ihm noch Schild, Pferd und seine schönsten Waffen. Jörg wurde vor den Befehlshaber geführt, der ihn glückwünschend umarmte unter dem allgemeinen Jubel. Auf Veranstalten des Befehlshabers wurde nun ein kleiner Triumphzug bereitet, bei dem Jörg, während des Sarazenen Haupt, Schild und Schwerdt vorgetragen wurde und die Trompeter bließen, an der Seite des Befehlshabers unter Freude und Glückwünschen des Volks durch die Stadt zog. Von Gott allein komme sein Sieg, sagte Jörg von Ehingen in bescheidener Demuth, unter den sich häufenden Ehrenbezeugungen. Bald wurde des Ritters That dem König von Portugal kund gethan: der freute sich darob und berief den Ehinger wieder an seinen Hof. Als Jörg mit seinem Freunde und dem übrigen Heere in Portugal ankam (von dem Feind hatte man durch Jörgs Sieg Ruhe erhalten), so beschenkte ihn der König mit einer Schewren (Becken) voll Portugaleser Gülden, welche Jörg noch in seine Heimath mitbrachte.

Während dieser Zeit (J. 1457) bereitete sich Heinrich, König von Kastilien, zum Kriege gegen Granada; beide Jünglinge gedachten nun ihres Versprechens: sie beurlaubten sich bei Alphons von Portugal, der

sie noch mit Empfehlungsschreiben versah und zogen zum König Heinrich IV. von Kastilien. Bei diesem wurden sie gut aufgenommen, und sie traten sogleich unter sein Heer, bei dem ihnen beiden die Obhut der königlichen Fahne übertragen wurde. Das Heer des Königs zog nun aus gegen Granada, und rückte schon bis in die Nähe der Stadt. Da thaten die Bürger einen Ausfall und kämpften zwei Tage hindurch. Lange kam es zu keinem eigentlichen Treffen; nur Scharmützel, jedoch bei starkem Verlust auf beiden Seiten. Daher wichen die Spanier zuletzt von der Stadt, und verbreiteten ihre Verheerungen da und dort in Feindesland. Da geschah es einmal bei Bestürmung einer Stadt, daß ein Schleuderwurf dem Ehinger das Knie verwundete. Die Wunde wurde wieder geheilt, aber in der Heimath brach sie ihm wieder auf und blieb stets ein fließendes Loch.

Nach fünf Wochen kehrte das Heer wieder nach Hause. Jagden, Tanz und Ritterspiel reihten sich jetzt bei Hofe aneinander. Die beiden Jörge wurden vom Könige reichlich beschenkt, und noch in die spanischen Ritterorden aufgenommen. Im Jahr 1457 verließen sie den König von Spanien. Sie zogen wieder zu Alphons von Portugal: der beschenkte sie reichlich mit Geld, Kleidern und Rossen. Von da kamen sie über Saragossa zu König Johann von Navarra, und ließen sich nach England einschiffen. Dort wurden sie von dem König Heinrich VI. mit der Aufnahme in seinen Orden beehrt. Jetzt trennte sich

von dem Ehinger Jörg sein Kumpan; er selbst aber zog noch hinüber zu Jakob II. König von Schottland. Der König und die Königin beschenkten ihn mit Gold, Pferden und Kostbarkeiten, und er blieb daselbst ziemlich lang unter Spielen, Jagen und Tanzen. Endlich im Jahr 1459 kehrte er wieder in die Heimath zurück. Sein Vater Rudolph, schon ein ehrwürdiger Greis, und seine drei Brüder empfingen ihn voller Freuden in dem Schlosse Kilchberg. In demselben Jahr, da Jörg von Ehingen von seinen Fahrten in die Heimath zurückkehrte, vertheilte der alte Rudolph von Ehingen alle seine Güter unter seine vier Söhne, aber seinem Sohn Jörgen, den er ausbündig lieb hatte, vermachte er 1000 Gulden zu einem Voraus in seinen Ritterstand. Bald darnach begab er sich in das Kloster Güterstein, wo er seine Tage beschloß.

Jörg von Ehingen widmete seit seiner Rückkehr seine Dienste dem Hause Wirtemberg. Im Jahr 1460 wurde er Rath und Diener Graf Eberhards von Wirtemberg, der aber noch nicht bei seinen Jahren war und zu Stuttgart und Urach seine Hofhaltung hatte. Im Jahr 1462 vermählte sich Jörg von Ehingen mit Rath, Wissen und Willen seines Vaters zu Güterstein, mit Fräulein Anna Söler von Richtenberg, einer Tochter des Hoch- und Deutschmeisters Heinrich Söler von Richtenberg. Um dieselbe Zeit wurde er wirtembergischer Diener von Haus aus, und er zeigte sich von nun an auch durch Treue werth des Vertrauens, das man in ihn gesetzt hatte. Im Jahr 1454

schickte ihn Graf Ulrich, der Vormünder seines Neffen Eberhard, gen Mantua in Italien, allda um die junge Markgräfin von Mantua zu werben für seinen nunmehr 19jährigen Herrn Graf Eberharden. Diese Werbung seines Herrn richtete er mit allem Fleiß aus, also, daß er seiner Werbung gewährt worden und mit einer fröhlichen Botschaft heim kommen. Im Jahr 1480 wurde Jörg von Ehingen als Obervogt gen Tübingen verordnet, welches Amt er etliche Jahre treulich und wohl versehen. Seine Güter mehrte er um diese Zeit durch mehrere Ankäufe, dabei war er aber immer noch bei solchem Vermögen, daß er seinen gnädigen Herren von Wirtemberg dienstlich und förderlich sein konnte mit Bürgschaften und Anleihen, wie er denn oft gethan. Aber auch sonst wurden des Ritters Verdienste und seine Tüchtigkeit anerkannt. Denn im Jahr 1488, als der schwäbische Bund seinen Anfang genommen, ward er einer der fünf Hauptmänner des Bundes, und zwar des Theils am Neckar und Schwarzwald. Wie tapfer er diesem Amt vorgestanden, das haben etliche Bundestage, die von ihm ausgeschrieben worden, hernach genugsam bewiesen. Im Jahr 1495, als Herzog Eberhard Todes verschieden, und Eberhard der Jüngere die Regierung antrat, aber nicht zum Heil des Landes, da wurde Jörg von Ehingen einer der Mitregenten und Vormünder der beiden Söhne des Herzogs, der schnöder Weise das Land verlassen hatte. In diesem Amte hat er sich neben den andern Regenten in Wir-

temberg so wohl gehalten, daß ihm hernach Herzog Ulrich sammt einer gemeinen Landschaft darum Dank sagte mit einem öffentlichen Edikt, darin neben Andrem gemeldet wird, er woll ihm solche seine angewandte Müh und Arbeit zu ewigen Zeiten nimmermehr vergessen. Des Ritters Bestallung lautete: Herr Jörg von Ehingen soll stets am Hof mit vier oder fünf gerüsteten Pferden in allen Geschäften, dazu er bräuchig ist, gehalten werden. Bis an sein End ist Herr Jörg bei dieser Regierung mit allen Treuen und Fleiß blieben, und wurde bei Wirtemberg redlich und ehrlich gehalten. So hat er auch seine Söhne dahin gewiesen, mit ihrem Dienst sich an Wirtemberg zu begeben. — Gleichwie seine Voreltern, so hat auch er viele Kirchen und Altäre gebaut und manche Pfründe aufgerichtet. So stiftete er im Jahr 1488 eine Caplanei zu Wankheim; im Jahr 1490 baute er eine eigene Kapelle in seinem Schloß Kilchberg. Im Jahr 1500 am Matthiastag starb seine Hausfrau; am Matthäustag desselben Jahrs folgte er ihr im Tode nach, seines Alters im 80. Jahre. Er hatte mit ihr 14 Kinder gezeugt, 8 Söhne und 6 Töchter, von denen er die meisten überlebte. Gott verleihe ihm eine selige Auferständniß! Amen.

VII.

Hohenasperg.

Ueber dem Neckar zwischen Ludwigsburg, Bietigheim, Marbach und Markgröningen liegt 464 Fuß hoch ein mit Reben umgürteter isolirter Bergkegel, dessen Krone mit altergrauen Wällen, Mauern und Thürmen geziert ist. Eine herrliche Aussicht bietet ein Gang rings um die Wälle. Gegen Osten mitten im Panorama, dehnt sich die Ebene am Neckar aus, inmitten Pleidelsheim; an der steilen Neckarthalwand, die aus Weingeländen besteht, hängt Ingersheim, und im Hintergrund heben sich die Gebirge des Mainhardter Waldes empor, so wie der Stocksberg bei Löwenstein mit dem Jägerhaus, während vor ihnen das Schloß Lichtenberg und der Wunnenstein herüber blicken. Gegen Süden und Südost begrenzt den Horizont die Bergkette des schwäbischen Jura, die Alb mit der Ruine von Hohen-Neufen — näher der Lemberg und die Berge des Remsthales, während von Ost nach Süd unmittelbar vor dem Blicke die Stadt Ludwigsburg mit ihrem stattlichen Schlosse und noch näher das parkartige Seegut (Monrepos) und dessen Teiche erscheinen. Gegen Westen trifft das Auge auf das uralte Markgröningen und den Leonberger Wartthurm — südwestlich glänzt das Schloß Solitude von den waldigen Höhen herab, und noch weiter östlich grüßt

der rothe Berg aus dem Neckarthale. Gegen Norden öffnet sich das Enzthal, im Hintergrunde erscheinen der Stromberg, der Michelsberg im Zabergäu und Wartberg bei Heilbronn, sowie in der weitesten Ferne der Katzenbuckel hinter Mosbach im Odenwald. Näher grüßen die Thürme von Bietigheim herauf und die zahlreichen Bogen des Enzviaducts. Gegen zweihundert Städte, Dörfer und Weiler überblickt das Auge, und das ganze Land umher ist ein blühender Garten, durch welchen zahlreiche Eisenbahnzüge mit Personen und Waaren Thal auf und ab fliegen und hart am Fuße des Berges vorüber streifen. Mancher Kriegssturm fegte um diese Veste und mancher Gefangene schmachtete darin bis in dieses Jahrhundert; erinnern wir nur an die Namen Süß, Wolf, Bilfinger, Rieger, Huber. Neun Jahre lang war dieser Berg auch das lebendige Grab des genialen Dichters der „Fürstengruft," der ob seines freien Gesanges hier eingesetzt wurde — dann wurde er das Demagogen- und Demokraten-Verließ seit den Freiheitskriegen bis in die fünfziger Jahre, und wieder der Käfig, aus dem der Reichs-Kanarienvogel Rösler von Oels (Mitglied des Rumpf-Parlaments) entfloh. Noch ist das Gefängniß Schubarts so ziemlich in seinem früheren Zustande zu sehen. Ein gewölbtes kleines Gemach im zweiten Stocke eines Thurmes, auf welchem jetzt der Besucher des Berges mittelst des dort aufgestellten Tubus eine weite Rundschau halten kann. Noch ist das schmale Fensterlein vor-

handen, das auf ein Dach hinausging, und durch welches dem Gefangenen einige spärliche Sonnenblicke zufielen — noch der Ring an der Wand, an welcher eine Kette hing, wie das Schwerdt des Damocles, da beim geringsten Ungehorsam ein Blick darauf ihm zeigte, daß er in der Gewalt eines unbarmherzigen Schicksals sey. — In den Urkunden heißt der Berg Assesberc, Asperch, Asberc, Asberg, und die Geschichtskundigen leiten ihn bald von Asen (Götter-) Berg ab, bald von Aspenberg, weil der Berg einst ein dichter Aspenhain gewesen seyn soll. Einst bildete der Asperg, auf dem neben der Stadt und Burg noch ein Schloß Richtenberg (wahrscheinlich die Richtstätte des Gaus) stund, den Mittelpunkt des Glemsgaus, der nördlich und nordwestlich an den Enzgau, nordöstlich an den Murrgau, östlich an den Remsgau und südwestlich an den Würmgau gränzte. Außer der zum königl. Kammergute gehörigen Stadt Gröningen mit der Schlüsselburg gehörten folgende Ortschaften zu diesem Gau: Altenstatt (verschwunden), Benningen, Egolsheim, Geisingen, Aspach, Beihingen, Gemlingen, Hirschlanden, Höfingen, Zazenhausen, Zuffenhausen, Heimerdingen, Höpfigheim, Ingersheim, Otmarsheim, Pleidelsheim, Sulzbach, Feuerbach, Bothnang, Hessigheim, Schöckingen, Weil im Dorf, Pflugfeld, Kornwestheim und Ditzingen. Sämmtliche Ortschaften finden sich in den Urkunden der Jahre 769—814. In frühester Zeit hatten zwei Herzogthümer und zwei Bisthümer Antheil an diesem Gau,

und zwar so, daß die linke Seite der Glems zum Herzogthum Franken und Bisthum Speier, die rechte aber zum Herzogthum Alemannien und Bisthum Constanz gehörte. Als erster Herr des Asperges und Glemsgaus erscheint in der Geschichte um das Jahr 902 ein Graf Gozbert aus dem Elsaß, welcher laut einer Urkunde die Besitzung Assesberg an das Kloster Weißenburg über dem Rhein verschenkt. Fast 300 Jahre später finden wir eine Seitenlinie der Grafen von Calw, die Grafen von Ingersheim, als die Herren im Glemsgau, und wie selbige die Herrschaft Asperg an die Pfalzgrafen von Tübingen abgegeben haben. Im Jahr 1181 ist nach einer Urkunde der Pfalzgraf Hugo von Tübingen Patronatsherr der Kirche und des Gutes zu Asperg. Ein Enkel dieser Pfalzgrafen, Graf Wilhelm, gründete 1228 die Linie der Grafen von Asperg. Indessen erlosch diese Linie schon wieder im 14. Jahrhundert. Wilhelms Sohn, Graf Ulrich I., ward zuerst Graf von Asperg genannt, und wurde 1283 in der Gruft zu Bebenhausen beigesetzt. Er bekriegte den tapfern Grafen Hartmann II. von Gröningen und nahm ihn gefangen auf den Asperg, wo derselbe 1280 starb. Der Urenkel des Stifters, Graf Ulrich III., erwarb die Herrschaft Beilstein, eine calwisch-löwensteinische Besitzung durch Heirath mit einer Gräfin von Löwenstein, und behielt diese Burg auch noch im Besitz, nachdem er schon 1308 Asperg an den Grafen von Wirtemberg, Eberhard den Erlauchten, veräußert hatte. Der Graf von Wirtemberg

hatte längst ein Auge auf den Asperg, aber erst im Jahr 1308 am 24. März kam der Kauf wirklich zu Stande, und es wurde Stadt und Burg Asperg, Schloß Richtenberg, der Glemsgau mit Grafschaft und Zubehör, mit Lehensleuten und Dienstleuten an Eberhard abgetreten. Die Lehensleute der Pfalzgrafen v. Tübingen und Asperg aber waren: die Vögte und Truchseße v. Ruck und Breitenstein, die Maiser von Malmsheim, die v. Gerlingen, die Vögte v. Thailfingen, v. Weil im Schönbuch, die Herren von Bach, v. Echterdingen, v. Möhringen, Hartner v. Hartnek, v. Lustnau, v. Münklingen, v. Spät, v. Aldingen, Bondorf, Donnstetten, Dürner v. Dürrnau, v. Ehningen, v. Entringen, v. Ergentzingen, v. Gärtringen, v. Gomaringen, v. Nufringen, von Beihingen, von Renningen und v. Riedern. Im Jahr 1309 ward Eberhard vor Kaiser Heinrich auf dem Reichstag zu Speier von den Reichsstädten wegen allerlei Gewaltthaten als Reichsstörenfried verklagt worden, und sein trotziges Erscheinen mit vielen Gewappneten haett den Kaiser so aufgebracht, daß er ihn in die Reichsacht erklärte. Bei Untertürkheim gänzlich geschlagen, hinter sich sein Stammschloß in Flammen, sowie das Begräbniß seiner Ahnen, Stift Beutelspach, Stuttgart und Marbach gebrochen, floh der Graf nach Asperg, und als ihm die Mauern nicht fest genug däuchten, nach Besigheim zu seinem Vetter, dem Markgrafen von Baden. Das Reichsheer aber, unter Führung des kaiserl. Landvogts Conrad v. Weinsberg,

erschien 1312 vor Asperg, eroberte im Sturm die Veste und zerstörte Burg und Stadt, so wie das Schloß Richtenberg von Grund aus. Indessen ward mit Erlaubniß Kaiser Karl IV. 1360 Burg und Stadt wieder aufgebaut und stattlicher denn zuvor. Es erhob sich ein Schloß mit einem geräumigen viereckigen Hofe, starken Thürmen, Vorwerken und Gräben, und dicht daran schloß sich auf der Südwestseite ein kleines Städtchen von zwanzig Häusern. So blieb es bis 1400 bei dem Hause Wirtemberg, worauf es als Lehen einem Herrn von Zilnhart abgetreten ward. Im Jahr 1420 findet sich Stadt und Burg Asperg als Reichslehen mit Dörfern und Weilern, und 1441 fiel es bei der Theilung des Landes in die Stuttgarter und Uracher Linie letzterer zu und verblieb dabei bis zum Jahr 1450. In diese Zeit fällt die Erfindung des Pulvers und Geschützwesens, und Graf Ulrich ließ zwei werfende Geschoße ausrüsten, die er auf den Asperg brachte. — Im Jahr 1450 entstand am südlichen Fuß des Berges das Dörflein Weichenberg. Im Jahr 1510 erhielt Asperg einen Vogt, sowie Stadtknechte und Steuerfreiheit aus Rücksicht auf die Schwierigkeit, den hohen Berg mit allen nothwendigen Gegenständen zu versehen. Im Jahr 1519 wurde Herzog Ulrich vom schwäbischen Bund wegen der widerrechtlichen Eroberung und Einverleibung Reutlingens zu einer wirtembergischen Landstadt auf Befehl des Kaisers der Regierung entsetzt. Nach dem Fall von Tübingen und Stuttgart zog das bündische Heer

mit albanesischen Hülfsvölkern (Stratioten) unter dem Bundeshauptmann, Georg v. Frondsberg, den Herzogen v. Braunschweig und Baiern, sowie dem Markgrafen v. Brandenburg vor Asperg und setzten ihm vom 16—21. Mai so heftig mit der Beschießung zu, daß ein Theil der Wälle, sowie das Schloß zusammenstürzte und der tapfere Commandant, Leonhard von Reischach, mit 500 Mann kapituliren mußte. Das eroberte Geschütz ward nach Baiern abgeführt und auf die Veste bündische Besatzung gelegt, bis 1520 der schwäbische Bund das Herzogthum Wirtemberg, aus welchem Ulrich geflohen, dem Kaiser Karl V. um eine schöne Summe überließ, der seinen Bruder Ferdinand damit belehnte. Während des Bauernkriegs 1525 versuchte Ulrich die Veste Asperg durch Bestechung zu gewinnen und wandte sich an den kaiserl. Burgvogt Bastian Emkart. Derselbige ließ sich durch die versprochenen Summen verblenden, ließ die Schlüssel in Wachs abdrücken — aber die Sache wurde entdeckt und der Burgvogt lebendig eingemauert, während sein Mitgehülfe, Hans Fritz, lebendig geviertheilt ward. Erst nach der Schlacht bei Laufen, welche Ulrich 1534 mit Hülfe des Landgrafen von Hessen gewann, zog er wieder siegreich in sein Erbland ein und belagerte Asperg, wohin der schwerverwundete Heerführer des österreichischen Heeres, Pfalzgraf Friedrich, zum Commandanten Dietrich Späth geflüchtet war. Eine heftige Beschießung erfolgte. Am ersten Tage fielen 532 Schüsse und 8000 Bauern schanzten. Wiewohl der

Pfalzgraf auf die Aufforderung zur Uebergabe antwortete: „der Asperg müsse sein Kirchhof werden," so widerstand er doch dem Anfall nicht und schon am zweiten Tag kapitulirte er. Im Jahr 1535 ließ Ulrich die Veste ganz neu herstellen, brach das Städtlein Asperg ab, sowie die Schlösser Asperg und Richtenberg, worauf die Einwohner in das Dörflein Weichenberg zogen und demselben den Namen Unterasperg gaben. Nun erhob sich eine regelmäßige Vestung mit Bastionen und Thürmen, und es wurde ein Brunnen gegraben, der über 400 Fuß tief, bis auf den Spiegel des Nekars reichte. Leider ward derselbe im Jahr 1804 verschüttet und zugedeckt. Im Jahr 1546 zog Herzog Alba am Fuß der Veste vorüber und nahm sein Hauptquartier in Markgröningen und beschoß die Vestung, da Ulrich als protestantischer Fürst Mitglied des schmalkaldischen Bundes gegen den Kaiser geworden. Commandant war damals Wilhelm von Massenbach mit 800 Mann unter den Hauptleuten Eklin und Schlichter. Im December 1546 rückte der Feind in die Umgegend unter großer Verheerung. Der Prinz von Sulmona plünderte Bottwar und Marbach, und der Herzog von Alba lag drei Wochen lang mit dem Hauptquartier in Markgröningen, von wo aus er Asperg zur Uebergabe aufforderte, und als diese abgeschlagen, die Vestung einschloß. Genöthigt durch den unglücklichen Ausgang dieses Bundes, ließ Ulrich in Heilbronn dem Kaiser Abbitte thun, entsagte dem Bunde, versprach 300,000 fl. Entschä-

digung zu zahlen und die Vestungen Schorndorf, Kirchheim und Hohenasperg den Kaiserlichen zu übergeben. Am 15. Febr. 1547 zog der herzogl. Commandant Massenbach ab, und spanische Truppen unter Obrist v. Madrutsch und Hauptmann v. Zinzineres, auf welche als Commandanten Heinrich v. Waldburg und Graf von Hohenzollern folgten, besetzten die Vestung, um sechs Jahre hier zu bleiben, bis Kaiser Karl V. von Brüssel aus im Jahr 1553 die Veste dem Herzog Christoph wieder zustellte. Nun besetzte es der Commandant v. Massenbach und der Vestungshauptmann Janowiz mit 40 wirtemb. Knechten, und Herzog Christoph verwandte 60,000 fl. auf die Wiederherstellung der Werke und ließ zu Urach und Metzingen Pulvermühlen errichten und neue Geschütze gießen. Im Jahr 1620 war die Vestung in einem respectablen Zustand, denn unter dem Commandanten Böklin befanden sich in ihr 200 Mann Besatzung, 45 Stücke schweren Geschützes nebst vielen Doppelhecken, Musketen und Rüstungen, so wie reichlicher Munition. Nach der Schlacht von Nördlingen, im Laufe des 30jährigen Kriegs, an welcher auch 4000 Mann herzoglicher Truppen Theil genommen, fiel das kaiserl. Heer mit Sengen und Brennen in das Land ein. Von den umliegenden Orten flüchteten sich 85 Männer, 112 Weiber und 236 Kinder auf die Veste, und bei dem Vorüberzug des fliehenden protestantischen Heeres, das aus schwedisch-weimarschen und rheingräflichen Truppen bestand, kam der Herzog Bernhard

von Weimar und der General Pfalzgraf Otto Ludwig selbst nach Hohenasperg, wobei Herzog Bernhard äußerte: „dieser Platz ist also qualificiret, daß eine ganze Armee davor könnte aufgehalten werden.“ Zum Obersten und Commandanten ward hierauf der schwedische Offizier Rüdiger v. Waldo, ein geborner Märker, ernannt und ihm, als Untercommandant der Wirtemberger, Werner Dietrich von Münchingen zugetheilt. Die wirtembergische bewaffnete Landmiliz auf der Veste befehligte Philipp König von Markgröningen, die wirtembergische Besatzungstruppen Caspar Eckstein, Capitän aus Ilsfeld — die 600 Mann rheingräfl. Truppen Philipp von Flörsheim, Major — die weimarsche Truppen Major von Roßboth aus Eisleben. Sämmtliche Corps bestanden aus einzelnen kleineren Abtheilungen in der Nördlinger Schlacht zersprengter Regimenter, wovon oft nur noch die Offiziere übrig waren. Dazu kamen noch 113 weimarsche und schwedische Reiter vom Corps des Generals Horn. Unter den einzelnen Offizieren mögen folgende Namen aufgeführt werden, als Beleg, wie damals der Soldat aus aller Herren Länder zusammengewürfelt war. Unter den Weimaranern dienten: ein von der Böckh aus Danzig, Capitän — Johann Schill, aus der Mark, Lieutenant, Marchthaler, Cornet aus Regensburg, v. Obereir, Fähndrich aus Schlesien, Otto v. Pleß, aus Meklenburg, Lieutenant, der „schwarze Lieutenant“ aus Linz an der Donau. Unter den Pfalzgräflichen ein Capitän Trion, Schweizer, Peter Barth, Lieute-

nant aus Hessen, J. Blokh, Fähndrich aus Pommern u. s. w. Geschütze befanden sich 45 auf den Wällen, darunter 65, 50 und 36 Pfünder. Unter den geringern Feldschlangen finden wir die Namen: der Apostel Philippus, der Greiff, das Feldhuhn, Haselhuhn, der Goll, Hahn, Papagei. Auf den Außenwerken waren vier Regimentsstücklein aufgepflanzt mit den Motto's:

1. Gott wider meine Feinde, ob ihr schon viel seynd.
2. Traw, schaw, wem!
3. Trew ist wildbrett.
4. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

So erwartete man wohlgemuths den Feind, der seine Ankunft durch die Flammen von Waiblingen, Echterdingen, Heimsheim, Türkheim und Schmieden verkündete und dessen Croaten am 8. September sich zeigten. Nach zwei Tagen rückten fünf Regimenter in Markgröningen ein, wobei 25 Personen ermordet und die Soldaten großen Muthwillen und Schande mit dem Weibervolk trieben. Ringsum begann das Unglück, die friedlichen Hütten heimzusuchen. Die fliehenden Einwohner wurden in Feld und Wald mit Hunden gehetzt, die Gefangenen geprügelt, geknebelt und gefoltert, um von ihnen Geld zu erpressen. Am 12. September erschien das Hauptheer und lagerte sich in Besigheim, worauf die Veste sofort durch einen Trompeter zur Uebergabe aufgefordert wurde, im Namen König Ferdinands von Ungarn. Der nassauische

Lieutenant von Mühlnarkh aber auf dem Vorwerk hieß „den Trompeter und den König sammt seinen Croaten sich zum Teufel packen.“ Hierauf begann die Belagerung, welche der kaiserl. Obrist vom Regiment Gallas, Achilles de Soye, leitete. Eine Reihe von kleinen Gefechten entwickelte sich nun, wobei die Schweden gewöhnlich die Oberhand behielten. Indessen verfuhren sie mit dem armen Landvolk vor den Thoren nicht glimpflicher als der Feind, sie plünderten die Ortschaften, führten Geiseln weg, die sich um hohe Summen ranzioniren mußten, und zuletzt fielen auf der Vestung selbst so häufig Diebstähle vor und Angriffe auf das Eigenthum ihrer eigenen Offiziere, sowie Subordinationsverbrechen und Meutereien, daß die strengste Kriegszucht nöthig wurde. Am 26. November vergifteten die Kaiserlichen den Stangenbrunnen am nördlichen Fuße des Berges mit einem Arsenikschächtelchen. Auch andere Brunnen ringsumher verderbten sie durch Vergiftung, oder indem sie Aas und Steine hineinwarfen. Am 8. December versuchten die Feinde durch Feuer die Vestung zum Falle zu bringen. Sie zündeten zu dem Zwecke die größten Häuser des Dorfes Asperg an bei einem heftigen Südwestwind, der das Flugfeuer bis zu den Wällen trug. Um ferneren ähnlichen Versuchen zu begegnen, ließ der Commandant die noch unversehrten Häuser von Unterasperg und Thamm niederbrennen, wobei auch zu Thamm der Kirchenthurm eingeäschert wurde. Im weitern Verlaufe der Belagerung und

bei der festen Haltung des Commandanten, welcher auf eine Drohung, man werde die Besatzung, wenn er nicht kapitulire, über die Klinge springen lassen, die kurze Antwort gab, „man solle nur kommen — Kraut und Loth solle man haben, so viel deren auf der Vestung sey," suchte der Feind neue Mittel. Er legte offene Briefe auf die Wege um die Vestung, oder steckte sie auf Pfähle und versprach der Besatzung gut Quartier und dreimonatlichen Sold, wenn sie „den Offizieren den Hals brächen, die Vestung ausplündern und den Kaiserlichen die Schlüssel bringen würden." Darauf hin ließ der Commandant die Mannschaft aufs Neue den Fahneneid schwören, ermahnte sie beweglich zur Treue und ließ eine Dankpredigt halten für die bisherige gnädige Beschützung der Vestung gegen alle Anläufe des Feindes. Indessen zeigten sich doch bedenkliche meuterische Bewegungen, so daß ein Musketier erschossen werden mußte — auch war Rausch und Völlerei an der Tagesordnung, so daß Einige über die Mauern stürzten. Am 13. December faßten die Kaiserlichen mit einem starken Haufen Posto in Thamm und die Einschließung wurde immer ernstlicher, weßhalb der Commandant befahl, daß vor der Morgenpredigt die Litanei zu beten sey, um der großen Gefahr willen. Kaiserliche Reiterhaufen umschwärmten jetzt stündlich den Berg von allen Seiten und machten die Vorwerke unsicher. Unter solchen bedrohlichen Umständen brach das Jahr 1635 an, dessen Antritt die Vestung mit einem

Salutationsfeuer aus 5 Geschützen und 100 Musketen begrüßte. Auch innerhalb der Wälle sah es höchst ungünstig aus, da unter den Flüchtlingen eine Seuche ausbrach und die Liste von 350 Gesunden und 114 Kranken ergab. Täglich starben 4—5 Personen, und eine Zeit lang, wo selbst alle Todtengräber von der Seuche hinweggerafft waren, mußte man auf etliche Tage die Todten in der Kirche aufeinander legen. Wollte man sie beerdigen, so geschah dieses unter starker Bedeckung im Dorfe, wohin man die Leichen mit und ohne Sarg, oft in Betten und Körben trug. Neue Zügellosigkeit riß unter der Mannschaft ein, so daß selbst auf den Diebstahl die Todesstrafe gesetzt und ein Soldat, beim Erbrechen einer Kiste ertappt, standrechtlich erschossen wurde, und wieder sechs rheingräfl. Musketiere wegen Plünderung einer Truhe mit einander um das Leben spielen mußten, wobei ein junger Bursche verlor, erschossen ward und die Andern zum Spießruthenlaufen verdammt wurden. Bald darauf mußten zwei Roßdiebe mit einander um das Leben spielen; der eine, ein Mömpelgarder, verlor, der andere ward Gassen gejagt. Ihnen folgte ein Regimentstambour aus Warmbronn, der einen Untergebenen erstochen hatte. Auf Bitten der Beamten und Besatzung behielt er das Leben und mußte Gassenlaufen. Während dem wurden täglich Scharmützel geliefert. Jeden Tag machten die Schweden Angriffe auf die Posten von Möglingen und Thamm und führten Fouragirungen in Egolsheim aus. Bei einem

solchen Gefecht ward am 21. März der Fähndrich v. Waldo, Sohn des Commandanten, in den Schenkel geschossen und wurde, als er an der Wunde gestorben, in der Kirche zu Hohenasperg beigesetzt, weil das Dorf in den Händen des Feindes sich befand. Unter den Gefangenen, welche die Schweden zuweilen einbrachten, befand sich auch ein junger Rittmeister, Graf Adam von Wallenstein, ein Vetter des berühmten Wallenstein. Mitte April begann die Belagerung ernstlich, und bei Egolsheim, Thamm und im Banholze wurde mit zusammengetriebenen Bauern emsig geschanzt. Im Mai eröffnete der Feind von den Möglinger Weinbergen herüber gegen das Dorf Asperg einen Laufgraben, und baute eine Schanze im Osterholz und in der Nähe von Thamm und Egolsheim, wozu die Bauern bis von Stuttgart herbeigetrieben, und wenn sie, von dem Vestungsgeschütz getroffen, aus einander liefen, mit dem Säbel wieder an die Arbeit gejagt wurden. Schon am 23. dieses Monats hatten sich die Belagerer im Hohlweg zwischen den Weinbergen festgesetzt, dort einen Laufgraben eröffnet und ein Erdwerk mit Schanzkörben aufgerichtet, das sie mit 800 Mann besetzten. Man mußte nun, da die Verbindung mit dem Dorfe für immer abgeschnitten war, einen Nothkirchhof auf dem äußern nördlichen Wall anlegen, wohin nach und nach 50 Menschen begraben wurden. Im Jahr 1854 bei Abtragung des Platzes fand man die Gebeine wohl erhalten. Von jetzt an wurden die Ausfälle blutiger, da der

Feind wohl verschanzt und zahlreich war. Dennoch gelang es einer Abtheilung Schweden, eine Schanze in den Egolsheimer Weinbergen zu erobern, sieben Doppelhecken und drei Tonnen Pulver wegzunehmen und das Erdwerk mit Pechkränzen zu zerstören. Von Zeit zu Zeit kamen Briefe von Herzog Eberhard und Weimar aus Straßburg, die einen Entsatz in Aussicht stellten, aber es blieb bei leeren Hoffnungen und bereits hatte sich großer Mangel in der Vestung eingestellt. Schon kostete Anfangs Juni ein Pfund Roßfleisch 6 kr., ein Ei 10 kr., ein Pfund Salz 4 fl., 1 Pfund Saise 2 fl., 1 Pfund Zucker 6 fl., 1 Maas Wein 6—8 Batzen, 1 Commißbrod 4 Batzen. Die Kaiserlichen ihrerseits suchten auf alle Weise diese Noth zu vermehren, behandelten die armen Leute, welche Lebensmittel durch ihre Vorposten nach der Vestung zu bringen suchten, als Spione, erschossen solche und verfuhren so unmenschlich selbst mit den Bauern, die sie nur auf dem Einkauf als Asperger erkannten. Indessen so hart man sich auf beiden Seiten zusetzte und das Landvolk behandelte, so betrachtete der Soldat sich gegenseitig doch als Kamerad, der, wenn das Geschütz schwieg, einen guten Trunk zusammen thun mochte. So kamen am 17. Juni einige kaiserl. Offiziere, der Obrist Pappenheim, Oswald von Lichtenstein und Andere mit dem Herrn Untercommandant v. Münchingen und Capitän Bader im Banholz auf Ehrenwort zusammen, unterhielten sich fröhlich, und schieden tüchtig angetrunken von

einander. Endlich, als kein Entsatz sich zeigte und am 21. Juli von dem Herzog ein Schreiben eingelaufen, wornach derselbe dem Commandanten die Befugniß gab, auf gewisse Bedingungen hin und namentlich auf den indessen zwischen dem Kaiser und Churfürst von Sachsen abgeschlossenen Frieden über die Uebergabe zu unterhandeln — berief der Commandant einen Kriegsrath, zu dem er auch einige Flüchtlinge zuzog, und stellte ihnen vor, daß die Hülfe ferner als je, der Vorrath an Lebensmitteln nach 11 Monaten nun auf der Neige und darum nach seinem Ermessen, die Vertheidigung nicht länger mehr thunlich. Der Kriegsrath pflichtete bei, in Erwägung, daß kein Entsatz zu hoffen und bis daher die Besatzung sich mannhaft gehalten. Also ward vorerst ein Waffenstillstand geschlossen, bis die Uebergabsbedingungen dem König Ferdinand in Heilbronn zur Genehmigung vorgelegt, und die Belagerten und Belagerer, Offiziere und Mannschaft kamen vor den Wällen zusammen und zechten weidlich mit einander. Am 28. Juli fand die Uebergabe statt. Die Besatzung zog mit Sack und Pack, Pferd und Wagen, Ober- und Untergewehr, mit brennenden Lunten, Kugeln im Mund, gefüllten Bandelieren unter Spiel und Trommelschlag frei ab und nahm ihren Marsch unter sicherer Bedeckung nach Straßburg. Die Vestung aber sammt Allem, was sich darauf befand an Zubehör und Mobilien, ging an die Belagerer über. So verließ die schwedische Besatzung, von 596 auf 377 Mann herabgeschmolzen,

die Vestung, und es rückten ein: Obrist Heinrich, Burggraf von Dohna, ein Graf von Fürstenberg, Oswald von Lichtenstein, Heinrich von Westholz mit 270 Mann und zwei Kapuziner. Das geflüchtete Landvolk bekam Sauvegarden, aber nach wenigen Tagen mußten sie 500 Thaler für die Erlaubniß des Abzugs bezahlen und wurden dazu hin außerhalb den Wällen ausgeplündert. Groß war die Beute, welche auf der Vestung gemacht wurde. Zuerst ward das Kriegsgeräthe in drei Theile unter den Kaiser, den König Ferdinand und den Churfürsten von Baiern getheilt, dann ging es an vier sammtene Pferdezeuge mit silbernen Buckeln beschlagen. Ferner erhielt Ferdinand zwei große, mit Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber gestickte Wappen, das Wirtembergische und Brandenburgische, welches die Gemahlin des Herzogs Friedrich, eine Prinzessin von Brandenburg, selbst gefertigt hatte, und einen Schreibtisch mit einigen tausend alter Münzen. Kriegscommissäre, Obristen kamen dabei auch nicht zu kurz, und selbst die Gefreiten putzten sich mit fürstlichen und gräflichen Kleidungsstücken. Groß war die Noth und das Elend, das dieser langjährige Krieg, wie über alle Theile Deutschlands, so auch über die Umgegend des Aspergs gebracht hatte. Allein in Markgröningen starben 1635 gegen 600 Personen, im Jahr 1637 an die 200, darunter 100 in Folge des Hungers. Von 400 Bürgern zählte Markgröningen im Jahr 1638 noch 40 und der ganze Ort glich einer Brandstätte, in welchem

nicht eines Viehes Haar geblieben war. Möglingen zählte von 166 Gebäuden noch 46, Thamm von 111 Häusern auch nicht ein einziges, und nur noch 17 Bürger von 114 wohnten in 17 Erdhütten. In Egolsheim stunden von 160 Gebäuden mit 70 Bürgern noch vier mit neun Einwohnern. In dem gleichen Jahre nach der Uebergabe der Vestung brannte durch einen Blitzschlag Schloß und Kellereigebäude ab und der Berg wurde von der Besatzung aus Furcht, daß das Pulver in den Magazinen Feuer fangen könne, auf mehrere Wochen ganz verlassen. Erst nach 14 Jahren, im Herbst 1649, erhielt die Vestung wieder wirtemb. Besatzung und es zog der kaiserl. Feldmarschall von Bönninghausen ab. Nimmer donnerte das Geschütz in das Land hinaus und der Landmann baute seine Felder wieder ungestört 37 Jahre lang, bis unter Ludwig XIV. von Frankreich, dessen Kriegsvölker über den Rhein brachen sengend und brennend und unerschwingliche Contributionen eintreibend. Die Generale Monclas und Melac suchten Wirtemberg heim und bedrohten Stuttgart mit Einäscherung, dem Commandanten Hohenaspergs mit Erhängen, wenn ihnen nicht die Vestung geöffnet würde. In größter Angst gab die Herzogin Sibylle mit den Vormundschaftsräthen dem Commandanten, Major Keller, den Befehl, die Thore zu öffnen. Die Uebergabe erfolgte am 15. December 1688. Unter den Bedingungen finden sich folgende: Man solle die Garnison mit Waffen, Bagage und Alle dem, was die Unterthanen

des Landes dahin geflüchtet haben, frei abziehen lassen — wenn der König von Frankreich die Vestung zu verlassen für gut finde, so wird man solche dem Landesfürsten mit allen Stücken, Waffen und Munition nach dem Inventario zurückstellen — den Proviant an Wein, Frucht u. s. w. wird man zum laufenden Preis übernehmen, den Betrag dafür aber an der noch rückständigen Contribution von 75,000 fl. abziehen. Doch dauerte die Besatzung nicht lange, denn schon am 23. d. M. rückten kaiserliche Hülfstruppen im Lande ein und die Franzosen zogen in selbiger Nacht ab, steckten aber zuvor das Zeughaus in Brand, sprengten den auf der Nordseite stehenden großen Pulverthurm und legten die Mauer größtentheils in den Graben. Das Geschütz nahmen sie fast alles mit. In Folge dieser Zerstörung vermochte auch die Vestung dem fünf Jahre später wieder erscheinenden französischen Feinde unter dem Kronprinzen Ludwig XV. nicht zu widerstehen, und sie wurde am 13. Juli 1693 wieder von ihnen ohne Schwerdtstreich besetzt. Aber auch diesesmal zog der Feind bald wieder ab, und die Vestung sah von jetzt an fremde Heere bei ihren Durchzügen nur in der Ebene lagern. Nachdem der Platz wieder hergestellt war, diente er fortan, da ihm keine kriegerische Rolle mehr zu Theil wurde, nur zu einem großartigen Staatsgefängniß, in welchem nacheinander Opfer der Gerechtigkeit und der Willkühr schmachteten. Der erste berüchtigte Gefangene war nach des Herzogs Karl Alexander jähem Tode sein

ehemaliger Günstling Jud Süß, sowie seine Schuldgenossen General von Remchingen, die Räthe von Bühler, Hallwachs und Metz. Süß erhielt ein dunkles Gemach mit einer Aussicht auf den Vestungsstall (die jetzige Küche des Verwalters). Am 30. Jan. 1738 wurde er nach Stuttgart geführt, wo man des andern Tages ihm das Todesurtheil publicirte, das ihn am 4. Februar an den Galgen brachte. Mehr als glimpflich kamen seine Schuldgenossen weg. General von Remchingen entfloh nach einer zweijährigen Gefangenschaft vom Asperg. Unter Herzog Karls Regierung (1744—93) wurde der Asperg der Kerker manches Unglücklichen, den der Blitz seines Grimmes traf. Auch militärische Vergehungen fanden hier ihren Richtplatz. So wurde unter dem Commandanten v. Biberstein im Jahr 1755 in Folge einer Meuterei, die unter der Garnison ausbrach und 40 Theilnehmer fand, eine Anzahl der Flüchtlinge durch nachsetzende Reiterei niedergehauen, die Rädelsführer, Glompp, Dallinger und Fischer, im Vestungshof an der Linde aufgeknüpft, und Eberhard Normann nebst Joseph Frank erschossen. Im Jahr 1764 wurde Oberamtmann Huber von Tübingen, der gegen gesetzwidrige, vom Landtag nicht verabschiedete, Eintreibung neuer Vermögens- und Schutzsteuern protestirte und die Eintreibung verweigerte, mit Militär festgenommen und nebst dem Bürgermeister und zwei Magistratspersonen auf den Asperg gebracht, wo Huber sechs Monate gefangen gehalten ward. Eine berühmte Notabilität

unter den Commandanten der Vestung bildete General Friedrich Rieger. Durch Verläumdung, die ihn des Staatsverbrechens des Einverständnisses mit dem Feinde, den Preußen, im siebenjährigen Krieg beschuldigte, wurde der Liebling des Herzogs als „schlechter Kerl“ nach Hohenasperg und von da nach Hohentwiel geschleppt, und dort vier Jahre lang in ein finsteres, unterirdisches Gewölbe geworfen. Im Jahr 1766 ward er auf Verwendung der Stände seiner peinlichen Haft entlassen und 1772 wieder zum General und Commandanten von Asperg ernannt. In Hohentwiel war er ein Frömmler geworden, doch hatten seine eigenen Leiden ihn nicht theilnehmend gegen das Unglück Anderer gemacht, und seine Strenge im Dienste war so übertrieben, daß 1780 ein Soldat Namens Sullivan ihn nebst seinem Obristwachtmeister zu ermorden versuchte. Im Vestungsgraben büßte der Attentäter seinen Anschlag mit dem Tode durch Pulver und Blei. Unter ihm traf auch den Dichter Schubart das schreckliche Loos, der Gefangene Herzog Karls zu werden. Seine freisinnigen Schriften und höhnischen Anspielungen auf den Herzog stachelten diesen auf, den armen Dichter zu züchtigen. Durch Verrath lockte er ihn aus der freien Reichsstadt Ulm auf wirtemb. Gebiet nach Blaubeuren, wo ihn der Major von Varnbüler in Empfang nahm und nach dem Asperg brachte. Hier wurde er am 23. Jan. 1777 in ein enges Gemach, mit Steinplatten belegt, geworfen, und ein eiserner Ring an der Wand hing als Warnung

vor seinen Augen, sich ja recht ruhig zu verhalten. Nie theilte man ihm den Grund seiner Haft mit, auch erhielt er keine Besuche, als vom Pfarrer Hahn und General Rieger, die sich alle Mühe gaben, den freisinnigen Mann zu bekehren. Die lange, harte Haft, diese Besuche und das Lesen von Andachtsbüchern, die ihm allein gestattet waren, stimmten ihn zu einem Mystiker um, was ihm auch später hängen blieb, als er wieder seine Freiheit erhalten und vor wie nach ein lockeres Leben führte. Obgleich ihm alles Papier, Feder und Tinte versagt war, beschrieb er doch die Wände seines Kerkers mit Gedichten, wozu ihm die Spitze einer Lichtscheere diente. Aber die Grausamkeit seiner Gefangenwärter feilte ihm die Spitze seiner Lichtputze ab und kratzte die Gedichte aus der Wand, und als er einmal Bleistift und Papier sich verschafft und ein größeres Gedicht begonnen, ertappte ihn darüber sein geistlicher Freund, General Rieger, und zeigte auf den Ring an der Wand, falls er seine Schreiblust nicht einstelle. So dauerte diese strenge Haft 377 Tage, worauf er ein besseres luftiges Zimmer und mit demselben Schreibmaterialien erhielt. Auch die Nachfolger Riegers, die Commandanten v. Scheeler und v. Hügel, erleichterten dem Dichter sein Schicksal, bis ihm 1787, nach zehnjähriger Haft, die Sonne herzoglicher Gnade leuchtete, und ihn zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannte. Die nächsten Arrestanten von Bedeutung waren General Bilfinger, ein 70jähriger Greis, und Obristlieutenant

Wolf. Sie waren zu Commandanten der Vestung Hohentwiel, als die Franzosen 10,000 Mann stark über den Rhein brachen, im Frühjahr 1800 ernannt worden, und ihr erster Bericht über den Zustand des Platzes lautete: daß das Geschütz weder zureichend noch tauglich, die Bedienung, aus 12 Mann bestehend, alt und kränklich, und es nicht besser mit der 120 Mann starken, meist verheiratheten, Besatzung stehe, die wenig Zuverläßigkeit biete. Auf Gnade und Ungnade von Vandamme aufgefordert, der die Vorhut des französischen Heeres bildete, wollten die Commandanten, im Gefühl ihrer Schwäche, Auswege suchen. Sie wiesen auf die Neutralität hin — und als Vandamme stürmisch auf Oeffnung drang, sogleich Geschütz aufführen ließ und während der Unterhandlung einige Abtheilungen seiner Leute unter die Kanonen, somit schußfrei aufstellte, so baten sie um einen dreitägigen Waffenstillstand, um durch einen Courier Verhaltungsbefehle vom Herzog holen zu lassen. Aber als Vandamme nur noch eine Stunde Bedenkzeit gab, kapitulirte der Kriegsrath, in Erwägung, daß die Vestung nicht haltbar und man auf die Treue der Garnison nicht rechnen dürfe, welche 50 Weiber und 93 Kinder zu ernähren hätte, und man nur im Besitz von zwei brauchbaren Geschützen sey. Das Kriegsgericht verurtheilte beide Commandanten zum Tode durch Pulver und Blei, „weil sie gegen den höchsten Befehl, die Vestung in keinem Fall zu übergeben, selbige vielmehr ohne Widerstand auf die erste

Aufforderung überlassen hatten.“ Der Herzog milderte diesen Spruch und kassirte den General Bilfinger aus Rücksicht seines Alters. Er bekam das Dorf Unterasperg zum Wohnort angewiesen. Auch Wolf entging der Execution und ward zu lebenslänglichem Gefängniß mit täglicher Verköstigung zu 8 kr. begnadigt! Nachdem der Unglückliche auf dem Hohenasperg einen Fluchtversuch gemacht hatte, im Sommer 1812, wobei er von dem Giebeldach des Westenthurms mittelst eines Strickes sich in den Graben hinablassen wollte, indessen, da ihn die Kräfte verließen, um Hülfe rief und so entdeckt wurde — so ward er fortan in enge Haft gebracht. Vergebens wendete sich der Gefangene an die Gnade des Königs — vergebens klammerte er sich, als Letzterer einmal auf den Asperg kam, an sein Fenstergitter und schrie mit lauter, flehender Stimme um Gnade — erst die Gnade Wilhelms öffnete ihm sein Gefängniß im Jahr 1816. Im Jahr 1809 wimmelte der Asperg von Gefangenen, die als Arbeitssträflinge hier ihre Vergehen abzubüßen hatten, darunter auch Separatisten, welche ihre geistl. Versammlungen hielten und die Kirche nicht besuchten, Taufe und Abendmahl verwarfen, auch keinen Eid schwuren und keine Waffen trugen. Dazu kamen die Mergentheimer Aufständischen, welche 1809 sich von Wirtemberg, dem sie zugetheilt waren, wieder frei machen und unter kaiserl. österreichischen Schutz stellen wollten, als frühere Unterthanen der Deutschmeister. Sämmtliche Gefangene wurden äußerst streng behan-

delt, waren in Souterrains Nachts eingeschlossen und durften sich bei schwerer Strafe selbst nicht am Fenster sehen lassen, wenn der König Friedrich auf die Vestung kam. Besonderes Mitleiden verdienten diese Separatisten, gegen welche man umsonst Gefängniß, Hunger und Schläge anwandte, um sie in das Geleise der Staatskirche zurückzuführen, denn es waren sonst wohlhabende, rechtliche Leute, die nie einen Fluchtversuch machten, obwohl man auf sie vertrauend, sie selbst über die Wälle zu Verrichtungen hinausschickte. Wie grausam man manchmal gegen sie verfahren und von einzelnen Vorgesetzten weit über ihre Befugniß hinaus, dafür nur ein Beispiel. Im Februar 1813 im strengsten Winter wurde ein Separatist, der die Fahnenpflicht nach seiner Ueberzeugung verweigerte — wofür Prügelstrafe (mit Maaß und Einsperrung angeordnet war) furchtbar abgeprügelt, dann 24 Stunden lang in das ungeheizte Schubartslokal geworfen, ohne daß man nach ihm sah. Als man ihn wieder zum — Prügeln abholen wollte, waren ihm Hände und Füße erfroren, so daß man sie ihm amputiren mußte, worauf er nach wenigen Tagen starb. Indessen blieb diese Grausamkeit nicht ungerügt. Der Platzhauptmann Bacmeister, der dieses Verbrechen sich hatte zu Schulden kommen lassen, wurde kassirt und bekam zwei Jahre Vestungsarrest. Unter den Militärarrestanten ist erwähnungswerth ein Lieutenant François vom Jägerregiment König. Wegen eines schweren Subordinationsvergehens zum Tod verurtheilt und auf dem

Executionsplatz in Eßlingen zur Cassation und sechs Jahre Vestung verurtheilt, wußte er zu entfliehen, indem er von dem Dach des Westenthurms gegen 60 Fuß tief mit Hülfe der Bäume in den Graben hinabsprang und dann das Freie gewann. Dieser François trat hierauf in niederländische Dienste und wurde später General und Gouverneur der Vestung Luxemburg. Im Jahr 1825 verurtheilten die Gerichte 13 Theilnehmer der allgemeinen deutschen Burschenschaft, wegen angeblich hochverrätherischem Plane zur Abbüßung auf den Asperg. Dieser politischen Verbindung folgte 1831 die Ludwigsburger Militärverschwörung, die mit dem Attentat zu Frankfurt in Verbindung stand und den Lieutenant Koseritz an der Spitze hatte, nebst einigen aus dem Bürgerstand. Fünf Offiziere erhielten längern oder kürzern Vestungsarrest, ebenso einige aus dem Bürgerstande. Die Jahre 1848 und 49 stellten gleichfalls ein namhaftes Contingent von politischen Gefangenen, darunter Rau, Elsenhans, Dr. Mayer und Andere — endlich der Reichsabgeordnete Rösler von Oels, der als Reichskanarienvogel glücklich über die Wälle flog. Unter dem Commando des Obristen Sonntag ist viel für die Verschönerung des Aspergs gethan worden. Manches wurde abgetragen, um die Aussicht zu erweitern und die Spaziergänge zu erleichtern — nur schade, daß dabei keine Rücksicht auf etwaige Funde genommen wurde. So wurde bei Erweiterung des Schlachthauses auf den Saal des uralten Schlosses gestoßen,

dort ein Ofen aufgefunden und ohne ihn aufzubewahren als Andenken und Zeugen längst vergangener Jahrhunderte, Alles wieder verschüttet. Auch beim Abbrechen des südlichen Thurmes im Jahr 1860 fand man mit Nägeln eingegrabene Schriften von 15—1700, denen zu Folge hier Gefangene lagen, viele Monate auf dem kalten Steinboden, und welche noch angaben, wo sie den Nagel versteckt hatten, mit dem sie geschrieben. Auch diese Steine wurden in den Schutt geworfen. Indessen wandelt der Beobachter mit dem Gefühle über diese Wälle, daß der Barbarismus und die Zeit hinter ihm liegen, wo diese Mauern von den Seufzern der gequälten Menschheit wiederhallten, und die alten Zwingburgen gebrochen sind, in denen dem Gefangenen das Daseyn zur Hölle wurde.

Sage vom Asperg.

Graf Eberhard der Erlauchte von Wirtemberg hatte die Veste Hohenasperg noch nicht lange Zeit von dem Markgröninger Grafen Ulrich erkauft. Als man schrieb das Jahr 1304, da brach bald darauf ein großes Ungewitter über ihn herein, denn er war gar ein kriegerischer und fehdelustiger Herr und konnte sich mit keinem Nachbar vertragen. Bald lag er in blutigen Händeln mit den umwohnenden Grafen, bald mit den Reichsstädten und that ihnen auf alle Weise Abbruch. Endlich traten seine Feinde auf einem Reichstag zu Speier am Rhein, im Herbste des Jahres 1310,

vor den Kaiser Heinrich und verklagten den wirtemberger Störefried. Da forderte der Kaiser den Grafen vor und gebot ihm, bei allerhöchster Ungnad, sich freundlich zu vertragen und Alles heraus zu geben, was er mit Gewalt genommen, und Ersatz zu leisten für die mannigfachen Schäden, die er ringsum angerichtet. Aber war der Graf schon trotzig auf dem Reichstag erschienen mit einer starken Schaar Reisigen, nicht als wollte er in Demuth vor seinen Kaiser treten, sondern dem Reichstag zeigen, daß er sich wenig um selbigen kümmere — also trat er auch vor den Kaiser mit dreister Stimme und lächelte höhnisch bei allen den Anklagen, die gegen ihn erhoben waren. Da wandte sich unwillig der Kaiser und entließ den Grafen in großer Ungnade, rief den Reichsrath zusammen und sprach: Hat das Gräflein also trotzige Stirne gezeigt vor des Reiches Herr und Schirmer, so gedenke ich ihn zu demüthigen und es ihn empfindlich fühlen zu lassen, daß im deutschen Reiche kein Graf soll ungestraft den Frieden stören. Darauf hin ward nun über den Grafen Eberhard die Reichsacht ausgesprochen, weil derselbe sich verhalten habe, als des Kaisers und des Reiches Feind, und gleichermaßen als Reichsfriedenstörer und auffätzig der guten Ordnung. Darauf sandte der Kaiser Boten aus an die freien Reichsstädte Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Nürtingen, Gmünd und Eßlingen, und befahl ihnen, ihre gesammte wehrhafte Bürgerschaft und Hintersaßen aufzubieten, um den wirtemberger Grafen zu züchtigen,

wogegen für solche rühmliche Dienstleistung sie auf sieben Jahre von allen Reichszöllen, Steuern und Diensten an den Kaiser sollten befreit bleiben. Zum Heerführer aber dieser zahlreichen Kriegshaufen setzte der Kaiser seinen bei ihm wohl angeschriebenen Reichslandvogt in Niederschwaben, den Grafen Conrad von Weinsberg, einen gar gewaltigen Kriegsmann und einen der mächtigsten Edlen im ganzen deutschen Reich, denn seine Güter und Schlösser dehnten sich von der Donau bis hinab über den Main an die Fulda und vom Kocher bis zum Rhein aus. Als nun der Krieg ausbrach, da sammelten sich zu den städtischen Heerhaufen auch viele Mächtige und Grafen, denn sie gedachten es dem Wirtemberger heimzugeben, daß er sie oft geschädigt, darunter namentlich Graf Conrad von Vaihingen, der Markgraf Hermann von Baden, die Herzoge Simon und Conrad von der Teck, die Grafen v. Aichelberg, selbst wirtemb. Vasallen, wie Walther von Urbach, Johann von Bernhausen, Friedrich von Hartenek, Wolf v. Stein griffen zum Schwerdt gegen den Grafen. Aber der Graf Eberhard verzagte nicht, und ließ den Feind wohlgemuth anrücken von zwei Seiten, das Neckarthal herauf und herab. Sein Wahlspruch war „Gottes Freund und aller Welt Feind," da er freudig mit Jedem anband, und sein Müthlein an dem kühlte, der ihm in den Weg kam. So war der Mai des Jahres 1311 herangekommen, denn es brauchte den ganzen Winter seit dem Speierer Reichstag, bis die Kriegshaufen, welche die Reichsacht aus-

führen sollten, beisammen waren. Da glänzte das Neckarthal bei Untertürkheim an einem heitern Morgen von Reisigen und Fußknechten, die mit einer starken Wagenburg am Fuße des Schlosses Wirtemberg gelagert waren. Hoch flatterten die Fahnen mit dem Adler, welchen die Eßlinger, von Graf Gottfried von Tübingen befehligt, und Gmünder vor den Zelten ihrer Kriegshauptleute aufgepflanzt hatten, und auf den Wiesen schwärmten die Reisigen und die vom Adel lustig umher, während die Fußknechte und die vom Troß zwischen der Wagenburg und im Dörflein Untertürkheim lagen und die Rauchwolken ihrer Lagerfeuer hoch in die Luft wirbelten. Das war dem kampflustigen Recken gerade recht und eine Augenweide für sein Adlerauge. Ungestümm pochte ihm die Brust, als er auf erhaltene Kunde auf seinem Stammschloß Wirtemberg mit seinen Kriegshaufen nun den Berg sich hinabwälzte. Kaum hatte der Graf seine Reihen geordnet, als er den Fuß des Berges erreicht, die Fußknechte in die Mitte aufgestellt und die Ritter und Reisigen auf den Flügeln, so stürzte er sich auch schon wie ein Donnerkeil auf den Feind und warf ihn im ungestümmen Angriff aus dem Lager und dem Dorfe, ehe eine volle Stunde vorüber war. Ueber Hals und Kopf flohen die Städter Eßlingen zu, verfolgt von einigen Reiterhaufen. Aber das Fußvolk des Grafen bekümmerte sich nicht weiter um den flüchtigen Feind. In zerstreuten Rotten, Alles bunt durcheinander, fiel es über die reiche Beute im Lager

her, wo Pferde und Vieh, prächtige Zelte und Decken mit kostbaren Rüstungen ihr beuteluſtiges Herz reizten. Noch ſtanden in den Zeltgaſſen unter grünen Laubdächern Reihen von Fäſſern, welche die Eßlinger in das Lager geführt aus ihren Burgweingarten, ein Geſchenk des Rathes daſelbſt für die Edlen des verbündeten Heeres, und vor ihnen die langen Bänke mit ſilbernen Kannen und Bechern, aus welchen die vom Adel und die Patrizier bei ihrem Morgenimbiß gezecht. Flugs füllten ſich die Bänke — man ſtieß die Fäſſer ein, ließ den Wein in Kübel laufen und Alles ſtürzte in durſtigen Zügen den edlen Saft hinunter. Kein Befehl wurde mehr geachtet, Alles gab ſich nur dem Augenblick des Sieges und der Freude über die Beute hin. Da mit einem Male ſchmetterten Trompeten, und in eiligem Ritt ſtürzten die Reiſigen ins Lager, welche den Feind verfolgt, und dicht hinter ihnen ſtürmten, die Lanzen ihnen im Rücken, die feindlichen Ritter, an deren Spitze der hochgewachſene Friedrich von Staufeneck ſein wildes Streitroß tummelte. Bei Obertürkheim hatte dieſer mit ſeinen weichenden Schaaren wieder Halt gemacht, als er die zerſtreuten Verfolger beobachtet und geſehen, daß Eberhards Fähnlein ſich mit der Beute aufhielten. Schnell ſandte er dem Tübinger Grafen, den die Eßlinger mit fortgeriſſen, einen Reiſigen zu, daß er wieder ſich wende und ihm Unterſtützung gewähre, um den Feind im Lager zu überfallen. Und ſo warf ſich Freund und Feind in wildem Sturm unter das

aufgelöste, plündernde und zechende Fußvolk. Mit Mühe vermochte der Graf einige Fähnlein zu ordnen und sich zu wehren, denn mit erneuerter Wuth fielen nun die Städter über sein Kriegsvolk her und schlugen die Ueberraschten mit Morgenstern und Hellebarden nieder. Unter den Ersten, die sich um den Grafen sammelten, war ein breitschulteriger Lanzknecht, der, eine silberne Kanne auf seiner Hellebarde, sich an ihn drängte, die Beute weithin schleuderte und mit donnernder Stimme unter das erschrockene Volk rief — hieher, fromme Knechte! hie gut Wirtemberg! Aber kaum hatte sich das Häuflein zusammengeschlossen und suchte sich einen Ausweg zu bahnen aus dem Getümmel mit dem Grafen an der Seite, so rannten die staufeneckischen Reiter auf sie ein und suchten sie auseinander zu sprengen. Mannhaft stießen sie mit ihren Hellebarden gegen Roß und Mann, und im dichten Knäuel wälzte sich Freund und Feind durch das Dorf den Weinbergen zu, um den Weg auf Schloß Wirtemberg zu gewinnen. Immer wieder von neuem prallten die Reisigen an und ritten und hieben die Fußknechte nieder — aber die hielten fest, wie mancher auch blutend zusammensank, und mit ihnen kämpfte mannhaft, wie ein gereizter Eber, der wirtemberger Graf. Schon hatten sie einen Hohlweg an den Weinbergen erreicht, da drängte mit letztem Ungestümm die reisige Schaar auf das Häuflein; und in wilden Sätzen ließ der Staufenecker sein Roß gegen den Grafen selbst ansprengen und führte einen wuch-

tigen Hieb nach dem Helm seines Gegners. Da schlug der mannhafte Lanzknecht, der stets sich an der Seite des Grafen hielt, mit seiner Hellebarde gegen das sausende Schwerdt, und stieß, als der Hieb abgeprallt, im nächsten Augenblick den Staufenecker aus dem Sattel. In der kurzen Verwirrung, die um den gestürzten Ritter unter den Seinigen entstand, schloßen sich Eberhards Knechte wieder fester und zogen sich den Hohlweg hinauf. Aber der wackere Lanzknecht blieb zurück, von einem Lanzenstich durch den Fuß zu Boden geworfen.

Es war ein warmer Juliabend, da ritt der Graf Eberhard mit einem kleinen Gefolge seiner treuesten Reisigen auf der Straße von Zuffenhausen dem Asperg zu. Bald wehmüthig, bald zähneknirschend blickte er hinüber auf den rothen Berg, von dessen Gipfel traurig die schwarzen Mauern der verbrannten Burg hernieder schauten. Dann schweifte sein Blick wieder vorwärts nach der Veste Asperg, und zu seinem nächsten Begleiter sich wendend, sprach er: Wahrlich — diese Schneider und Schuster, Kürschner und Weber und Goldschmiede von Eßlingen und Gmünd haben mir übel zugesetzt, zumal der Weinsberger Conrad mit dem Adel unsere Gassen gebrochen, und hat Bahn gemacht für die städtischen Haufen, mich zu erdrücken — wohl haben sie mir achtzig Schlösser und Städtlein gebrochen, und selbst meine Stammburg Wirtemberg und die Gruft meiner Ahnen, Stift Beutelsbach, zu einem Aschenhaufen gemacht — aber noch ist nicht

aller Tage Abend, noch stehen meine Burgen ungebrochen zu Hohenurach, Neufen, Wittlingen und Seeburg, noch habe ich die Veste Asperg — in diesen hohen Nestern wird dem Falken das Gefieder wieder wachsen, das mir die städtischen Strolche gestutzt, weil der Adel mich ihnen überantwortete. So Gott mir verhilft in Gnaden, werde ich meine Schuld an sie bezahlen mit Wucher! Euer Gnaden — entgegnete sein Begleiter — wer von uns allen, die an Eurer Seite kämpften, trägt nicht die nemliche sichere Hoffnung in seiner Brust und erwartet mit Schmerzen den Tag, an dem wir die Scharten auswetzen, die uns der Feind geschlagen? Halten sich nur die Schlösser, dann mögen wir immer wie die Adler herniederstoßen auf die Thäler und einen städtischen Gimpel um den andern holen, bis das Land gesäubert. Unter allerlei ehrlichen Gesprächen war das Häuflein durch den großen Eichwald gekommen, der damals die Ebene von der jetzigen Stadt Ludwigsburg bedeckte, und dessen Ende, Markgröningen zu, das Osterholz bildete. Als sie am Saume dieses Gehölzes hinritten, holten sie einen Gesellen ein, der langsam und sichtbar mit einiger Beschwerde an einem langen Stock sich vorwärts bewegte und zuweilen einen Blick hinter sich warf. Plötzlich, als die Reiter dicht auf seinem Rücken, trat er aus dem Wege, zog seine Fuchspelzmütze ehrfurchtsvoll vom Kopfe, und sie in die Luft schwenkend rief er: Viel Heil und Segen meinem gnädigsten Herrn, Grafen Eberhard dem Erlauchten! Der Graf

nickte im Vorüberreiten und sprach zu den Seinen: die Stimme habe ich schon einmal gehört — es däucht mir — ich sollte sie kennen! Auch dieses Gesicht habe ich schon gesehen! Da tönte ihm der Ruf: Viel Heil und Segen meinem gnädigsten Herrn und Gottes Beistand auf seinen Weg! noch einmal in's Ohr, und plötzlich hielt er sein Roß an, wandte sich um und winkte dem Gesellen. So rasch es gehen konnte, hinkte dieser heran und schaute dem Grafen ehrfurchtsvoll aber mit offenem Blicke ins Gesicht. Der Ton deiner Stimme ist mir bekannt — sprach der Graf — wer bist du? Durchlauchtigster Graf! wohl möget Ihr mich schon gesehen haben — s' war just freilich nicht in einer Stunde, wo man ein Landeskind behaglich beschauen mag — denn die Städter ließen Euch keine Zeit, und der Staufenecker wetterte ja drauf, wie ein Schmied auf den Amboß — aber ich habe ihn vom Rößlein gestoßen, als er meinem gnädigsten Herrn die Festigkeit seines Helmes prüfen wollte — gottlob! daß wir den Hohlweg erreicht hatten, denn es war auf der Neige mit uns. Mich aber trafen die Schelmen übel, darum mußte ich zurückbleiben und habe mich mit genauer Noth abseits gemacht, bis das Getümmel zu Ende! Da lächelte Graf Eberhard und sprach: Ei du werther Schlachtgefährte und treues Landeskind, du bist mir eine liebe Begegnung in diesen trüben Tagen — will es der Himmel, so kommen bessere Zeiten und ich werde dein nicht vergessen und deiner Treue. Gott schenke dir

baldige Gesundheit für deine Wunde, und gebe allen meinen Unterthanen ein so rechtschaffenes Gemüth und Gesinnung zu mir, so wird es bald wieder Anders werden. Also entließ der Graf den früheren Kriegsknecht und ritt mit den Seinen dem Asperg zu, denn dort suchte er eine sichere Zuflucht gegen seine Widersacher, und ein starkes Haus, darin ungefährdet zu wohnen, bis der schlimmste Sturm vorüber. Die Sonne neigte sich gerade zum Untergang, als er die Steige durch die Weinberge hinaufritt, und vergoldete die untere Burg, genannt Schloß Richtenberg, und die Mauern des Städtleins, über dessen Dächer auf dem höchsten Punkt des Berges sich auf Felsen das obere Schloß Hohenasperg erhob. Mit großer Freude empfing ihn sein treuer Schloßvogt, Conrad Walther, und führte ihn in den Rittersaal, dessen Fenster nach dem Enzthal hinunter in das feste Städtlein Bietigheim und hinüber über Ingersheim in das Neckarthal nach Schloß Lichtenberg und Wunnenstein die Aussicht boten. Ein guter Wildprettimbiß ward aufgetragen, und der Becher kreiste unter den Begleitern des Grafen und dem Burgvogt mit seinen zwei Hauptleuten, und man besprach sich hin und her, was in den stürmischen Zeitläuften, die verheerend über Haus Wirtemberg eingebrochen, ferner zu thun sei. Nur wohlgemuth — sprach der Burgvogt — Euer Liebden! Hier möget Ihr sicher wohnen, denn das Zeughaus ist gefüllt mit eitel Spießen, Hellebarden und Morgensternen, dazu haben wir ein tüchtig Wurfge-

schütz, Steine und Steinkugeln zu werfen. Auch ist der doppelte Graben tief genug, uns unserer Feinde zu erwehren und jeden Sturm mit unsern 70 Mann Besatzung abzuschlagen. Gleichermaßen fehlt es uns auch nicht an Lebensmitteln, um ein ganzes Jahr der Belagerung zu trotzen. Als nun aber des andern Morgens Graf Eberhard aus dem Schlosse in den großen, viereckigen Hof trat, wo die Knechte schon rüstig das Zeughaus geöffnet und die Waffen heraustrugen, um sie zu prüfen und zu säubern, die Hellebarden und Morgensterne und die 15 Schuh langen Spieße mit Widerhacken — und als er nun einen Umgang hielt mit dem Burgvogt auf den Mauern und Wällen, da faltete er bei jedem Schritte finster die Stirne. Walther! sprach er, und zeigte da und dort auf die Mauern — du vertraust allzusehr auf die Stärke dieser Werke — bedenke, daß Conrad der Weinsberger schon manche Burg gebrochen, die fester, und daß die Städte, deren Kriegshaufen er befehligt, wohl und reichlich versehen sind mit schwerem Wurfgeschütz und Mauerbrechern, deren gewaltigen Stößen diese Mauern wohl bald erliegen müssen. Darum halte ich meine Person nicht für sicher auf diesem Schloß, so gut es auch gelegen, zumal wenn Conrad Kundschaft erhält, daß ich hier verweile. Es ist besser, ich ziehe heute Nacht, wenn Alles schläft, von dannen mit einigen meiner Reisigen, die übrigen aber mögen hier bleiben zur Verstärkung des Ortes. Ich aber will mich hinunter wenden in das Neckarthal nach

dem festen Städtlein Besigheim mit seinen starken Thürmen, zu meinem Vetter dem Markgrafen Rudolf von Baden. — Es war eine dunkle Nacht, der Himmel mit trübem Gewölke umzogen, und kein Sternlein blinkte über dem weiten Land umher, da ritt, als die Wächter schon eine gute Weile die Stunde vor Mitternacht verkündet hatten, der Graf Eberhard mit vier Begleitern langsam aus dem Schloß, ein Knecht voraus, durch das Städtlein. Wie auf einen geheimen Wink öffnete sich das letzte Thor, über welchem der Thorwart wohnte, und nun ging es an Schloß Richtenberg vorüber auf der mitternächtlichen Seite des Berges einen steinigten, schmalen Weg hinunter. Keiner der Reiter hatte ein Wort gesprochen, und jeder nur sein Roß scharf zusammen gehalten, damit keines einen Fehltritt thue. Das helle leinene Wamms des Burgknechtes, der dicht vor dem Grafen herschritt, war allein die Richtschnur, welcher die Reiter hinter einander folgten. Am Fuße des Berges angekommen machten sie einen kurzen Halt — Alles war finster, drüben von Ferne rauschte der Neckar herüber, und nur ein mattes Sternlein glänzte hoch droben auf dem Berge — aber es war kein Stern, sondern, wie der Burgknecht sagte, konnte es nichts anders seyn, als ein Licht auf dem untern Thor. Und wie viel Zeit brauchen wir — fragte der Graf, wenn wir einmal die Landstraße erreicht und einen scharfen Schritt reiten können, bis wir Besigheim erreichen? In stark drei Stunden sind wir an Ort und Stelle,

antwortete der Knecht. In dem Augenblick huschte etwas durch das Gesträuch, das auf der Höhe neben dem Weg hinlief — was war das? hast du nichts gehört? fragte halblaut der Graf. Wird ein Reh seyn, gab der Knecht zurück, die haben hier ihren Wechsel, und wieder bewegte sich das Häuflein schweigend weiter in die Nacht hinein, und bald verhallte ihr dumpfer Hufschlag in dem Brausen des Eschen- und Birkenwaldes, der wie ein grüner Mantel die nördliche Wand des Asperges deckte. Nur hie und da wehte der Zugwind einzelne Laute herüber, an denen man vernahm, daß die Reiter einen scharfen Schritt einhielten. — In derselben Nacht aber wachte oben auf dem Thurme des untern Thores im Städtlein Asperg eine gar hübsche Dirne, die Tochter des alten Thurmwarts, dem sein Eheweib vor einigen Jahren gestorben und ein Töchterlein von zwanzig Jahren hinterlassen hatte. Benebelt von seinem Krug Wein, den der Alte regelmäßig Abends zum Nachttrunk nahm, schnarchte er seit zehn Uhr auf seinem Lager, indeß Magdalene an der Spindel noch saß zur späten Mitternachtsstunde und Wolle spann. So spät es auch schon war, so nickte ihr großes blaues Auge doch nicht bei dem trüben Schein ihrer Ampel, und ihr runder Arm, den das weiße Hemdchen nur bis zum Ellenbogen deckte, und die kleinen weißen Hände drehten rasch den flockigten, weichen Faden. Von Zeit zu Zeit bog sie das Köpfchen, dessen dunkles kastanienbraunes Haar eine kleine schwarze Haube

deckte, zum Schiebfensterchen hinaus, als lauschte sie auf etwas — dann zog sie es schüttelnd wieder zurück und sprach halblaut vor sich hin: wieder Nichts gewesen — aber wo bleibt er so lange? — wenn es nur nicht schlimmer mit ihm geworden, denn er achtet gar zu wenig auf seine Gliedmaßen! Auf einmal fuhr sie auf und ließ die Spindel fallen — ja, das ist sein Pfiff! und das Fenster öffnend, neigte sie sich hinaus, und noch einmal klang der bekannte Ton. Mit halblauter Stimme rief sie, die Hand vor den Mund haltend hinab — gleich! gleich! Dann trippelte sie auf den Zehen die schwere hölzerne Stiege hinab, ein leichtes Tuch um sich werfend, eilte zu dem kleinen Eingangspförtlein, schob die Riegel sachte zurück und öffnete das schwere mit Eisen beschlagene Thörlein. Gott grüß dich, Margarethe! sprach mit verdämpfter Stimme in nächtlichen Schatten gehüllt eine Gestalt und trat unter das Thörlein, das Magdalene leise wieder anlehnte. Ach! wie lange bist du geblieben, Martin? — es muß an 12 Uhr seyn, denn ich höre schon die schweren Tritte der Wachen auf dem Schloß droben, die sich ablösen! — wie geht es mit dir? — fast wird es zu kühl für dich seyn — du könntest dich hier verkälten, wo die Zugluft so durch die weiten Ritzen des Thores zieht — wie gerne möcht ich mit dir oben im Stüblein schwatzen — aber der Vater könnte erwachen oder die alte Thorwartin es hören, die bei uns wohnt und an deren Thüre wir vorüber müssen — so ließ das Mägdlein ihrer Rede

den Lauf und den Angekommenen kaum zu Worte kommen, während sie sich die Hände herzlich drückten. Aber, weißt du was, schloß sie endlich, wir setzen uns unter den großen, alten Birnbaum neben dem Thurm in das Gärtlein — will nur die Riegel vorschieben — dort geht kein Lüftchen. Sie schloß das Thörlein und zog ihren Martin auf die innere Seite des Thorthurmes, wo sie nun auf einem Bänklein Hand in Hand Platz nahmen. Ich komme wohl etwas spät, nahm Martin nun das Wort und stellte seinen langen Stock zwischen die Beine, aber ich konnte nicht früher abkommen, denn es waren fremde Schäfer da aus Pforzheim und handelten mit meinem Herrn um fünfzig Stück Hämmel. Wir wollen alles Vieh, so viel wir können, abschaffen, ehe es die Städtischen und der Weinsberger Graf holen, denn gib Acht, sie werden nicht lange warten lassen, da liegen sie vor dem Asperg. Was macht denn dein Fuß? — unterbrach ihn Magdalene — du lieber Himmel, vor lauter Freude und Zwischenreden hab ich wieder drauf vergessen — hättest können bei deinem Herrn bleiben, dann wäre dir das Unglück nicht zugestoßen und ich hätte nicht so viele schlaflose Nächte deinetwillen gehabt. O! um diesen Fuß habe ich keine Sorge mehr — bin gestern in Geistingen gewesen in Geschäften meines Herrn, da hab ich ihn noch recht schonen müssen, aber s' ist mir dort eine Salbe verrathen worden, die hab ich gleich aufgelegt und die hat wunderbar gewirkt die letzte Nacht. Sey es noch um

zwei Tage, so spüre ich gar Nichts mehr. Aber was mir aufgestoßen, das erräthst du nicht — Magdalene! denke nur, als ich gestern Abend am Osterholz hinschreite, es ging noch ziemlich langsam, da holt mich ein Trupp Reisiger ein, und bei allen Heiligen und Sanct Martin! der Graf Eberhard selbst war drunter. Ich habe ihn ehrerbietigst gegrüßt, wie er die Augen stets auf den Asperg gerichtet, mir hart auf den Rücken kam, indem ich mich auf die Seite stellte. Da hat er sich umgewendet und mir näher gewinkt und gemeint, meine Stimme sey ihm nicht fremd, und als ich mich ihm zu erkennen gab, hat er mich gnädig angelassen und für meine Kriegsdienste gedankt, und versprochen, mein nicht zu vergessen, wenn bessere Zeiten kämen. Ei du lieber Himmel! frohlockte Magdalene und lehnte sich inniger an die Schulter ihres Martin — was hast du für große Ehre genossen von dem durchlauchtigsten Grafen — hätte ich das gewußt, dann wäre ich heute auch hinauf auf das Schloß, um den erlauchten Herrn zu sehen und mir so alles vorzustellen, als wenn ich dabei gewesen, wie er mit dir so gnädig gesprochen. Mein Vater sagte, er werde wohl hier bleiben, wie ihm dünke, denn man habe vor ihm das Zeughaus ausgeleert und er sey lang auf den Wällen umhergegangen. Wenn ich es nicht besser wüßte, möchte dein Vater recht haben, aber — doch halte den Mund, Magdalene, ich bitte dich — es soll wohl ein Geheimniß bleiben, wie ich glaube — ich bin dem Grafen be-

geguet. Mein Pferch steht nemlich auf der Gränze gegen Thamm, wo ich heute Nacht hüte, und da habe ich näher gehabt, den Weg am Stangenbrunnen herauf zu machen. Wie ich nun am Berg angekommen, höre ich ein langsames Pferdegetrappel im Hohlweg, an dessen Seite ich, durch eine hohe Hecke und Buschwerk getrennt, auf der Höhe dahinschreite. Auf einmal vernehme ich eine Stimme und erkenne den Grafen, der fragt nach Besigheim und wie lange er bis dorthin brauche. Sie müssen mich gehört haben, aber ich blieb stehen und verrührte mich nicht; drauf ritten sie weiter; gib Acht, Magdalene! der Graf ist heimlich vom Schloß weggeritten und sucht einen Unterschleif bei seinem erlauchten Vetter in Besigheim. Er traut gewiß dem Wetter nicht und der Weinsberger läßt es sich wohl nicht träumen, daß unser gnädiger Herr dort unten sich ins Versteck begeben. Aber bei Leibe — setzte Martin hinzu — lasse dich nichts verlauten, was ich dir anvertraut. Wo denkst du hin, antwortete Magdalene — meinst du, ich könne nicht schweigen, wo es sich um ein so wichtiges Geheimniß handelt und um die Flucht des gnädigen Landesherrn? — Ach! fügte sie bei — was sind das für schlimme Zeiten und wir haben gar keine Aussicht, so lange nicht dieser leidige Krieg ein Ende genommen, und was steht erst uns bevor, wenn der Weinsberger kommen sollte — da kannst du nimmer zu mir herauf kommen. Aber ist es denn wahr, daß ein unterirdischer Gang von hier, wie meine Groß-

mutter erzählte, nach Markgröningen ins Schloß führt, und dort bei einem zugemauerten Thörlein unter dem Bogen und Gewölbe eine eiserne Platte liegt, welche den Eingang verdeckt? da könnten wir fliehen, wenn die Gefahr am höchsten! Davon ist mir Nichts bekannt, antwortete Martin — doch kommt Zeit kommt Rath. Alles nimmt ein Ende! — Lange sprachen sie noch von ihrer Zukunft, denn so arm Martin war, so war er doch ein rüstiger, fleißiger Bursche, und hoffte in wenigen Jährlein irgend bei einer Herrschaft eine Bestandschäferei zu erhalten und seine Magdalene als Eheweib in Ehren heimzuführen. Endlich, als der Wächter droben auf dem Schloß ein Uhr rief, öffnete Magdalene das Pförtlein wieder und nach vielen herzlichen Küssen schied Martin, und verschwand in der dunkeln Nacht.

Noch waren keine drei Wochen verflossen, so scholl die Kunde von dem Anzug Conrads von Weinsberg mit den Städtern auf den Asperg in die umliegenden Orte. Wie immer, wo sie hinkamen, tobten die Feinde gegen das wehrlose Landvolk. Sie verwüsteten die Fruchtfelder, als gerade die Sichel angelegt werden sollte, hieben die Weinstöcke aus und verbrannten sie zu Lagerfeuern, trieben das Vieh weg und ließen in den Kellern den Wein, welchen sie nicht tranken, zu Boden laufen. Zitternd und blaß vor Schrecken standen die Landleute, als das feindliche Heer von Marbach herüberzog und nun sich um die Veste lagerte. Was fliehen konnte, flüchtete, und Manches

richtete sein Auge auf den Asperg und zog mit Sack und Pack und einem Vorrath von Lebensmitteln in das feste Städtlein, um bei den Bürgern daselbst ein Unterkommen zu finden. Martin war nicht mehr auf den Berg gekommen, denn er mußte fortwährend für seinen Herrn das Schafvieh hinüber nach Vaihingen und in den Schwarzwald treiben und es dort verkaufen, und indessen hatte der Weinsberger die Veste hart umzingelt und sein Schleudergeschütz setzte dem Schlosse Richtenberg schlimm zu. Jetzt fielen dem beängstigten Gesellen die Worte Magdalenas wieder ein, daß ein unterirdischer Gang vom Schloß Gröningen nach der Veste gehen solle, und als er sich bei den ältesten Bürgern erkundigte, bestätigten diese es, doch meinten sie, es wäre der Gang wohl längst zerfallen. Als Martin dieses vernommen, begab er sich an das bezeichnete zugemauerte Pförtlein, vor dem ein Schutthaufen lag, darauf ein hoher Holderbusch aufgewachsen war. Er trat unter den Bogen und räumte mit einer schweren Haue den Schutt weg, und er hatte noch kaum einen Fuß tief gegraben, da traf er auf eine Eisenplatte. Erfreut und voller Erwartung räumte er diese ab und suchte mit dem Ring, der sich in der Mitte der Platte befand, diese zu heben. Endlich gelang es ihm, und er sah eine wohl erhaltene Treppe von Mannstiefe, die in einen gemauerten Gang führte. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinab und schritt, so weit es das Dämmerlicht, welches der Tag hineinwarf,

gestattete, den Gang vor, und als er sich überzeugt, daß derselbe wohlerhalten, legte er die Platte wieder darauf und bedeckte sie mit Schutt. — An einem dieser Tage saß Graf Eberhard mißmuthig in einem kleinen, engen Gemach, das nur spärlich vom Tageslicht erhellt war, denn die schmalen Fenster in der viele Schuh dicken Mauer vermochten wenig Lichtstrahlen einzulassen. Es war einer der alten starken Thürme zu Besigheim, in welchem sich dieses Gelaß befand. An einem eisernen Tische, einen Krug Wein vor sich, stützte Eberhard den Kopf in die Hände, und manche trübe Gedanken zückten ihm durch die Stirne — da trat ein Zwerg herein in einem kurzen gelbseidenen Mäntelein, der war seine einzige Bedienung und Vertrauter und sprach: erlauchter Herr! an der Zugbrücke steht ein Geselle in Schäfertracht, einem weiß linnenen Kittel, und mit einem großen Schafhunde. Derselbe ging schon einige Stunden nachdenkend um unsern Thurm, drauf nahte er sich der Brücke und sprach zu mir: Du kleiner Knirps, bist wohl kein Zauberer, wie seltsam auch dein Aussehen und mohrenschwarz dein Gesicht und Hände — sage mir doch, wer wohnt in diesem Thurme und weilt drein nicht mein gnädiger Herr, der Graf Eberhard von Wirtemberg, der sein Land mußte mit dem Rücken ansehen vor der Gewalt seiner Feinde? Da antwortete ich: du hast ein vorwitzig Begehr — was meinest du, daß in solch finsterem Thurm, der Gefangenen besser ansteht, als einem edlen freien Herrn, der Graf

von Wirtemberg liege — ich kenne selbigen nicht. Da sprach er: So Ihr Mißtrauen in mich setzt und wollet mir verheimlichen, was mein fester Glaube ist, so bitte ich nur um Eins. Lasset den Grafen, meinen gnädigen Herrn, wissen, daß der Schäfer Martin aus Markgröningen vor der Brücke steht, derselbige, dessen er sich wohl erinnern wird von Untertürkheim her und dem er gnädiglich gedankt am Osterholz unter Hohenasperg. Auch saget ihm, daß er Nachts um die eilfte Stunde sey die Veste heruntergeritten mit vier Reisigen nach Besigheim und bittet ihn um ein gnädig Gehör für den, der solches ihm melden läßt. Da sprang Graf Eberhard verwundert auf und fragte: wie sieht der Geselle aus, denn es däucht mich, daß er nicht auf schlimme Kundschaft gekommen. Es ist ein hochgewachsener Bursche — antwortete der Zwerg, dem ich kaum an die Lenden reiche — sein Haar ist schwarz und kraus, seine Augen braun und seine Stimme wohlklingend und lieblich anzuhören. Wahrlich, dann ist es der Rechte, lächelte Eberhard, führe ihn herein und bringe ihn auf mein Gemach! In wenigen Augenblicken stand Martin, sich tief verneigend, vor dem Grafen und sprach: Erlauchter Herr, ich wünsche, daß Ihr bald diese enge dämmrige Behausung mit Eurem lustigen Schloß zu Stuttgart vertauschen möchtet und Euer Land erlöst wäre von diesem städtischen Raubgesindel, das, den Heuschrecken gleich, alles verwüstet. Zwar bin ich kein Bote des Glücks und kann Euch nichts Tröstliches berichten,

denn der Weinsberger belagert die Veste Asperg gar bedränglich, aber da und dort haben sich die Landleute erhoben auf der Alb und oberhalb Tübingen und die sengenden Haufen mit Gewalt abgetrieben. So fehlte es nur an wenigen vom Adel mit hinlänglichem Roß und Zeug, so dürfte man es schon wagen und gute Hoffnung haben, ein glückliches Ende zu sehen. Mein treuer Geselle, antwortete der Graf — noch muß ich stille liegen in meinem Dachsbau und zuwarten, bis ich da und dort neue Freunde gewonnen, sollte ich auch meine besten Städtlein und Schlösser verpfänden müssen. Doch ist es mir ein großer Trost, zu erfahren, daß meine Unterthanen auf solche Hülfe harren. Aber sprich, wie hast du Kundschaft erhalten von meinem Hiersein? und welch seltsame Reden hast du gegen meinen Zwerg geführt, daß du mich habest hieher reiten sehen? Gott sey es gedankt, antwortete Martin, daß ein treues Ohr und nicht das eines schlimmen Verräthers oder eines schwatzhaften Gesellen Euch vernommen. Doch, was Euch räthselhaft dünkt, sollt Ihr sogleich wissen! Es war den Tag darnach, wo ich Euer Erlaucht zu grüßen die Gnade gehabt am Osterholz, da wandelte ich beinahe zur Mitternachtszeit von meinem Pferch nach dem Asperg. Nur ein Lichtlein brannte noch oben, und das war in der Kammer meines Mägdleins, und wie ich so am Hohlweg hinter der buschigen Hecke hinschreite, vernehme ich den Hufschlag von Rossen und eine Stimme, welche einen Mann zu Fuße fragt, wie

lange man nöthig hätte im starken Schritte nach Besigheim zu kommen. Ich erkannte sogleich Eure Stimme, und als Ihr das Geräusch vernommen, das ich gemacht — Euren Begleiter fragtet, ob er Nichts erlauscht, da blieb ich stehen und hielt mich stille, bis Ihr eine Strecke weit Euch entfernt hattet, um Euch nicht in die Unruhe zu versetzen, von Jemanden bemerkt worden zu seyn. Keine Seele vermuthet Euch hier und Jedermann in der weiten Umgegend meint, Ihr seid an den Rhein hinüber geflüchtet. Aber noch habe ich nicht davon gesprochen, was ich entdeckt. Mag es mit der Veste noch so schlimm gehen, was Gott verhüte, so sollen die Kleinodien, die droben in Schutz gegeben und in Verwahrung, und der Rest der Besatzung, wenn sie die Wälle nicht mehr halten kann — Euch erhalten bleiben, und Ihr möget mir den Befehl ertheilen, wohin sie sich zu wenden habe. Denn ich habe von meinem Mägdlein erfahren, daß einst in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Burg nach Markgröningen führte, und es ist mir gelungen, den Eingang aufzufinden und so etwas Noth thut, Lebensmittel hinaufzuschaffen und treue Mannschaft. Auf diese Kunde schritt der Graf freudig im engen Gemache auf und ab, und zog einen Ring vom Finger und sprach: hier mit diesem Ringe sollst du dich ausweisen bei meinem Burgvogt, daß er allen deinen Reden Glauben schenke. Sage ihm, daß ich in guter Sicherheit und die Zeit nicht mehr ferne, wo ich wieder an das Tageslicht trete als „Gottes

Freund und aller Welt Feind.“ Und — setzte er hinzu — wenn ich wieder meine Widersacher gedemüthigt, dann soll mich dieser Ring erinnern, daß ich in dir den treuesten Gesellen gefunden in der Noth und im Unglück. Damit entließ der Graf den Schäfer Martin, und der Zwerg geleitete ihn über die Zugbrücke, die rasselnd wieder hinter ihm aufgezogen wurde. Manchen Tag schritt von jetzt an Martin, mit einer Laterne versehen, auf das Schloß und brachte dem Vogt Kunde von den Anschlägen der Belagerer und was sich im Lande umher zugetragen. Das erstemal freilich war es ein schwerer Gang, und er hatte einen treuen, kecken Kameraden mitgenommen, falls ihm etwas Ungeheuerliches aufstoßen sollte. Mit Hellebarden bewaffnet und zwei Laternen in der Hand stiegen sie mit Einbruch der Nacht die Treppe hinunter in den Gang, aus welchem ihnen ein feuchter Modergeruch entgegen kam. Kaum waren sie einige hundert Schritte bedachtsam vorwärts geschritten, so blinkte ihnen im Schein der Laterne etwas Weißes entgegen — es war ein Todtengerippe, das mitten über den Gang lag. Entsetzt wollte Martins Begleiter wieder zurück, denn es graute ihm, und er sah schon in dem Gang viele Hunderte solcher Gerippe liegen, die ihnen den Weg versperrten. Aber nach langem Zureden folgte er Martin wieder. Da und dort war die Mauer naß und es fielen mit unheimlichem Geräusche starke Tropfen herab; auf einigen Stellen waren auch geräumige Seitengewölbe, die zwanzig Menschen und

noch mehr fassen konnten, und sie schienen angelegt, um sich auf gewisse Entfernungen ausweichen zu können. Auch hier lagen an einigen Stellen Todtengerippe. Jede Viertelstunde, die sie zurücklegten in dem schaurigen Gang, dünkte ihnen eine ewig lange Stunde zu seyn. Endlich waren sie, bald auf bald abwärts schreitend, bei dem Fuß des Berges angelangt, denn nun ging es fort und fort bergan. An den steilsten Stellen waren Treppen gelegt. So stiegen sie und stiegen immer fort. Zuletzt stunden sie in einer Art von rundem Thurm, und nirgends war ein Ausweg mehr. Rings herum schien dieser Thurm in Felsen gehauen, denn es war keine Spur von Mauersteinen zu entdecken. Wir müssen zu Ende seyn, sprach Martin und setzte sich etwas ermüdet auf den Boden — jetzt gilt es, auch aus diesem Verließ hinaus zu kommen, sonst ist alle Mühe umsonst. Wie, Hans! leuchte einmal an die Decke, ob du kein Loch gewahrest. Da leuchtete sein Begleiter hinauf, und siehe! drei Schuhe über ihnen war ein viereckiges Loch in dem Gewölbe aus Ziegelsteinen und darüber lag ein eiserner Deckel. Jetzt stellten sie ihre Laternen vorsichtig in eine Ecke und stemmten ihre Hellebarden gegen den Deckel; aber wie sehr sie sich auch anstrengten, die Spitzen ihrer Waffen bogen sich, ohne die Last heben zu können. Aeußerst niedergeschlagen, am Ziele des langen und glücklichen Ganges nun wieder fruchtlos umkehren zu müssen, warf Martin unmuthig seine Hellebarde in die Ecke — da klang es, als ob sie

nicht Felsen, sondern Eisen getroffen, und als er mit der Laterne hinleuchtete, stunden drei schwere Eisenstangen tief in einem Winkel. Nun! rief er, das sind gewiß die Werkzeuge, womit man einst die Decke gehoben — drum frisch wieder ans Werk! Und darauf stemmten sie mit neuer Kraft und wogen, bis eine Ecke der Platte sich hob und ihnen Gerölle und Erde auf den Kopf fiel. Aber sie ließen nicht nach, und nach kurzer Zeit war die Platte so hoch gelüpft, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. Unterstützt von Hans, auf dessen Schultern sich Martin schwang, war dieser schnell oben, lehnte die mit Schutt bedeckte Platte vollends zurück, ließ sich die Laternen reichen und dann bot er dem Hans die Hände, um ihm hinauf zu helfen. Gott sey's gedankt! keuchten sie wie aus einem Munde, als sie dem Gang entstiegen und nun auf der Burg waren. Mit wahrer Herzenslust athmeten sie wieder auf und sogen die frische Luft auf, die über den Berg strich. Sie zündeten mit ihren Laternen rings umher und befanden sich in einem Schuppen voll alten Geräths. Zerbrochene Wagenräder, alte zerfallene Butten und derlei Gegenstände standen und lagen umher; und als sie längs der Wand hingingen, kamen sie an ein angelehntes Thürlein, welches sie in den Hof führte. Kaum aber hatten sie einige Schritte gethan, so rief eine rauhe Stimme, während eine Waffe rasselte: Halt! halt! und unter einem hochgewölbten Thorbogen trat, mit einer Sturmhaube bedeckt, ein Kriegsknecht hervor und

streckte ihnen seine Hellebarde entgegen. Wer seyd Ihr und wie kommt Ihr zu dieser Stunde dieses Wegs? Da sprach Martin — führe uns zum Burgvogt, denn wir haben ihm eine wichtige Kundschaft zu bringen! Wie seyd Ihr hereingekommen durch die untern zwei Thore und habt keine Wache zur Begleitung bei Euch? — fuhr der Kriegsknecht fort, ohne seine Hellebarde zu senken. Führet uns zum Burgvogt, lautete das Begehr Martins wieder — denn nur ihm allein können wir Rede stehen. So leget Eure Waffen nieder und gehet vor mir her, dorthin, wo aus dem Fenster ein Licht seinen Schein herauswirft und dann tretet zur Thüre ein. Der Erste aber, der mir auf die Seite geht, wird meine Hellebarde im Rücken haben! Also folgten dem Geheiß Martin und sein Begleiter und traten ein durch eine niedere Thüre in die Wachtstube, wo ein Dutzend Knechte beim Kartenspiel saßen oder schlaftrunken auf den hölzernen Bänken herumlagen. Verwundert blickten die Knechte den Eingetretenen entgegen, und als Martin das Begehr wiederholte, ließ ein alter Graubart, der die Wache befehligte, vier Knechte die Hellebarden ergreifen und schritt den Fremdlingen mit einer Laterne voran eine hohe Wendeltreppe hinauf zum Gemach des Burgvogts. Nach kurzem Pochen öffnete dieser die Thüre, nachdem er sich halb angekleidet hatte, und der Anführer der Wache meldete ihm die Ursache des nächtlichen Besuches. Argwöhnisch betrachtete Walther, der Burgvogt, die nächtlichen Gäste,

denn er konnte nicht begreifen, wie solche zu den Thoren Einlaß gefunden. Da nahm Martin das Wort und erzählte ihm Alles, wie er den unterirdischen Gang entdeckt und in die Burg gelangt sey, und zeigte ihm den Ring des Grafen Eberhards und meldete, wie selbiger in guter Sicherheit, und bald hoffe, die Veste zu entsetzen. So es Euch nun an Lebensmitteln gebricht oder Ihr frische Mannschaft bedürfet und wisset, wo solche noch da und dort zu finden, so gebet mir ein Brieflein, dann will ich behülflich seyn, sie heimlich in den Gang zu führen und auf die Burg zu geleiten. Höchlich erfreut winkte der Burgvogt der Wache, daß sie seinen Knecht rufe, um den treuen Gesellen einen frischen Trunk zu holen, und als sie Alles besprochen, geleitete er sie selbst zum Eingang des Ganges und drückte ihnen beim Abschied dankbar die Hand.

So hatte Martin getreulich der Veste Lebensmittel und manchen beherzten Knecht zuzuführen, und da er zuweilen auch einige Stunden des Tages oben blieb, hatte er Gelegenheit, Magdalene zu sprechen und ihr Trost zu bringen in der gefährlichen Zeit, wo die Belagerer immer weiter und weiter heraufschanzten, und ihr Wurfgeschütz und ihre Steinschleudern näher brachten. Dabei mischte er sich auch, so oft er konnte, unter das Volk der Belagerer und spielte mit ihnen Würfel und Karten, trank ihnen lustig zu und stellte sich als einen Feind seines frühern Landesherrn, durch den er sein ganzes Vermögen, das er im Schafvieh

besessen, verloren habe. So saß er auch Abends einmal gegen Ende Augusts in einer Schenke zu Thamm, wo die Troßknechte zum Theil ihr Quartier eingenommen hatten. Wie immer war der Schafmartin, wie ihn die Knechte nannten, ein willkommener Geselle, denn er hatte immer baare Münze und traktirte sie, wobei er vorgab, er habe eine alte Base beerbt. Auch an diesem Abend ging es wieder lustig her, und ein rothhaariger Fähndrich aus Eßlingen, der am Vormittag von einem Pfeilschuß auf der Achsel leicht beschädigt wurde, und sich bei dem Troß nun auf einige Tage aufhalten wollte, bis er wieder seine Fahne tragen könnte, stieß mit Martin an und sprach: Bruder! aber heute habe ich etwas gesehen, da hat mir das Herz im Leibe gelacht, und wenn's zum Sturm kommt, will ich auch dabei seyn, denn das Mädel muß mein werden, ehe sie ein anderer Raubvogel erwischt und ihr die schönsten Federn ausreißt! Oho! lachte der Nachbar des Fähndrichs, der Fuchs will alle schönen Hühnlein für sich, aber in Marbach drüben, als wir es erstürmt hatten, bei dem schmucken Töchterlein des Kellers, hat ihm Einer vom Landadel das Maul sauber gehalten — hab den Fähndrich, der das Mädel schon mit Gewalt die Stiege herunterriß, die Treppe hinab fliegen sehen, als käme er vom Himmel herab und husch war der Edelmann Meister. Du lügst in den Hals hinein, verdammter Schelm — bin über einen Stuhl gestürzt, während ich das Mädel herunterzerrte, der auf der Treppe ge-

legen, und bis ich mich aufraffte, hat mir im Tumult der Krautjunker das Mädel entführt, und seine Leute sind ihm beigestanden, sonst wäre es ihm übel bekommen. Was der Fähndrich doch Unglück hat, rief ein junger Edelknabe des Grafen von Vaihingen, der die Rosse seines Herrn in Thamm untergebracht hatte — in Marbach fällt er über einen Stuhl und kommt um seine reizende Beute von Fleisch und Blut, und in Beutelsbach, als wir Burg und Stift gebrochen, und die morschen Gebeine der alten Wirtemberger Grafen aus der Gruft geworfen und alle Wappen und Inschriften zerschlagen hatten — da treibt ihn eine feste Bauerndirne mit der Heugabel zur Scheune hinaus! Ein schallendes Gelächter folgte den Worten des Edelknaben, worauf der Fähndrich mit rollenden Augen aufsprang und nach dem Degen griff — aber ein mannhafter Landsknecht umfaßte ihn von hinten und drückte ihn fest auf den Stuhl mit den besänftigenden Worten: Herr Fähndrich, führt keine schlimmen Händel ein — im Lager unter frommen Kriegsleuten muß Landfrieden walten und ein Spaß ist kein Pfeil! Nur mühsam gab sich der Fähndrich zur Ruhe, und als er einen neuen Krug geleert mit Martin, begann er wieder, auf dessen Frage, wen er denn gesehen? in seiner prahlenden Weise und ihm halb in die Ohren flüsternd, als wollte er es nur ihm vertrauen: als wir heute mit zwei Rotten Armbrustschützen durch den Wald den Berg hinauf uns gezogen und hinter den letzten Bäumen gedeckt die Veste ins Auge faßten,

wagte ich mich bis fast an den Wall und das untere Thor — da öffnete sich ein Fensterlein auf dem Thorthurm, und uns nicht gewahrend zeigte sich eine braune Dirne, wie Milch- und Blut das Gesicht — die runden weißen Arme streckten sich weit aus, um Wäsche auszuhängen, dann legte sie sich behaglich auf das Gesimse. Ich sah ihr lange zu und glaubte ich müßte sie mit den Augen herunterziehen in meine Arme — Martin! das ist ein Mädel, eine Hexe, die kommt mir nicht aus dem Sinn und wenn wir das Nest genommen, soll mir Keiner zuvor kommen — das runde Ding muß mein werden, mag es kommen, wie es will! Dem Martin wurde es bei diesen Betheuerungen siedend heiß — krampfhaft ballte er seine Fäuste und hätte dem rothhaarigen Fähndrich gerne die Kehle zugedrückt — aber er nahm sich fest zusammen, griff fort und fort zum Kruge, nippte bald daran, bald that er einen kräftigen Zug und fluchte alle Teufel über den Prahlhans in sich hinein. Endlich sprach er: Das Mädel habe ich einmal gesehen in Markgröningen mit ihrem Vater — aber so ein Wunderding ist's drum doch nicht, und ein Beutel mit Goldgulden wäre mir lieber, als zehn solcher Dinger. Wer Geld hat, der hat das schönste Leben, Wein und Spiel und Dirnen obendrein! Mein Seel, fuhr er fort, wenn ich wüßte, daß das Nest da oben in Eure Hände fiele, ich ließe mich noch am letzten Tag anwerben und wäre der Erste auf der Leiter, denn ich weiß von einem kranken Ritter aus Asperg,

der in Markgröningen bei meinem frühern Herrn gestorben — der hat in der Fieberhitze ausgesagt, wo er sein Geld vergraben hat auf dem Asperg — eine ganze Truhe — er hat es selbst eingemauert! Halb Part! flüsterte der Fähndrich und zog Martin in eine Ecke — zwar ist es ein streng Geheimniß und ich wage viel, wenn etwas auf mich herauskäme, aber wenn du mit mir die Beute theilst und mir versprichst beizustehen, wenn ich der Dirne auf dem Thor habhaft werden, daß mir Keiner den Rang ablauft, dann will ich dir und mir zu dem Schatze helfen. Ein lustig Leben dann bei Wein und Dirnen können wir auf lange Zeit haben! Unwillkührlich fuhr Martin vor Grimm über den Schelmen auf und knirschte: Verdammt will ich seyn, wenn vom Troßknecht bis zum Herrn Conrad von Weinsberg, dem obersten Feldhauptmann, einer die Hand anrührt an das Mägdlein, ich breche ihm den Hals! Aber der Fähndrich, diesen Fluch zu seinen Gunsten auslegend und seinen Sinn nicht errathend, freute sich, einen so mannhaften, kecken Gesellen zum Theilnehmer seines Vorhabens gefunden zu haben und flüsterte: stille! stille! was rumorst du, daß Alles nach uns die Köpfe dreht! Gib mir deine Hand — es bleibt dabei, was wir gesprochen und du sollst den Schatz haben, dazu will ich behülflich seyn. Meiner Mutter Bruder ist Schanzmeister bei den Eßlingern und der hat mir vertraut, daß sie auf der Mittagsseite des Berges eine Mine gegraben bis unter den innern Wall, da wo der feste Thurm steht,

an dessen Grundgewölben sie schon angekommen. Bis übermorgen soll die Arbeit fertig seyn und einige Rotten Pickenträger mit Leitern und Schwefelkränzen dort eindringen und in den Wall brechen, dann mit den Leitern die letzte Mauer ersteigen und Feuer in die Häuser werfen. Darum, so begleite mich morgen hinüber zu unserem Hauptmann und nimm ein Handgeld und trete in unsere Rotten ein, dann machen wir unser Glück! Holla Wirth! rief Martin, noch einen Krug, die Nacht wird bald herum seyn — kommt Fähndrich, wir wollen beim Becher bleiben, bis der Tag anbricht! — Mit dem Frühesten schritten der Fähndrich und Martin hinüber in die Weinberge gegen das Osterholz zu, wo in Hütten und Zelten die Eßlinger Fähnlein stunden, und Martin stellte sich mit seinem Begleiter vor den Hauptmann, um Dienste zu nehmen, nur bat er sich noch einen Tag aus, damit er zu seiner Base nach Markgröningen gehen und noch Manches besorgen könne. Aber in selbiger Nacht lief er mit hastigen Schritten seinen heimlichen Weg auf die Veste, trat vor den Burgvogt und verkündete ihm Alles, was der Feind für eine Absicht habe und welche Gefahr der Veste drohe. Da ließ der Vogt mit dem Frühesten auf den innern Wall große Haufen steinerner Kugeln schleppen und stellte seine Leute mit Armbrusten auf, und solche, die brennende Pfeile schoßen, indeß auf dem äußern Wall die Wachen wie sonst auf- und abgingen, um die Belagerer in der Meinung zu lassen, daß man oben

keine Gefahr ahne. — Noch lag ein dichter Nebel auf dem Thal und eine tiefe Stille herrschte auf der Veste, da vernahm die Mannschaft ein dumpfes Geräusch im Wallgraben — es wurde allmählig vernehmlicher, man hörte mit Schaufeln und Hauen arbeiten — da plötzlich sprang Martin, der mit dem Ohr am Boden gelauscht, auf, starrte hinunter und stieß den Burgvogt an, indem er ihm zuflüsterte: Seht Ihr dort links drei Schritte vom Thurm, wie der Grasboden sich hebt, als arbeite ein Maulwurf? Der Burgvogt nickte und gab seinen Leuten einen Wink, sich stille zu halten und hinter der Brustmauer gebückt liegen zu bleiben, bis er das Zeichen gäbe. Höher und höher und immer weiter im Umkreis hob sich der Boden — lauter wurde das Geräusch der Grabwerkzeuge; da endlich spaltete sich der Boden und es blinkte eine Sturmhaube — dann zwei und drei hervor — der Burgvogt hielt den Athem an hinter der Schießscharte, durch welche er hinabblickte. Schon stunden nach einer kurzen Weile drei feindliche Knechte im Graben, dann kam eine Leiter zum Vorschein, die aus der Mine empor geschoben wurde und wieder eine, und dann kletterten wieder mehrere Knechte herauf, späheten vorsichtig nach dem äußern Wall, deren Wachen sorglos ins Land hinauszublicken schienen und trugen möglichst stille die Leitern an die innere Mauer. Immer noch winkte der Burgvogt seinen Leuten, sich nicht zu rühren — da mit einem Male, als etwa zwanzig Knechte sich gesammelt und

nun auf die ersten Sprossen der Leitern stiegen, gab er mit dem Degen das Zeichen, und mit einem lauten Freudengeschrei sprangen die Belagerten auf und überschütteten die Stürmenden mit einem schweren Hagel von Steinen, Kugeln und wohlgezielten Pfeilschüssen. In wenigen Augenblicken wälzten sich die feindlichen Knechte schwer getroffen im Graben; nur zwei bis drei erreichten die geöffnete Mine und sprangen unter den Schüssen der Besatzung über Hals und Kopf hinunter. Jetzt stürmten die Hitzigsten von des Burgvogts Leuten mit ihren Hellebarden in den Graben, stiegen auf der Leiter in die Mine, um die Flüchtlinge einzuholen und niederzustechen, und als sie zurückgekehrt waren, eilte Alles herbei, um die Mine zuzuwerfen und wieder fest zu vermauern. So war die Veste gerettet durch Martin, und der Burgvogt drückte ihm freudig die Hand und nahm ihn zu sich in sein Gemach, wo er mit den Hauptleuten an der Seite des Vogtes zur Tafel saß. Aber so wie er sich beurlauben konnte, so begab er sich hinab in das Städtlein, wo Alles in großer Freude war. Als er Magdalene erblickte, die am Thore stand umringt von den Nachbarinnen, da trat er mit fröhlichem Angesicht in ihre Mitte, drückte dem Mägdlein die Hand und sprach: Magdalene! ich habe ein großes Unglück abgewendet von der Veste, wie von dir und mir, und dem bösen Feind seine Absichten vereitelt — darum komm mit mir zu deinem Vater, er soll es wissen, daß wir uns lieben in Zucht und Ehre und mich zu

seinem Sohne annehmen — der alte mürrische und strenge Mann wird sich nicht weigern, wenn ich offen vor ihn hintrete und ihn bitte um seinen Segen zu unserer Verlobung. Tief erröthete Magdalene bei diesen Worten und alle Nachbarinnen sahen sich erstaunt an, denn Martin galt seit einiger Zeit als ein angesehener Geselle, weil es lautbar geworden, daß er oft mit dem Burgvogt verkehre und ohne Wache stets bei ihm ein- und ausgehe. Auch Martin hatte im stolzen Gefühle seiner großen Dienste sich nicht zurückhalten können, öffentlich seine Magdalene also anzusprechen, und zögernd folgte sie ihm, während Alles ihr nachblickte und den Martin lobte. — Indessen vermochte diese glückliche Entdeckung die Veste nicht vor ihrem Falle zu schützen, denn ergrimmt über diesen verunglückten Versuch, zog der Weinsberger Graf und kaiserliche Landvogt Conrad nur noch mehr Kriegshaufen aus den benachbarten Reichsstädten an sich, und nach 14 Tagen hatte sein Wurfgeschütz so große Zerstörungen an den Thürmen, Mauern und Wällen angerichtet, daß man von Tag zu Tag Mühe genug hatte, die Stürme abzuschlagen, die nun am hellen Tag mit Leitern versucht wurden. — Es war ein heißer September-Morgen und die Besatzung müde vom vielen Nachtwachen hatte in starken Abtheilungen ihre Posten besetzt. Dicht um die zum Theil halb eingestürzten Wälle und halb verbrannten Thürme schwärmten die Armbrustschützen — das Wurfgeschütz hatte aufgehört zu arbeiten und nur die Sturmböcke

und Mauerbrecher standen bereit, die Wälle zum Wanken zu bringen — da hörte man am Fuße des Berges helles Trompetengeschmetter und erblickte eine kaiserliche Fahne flattern. Es war Herr Conrad, der in glänzender Rüstung mit vielen Rittern rasch den Berg durch die Weingärten herauf ritt und wenige hundert Schritte vom Schloß Richtenberg halten blieb. Zu gleicher Zeit stiegen dichte Kriegshaufen rings den Berg herauf, und wenn das Wurfgeschütz auch da und dort seine Steine und Kugeln auf sie warf und ein Fähnlein auf einen Augenblick in Unordnung brachte, so schloßen sich die Reihen doch bald wieder, und nach einer Viertelstunde umschloß ein dichter Lanzenwald die Wälle. Ein Trompetenzeichen aus der Nähe Conrads gegeben wurde vielfach beantwortet und schallte von Haufen zu Haufen, und mit demselben begann fast ringsum ein allgemeiner Sturm unter entsetzlichem Kriegsgeschrei. Der erste Kampf entspann sich in der Nähe Conrads um das Schloß Richtenberg unterhalb des Städtleins. Hunderte von angezündeten Pechkränzen wurden auf das Dach geworfen und an den Mauern hinauf stiegen die Beherztesten, ob mancher auch aus den Schießscharten getroffen wieder zu Boden stürzte. Bald mußten die Belagerten dem Dampf und der Hitze des einstürzenden Daches weichen und sich aus den obersten Stockwerken in die untern zurückziehen. Aber auch hier war keine Vertheidigung mehr lange möglich, und der Hauptmann, der im Schloß befehligt hatte, schlug sich mit seinen

Leuten höher hinauf nach dem Städtlein, dessen Thor sich rasch wieder schloß, als die Mannschaft eingelassen. Vom Thorthurm aus hatte Martin dem Sturme zugesehen, und als er wahrgenommen, daß die Gefahr immer näher rücke, hatte er die beste Habe, welche Magdalene und ihr Vater besessen, diesen helfen auf das obere Schloß gebracht. Darauf eine Armbrust und eine Hellebarde ergreifend war er wieder zurückgekehrt in das Kämmerlein Magdalenas, um von hier aus auf die Stürmenden zu schießen und das Thor zu vertheidigen. Ein heftiges Gedräng und Kampf entstand am Fuße des Thurmes und mancher seiner Schüsse traf tödtlich, da gewahrte er in den hintersten Reihen eine Eßlinger Fahne — es war der verhaßte Fähndrich Veit, der sie schwenkte und jach riß er das Fenster weit auf und rief: Glück auf, Herr Fähndrich — Glück auf zu dem schmucken Thorwartstöchterlein! Auf diesen Ruf wandte der Fähndrich seine Augen nach dem Fenster, und wie erstaunte er, als er den Schäfer Martin in der Sturmhaube und leinenem Kittel erblickte. Vermaledeiter Hund, bist du schon oben und hast mir dein Wort gebrochen — willst mir die Dirne ablaufen, die ich dir verrathen? Aber die Antwort war ein Pfeilschuß, der ihm die Fahne zerriß, und der Fähndrich merkte, daß sein treuloser Kamerad sich zu dem Feinde geschlagen. Jetzt schwankte das Fähnlein auf die Seite und ein Sturmbock auf Karren vorgeschoben stieß mit mächtigem Getöse an das Thor, bis es mit Krachen zu-

sammenbrach. Immer noch hatte Martin gehofft, das Thor werde länger den Stößen widerstehen, jetzt lag es plötzlich in Trümmern und die Mannschaft im untern Stock war schon das Städtlein hinauf geflohen. Da galt es, noch dem Feinde zu entkommen, und Martin eilte, seine Hellebarde ergreifend, die Stiege herab und sprang eben aus dem untern Stock über die letzten Staffeln, als schon vor und mit ihm die Stürmenden das Städtlein hinauf eilten. Aber in diesem Augenblick schrie eine Stimme dicht hinter ihm — halt den verfluchten Buben! s'ist der Schäfer Martin, er hat zu den Wirtembergern gehalten und auf uns geschossen! Schlagt ihn nieder — drauf! Und gleichzeitig mit diesem Ruf sprang der Eßlinger Fähndrich, der diese Worte geschrieen gegen Martin mit gezücktem Degen und brüllte weiter: Verdammter Hund, du bist mir ins Netz gesessen, fahre zur Hölle! damit stach er nach Martin; der aber sprang auf die Seite und stieß ihm die Hellebarde mit solcher Gewalt in die Seite, daß die Spitze zum Rücken hinausdrang — da, vermaledeiter Mägdleinsjäger — hast du deinen Lohn — ich will dir dein Großmaul stopfen! schrie er, und ehe noch die Städtischen an ihn gerathen konnten, schlug er nach allen Seiten um sich und erreichte glücklich das Burgthor. Wohl mochte es noch einen heißen Kampf absetzen, bis die obere Burg genommen, aber die Uebermacht war zu groß, keine Aussicht mehr vorhanden, länger als wenige Stunden dem Feinde Stand zu halten, und deßhalb ließ der

Burgvogt schnell alles Kriegsgeräthe auf den Hof bringen und anzünden. Dann nahm er alle wichtigen Pergamentrollen und Kleinodien, die auf die Veste geflüchtet waren, zu sich und vertheilte sie unter die Hauptleute, und stieg mit seinen Rotten und Allen, die nicht kampfunfähig geworden, in den unterirdischen Gang. Ihm voraus hatte Martin seine Magdalene und ihren Vater geführt, und als die ersten Feinde das Thor erbrochen, war die Mannschaft auf ihrer Flucht schon unten am Fuß des Berges. Verwundert standen die ersten Feinde, als sie den Hof leer fanden und bis auf die Schwerverwundeten Alles wie ausgestorben war. Hoch loderten die Flammen der angezündeten Kriegsgeräthe auf und lange dauerte es, bis sie sich getrauten in das Schloß selbst zur Plünderung einzutreten, da sie eine schlimme Kriegslist argwohnten. Endlich, als auf allen Seiten die Mauern erstiegen waren und sie die Verwundeten bei Gefahr des Lebens bedrohten, ihnen Kunde zu geben, wo der Burgvogt mit seinen Kriegsleuten hingekommen, gestanden diese es ein und offenbarten, daß Alles durch einen Gang sich geflüchtet, aber wohin dieser führe, wüßten sie nicht. Nun brach der Grimm nur um so wilder aus, und als der Herr von Weinsberg in den Schloßhof einritt und ihm Alles verkündigt war, so befahl er, vom halbverbrannten Schloß Richtenberg an Alles, Städtlein und oberes Schloß in Brand zu stecken und alle Mauern und Thürme zu brechen. Acht Tage dauerte die Arbeit der Verwüstung, und

als nun die Veste zerstört war, da gab der Kaiser das Wirtemberger Land dem Grafen Conrad als kaiserlichem Landvogt zur Verwaltung. Der Burgvogt aber war mit seinem Häuflein unter Martins Begleitung nach Burg Eberstein an der Murg gezogen, welches Schloß dem Vetter Eberhards, Markgrafen Rudolph von Baden, gehörte.

An einem trüben December-Abend des nächsten Jahres wandelte wieder ein Geselle in Schäfertracht mit einem Hunde vor dem Thurm zu Besigheim auf und ab. Er hatte die Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen und seinen mit Wolle gefütterten Mantel dicht um sich geschlagen. Wiewohl er schon eine Stunde in dem tiefen Schnee auf- und abgewandelt, hatte er doch noch keine menschliche Seele erblickt. Endlich eilte eine junge Dirne über den Zwinger und er pustete, um ihr ein Zeichen zu geben, daß sie nach ihm umblicke. Werthes Kind! sprach er — ich hätte ein paar Worte mit dem Zwerg zu reden, der in diesem Thurme seine Behausung hat, denn ich bin ein Schäfer und bringe ihm von Zeit zu Zeit allerlei getrocknete Kräuter, woraus er nach der Sitte des Morgenlandes heilsame Tränklein kocht. Thut mir den Gefallen zu sagen, wo ich ihn treffe, denn das Wetter ist unfreundlich und ich habe noch einen weiten Weg, will ich vor Mitternacht heimkehren, um meinem Weibe einige Pfenninge zu bringen, die ich erlöst. Aber was thut man nicht in dieser harten Zeit! Mit Theilnahme betrachtete das Mägdlein den Schäfer

und seinen vor Kälte zitternden Hund, der, den nassen Schweif eingezogen, neben ihm stand. Wenn Ihr, sprach sie, den Zwerg kennt und mit ihm zu schaffen habt, so will ich Euch gerne zu Diensten seyn, obwohl derselbe mit Niemanden gerne Gemeinschaft hat — wartet nur dort drinnen in dem kleinen Gemach an der Stadtmauer bei meiner alten Mutter, bis ich Euch Nachricht bringe, ob es dem Zwerg genehm ist, Euch zu sprechen. Mit diesen Worten führte sie ihn nach der Thüre ihrer Wohnung und eilte dann davon. Nach kurzer Weile klopfte sie ans Fensterlein und brachte die Nachricht, daß der Zwerg an der Zugbrücke stehe und seiner warte, worauf Martin hastigen Schrittes demselben entgegen eilte. Beim ersten Blick hatte ihn der Zwerg erkannt, zumal Martin ihm den Ring des Grafen vorhielt, um ihn desto besser zu überzeugen, daß sich eine treue Seele nahe. Bist lange ausgeblieben, sprach der Zwerg, und der Graf hat manchmal gefragt: hat sich denn der Schäfer nicht mehr blicken lassen, seit die Veste Asperg erobert? — vielleicht ist er gar verunglückt? — nun desto besser! Damit führte er Martin über die auf ein Zeichen herabgelassene Zugbrücke und in das Innere des Gemaches. Vor der Thüre hieß er ihn warten, bis er dem erlauchten Gebieter seine Ankunft gemeldet hatte, und nach wenigen Augenblicken ließ er ihn eintreten. In einen reichen Zobelpelz gehüllt stand Graf Eberhard in dem von einer Lampe erleuchteten Gemach und ging Martin einige Schritte entgegen, der sich tief

verbeugte und die Pelzmütze zwischen den Händen hielt. Was bringst du mir treuer Geselle — begann er — will hoffen, keine Hiobsmähre, denn die habe ich zur Genüge durch meine Kundschafter erfahren — wahrlich mein Glück liegt in Trümmern — aber nicht meine Hoffnung, noch mein Muth. Ich weiß, daß mein ganzes Land, bis auf wenig Burgen in den Händen meiner Feinde und daß viele Städte sich ganz von mir losgesagt haben, um freie kaiserliche Reichsstädtlein zu werden. Die Stadt Markgröningen hat den Anfang gemacht, hat einen Schultheißen erwählt und sich frei erklärt von aller Steuer gegen Jedermann, außer gegen den Kaiser. Und wie sie, also handelten die Städte Stuttgart, Waiblingen, Leonberg, Schorndorf, Neuffen und Backnang. Der Kamm ist ihnen geschwollen und es hat ihnen gelüstet, Schwestern zu heißen von Eßlingen, Reutlingen und Ulm. Auch meine tapfern Waffenbrüder können ihr Schwerdt nicht mehr für mich ziehen, denn der Graf Ulrich von Schelklingen konnte mir nur die Burg Zwiefalten retten, und der treue Graf von Oettingen ist selbst landesflüchtig und ißt im Kloster Kaisersheim das Brod der Noth und Trübsal. Erlauchter Graf! fiel ihm Martin in die Rede — ich denke, die Zeit der egyptischen Plagen ist vorüber, denn ich bringe Euch frohe Kundschaft. Euer Todfeind, Kaiser Heinrich, der die Reichsacht über Euch ausgesprochen — ist nicht mehr unter den Lebenden. Auf seinem Kriegszuge nach dem Lande Italien hat ihn ein Priester

mit der Hostie vergiftet! Wie? rief der Graf und seine Gestalt erhob sich, sein Auge funkelte, wie ein Wetterleuchten flog es über seine Stirne — hast du Wahrheit geredet — Heinrich ist todt — ha! das ist der schönste Lichtstrahl, der in die Nacht dieses Thurmes fällt, der mich wie ein Grab umfängt. So ist es bei allen Heiligen, entgegnete Martin — gestern kam die Kunde von Stuttgart nach Markgröningen, und mit ihr die Nachricht, die von Mund zu Mund geht, daß das Kriegsvolk der Städter auseinander laufe, welches das Land besetzt hielt, da jede Stadt sich nichts Gutes versehe und ihre Gewaffneten zurückrufe in ihre Mauern. Dann ist es Zeit, rief der Graf, daß ich aus meinem Dachsbau krieche und meinen Feinden die Zähne weise! Ha! bald sollen sie erfahren, daß „Gottes Freund und aller Welt Feind" wieder die Schwungfedern gewachsen, und ich will diese Sperber verscheuchen und sie stoßen, daß sie nicht wissen, wohin sie vor mir sich verbergen. Ja, die jetzige Zeit kommt mir just gelegen, denn bis ein neuer Kaiser gewählt wird und die Fürsten sich einigen, wenn sie die Krone aufsetzen wollen, geht es bunt durcheinander. Jetzt gehe, mein wackerer Geselle! ich muß allein seyn mit meinen Gedanken und Planen, denn das Hirn zerspringt mir fast von tausend Entwürfen. Wenn meine Fahnen wieder flattern, dann hoffe ich, dich wieder zu sehen an meiner Seite und indessen nimm einen Zehrpfennig von deinem Herrn, du hast ihn wohl an mir verdient! Er ging an ein

Kästchen von Ebenholz mit Elfenbein verziert, öffnete es und drückte Martin eine Handvoll Goldgulden in die Rechte. Also verließ Martin reichlich beschenkt seinen Grafen und eilte in das Städtlein, dort sich eine Herberge zu suchen, und des andern Tages begab er sich wieder nach Markgröningen, wo er seine Magdalene und ihren Vater untergebracht hatte und bei denen er ein- und ausging. Dann aber wandte er sich nach Burg Eberstein und brachte dem Vogt Walther und dessen Kriegsleuten die Nachricht, daß er den Grafen gesprochen und dieser stündlich wieder hervorbrechen werde, sein Land zu erobern. Es waren auch keine vier Wochen um, da wurde es im ganzen Lande unruhig. Aller Orten war die Kunde erschallt, der Graf Eberhard ist wieder da, und täglich sammeln sich neue Fähnlein Kriegsleute um ihn, die sein Vetter, der Markgraf, geworben. Auf diese Kunde rüstete sich Alles in den Burgen der treuen Vasallen und bei seinen alten Bundesgenossen, den Grafen Egino von Freiburg und Andern. Und so war es auch — Graf Eberhard stieg aus seinem Thurme zu Besigheim — sein Blut kochte, Rache zu nehmen an seinen Feinden, und kaum hatte er die ersten Zuzüge erhalten, so zog er von Städtlein zu Städtlein und eroberte sie mit Gewalt oder gütlichem Vergleich. Bei der ersten Nachricht, daß der Graf im Felde stehe, eilte ihm der Vogt Walther zu Hülfe und mit ihm zog Martin. Noch war Markgröningen, Waiblingen und Stuttgart von den Eßlingern besetzt und darum

besuchte Martin nur heimlich zuweilen seine Braut. Als er Abschied von ihr nahm und ihr seine Absicht kund that, wieder die Hellebarde zu ergreifen für seinen Landesherrn, da weinte das Mägdlein wohl manche bittere Thräne, aber dennoch hielt sie ihn nicht zurück, denn ihr Bräutigam stand in gar hohem Ansehen bei ihr, seit er vom Asperg aus sich als Vertrauter des Grafen ihr gezeigt hatte. In dunkler Nacht begleitete sie ihn eine weite Strecke — tausend heiße Küsse besiegelten die Trennung, und zu Hause angekommen lag sie die ganze Nacht auf den Knieen, die Mutter Gottes anzuflehen, daß sie ihren Herzgeliebten in ihren Schutz nehme und glücklich wieder in ihre Arme zurückkehren lasse. Es war gegen Ende des Augustes — der Krieg war fast zu Ende, nur noch wenige Orte hielten die Eßlinger besetzt, unter diesen auch Markgröningen. Nach einem kurzen Widerstande öffnete die Stadt ihre Thore und neben seinem erlauchten Grafen schritt Martin, eine wirtembergische Fahne tragend, stolz und fröhlichen Muthes einher. Trommeln, Pfeifen und Trompeten bliesen lustige Stücklein, und aus allen Häusern grüßten die Bürger mit ihren Weibern und Töchtern den rechtmäßigen Herrn und hatten überall Kränze gewunden und über den Thüren aufgehängt, um wieder zu Gnade zu gelangen. Und als der Graf mit seinen Reisigen und Landsknechten nun auf dem Marktplatz angelangt war und Martin aufsah rings nach den Häusern und offenen Fenstern, da hätte er fast vor Freude aufge-

schrieen, denn im Sonntagsputze, ein knappes schwarzes Mieder um die schlanke Hüfte und die kastanienbraunen Haare in zwei reiche Zöpfe geflochten, winkte ihm Magdalene aus einem gegenüberstehenden Fenster des dritten Stockes und warf einen Kranz weit heraus über die bunte Menge des Kriegsvolkes, daß er Martin fast zu Füßen fiel. Hastig sprang er darnach, hob ihn auf und knüpfte ihn an seine Fahne. Indessen hatte der Graf den Kranz fliegen sehen und als er nun abgestiegen war, um auf dem Rathhaussaal einen Imbiß einzunehmen und vor dem Fähnlein vorüber schritt, an dessen Spitze Martin stund, da gewahrte er den Kranz an der Fahne und lächelte: Martin, mein wackerer Geselle — das ist gewiß ein Gruß von deiner Liebsten! Wohlan, er soll mich erinnern, daß ich dir eine Gabe schuldig bin zu deiner Hochzeit. Darum komme mit mir und nimm Platz an der Tafel — mein Freudentag soll auch deiner werden!

Darauf wendete sich der Graf gegen einen seiner Ritter und stieg im halblauten Gespräch mit diesem die Rathhausstiege hinauf. Kaum hatten die vornehmen Gäste ein halb Stündlein Platz genommen, bedient von den geschäftigen Rathsherren, die mit silbernen Kannen und Bechern auf- und absprangen, und Martin wäre gar zu gerne davon geschlichen, um sich an die Brust seiner Magdalene zu werfen, denn nun war ja Alles vorüber, was ihn abgehalten hatte, sie zum Weibe zu nehmen. Da auf einmal öffnete sich die Saalthüre und herein trat, begleitet vom

Schultheißen der Stadt, Magdalene, ihr betagter Vater und ein Priester. Tief verschämt stand das Mägdlein, aber der Schultheiß zog sie an der Hand gegen die Tafel zum Grafen und dieser stand huldreich lächelnd auf, küßte das Mägdlein auf die weiße Stirne und sprach: liebes Kind, du wirst wohl ja! sagen, wenn ich dir einen redlichen Gesellen zuführe als Ehegespann — komm Martin, trete heran, der Priester soll Euch zusammengeben und einsegnen und ich will der Zeuge seyn auf deiner Seite, während der Schultheiß die Stelle einnimmt bei deiner Braut! Und als Hochzeitgeschenk von mir soll der Schreiber des Rathes alsofort eine Urkunde ausstellen, auf daß du fortan sollst der Stadtschäfer werden und Obermeister der Schäferzunft in der Stadt Markgröningen. Dazu schenke ich dir 400 Stück Schafe und was deine Hauseinrichtung und Zubehör betrifft, das soll mein Seckelmeister auf sich nehmen, sowie alle Kosten der Zeche für die Hochzeit. Zum ewigen Gedächtniß aber schenke ich dir die Fahne so du getragen, und alle Jahre an diesem Tage soll die Schäferzunft einen Gedenktag begehen mit Trommel- und Pfeifenklang, mit Gesang und Tanz! Darauf segnete der Priester das Pärlein ein und der Graf ließ sie neben sich Platz nehmen an der Tafel und die Fahne hinter Martin aufhängen an der Wand. Und als die Tafel vorüber war, da traten alle Ehefrauen ein derer vom Rath und anderer ehrbarer Bürger und ihre Töchterlein, und der Graf nahm Magdalene, die glückliche

Braut, an und der Hand begann mit ihr den Ehrentanz. Vor stolzer Seligkeit wußte das Mägdlein nicht wie ihr war, denn jeder der edlen Herren wollte einen Tanz mit ihr machen, und die Ehre an der gräflichen Tafel zu sitzen und ihren Martin so hochgeehrt zu sehen, das Alles däuchte ihr ein wunderbarer Traum, aus dem sie jeden Augenblick zu erwachen befürchtete. Erst, als sie lange nach Mitternacht mit ihrem Bräutigam nach dem Gemach in des Schultheißen Haus ging, welches für sie auf Befehl des Grafen war hergerichtet worden, lehnte sie sich an ihren Martin mit vor Wonne feuchten Augen und sprach: Martin! träume ich oder ist es Wahrheit Alles das, was ich heute erlebet — bist du es wirklich, der mich in seine warmen Arme schließt, du mein geliebter Martin? oder ist es nur ein Bild meiner innersten Gedanken, die wie feurige Funken in meinem Kopfe glühen — und wenn Alles, Alles wahr — wie habe ich, das arme Mägdlein, es verdient, Antheil zu nehmen an der Huld, Gnade und Ehre, die dir ist zu Theil geworden? Da lächelte Martin und küßte sie inniglich — Magdalene! du mein liebwertheſtes Weib — du träumst nicht, sondern Alles, was du gesehen und erlebt, hat sich in der That so zugetragen — wir haben unsern Ehrentag gefeiert durch die Huld unseres erlauchten Landesherren — er hat dem Glück unserer Liebe ein Fest bereitet, als wären wir von edlem Stande und ewig soll uns dieser Tag ein Gedächtniß bleiben! Da schmetterten drunten unter den

Fenstern die Zinken und Hörner der Landsknechte ihrem Kameraden eine lustige Weise zum Schlafengehen, daß Magdalene vor Freude hoch aufsprang und bald fand das Hochzeitslager ein glückliches Paar, das in Himmel enthoben zu seyn glaubte. Des andern Tages ward die Nachhochzeit gefeiert. Trommeln und Pfeifen der Stadtwache erschollen vor dem Rathhause, dann bildete sich der Festzug. Voraus demselben schritten die Pfeifer der Schäferszunft-Lade mit Schalmeien und Querpfeifen und spielten einen Schäfermarsch. Dann folgte die Fahne von Martin getragen, die der Graf ihm geschenkt. Draußen vor dem Thore auf dem Stoppelfelde bildeten die Schäfer und Schäferinnen einen Kreis und die Bursche und Mägdlein liefen mit bloßen Füßen über die Stoppeln nach einem 300 Schritte entfernten Ziele, wo die Musik aufgestellt war und der Preis der Wettläufer. Derselbe bestand aus einem mit Bändern und Blumen geschmückten Hammel und einer Krone aus Flittergold, welche den Siegern aufgesetzt wurde. Darauf begann der allgemeine Reigen, welchen Martin mit seinem jungen Weibe eröffnete. Es war ein heiteres Fest, zu dem das ganze Städtlein sich eingefunden und dauerte bis zum Einbruch der Nacht. Dann warf zum Schlusse noch der Seckelmeister der Zunft unter das Volk Schnürnestel, um welche sich alles balgte, als Festschmuck es zu tragen. Noch heute bildet dieser Schäferlauf ein Volksfest in Markgröningen am 24. August,

zu dem aus Nah und Fern die Schäfer mit ihren Weibern und Kindern und vieles Volk herbeiſtrömen, es nach alter Sitte zu feiern.

VIII.

Kloſter Gnadenzell

zu Offenhauſen.

Am Fuße des in naturhiſtoriſcher Beziehung merkwürdigen Sternbergs, liegt der Krondomänial-Weiler und Geſtütshof Offenhauſen oder das ehemalige Kloſter Gnadenzell. Von dem alten Kloſter iſt Nichts mehr übrig, als die uralte Kirche, welche längſt als Strohmagazin dient. Der ſogenannte Wendenbau, in dem einſt die Kloſterfrauen wohnten, iſt bereits ſeit 1765 abgebrochen und an ſeine Stelle trat eine Wohnung für die Stallknechte. Im ehemaligen Kloſtergarten entſpringt aus Felſen, in drei klaren Quellen, die Lauter, und treibt alsbald eine Mühle. Bald nach ihrem Urſprung erhält die Lauter mehrere Zuflüſſe, und wird ſchnell das anſehnlichſte Albflüßchen dieſes Namens. Das Thal, durch welches ſie nach ihrer Verſtärkung fließt, iſt ſehr eng, ja geht an manchen Stellen, beſonders gegen den Ausgang, durch vortretende Felſen ſo ſehr zuſammen, daß man glaubt,

es schließe sich, und man nur noch auf einem schmalen Fußpfad hindurch kommen kann. Das ganze Albgebirg hat kein so romantisches Thal aufzuweisen, wie dieses; bald gehen wir durch Dörfer mit lieblichen Gründen, bald unter dunklen Waldparthieen, bald treten uns Felsen in den Weg, auf deren Stirne alterthümliche Schlösser und Burgruinen ragen, deren man 14 auf einer Strecke von 11 Stunden zählt, denn so lange dauert die Thallänge mit ihren Krümmungen, bis die Lauter bei Neuburg in die Donau mündet.

Das Kloster zu Offenhausen wurde im Jahr 1258 gestiftet. Die Veranlassung zur Gründung soll dieselbe gewesen seyn, welche das Kloster unter Hohenzollern ins Dasein rief. Als Kaiser Friedrich II., der Staufer, wegen neuer Unruhen, die in seinem Erbreiche Sizilien ausbrachen, zu einer Fahrt dahin aufs Neue seine Vasallen aufbot, da weigerten sich die Herren von Lupfen, Zollern, Gundelfingen und Neufen, mit ihm zu ziehen, weil er gegen die Kirche streiten wollte. Friedrich war erbittert über diesen Ungehorsam, und wollte sie nun züchtigen. Da baten die Herren um Gnade, aber der Kaiser wollte Nichts von Begnadigung, selbst als sie ihm ihre Schlösser zur Sühne anboten. Statt nun die Herren am Leben zu strafen oder aus dem Reiche zu jagen, legte er ihnen eine für sein und ihr Seelenheil nützliche Buße auf: sie sollten an irgend einem Ort ihrer Herrschaften ein Kloster für 72 Jungfrauen bauen. Nach dem Rathe eines Canonikus aus Speier, wählten nun die Herren einen den Edlen von

Lupfen gehörigen Weiler, welcher seinen Namen Offenhausen daher führte, weil bei seiner Gründung Leute von überall her und von allerlei Sinn und Wandel, böse und gute, wie in ein offenes Haus als Insaßen aufgenommen worden waren. Wirklich war auch in Folge dessen der Weiler sehr verrufen wegen seiner schlimmen Einwohner, und es däuchte den Stiftern passend, gerade hier eine geistliche Niederlassung zu gründen, um den durch seine gottlosen Insaßen gleichsam entweihten Boden wieder zu heiligen. Hier, wo bisher der böse Geist gehaust hatte, sollte nun ein Gotteshaus gegründet werden. Kaiser Friedrich befahl, den Ort mit der Kirche zu zerstören und die losen Leute auseinander zu jagen. Im Jahr 1258, und nicht im Jahr 1250, wie der alte M. Crusius meint, wurde der Bau angefangen, denn erst in diesem Jahre übergeben Ulrich, Domherr zu Straßburg, sowie Berthold, Eberhard, Heinrich und Hugo, Gebrüder, Söhne Heinrichs, weiland Stifters von Lupfen den Nonnen zu Kenhausen (?) ihre Besitzungen zu Offenhausen, nebst dortigem Kirchensatz, nach dem Willen ihres Vaters, unter der Bedingung, daß diese Nonnen in Offenhausen ihren Sitz nehmen sollen. Rasch ging der Klosterbau vorwärts, denn Reiche und Edle steuerten mit mildem Herzen und offenen Händen, und die Armen waren mit ihrer Hände Arbeit thätig. Nur die Insaßen zu Offenhausen waren übel damit zufrieden, und wollten lange nicht vom Platze weichen, bis sie dazu gezwungen wurden. Bald stand eine neue Kirche

da, der h. Jungfrau zu Ehren, und Wohnungen für die Nonnen stiegen an der Stelle des ehemaligen Sodoms empor. Zum Dank gegen die Himmelskönigin für die Beförderung des neuen Werks gab man dem neugegründeten Kloster den Namen S. Marien-Gnadenzell. So lange die neue Kirche nicht völlig ausgebaut war, blieb St. Pankratius, der Patron der alten Kirche, in seinem Heiligthum. Aber auch nach Vollendung der neuen schonte man die alte Kirche mit dem Kirchhof, weil die in der Gegend zerstreuten Offenhäuser, so wie die Einwohner von Onastetten, die vorher hier eingepfarrt waren, ihres Ganges dahin gewohnt, noch immer bei dem h. Pankratius lebend und todt seyn wollten. Von dieser immer fortdauernden Frequenz kam es auch, daß der schöne Name Gnadenzell den alten Namen Offenhausen nie recht verdrängen konnte.

Bis die Wohnungen für Nonnen völlig eingerichtet waren, lebten Dominikaner-Mönche daselbst, die wahrscheinlich den Bau leiteten, oder vielmehr das Almosen-Amt für denselben besorgten. Wohl wären diese gern selbst dageblieben, aber der benachbarte Adel, welcher so reichlich gespendet hatte, drang auf die Erfüllung des ursprünglichen Zwecks. Erst, als diese gewichen waren, wurden die Schenkungen durch die Stifter feierlich vollzogen. Das geschah im Jahr 1262, da Herr Berthold und Eberhard, die Edlen von Lupfen, durch Geschrift kund und zu wissen thun, „daß sie dem Convent zu Offenhausen geben haben und jetzund

geben ihre Besitzung an demselbigen Ort und Statt gelegen, zu Hülf und Trost unser, auch unser Eltern Seelen, mit aller ihrer Gerechtsame zu besitzen u. s. w.“ Ihnen folgten später Schenkungen von Seiten der Herren von Neufen und Grafen von Zollern. So schenken im Jahr 1268 die Edlen Bertold und Albert von Neufen dem Kloster einen Hof zu Lonsingen, und mehrere Jahre nachher, eignet ein Graf Friedrich von Zollern den Klosterfrauen sein Gut zu Engstingen. Solche Begabungen von Seiten der Herren von Neufen und von Zollern in den ersten Zeiten mögen den späteren Chronisten Veranlassung gegeben haben, anzunehmen, daß diese Herren Mitstifter des Klosters gewesen.

Jetzt traten Töchter von den edelsten Familien in Gnadenzell als Nonnen ein. Eine Anna, Tochter des Grafen Hartmann von Wirtemberg-Gröningen, welche den Schleier wegen der Gefangenschaft des Vaters anlegte, wird später unter ihnen genannt. Anfangs scheinen die Nonnen nach der Regel der sogenannten Beguinen gelebt, bald aber eingesehen zu haben, daß sie solcher Gestalt auf die einträgliche Achtung von Seiten der Welt keine große Rechnung machen durften. Der Bischof von Konstanz schickte ihnen die Regel des h. Augustins, d. h. mit andern Worten: er verband sie zu gemeinschaftlicher Wohnung und Gottesdienst, ohne die strenge Verpflichtungen der übrigen Orden. Pabst Alexander IV. bestätigte sie darin, und ertheilte ihnen viele Freiheiten im

Jahr 1262. Sie fanden aber bald, wie mehrere andere Klosterfrauen, daß sie nur unter dem Schutz der Predigermönche gedeihen könnten; darum trugen sie wohl jetzt selbst ihren Stiftern das Gesuch vor, unter die Predigermönche gestellt zu werden; denn im Jahr 1278 entbieten Berchtold und Eberhard, Gebrüder, Herren von Lupfen „ihrem allerheiligsten Vater und Herren, des heiligen Stuhls Pabst, mit Ehrerbietung billigen und schuldigen Kuß seiner heiligen Füße — da sie zu Ehren Gottes und seiner allerheiligsten Gebärerin Kirche und Kloster, das genennet wird Gnadenzell, mit Wäldern, Aeckern und allem Andern, einem Kloster nothdürftig, aus göttlicher Hülfe gestiftet haben, so ersuchen sie seine Heiligkeit, den Schwestern, die daselbst dienen, den Orden und die Regel der Predigermönche zu geben; wann aber sie die Prediger sich beschwert fühlen, daß ihrem Orden die vorgeschriebenen Schwestern eingeleibt würden, so erbitten sie seine väterliche Heiligkeit, daß sie den genannten Predigern auferlege, in solche Einleibung den Schwestern in ihren Orden zu willigen.“ Wie die Herren von Lupfen als Schirmherren beim Pabst für die Frauen zu Gnadenzell in geistlichen Dingen intervenirten, so fuhren sie auch fort, für das leibliche Auskommen der Nonnen von Gnadenzell zu sorgen. So übergaben im Jahr 1302 Heinrich von Lupfen, Dekan der Kirche zu Straßburg, Eberhard, Graf von Stählingen, sein Bruder, Bertold, Chorherr zu Straßburg, Eberhard und Hugo, Söhne des Grafen Eberhard,

und Heinrich von Lupfen, deſſen Brudersſohn, „aus Liebe, ſo ſie und ihre Vorfahren zu den geiſtlichen Frauen, Priorin und Convent zu Offenhauſen und ihrem Kloſter Predigerordens, haben und vorgehabt haben — lauter und ſchlecht, um Gotteswillen, die Lehenſchaft der Kirche des Dorfs Offenhauſen, die ihnen zugehörig.“ Eine bedenkliche Clauſel fügten die Herren bei: „und wollen wir, daß Priorin und Convent die genannte Lehenſchaft und deren Gerechtſame nit Macht haben ſollen in keinerlei Geſtalt zu verkaufen, zu verſetzen, zu vertauſchen, hinzugeben oder zu verändern, und ob ſie anders würden handeln, daß alle Gerechtſame mit der Lehenſchaft und den Gütern in dem Dorf und Bau Offenhauſen ſoll wiederkommen zu ihren Erben oder ihnen mit voller Gerechtigkeit.“ Faſt könnten wir aus dieſer Clauſel ſchließen, daß die Begaber nicht ſehr der guten Haushaltung der Nonnen trauten. Ihre Vorſicht erſcheint gerechtfertigt, denn 100 Jahre ſpäter wurde, wie ſich Felix Fabri ausdrückt, der ſelbſt eine zeitlang Beichtiger bei den Nonnen geweſen, die Gnadenzelle „wieder ein Offenhauſen und Affenhauſen“, was ſeiner erſten Beſtimmung nach ein Beſchloſſenhaus hätte ſeyn ſollen. Wie die Nonnen nur eine Zeit lang auf ihrem Sigill die Aufſchrift Gnadenzell führten, aber, als daſſelbe abhanden kam, auf einem neuen wieder der alte Name Offenhauſen erſchien, ſo kam gar bald die gute Zucht im Kloſter abhanden, denn der böſe Geiſt der Dorfbewohner erbte ſich auch auf die geiſtliche Niederlaſſung fort.

Dazu halfen freilich hauptsächlich die vielen Besuche der späteren Herren von Lupfen, von denen namentlich Töchter und Basen in Offenhausen eine angenehme Versorgung fanden. Aber auch Andere, die sich nur entfernt zur Familie der Stifter zählten, wollten sich, gleich den Schirmherren, nicht das Recht nehmen lassen, im Kloster einzukehren. Sie kamen nie einzeln, sondern brachten immer ihre lustigen Gesellschafter mit. Da gab es Mahlzeiten, Trinkgelage und Tänze, die oft die ganze Woche hindurch dauerten; da gab es bald Aufwieglungen gegen die strenge Mutter Priorin, und jeder Besuch dieser Art hinterließ neuen Zunder zur Unzufriedenheit und zum Ungehorsam. Die Junkherrn versprachen ihren Basen und Freundinnen die kräftigste Unterstützung gegen jeden Versuch, sie in der Ordnung zu erhalten. Die Zucht und Schamhaftigkeit war bei den Nonnen so sehr zerfallen, daß sichs jede junge Nonne zur Schande gerechnet haben würde, wenn sie mit keinem Liebhaber angebunden hätte. Wenn dann bei der einen oder andern Nonne die schlimmen Folgen des verbotenen Umgangs sichtbar wurden, so zog dieß nichts Anderes nach sich, als kurze Entfernung aus dem Kloster, „damit die Wände nicht (von Kindern) beschrien würden." Die ganze Strafe für so thane weibliche Schwachheit bestand in nichts Anderem, als in einem kleinen Douceur für den bischöflichen Vikar zu Konstanz. Unter den Junkherren, die in das Kloster zu Offenhausen wandelten, soll auch der junge Graf Eberhard im Bart zu Urach gewesen seyn, ja er soll sogar

mit der Frau Priorin Buhlschaft getrieben haben. Aber er war es auch, der, den sittenlosen Zustand der Nonnen am besten kennend, ums Jahr 1463, nachdem er selbst zur Besinnung gekommen war, ernstlich darauf bedacht war, der Unzucht unter den Nonnen zu Offenhausen ein Ende zu machen. Er kam in eigner Person dahin, hielt ihnen eine strenge Strafpredigt, und stellte den Nonnen die Nothwendigkeit vor, sich zu bessern. Sie versprachen hoch und theuer, Buße zu thun; aber sobald er dem Kloster den Rücken kehrte, ging das alte Luderleben wieder an. Da ließ Graf Eberhard aus einem wohlhabenden geordneten Kloster zu Pforzheim 5 Musternonnen kommen, um durch gutes Vorbild eine bessere Zucht unter den Frauen wieder herzustellen. Allein sie wurden gleich Anfangs mit bösen Gesichtern aufgenommen, mit aller erdenklichen Bosheit mißhandelt, und durch Hunger gequält, daß sie, allen Zuspruchs eines sie besuchenden Carthäusers ungeachtet, es nur einen Monat lang aushielten, und dann unter tausend Beschuldigungen, Flüchen und schallendem Gelächter der saubern Schwestern abzogen. Von nun an war der Taubenschlag wieder geöffnet, und lose Priester, Mönche und Ritter fanden wieder Eingang in dem offnen Hause der noch schlimmer gewordenen Himmelsbräute. Graf Eberhard legte nunmehr eine eigentliche Sperre an das Kloster; er verbot jedem männlichen Fuße den Tritt in dasselbe, und als auch das nicht half, so beschloß er, es ganz eingehen zu lassen, und verbot ferner

Novizen anzunehmen. Fünfzehn Jahre später ging er abermals an das Werk und erschien wieder im Kloster. Dießmal schien er gegen alles Flehen der Nonnen unerbittlich, und war taub gegen ihre Betheurungen, daß sie von nun an sich bessern wollen. Um Alles aber wollten sie keine Reformirschwestern mehr annehmen, denn die Nonnen von Pforzheim hätten ihnen allen Wein ausgetrunken und alles Vieh weggeschlachtet, und sie in Mangel und Armuth gebracht. Endlich ließ sich der Graf doch erweichen, und schickte nach ihrem eigenen Wunsche einen alten ehrlichen Beichtvater, Namens Johann Maier, der die verwahrlosten Lämmer wieder auf die rechte Bahn leiten sollte. Aber Alles, was dieser ausrichtete, war, daß er sie das Chorsingen lehrte. Sonst plagten sie ihn mit allen ersinnlichen Bosheiten, legten ihm Hafenscherben, Teller und andre Gegenstände auf die Treppe, um zu hören, wann er käme, und um die verbotenen Dinge bei Zeiten wegschaffen zu können. Der alte Mann erkrankte und mußte weggeschafft werden; sein Nachfolger, Hans Butzenstengel, wurde beschuldigt, daß er aus der Beichte schwatze, und wurde auch bald weggebissen. Nun traf Eberhard ernstere Maßregeln gegen die Nonnen. Zuerst hatten sie den Vorwurf auf sich geladen, daß sie nur wenige Schwestern aufnehmen, um desto bequemer schwelgen und sich's wohl seyn lassen zu können; sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein, und suchten das Wetter dadurch von sich abzuwenden, daß sie schnell Töchter

vom benachbarten Adel annahmen, um an diesen eine Stütze zu finden. Der Graf untersagte es, aber die Nonnen wurden immer erbitterter. Bereits verlautete, daß der Ordens-Provinzial im ganzen Land herumreite, um in den Klöstern, wohin die Nonnen einzeln gesteckt werden sollten, Plätze auszusuchen; bereits waren Abgeordnete nach Schlettstadt abgereist, um Reformirschwestern zu holen. Da schafften die Nonnen alle Kleider, Betten, Hausrath aus dem Kloster, wozu ihnen ihre früheren Buhlen heimlich auf alle Art und Weise behülflich waren. Was sie nicht wegbringen konnten, versteckten oder vergruben sie, oder verkauften sie es um ein Spottgeld z. B. eiserne Tiegel, und kauften dafür süße Weine oder Früchte. Noch zu rechter Zeit brachte der Graf Kelche und anderes Kirchensilber sammt den Pergamentbriefen, Büchern und dgl. nach Güterstein in Verwahrung. Nun kamen die Reformirschwestern aus Schlettstadt und der neue Beichtvater mit des Grafen Kanzler an; die Nonnen unterwarfen sich, und baten nun um die einige Gnade, dableiben zu dürfen. Am 27. September im Jahr 1482 erschien Graf Eberhard im Kloster mit seiner Gemahlin Mechtild und einem zahlreichen Gefolge von Neugierigen, welche schauen wollten, was nun mit den Nonnen geschehen würde. Der Vikar ließ mit der Glocke in das Kapitelhaus läuten, worauf sich alle Nonnen einfanden. Nun hielt ihnen der Vikar eine Predigt über den wahren Gehorsam, nahm dann den Nonnen alle Aemter und die Schlüssel ab, setzte

eine neue Priorin ein, nemlich die älteste unter den fünf Reformirschwestern, Namens Ursula Zörnin, eine Subpriorin, Anna von Neuburg, eine Schaffnerin, Verona Lewin aus Ulm, welche im Jahr 1519 starb. Auch den übrigen andern übertrug er gleichfalls Aemter. Er empfahl diesen allen, gewissenhaft ihr Amt zu versehen, und die gute Zucht wieder herzustellen. Aber es war Mangel an Wein und an Früchten. Da stellte der Vikar eine strenge Untersuchung an. Einige alte Klosterfrauen gestanden alsbald, wo sie wußten, daß Etwas verborgen war; die meisten waren so hartnäckig, daß sie durchaus Nichts gestanden. Da wurden diese so lange eingesperrt, bis sie bekannten, was sie entwendet, und mußten versprechen, Alles wieder zurückzugeben, was sie noch mit Brief und Sigill bekräftigen mußten. Aber doch wurde Nichts zurückgestellt. Die Nonnen wurden jetzt sämmtlich in andere Klöster geschickt. Einige davon besserten sich, andere aber liefen davon, und überließen sich einem Vagabunden-Leben. Aber damit hatte die Geschichte von Gnadenzell noch kein Ende. Ein ehmaliger Kaplan des Klosters, Ulrich Balcer von Eßlingen, kam nach Engen im Höhgau, wo er bei den Herren von Lupfen klagte, daß man mit den älteren Klosterfrauen zu Gnadenzell nicht gar menschenfreundlich umgehe. Diese gaben ihm Briefe an den Ordensgeneral mit, und der schrieb an den Provinzial zum Besten der Nonnen, doch der letztere ließ sich nicht bereden. — Indessen hielten sich die neuen Regentinnen zu Gnadenzell wohl und waren

geduldig bei aller Armuth und Mühsal. Das Kloster kam unter ihnen wieder in Aufnahme, wenn auch nicht an irdischen Gütern, doch an guter Zucht. Es wurden wieder Novizen aufgenommen, aber nur unverdorbene Jungfräulein aus der Nähe und Ferne: aus Stuttgart, Urach, Reutlingen, Dettingen, Neuhausen, Ulm, Nürnberg. Also geschah es, daß die Klosterfrauen zu Gnadenzell bald in Beziehung auf Sittlichkeit und frommen Sinn für die trefflichsten in ganz Schwabenland galten. Wohl waren sie arm, und das Kloster bedurfte einer Herstellung, aber die Nonnen waren geduldig und mit ihrem Wenigen zufrieden. Es herrschte stiller Fleiß und Ruhe beim Gottesdienst; alle Woche beichteten und communicirten die Nonnen; sie waren bei der Armuth auch wohlthätig, dem Zuwandel des männlichen Geschlechts ward gesteuert, wenn aber erlaubte Besuche kamen, so war man fröhlich und friedlich zusammen. Dabei hatten sie immer treue Verwalter und Schirmherren. Von nun an war auch Graf Eberhard milder gesinnt gegen das Kloster, er schenkte ihm einige Kirchensätze zu besserem Unterhalt. So besserten sich auch die äußeren Umstände des Klosters, und die Nonnen konnten im Jahr 1499 an die Wiederherstellung des Klosters schreiten. Zuerst gings an die Kirche; diese war wohl in Folge jenes Blitzschlags, der bedeutsamer Weise eine Reformirschwester getödtet hatte, längst schadhaft geworden. Sie ließen das schadhafte Holz alles abnehmen, und ebenso von den übrigen Gebäu-

den, und neues vom Schwarzwald auf dem Neckar bis Tenzlingen auf Flößen herbeiführen, aber in Folge einer Ueberschwemmung des Flusses wurde das meiste davongeführt. Bei dieser Herstellung der Kirche erwarb sich der ehrbare Mann Michael Schütz von Urach, der Vater der Nonne Agnes, ein großes Verdienst, denn er bezahlte die Zimmerleute aus seinem Beutel. Als später eine theure Zeit eintrat, mußte der Bau der Klostergebäude eingestellt werden, wurde aber doch noch zu End gebracht.

Eine Hauptveränderung im Kloster führte die Reformation herbei. Mit dem Jahr 1538 machte Herzog Ulrich im Kloster Gnadenzell den Anfang damit, aber sie fand großen Widerspruch, denn im Januar dieses Jahrs beklagten sich wohl, von den Nonnen veranlaßt, die Nachkommen der Stifter, die Grafen zu Lupfen, Johann Georg und Christoph, Gebrüder, zu Engen: „was maßen sie glaubwürdig mit großer Verwundrung vernehmen müssen, wie daß in dem Frauenkloster Gnadenzell, als welches Gotteshaus dero Altvordern gestiftet und gebaut, Ihr fürstl. Gnaden Amtleut allerlei Neurung und Aendrung fürgenommen, dadurch nit allein die Priorin und gemeine Conventfrauen desselben Gotteshaus wider ihr alt Herkommen beschwert, sondern auch ihrer Altvordern Stiftungen in viel Weg Abbruch begegnen. Sie gaben beinebens zu verstehen, daß selbige Stiftung mit dieser Bescheidenheit und Geding aufgerichtet worden sei, daß, wann sie nit steif gehalten, sondern abgethan würd,

sie die Herren Stifter oder ihre Erben vollen Gewalt und Recht haben, die Haab und Güter für sie daran geben, wieder zu ihren Handen und Gewalt zu ziehen u. s. w.“ Diese Klage wurde mit einer kurzen Replik von Seiten des Herzogs dahin beantwortet, „daß allein das ärgerlich gottlos Klosterwesen zu Gnadenzell abbestellt worden, also die Herren Grafen sich hierum nit ferner bemühen wollen.“ Nun sandten die Grafen von Lupfen alle auf ihr Anbringen Bezug habenden Dokumente ein, aber es wurde damit Nichts bezweckt. Eine gütliche Verhandlung, bei der die Herrn Grafen vielleicht eine Abfindungssumme wegen ihrer Ansprüche erhalten hätten, nahmen sie nicht an, darum ließen sich die Wirtemberg'schen durch Nichts mehr irre machen, sondern gebrauchten Gewalt für Recht, und ist also im Jahr 1542 der Klosterfrauen geistlicher Seelsorger abgeschafft, und an dessen Statt ihnen der Prädikant zu Gomadingen Namens Johannes Möst aufgetragen worden, welcher zwar seine Netze ausgeworfen und strenge gearbeitet, aber Nichts gefangen. Der alte Geist des Widerstrebens schien bei den Klosterfrauen zu Offenhausen wieder erwacht zu seyn. Denn bald darauf beklagte sich genannter Geistlicher bei Herzog Ulrich: „daß er nicht anders befinde, daß je länger er (den Klosterfrauen) predige, je weniger er ausrichte, welches dann ihme als dem Hirten, dessen Schaaf seine Stimm nicht allein nicht hören, sondern auch für nichtig und unrecht halten wollen, ganz füglichen beschweren thue u. s. w.“ Ferner

schrieb bald darauf der Vogt von Urach: daß albesagten Prädikanten Lehr und Predigt des h. Evangeliums bei den halsstarrigen verblendeten Weibern Nichts verfange oder Frucht bringe, sondern sie Solches verächtlich und nur für ein Tand und Gespött aufnehmen u. s. w. Aber auch die Klosterfrauen hatten später in andrer Beziehung Veranlassung, sich zu beklagen. Im Jahr 1556 unter Herzog Christoph wurde das Kloster unter einen sogenannten Hofmeister gestellt, und die Klosterfrauen hatten jährlich eine Steuer von 80 fl. an Wirtemberg zu bezahlen, was sie oft kaum aufbringen konnten. Dabei scheint auch der Hofmeister nicht unterlassen zu haben, sein Schäflein zu scheeren. Wenigstens lassen die Nonnen im genannten Jahre unter Andrem also ihre Klage ergehen: so habe auch der neureformirte Hofmeister dem Gotteshaus sehr übel und allein in den Beutel gehauset. Wie dann bekannt, daß er Nichts als einen Wagen voll Kinder mit sich in das Kloster gebracht, aber mit Lastwagen bei Nacht und Nebel hinweggefahren, hab auch ihr der Klosterfrauen Erb, so von ihren Eltern an das Kloster kommen, also unterdrückt, daß sie zu großen Schulden dadurch verursacht und beinah an den Bettelstab gerathen wären. Wie weit man ihre Beschwerde beachtete, ist nicht angegeben; dagegen fuhren die Nonnen wieder fort in ihrer Widerspenstigkeit gegen den Prädikanten. Wann er die Klosterfrauen ermahnte, daß sie die jungen Nonnen und Töchterlein den neuen Catechismus lernen lassen, so

gaben sie zur Antwort: sie könnten und werden ihn nicht lernen, wenn sie diesen neuen Catechismus lernen müßten, so würde ihnen darob geschwinden. Fragte er sie, wenn er ihnen über das Nachtmahl gepredigt hatte, ob sie nicht Lust haben, es zu empfahen? so gaben sie den Bescheid, sie wollen es ihn wissen lassen, aber sie gaben ihm dann eine verneinende Antwort. Der Psalmen wegen entschuldigten sie sich, sie seyen alt und krank, können derowegen nicht mehr singen u. s. w. Die Predigten besuchten sie zwar, jedoch was sie zuvor gethan, das thaten sie auch noch nachher; ihre Andacht mag auch keine besondere gewesen seyn, obwohl sich der Prädikant gerade vor sie hinstellte, daß er sie alle im Gesicht hatte. Die Nonnen vermieden zwar öffentlich in der Kirche ihre Kloster-Ceremonien, aber alle sonstigen papistischen Sachen behielten sie hartnäckig bei, z. B. das geweihte Salz, Wasser, geweihte Kerzen und Palmen, das Wetterläuten u. dgl. Gern hätte man die unbotmäßigen Nonnen schon jetzt aus dem Kloster amovirt, aber die wirtemberg'schen Herren Räthe besorgten, die Frauen möchten sich ohne Gewalt und jämmerliches weibliches Geschrei nicht an andere Orte hin abfertigen oder in ein einziges Kloster zusammensperren lassen. Das Letzte, was man gegen sie noch vornahm, war, daß man in ihren Gemächern alle Bet- und Lese-Bücher auch Bildnisse, deßgleichen aus der Kirche alle Bilder und Bücher, das Sakramenthäuslein, die brennende Ampel, Kerzen, Lichter, Weihwasser sammt

Kessel und Anderes dergleichen wegschaffte. Ferner wurden allenthalben die Radfenster und Winden vermauert. Auch sollten die Frauen, sonderlich die unter dreißig, keine Kutte mehr tragen, und weder Aebtissin noch Priorin mehr haben. Sogar die frühere Tischordnung wurde geändert; statt an langen Tischen zu essen, wo jeder Nonne bisher abgesondert das Essen aufgestellt worden, sollten nunmehr viereckige Tische gedeckt werden, wo sie zusammensitzen und aus einer Schüssel essen, und mit einander frei reden mögen. Wenn die Nonnen Alles bisherige ungern gehalten, mag ihnen das Letztere angenehmer gewesen seyn, denn das Schweigen ist doch zu allen Zeiten innerhalb und außerhalb der Klostermauern für die Frauen immer etwas schwer zu Erfüllendes gewesen. Noch bis ins Jahr 1575 wollten sich die Frauen zu Gnadenzell nicht recht fügen: über sie wurde Klage geführt und sie hatten wiederum zu klagen. Die Kirchenräthe hatten unaufhörlich mit diesen hartnäckigen Klosterfrauen zu schaffen, daß ihnen zuletzt nur noch ein Trost blieb: „wann die zwo Alte von Adel, die Spätin und die von Stein, so beede viel Jahr auf sich hatten, die Augen zuthäten, könnte füglich seyn, daß die übrigen Jungen gar abgefertigt oder mit sonderer Maaß und Ordnung in andere Klöster gethan und ihnen ihr alt Wesen verneuert würde.“ Dahin kam es zuletzt auch noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts, nachdem die hartnäckigen, hoffnungslosen, abgelebten Nonnen den Weg alles Fleisches

gegangen waren. Es ging wie bei den meisten Klöstern in jener Zeit: die jungen Nonnen und Töchterlein ließen sich mit einer Summe Geldes abfinden, und suchten da oder dort ihr Unterkommen; manche ist noch eine liebenswürdige Hausfrau geworden, nachdem sie ohne Zuthun von dem Gelübde ewiger Keuschheit losgesprochen war, und hatte es vielleicht nie zu bereuen, daß sie die Zelle wieder mit der Welt vertauscht hatte.

Im Westphälischen Frieden wurde Wirtemberg im Besitze des Klosters bestätigt. Seitdem ward es von einem Hofmeister verwaltet, der Alles in Allem war, und bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts darin schaltete. Nach dieser Zeit wurde im Kloster Offenhausen eine treffliche Stutterei angelegt, wie denn schon im Jahr 1590 eine Anstalt zur Maulthierzucht daselbst bestanden hatte. Im Jahr 1790 wurde diese Stutterei nach Einsiedel versetzt, aber im Jahr 1810 wieder zurückverlegt.

An die Reste des Klosters Gnadenzell knüpft sich eine Sage, die wohl in der Begebenheit, daß eine Nonne daselbst vom Blitz erschlagen worden, ihre Entstehung hat.

Die Nonne von Gnadenzell.

In jener Zeit, da im Kloster Gnadenzell noch Zucht und Ordnung herrschte, zeichnete sich unter den jüngeren Nonnen besonders Ludmilla von Helfenstein aus

durch ihre wundersame Schönheit, durch ihre stille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als sie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Helfenstein, eines Gelübdes wegen ins Kloster gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte sich binnen eines Jahres ihre geistige und körperliche Lieblichkeit zur schönsten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden sollte, und die Aebtissin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendsten Anstalten treffen, um die Vermählung der schönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade bei dieser Gelegenheit aber sollte Ludmilla durch süße, aber unverbrüchliche Bande an das Leben gefesselt werden, welches sie im Begriff stand, mit dem einsamen Nonnenstande auf immer zu vertauschen. Als sie umringt von ihren geistlichen Schwestern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menschenmenge erfüllte Klosterkirche zum Hochaltare schritt, wo die Ceremonien der Einweihung zum geistigen Brautstande vorgehen sollten, fiel ihr Blick auf einen jungen schönen Ritter, der an einer Säule lehnte und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbengte er sich bescheidentlich, während eine brennende Röthe sein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte sich das Blut in die Wangen steigen, und sich rasch abwendend, setzte sie ihren Gang fort. Aber dieser einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der

Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings, und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick, sein bescheidenes Erröthen bei ihrem Anblick sich vorstellte. Verwirrt und unfähig, sich zu fassen, kam sie bei dem Hochaltare an. Die Aebtissin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, sprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne quollen durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängnißvolle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Gesänge hatten Ludmillen einen Theil ihrer ruhigen Besinnung zurückgegeben, so daß sie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich sicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Christusbraut abgeschnitten werden sollten. Ludmille beugte stillergeben das schöne Haupt, um es der sterengen Scheere darzubieten. In diesem Momente aber vernahm sie einen tiefen Seufzer. Sie konnte sich nicht enthalten zurückzuschauen; und siehe, am Gitter des Hochaltars stand der junge Edelmann mit sehnendem Auge sie anblickend und mit brennendem Schmerz im Antlitze. Ein unwillkührlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel sie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Ver-

wirrung; aber die Ceremonien nahmen ihren Fortgang, indem dem schuldlosen Opfer schnell die Locken abgeschnitten und das Klosterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte sorgsam in ihre Zelle zurück, und ihre Schwestern wandten Alles an, um ihr die Besinnung wieder zu geben.

Dieses gelang zwar; allein Ludmillas Gemüthsstimmung hatte sich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebrach es ihr an Kraft, dem süßen Triebe zu widerstehen. Daß sie den ritterlichen Unbekannten liebe, gestand sich ihr Herz, aber liebte auch er sie? Dieser Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtseyn, ihre Bestimmung verfehlt zu haben, und ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden zu seyn.

So saß sie einst in später Mitternacht einsam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerrissen von unendlichem Schmerze. Da glaubte sie plötzlich unter dem Zellenfenster Lautenklänge zu hören. Erstaunt öffnete sie das Fensterlein und sieh', sie hatte sich nicht getäuscht, denn durch die kalte Winterluft säuselte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren und eine angenehme Männerstimme sang dazu ein liebliches Minnelied.

Ludmilla hatte, als der Gesang begonnen, sich nicht enthalten können, leise das Fenster zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erspähen, der es wagte,

in später Nacht unter der Mauer eines geistlichen Hauses ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Gestalt, die sich an eine unter dem Fenster ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Nische lehnte, und das Gesicht zum Fenster heraufgekehrt sang und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Gesang geendet war, brach sich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und sein Strahl fiel auf das Gesicht des Unbekannten. Wie freudig erschrack die jugendliche Nonne, als sie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, dessen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seele geworfen, dessen Bild seither nicht mehr von ihr gewichen war. Also liebte auch er sie; denn warum sollte er sonst in kalter Winternacht an stiller Klostermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angst wechselseitig Ludmillas Busen durchwogte, hatte der junge Ritter sie erschaut. Ein Seufzer entstieg seinem Busen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie und schien mit auf die Brust gelegten Händen auf eine Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmillas Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den sinnigen Verehrer anzureden, und so harrte der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und sagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzustören. Ach kenntet Ihr die Flammen, welche meinen Busen durchglühen, Ihr würdet mir

gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu sehen."

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken, und der Liebende deutete ihn, nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmillas Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhlin, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwätzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmillas unentweihtes Gemüth konnte an diesem Verhältnisse nichts Strafbares finden. Nur zuweilen schlich ein trüber Schatten des Zweifels an ihr vorüber, wenn sie des feierlichen Schwurs gedachte, den sie einst, obgleich halb bewußtlos, am Altare abgelegt, und worin sie sich verpflichtet hatte, nur Christus, den heiligen Gottessohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuschauen in die

sündige Welt, und ihres Wesens ganze Kraft darauf zu richten, sich ihrer hohen Bestimmung würdig und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich diese hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß zu dem jungen Sänger und fand dann dabei, daß nicht Christus, nicht der herrliche Heiland, den ersten Platz in ihrer Brust behauptete. Diese Trübungen verschwanden indeß sogleich, wenn die stille Nacht herniedersank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder seine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfensterlein heraufflüsterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der schönen Ludmilla in schauerlicher Geisterstunde blühten. Ungestört sahen sich die Liebenden, ungestört theilten sie sich die süßen Liebesgeheimnisse mit, und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft in ihrem Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem süßen Wahn, ihre strenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergessen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, so blieb doch diese Liebe immer rein, gleich einer lieblichen makellosen Blume.

Da nahte die festliche Osterzeit heran, und die Liebenden versprachen sich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des schönen Friedens stille Symbole, dem nackten Gezweige entsprießten, zog sich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zusammen, das so drohend über dem Lande hing, wie die ältesten Leute es noch nie gesehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren

zum befreundeten Kloster gelaufen, jammernd und bittend die geistlichen Schwestern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinsterten, und den kaum hervorsprossenden Feldfrüchten einen gänzlichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtissin führte auch sogleich ihre Untergebenen in die Kirche, und die Nonnen flehten, einen ganzen Tag hindurch auf den Knieen liegend, Gott, den Ewigen, um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen sich nicht, und Alle erwarteten mit Angst und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich, vor Ludmilla's Fenster, ungeschreckt durch die undurchdringliche Finsterniß und die schon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Gesang und Saitenspiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem sie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlassen, da sie von sonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröstete die Geliebte mit schmeichelnden Worten über ihre unnöthigen Besorgnisse, wurde aber früher als sonst von dem lieben Fensterlein vertrieben, indem das Gewitter seine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete versammelten Schwestern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm seine rasselnden Schwingen. Pfeifend und sausend fuhr er über die Gauen einher und weckte die schrecklichen Blitze, brach Bahn dem

rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich raste Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundvesten gerissen der majestätische Eichenwald, Felsen zersplitterten, und überall loderten, von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klageruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülferuf, ihr herzzerreißendes Jammern. Wer sich hervorwagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dichte und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Zittern, und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zu-, statt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht, denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Heftigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis,

rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben erstorben; alle Menschen hatten sich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu lassen.

Da versammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtissin des Klosters ihre Gemeinde im Gotteshause, und mitten unter sie tretend, sprach sie also: „Heute Nacht, als ich erschöpft an Geist und Körper, entschlummert war, ist mir im Traume eine Erscheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, diesen Alles verheerenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine lieben Schwestern, muß unreinen Herzens sein. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir sie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten, hingeben, damit der Allmächtige versöhnt, diesen fürchterlichen Stürmen Stillschweigen gebiete. Denn so zu thun befahl mir die Erscheinung."

Als die würdige Aebtissin so gesprochen, sahen sich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtissin wie ein Donnerschlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungestümm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Frösteln ihre Glieder durchrieselte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte sie aus dem Kreise der Nonnen, und laut aufkreischend stürzte sie mit dem markdurch-

dringenden Rufe: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtissin nieder.

Erstarrt stand diese, so wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich schien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geschätzte Ludmilla sich solch' schweren Vergehens bewußt seyn könne. Mitleidig beugte sich die Aebtissin zu der Schuldigen nieder, ob sie im geistverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld bestätigte, als, da sie das Wort: „Schuldig“ selbst über sich aussprach, das Gotteshaus, von rasselndem Donner, wie von Gotteszeugen in seinen Grundvesten erzitterte, da erhob sich die Aebtissin, mit strenger Würde und sprach: „Dein Gewissen hat dich angeklagt, verirrte Schwester, dir geschehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schwestern, reinigt unsere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet sie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So sprach die Aebtissin, und die Nonnen ergriffen die halb leblose Ludmilla, und sie aus dem Gotteshause und über den Vorhof schleppend, stießen sie dieselbe durch die Klosterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als sie noch an der geöffneten Pforte standen, bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blitzeslichte umleuchtet, sprengte durch den Sturm auf hohem Rosse ein schöner Ritter heran mit den Worten: „Nun bist du mein; keine Gewalt auf Erden soll dich mir wieder entreißen!“

die arme Ludmilla, die schon im Begriffe war, umzusinken, auf das schäumende Roß hebend.

„Edmund," schrie Ludmilla, alle ihre Kräfte sammelnd, „Edmund, was willst du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlassen." „Du bist rein, wie ein schuldloses Lamm, entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig seyn."

Mit diesen Worten hüllte er sie in seinen Mantel und spornte sein Pferd zu raschem Laufe. Aber der Traum der Aebtissin sollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte sie, nach allen Seiten züngelnde Blitze und rollende Donner streuend. Ein unnennbares Entsetzen ergriff die an der Klosterpforte wie durch eine geheime Macht fest gehaltenen Nonnen.

Aber siehe, plötzlich schwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe strahlte herrlich, wie am ersten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verschwand, und aus dem Schatten derselben erhoben sich die Geister Edmunds und Ludmillas, bekleidet mit ätherischem Lichte, und schwebten, umschlungen und in seliger Wonne, strahlend himmelan.

Von reiner Lieb' durchdrungen,
Von ihrer Kraft durchsprüht,
Han sie sich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

IX.

Pfalzgrafenweiler

im Schwarzwald.

Zwischen Freudenstadt und Nagold, ziemlich hoch mitten auf dem Schwarzwald, liegt das stattliche Pfarrdorf Pfalzgrafenweiler mit mehr als 1200 Einwohnern. Hier stand einst eine stattliche Burg der Pfalzgrafen von Tübingen, woher dieselbe auch den Namen führte, denn zuvor hieß das Dorf schlechtweg Weiler (Wilare), wie auch späterhin oft noch Dorf und Burg so geheißen. Die Höhen des Schwarzwalds waren den jagdlustigen Pfalzgrafen gar gelegen, um ihre Jagdlust zu befriedigen, und so erbauten sie da und dort Thürme und Jagdschlösser, von wo aus sie Pürschen gingen, und nach den Mühen der Jagd sich vergnügten. Urkundlich gewiß erbaute Pfalzgraf Rudolf von Tübingen im Jahr 1209 auf einer Felsenspitze bei Schwarzenberg die Burg „Königswart," in welcher Ruine noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts folgende drei Inschriften in lateinischer Sprache zu lesen waren: „Pfalzgraf Rudolf von Tüwingen ließ dieses Haus bauen im Jahr der Menschwerdung Jesu Christi 1209, damit Alle, die hier jagen wollen, seiner eingedenk seien, und für sein Seelenheil bitten;" ferner: „dieses Haus hat Pfalzgraf Rudolf von Tüwingen im Jahr der Menschwerdung 1209 zu seinem

Gedächtniß erbaut;" endlich: „Rudolf Pfalzgraf von Tüwingen ließ diese Halle machen im Jahr der Menschwerdung Christi 1209 zu seinem Gedächtniß." Von dieser Ruine Königswart ist freilich auch jetzt noch mehr zu sehen, als von der Burg Pfalzgrafenweiler, von welcher nur noch nahe am Westende des Dorfs erkennbare Spuren vorhanden sind. Zur Zeit des Historikers Sattler (1702) müssen noch Trümmer der Burg gestanden haben, die „ganz mit Hecken verwachsen waren," auch war noch ein Burggraben da, aus welchem das Wasser durch Teichel in den Flecken geführt wurde. Die Burg muß schon in sehr früher Zeit erbaut worden seyn, vielleicht von Pfalzgraf Hugo von Tübingen, denn sie ward schon im Jahr 1165 genannt. Als nemlich, unmittelbar nach der Tübinger Fehde, da Herzog Welf VII. siegelos auf die Achalm flüchtete, derselbe die Fehde erneuerte, unterstützt von Herzog Berthold IV. von Zähringen, verheerte er die Besitzungen des Pfalzgrafen. Er wandte sich nach der Zerstörung von Kelmünz zur Burg Hildratshusin (Hildrizhausen), eroberte und zerstörte sie; dann brach er zu Gültstein die festen Kirchthürme, die als Veste benützt worden, und belagerte die Burg Wilare (Pfalzgrafenweiler), wo er zwar eine Zeit lang aufgehalten wurde, aber als er sie strenglich stürmte, nahm er sie und schleifte sie. Wohl ließ Pfalzgraf Hugo die Burg wieder aufbauen. Nach dieser Zeit wird ein edles Geschlecht genannt, das zuverläßig von diesem Weiler den Namen führte. Im Jahr 1209

übergab Hugo von Wilare, ein edler und ehrbarer Mann, seiner Gattin und seiner Eltern Seelenheil dem h. Gregor, so wie den Brüdern zu Kloster-Reichenbach die Hälfte einer Mühle im Weiler Altheim, welche er eigenthümlich besaß, mit dem Beding, daß von ihren Gülten für seine Hausfrau Mathildis ein Jahrstag gehalten würde. Nach seinem Ableben sollte auch für ihn selbst ein solcher gehalten werden, und zwar mit dem Jahrstag der Hausfrau an einem und demselben Tage. Auch sollte zu gewissen bestimmten Zeiten ein Licht vor dem Altare angezündet werden. Zeugen bei dieser Schenkung war unter Andern ein Volmar von Wilare, mit dem Beinamen Grawa. Wohl sind dieß Ministerialen der Pfalzgrafen von Tübingen gewesen, die hier ihren Sitz hatten. Im Jahr 1228 ist wenigstens Pfalzgrafenweiler noch im Besitz der Pfalzgrafen. Denn in diesem Jahr macht Pfalzgraf Rudolf nebst mehreren Erbgütern auch die Burg Wilare dem Hochstift Straßburg lehenbar. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts, sollte man meinen, wären die Grafen von Wirtemberg an der Burg Pfalzgrafenweiler betheiligt gewesen, denn, als im Jahr 1311 die Kriegsflamme durch das ganze Wirtemberger Land lohete, und die Städte mit ihren Bundesgenossen, den mächtigsten schwäbischen Dynasten, den Herzogen von Teck, den Grafen von Tübingen und vielen andern den Grafen Eberhard von Wirtemberg bekriegten, da belagerte Graf Rudolf von Hohenberg den Grafen und seinen Sohn mit Maschinen und andern Be-

lagerungswerkzeugen, und zerstörte ihm zwei Burgen, von denen die eine Hoheneck, die andre Pfalzgrafenweiler hieß, wenn anders die Worte des Chronisten wirklich so zu lesen sind. So viel ist gewiß, daß im Jahr 1421 Pfalzgrafenweiler und Besenfeld sammt Zugehörungen von dem Grafen Bernhard von Eberstein um 2600 fl. an Wirtemberg verkauft wurden. Im 15. Jahrhundert besaßen auch die Herren von Emershofen und Leinstetten grundherrliche Rechte zu Pfalzgrafenweiler. Wie und wann die Burg Pfalzgrafenweiler zur Ruine geworden, ist nicht überliefert. Noch im Jahr 1566, so heißt es in der Chronik der Grafen von Zimmern, sah man „das Burgstall und die Gräben, die darum sein gangen.“ Aus derselben Chronik, die Graf Wilhelm Werner von Zimmern geschrieben, theilen wir eine liebliche Sage mit, die von der genannten Burg ihren Ausgang nimmt.

Die Historie von Meister Eppen und seinen Hunden.

Die allerälteſt Gedächtniß von Erdmännlein hab ſich vor etlich hundert Jahren bei einem Pfalenzgrafen von Tübingen begeben. Es leit noch ein Dorf auf dem Schwarzwald, genannt Pfalzgrafenweiler, in dem iſt ein Burg gewest, die hat noch heutigs Tags Gräben, aber von Länge wegen der Zeit iſt ſie ſonſt in ein ſolchen Abgang kommen, und mit ſo großen

Bäumen verwachsen, daß es schier keinem Burgstall geleichnet. In diesem Schloß und Weiler hat einst ein Graf von Tübingen gewohnet, der hat unter andern Kurzweilen viel gepflogen zu jagen, wie dann die alten Deutschen, unsre Vorfahren, sich des Weidwerks viel beflißen, davon auch der Cäsar schreibt. Auf ein Zeit ist der Graf abermals aufs Holz gangen, da ist ihm auf dem Wald ein wunderkleins Jägerlein bekommen, das führt zwei Jagdhündlein mit sich an einer Kuppel; das Männlein nannte sich Meister Epp, dergleichen die Hündlein, das ein Will, das ander Wall, woher sie aber kommen, das find't man nit beschrieben. Der Graf hatt' ab dem Jägerlein und seinen zwei Hündlein so viel Gefallen, daß er die mit ihm heim nahm gen Pfalzgrafenweiler, und behielt die viel Zeit also bei sich und fürnhin. Als oft der Graf mit Meister Eppen und seinen zweien Hündlein auf den Wald zog, so fieng er allwegen Wildbrett, daß er ungefangen nie heim kam, zudem gieng es dem Grafen, so lang er dieß Erdenmännlein oder Jägerlein bei sich erhalten, glücklich und wohl an Leib und Gut und Allem, das er fürnahm. Einsmals unterstund sich der Graf, abermals zu jagen mit seinem Jägermeister Eppen und denen zweien Hündlein Willen und Wallen an dem Weilerwald, allernächst hinter Feherbach dem Schloß; wie sie nun in den Wald kamen, da brachten die zween Hündlein ein mächtigen Haupthirsch, der nit von diesen Landen war, auf die Füß. Der Hirsch nahm die Flucht gen

Horb der Stadt und ab für ein Wald, heißt der Weithow, und füro Tübingen zu, daneben aber für Gemünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Behemerwald, bis gen Prag in einen Wald dabei gelegen. Der Graf und sein Jägermeister Epp mit ihren Hunden Willen und Wallen zugen alles hinnach alle Tag, bis sie die Nacht begriff, und allzeit Morgens früh wieder auf, zugen also hernach bis gen Prag; sie kamen an die Burg, darin damals ein König von Behem mit seinem Hofgesind. Wie aber der Graf, auch sein Jäger und die Hund an die Porten kamen, da war es beschlossen. Es waren aber die zwei Jägerhündlein Will und Wall so wohl Lauts, daß sich Männiglich darob verwundert. Diese Ding waren dem König gleich fürbracht, der hieß sie einlassen. Da zog der Graf mit seinem Jäger und denen Hündlein bis in des Königs Saal, darin hiengen ob den tausenden Hirschgehürn. Wie aber die beid Hündlein unter des Gehürn kamen des Hirsch, den sie also gejagt hatten, da sahen sie über sich auf, und hoben abermals so wohl Lauts, daß der König und alles Hofgesind ein groß Wunder darob nahm. Man thät auf des Königs Befehl die Gehürn eins Theils, die des nächsten gefangen waren, herab und legt die für beede Jagdhündle, welche, als sie über das recht Gehürn kamen, da fielen sie darum, zu gleicher Weise, als die Hund thun, die einen Hirsch bestätigen. Darauf sagt des Königs Jäger, daß derselbig Hirsch erst bei einem Tag darvon war gefangen worden, darbei man

auch wohl erkennen konnt, daß es der Hirsch war, der des ersten an dem Weilerwald bei Feyerbach wie obgemeld't auf die Bein war gebracht worden.' Darauf ward der König von Behem größlicher verwundert, wie es um diese Sache eine Gestalt hätte. Also erzählte der Graf dem König den Anfang bis ans Ende: erstlich, wie ihm sein Jägermeister, Meister Epp, das klein Männlein sammt seinen zweien Jagdhündlein auf dem Holz wären aufgestoßen, auch wie ihm hernach allemal auf dem Jagen gelungen, und er nie leer oder ungefangen wäre heim kommen; mehr, wie er diesen Hirsch am Weilerwald des ersten hätte antroffen, dem wären sie darnach alle Tag bis daher nachgezogen. Da nun der König solche Abentheuer vernahm, und hörte des Grafen Namen, da kannt er ihn wohl, und fand seinen Namen geschrieben in etlichen Briefen, daraus eigentlichen abzunehmen und zu erweisen, daß er des Königs von Behem offner abgesagter Feind war, darob erschrak der Graf nit wenig. Also sprach der König, er sollt' darob nit erschrecken, dann er wäre Leibs und Guts sicher. Die Herren und ander Hofgesind, so dabei waren, redeten so viel zu den Sachen, daß der König und der Graf freundlicher und allerdings vereinigt wurden, und ließ der König alle Ungnad fallen. Ueber etliche Zeit, als der Graf mit seinem Jägerlein Meister Eppen und den zweien Jagdhündlen Willen und Wallen wollt hinweg scheiden, da bat ihn der König so ernstlich um die zwei Hündle mit Vermelden, wo

er ihm die schenkte, wollte er ihm Nichts versagen, warum er ihn auch bäte, das ziemlich wäre. Darauf bedachte sich der Graf, und unterredete sich mit Meister Eppen seinem Jägermeister deßhalben. Meister Epp widerrieth dem Grafen, das zu thun, so versagt auch der Graf dem König ungern seiner Bitt, thät es auch noch viel ungerner. Wie er also in langem Zweifel stund, durft er's dem König nit abschlagen, und schenkte ihm letztlich die Hündlein. Sobald das geschah, da wollt sich das Jägerlein Meister Eppe von seinen lieben Jagdhündlein dem Willen und Wallen nit scheiden, sondern blieb auch bei dem König zu Prag. Unlange hernach da rüstet der König von Behem den Grafen von Tübingen mit Knechten und Pferden, auch andern Schenken nach königlichen Ehren, und ließ ihn mit allen Gnaden abscheiden. Der Graf reist wieder heim gen Pfalzgrafenweiler, und bald darnach kam ihn ein Verlangen an nach seinem Meister Eppen und den Jagdhündlein; das mehret sich an ihm so viel, daß er anfieng, an Leib und Gut abzunehmen, auch bald darauf starb. Hernach haben seine Nachkommen diesen Sitz Pfalzgrafenweiler verlassen, daß keiner mehr an demselben Ort gesehen, gleichwohl dem Dorf der Nam blieben, und ist auch die Herrschaft von den Grafen von Tübingen in fremde Hand kommen. Viel Vermuthungen nach so hat sich diese Historia unter Kaiser Heinrich dem Dritten des Namens begeben, der den König von Behem überzogen, und hat damals nit allein der römische Kaiser, son-

dern auch mehr Theils alle Fürsten und Stände des deutschen Lands der Krone Behem abgesagt, und wiewohl die Historia von Vielen möchte als für unglaublich geachtet, so mag doch nit verneint werden, daß sich vor Zeiten wunderbarliche Sachen in deutschen Land begeben.

Die Historie aber mit Meister Eppen und seinen Hunden, auch dem Pfalzgrafen von Tübingen, ist entnommen aus dem handschriftlichen Geschichtbuch eines Namens Besenfelder, der, von Horb gebürtig, daselbst seit 1424, an 29 Jahre Amptmann gewesen, und, nachdem er noch anderwärts in verschiednen Diensten sich befunden, eben dort um 1470 in gutem Alter gestorben. Derselbe aber hat die Historie von einem gar alten Edelmann gehabt, hat Stefan von Emershofen geheißen, der dazumal saß im Schlößlein Fehrenbach zwischen Horb und Haiterbach an der Waldach gelegen; derselbe hat's von seinen Voreltern in Geschichten bekommen.

X.

Die Kilianskirche

zu Heilbronn.

Die Stadt Heilbronn trägt in ihrem Namen die Urkunde ihrer Entstehung. Heilibrunna, das ist ihr Name, wie sie zum ersten Male im Jahr 823 in der Geschichte genannt wird, und Heilicobrunno, Helicbrunno, ist ihr späterer Name. Alle diese Benennungen weisen auf Eines hinaus: der Brunnen des Heils (Heilbronn), der heilige Bronnen. Wie dieser Name entstanden sei, darüber berichtet eine Sage, die sich in einem alten Heidelberger Lagerbuch vorfinden soll. Laut dieser hatte die Auffindung der Quelle des Siebenröhrenbrunnens, und die Belebung des christlichen Missionswerkes durch Carl den Großen eine kirchliche Ansiedelung an diesem Orte zur Folge. Der Name Heilbronn, Heiligenbronn, den Carl dem Orte gab, sollte im Sinne Carls die Idee einer physischen und sittlich-religiösen Heilung andeuten. Die erste Ansiedlung an diesem Heilbronnen war eine Kirche. Diese war schon in den Zeiten Karlomanns und Pipins an dieser Stelle gegründet und dem heil. Michael geweiht. Sie war von den beiden Genannten dem Hochstift Würzburg übergeben, welche Uebergabe Carl der Große bestätigt hatte. Sein Nachfolger Ludwig stellte im Jahr 823 eine neue Urkunde im

Sinne seines königlichen Vaters darüber aus. Diese Michaelskirche war also bereits vor Karl dem Großen am heiligen Borne gegründet, war aber wohl nur ein kleines unscheinbares Gotteshaus, vielleicht nur eine Kapelle und baufällig, und Karl der Große erbaute an ihrer Statt eine große Kirche. Wo aber stand diese Kirche? zuverläßig ganz nahe bei dem heiligen Brunnen, aus dem der spätere Siebenröhrenbrunnen geworden. Somit werden wir auf die St. Kiliankirche gewiesen, unter deren Hochaltar man wirklich das geheimnißvolle Murmeln der Quelle des Siebenröhrenbrunnens hört. Karl Jäger in seinem trefflichen „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden" hält dafür, daß nicht da, wo die Kiliankirche steht, der Platz der ältesten Kirche gewesen, sondern die viel weiter von dem Brunnen entfernte Deutschhauskirche sei die uralte Kirche, welche wenigstens einem Theile nach aus den Zeiten Karls des Großen stamme. Dieser uralte Theil wäre die Kapelle unter dem Thurme, in welcher der St. Nepomuksaltar steht. Die Zierrathen und Fenstergestelle, noch mehr das sehr niedere Kreuzgewölbe, das von vier Säulen getragen wird, so wie die Säulen und Verzierungen der zwei untersten Abtheilungen des Thurms, gehören wohl einer sehr alten Zeit an, aber es ist noch eine Frage, ob es wirklich Carolingische Bauart ist, was wir daran wahrnehmen. Bauwerke aus älterer Carolingischer Zeit sind in unserm Schwabenlande nur selten zu finden. Vor Allem aber fehlt die Quelle

des Siebenröhrenbrunnens, wenn gleich Karl Jäger a. a. O. meint, der Siebenröhrenbrunnen könnte mehrere Quellen, also auch eine unter der Deutschhauskirche befindliche haben. Das constatirte Nichtvorhandenseyn einer solchen widerlegt Jägers sonst scharfsinnige Vermuthung und Ansicht, und wir halten die Kilianskirche für diejenige, welche auf den Grundlagen der uralten Michaeliskirche steht. Daß die neuerbaute Kirche nicht denselben Patron erhalten, den die frühere gehabt, ist von keinem Moment, ist ja auch die Kirche zu Königshofen an der Tauber, welche mit der Heilbronner Michaelskirche in der Urkunde vom Jahr 823 genannt wird, in späterer Zeit, als sie umgebaut wurde, umgetauft worden, und ist statt einer Martinskirche eine St. Maurizius-Kirche geworden. — Die Kilianskirche hat aber mit allem Fug diesen Namen nach Abgang des ersten Gotteshauses erhalten, denn der h. Kilian ist ja derjenige gewesen, der an diesem Orte zuerst das Wort des Heils gepredigt, und aus dem heiligen Brunnquell getauft hat.

Nach ein Paar Jahrhunderten, als die erste Ansiedlung zu Heilbronn (villa Helibrunna) zu einem großen Orte geworden, war die alte Michaeliskirche nimmer geräumig genug, um die Menge der Gläubigen zu fassen, darum schritten die Bewohner Heilbronns zum Bau eines größeren Gotteshauses, und es wurde im Jahr 1013 der Grundstein zur Kilianskirche gelegt. An der östlichen Seite des Strebepfeilers bei dem nördlichen Thore unter dem Thurme haben

wir in alter Lapidarschrift mit lateinischen Buchstaben die Urkunde für unsre Angabe, sie lautet:

Anno 1013 zu Sanct Kilianstag legt man fürwahr an diesem Bau den ersten Stein. Gott geb dem Stifter allen Lohn, auch denen, die haben weiter verricht und diesen Stein hier offenbart 1510 Jahr. — Also fünf Jahrhunderte verfloßen seit Gründung der Kirche bis zu ihrer Vollendung. Weil verschiedene Zeiten daran bauten, so vermissen wir an der Kilianskirche eine harmonische Verbindung zu einem Ganzen, eine Einheit des Styls. Die Kirche theilte nemlich das gleiche Schicksal mit so vielen anderen. Jahrhunderte gingen oft an einem solchen Bau vorüber, bis er unter dem Drange von widrigen Umständen vollendet war. Man begann oft einen Bau, ohne zu wissen, woher man das Geld dazu bekommen würde. Die Kirche verließ sich auf ihr gut Glück, die Gläubigen für ein solches Werk zu begeistern. Wer Geld hatte, gab Geld, wer keines hatte, dem wies die sorgfältige Mutter hier eine Gelegenheit an, durch Handarbeit den Himmel zu verdienen und seine Sünden zu büßen, wobei sie immer das lohnende Bewußtsein für sich hatte, ihre Kinder zu einer heilsamen Thätigkeit ermuntert zu haben. In Zeiten der Noth wurden die Gemüther kälter für ein solches Werk, man stellte es ein, und begann es oft erst nach Jahrhunderten wieder unter günstigeren Aussichten. Auf solche Weise ging die Einheit des Styls verloren, und wir haben solcher Gestalt so wenige

alte Kirchen, die einen reinen Styl haben. Das Gesagte findet seine volle Anwendung auch auf die Kilianskirche. Das Salische und Staufische Zeitalter ließ an dem Gebäude nur wenige Spuren zurück, und wir haben mehr eine Kirche im gothischen Style vor uns, deren Thurm nach dem ursprünglichen Riß viel höher hätte werden sollen, und noch einen Aufsatz in späterem gothischen Style erhalten hat. In die Salische Zeit gehören wohl noch die beiden kleinen Kuppelthürme, welche zwischen dem Chor und dem Langhaus stehen, und besonders durch ihre einfachen Fensterbogen mit halb erhabenen Säulen ihr Alterthum beurkunden. Sehr wahrscheinlich befand sich zwischen diesen Thürmen die alte kleinere Kirche vom Jahr 1013, an deren Hauptportal diese Thürme rechts und links standen. Nachher wurde das Schiff der jetzigen Kirche angebaut, und die alte bildete vor der Hand den Chor der neueren Kirche. Die Erweiterung der Kirche, welche 600 rheinische Gulden kostete, fällt in die Zeit der letzten Staufer, und noch darüber hinaus, etwa bis 1309. Wenigstens wurde die erweiterte Kirche erst um diese Zeit zum Gottesdienst gebraucht, da der Kirchherr, Magister Gebwein, in diesem Jahre eine Pfründe zum Mariä Magdalenen und Barbara Altar gestiftet, welcher Stiftung bis zum Jahr 1440 noch 15 ähnliche folgten. — Von den früheren Baumeistern der Kirche haben wir keine Kunde. In der Mitte des 15. Jahrhunderts baute der Straßburger Meister Hans von Mingolsheim an der Kirche.

Ihm folgte Meister Burkhard von Augsburg, den der Rath im Jahr 1480 beschrieben. Noch von dem zuvor genannten Meister wurde der Chor begonnen, im Jahr 1475, wie auf einem gemalten Fenster gegen Norden zu lesen ist. Um den Chor zu bauen, mußte zuvor die alte Kirche, welche im Jahr 1013 begonnen wurde, abgebrochen werden, was nur nach eingeholter Erlaubniß des Bischofs von Würzburg geschehen konnte. Der Chor ist außen und innen im reinsten gothischen Style aufgeführt. Die zwei Thüren des Chors sind einfach und schön gearbeitet. An der nördlichen Seite des Chors ist das Leiden Christi am Oelberg in Stein gehauen. Ueber der oberen Thüre des Schiffes der Kirche gegen Mittag ist Kilian auf dem Bischofsstuhle, und über der Thüre bei den Rathsherrn Maria mit dem Christuskinde in Stein eingehauen. An der nördlichen Wand des Schiffes finden sich noch Spuren von Gemälden, unter andern eine Kreuzigung. An der nördlichen Seite der Kirche bei den Handwerksläden lag bis zum Jahr 1805 ein 80 Schuh langer Balken, vorn stark mit Eisen beschlagen, auf beiden Seiten mit eisernen Ringen versehen. Es soll ein römischer Sturmbock gewesen seyn, den K. Rudolf von Habsburg, nach Andern K. Karl V. bei einem Besuche der Stadt schenkte. — Zwischen dem Schiff und dem Chor der Kirche stehen zwei kleinere Kuppelthürme, von denen wir bereits gesprochen; in ihrer Mitte erhebt sich ein höherer spitziger Thurm mit einem Satteldache, der nur auf dem Gebälke

der Kirche aufsitzt. Ehemals hatten alle diese drei Thürme Glocken; jetzt befinden sich im nördlichen drei und in dem mittleren eine Glocke. Die größte unter den Glocken im nördlichen Thurme ist sehr alt, ungefähr 30 Centner schwer, und hat die Namen der vier Evangelisten in Mönchsschrift um den Rand herum. Von dieser Glocke geht eine Sage. Es habe sich Jemand in der Gegend verirrt; durch den Klang einer Heilbronner Glocke wurde er wieder auf den rechten Weg gebracht, und nun machte er die Stiftung, der zufolge jeden Abend um acht Uhr die genannte Glocke angezogen werden sollte. Auf der zweiten Glocke im nördlichen Thurme ist Kilians Bildniß aufgegossen sammt der Inschrift:

> Osanna heiß ich, unserer Frauen und St. Kilian Ehr läut ich, Bernhard Lachmann goß mich. anno dom. 1479.

(B. Lachmann starb im Jahr 1517 und liegt in der Kirche begraben.)

Der große Kirchthurm, wann er auch vermöge seiner Bauart zweien Zeitaltern angehört, ist immerhin ein merkwürdiges Gebäude. Seine Höhe bis zur Spitze beträgt 217 Fuß, also ist er der höchste vollendete Thurm einer gothischen Kirche in unsrem Vaterlande. Der Untersatz des Thurms besteht aus einer vierseitigen Säule, an welche sich auf beiden Seiten gegen Norden und Süden kleinere Vorhallen anschließen, von denen die nördliche eine Altane hat. Er ist in einfachem, edlem Style gebaut; seine Hauptgesimse haben schöne

Kränze mit gothischen Bogen und Lilien, die Fensterbogen, meistens kreisrund, sind mit Laubwerk u. dgl. verziert. Zwei Treppenthürmchen sind innig mit dem Thurme verbunden, aber nur das südwestliche ist ausgebaut, das andere unvollendet. Die unteren Hallen des Thurms stehen mit der inneren Kirche in genauer Verbindung; die unterste enthält zum Theil die Haupteingänge zum Schiff, die obere eine Orgel. Höher als das Dach der Kirche enthält der Thurm ein Gewölbe, worin die größte Glocke hängt. Diese wiegt 8000 Pfund, und hat außer den Namen der Apostel und der Maria die Inschrift:

Sum vas ex aere, tria nuncio: funera flere,
festa celebrare, tempus nocuumque sedare.

(Ich bin aus Erz, und verkünde dreierlei: betraure die Leichen, verherrliche die Festtage, beruhige verhängnißvolle Ungewitter.)

Diese Glocke wurde ebenfalls von Bernhard Lachmann im Jahr 1479 gegossen, aber erst im Jahr 1533 aufgehängt. Seit 1630 wird sie jeden Mittag geläutet „wegen einer alten Betzeit, weil die Papisten rumorten.“ Ueber dem Glockengewölb ist die erste Gallerie, die rings um die Wohnung des Thürmers führt. Von hier an hat der Bau einen anderen Charakter, und es scheint, als ob der Baumeister Hans Schweiner von Weinsberg, mit dem im Jahr 1507 nach dem Taglohn gedingt wurde, vom ersten Riß des Thurms abging, denn der obere Theil desselben steht offenbar in keinem Verhältniß zu dem

unteren, der einen großartigeren Riß verräth. Statt daß der Baumeister, wie es bei andern gothischen Kirchen der Fall war, eine geradelinigte Pyramide aufstellte, baute er einen Aufsatz aus mehreren Stockwerken, wovon das höhere stets einen kleineren Umfang hat, als das untere, bis die 8 Fuß hohe Bildsäule eines Mannes mit Schwerdt und Fahne (Stadtadler) die Krone des ganzen Bauwerkes bildete. Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1513 begonnen, laut einer am untersten Gesimse, über der Thüre an der westlichen, gegen die Windgasse hin gekehrten Wand, befindlichen Umschrift, die freilich keinen großen Poeten zum Verfasser hat:

Kund sey jedem und offenbar,
als man zählete fürwahr
nach der Geburt Gottes unsers Herrn
tausend fünf hundert dreizehn mehr,
ist unter dieser Schrift begraben
ein gut Fundament, das tragen
thut den großen Bau allhinauf;
ein gutes Werk und schöner Steinhauf.
Zu Nutz und Ehr gemeiner Stadt
man solches aufgeführet hat,
löblicher Rath befohlen, daß
Hans Schweiner des Meisters Namen was.
Gott geb uns unsrer Sünd Ablaß.

Eine andre sehr verdorbene Umschrift am Fußgestell der Statue besagt weiter, daß dieser Aufsatz, begonnen

unter Kaiser Maximilian, im Jahr 1529 unter Kaiser Karl V. vollendet worden. Ist der genannte Aufsatz für das Auge des Kenners und Liebhabers rein gothischer Baukunst weniger wohlthuend, um so merkwürdiger sind für den Alterthumsfreund die vielen baroken Bildhauerarbeiten, welche wir von der ersten bis zur dritten Gallerie treffen. Der Baumeister des Thurms, der um 1513 noch ganz gläubig um Ablaß bittet, ist unmittelbar vor dem Jahr 1529 von der kirchlichen Bewegung der Zeit nicht unberührt geblieben, und richtet in seinen Bildern ungescheut seinen Hohn gegen das Pfaffenthum. Die Habsucht der damaligen Geistlichkeit stellte er in zwei Mönchen mit Vogelschnäbeln dar, ihre Wollust und Schwelgerei durch Affen und Hunde in geistlichen Gewändern, ihre Heuchelei und Scheinheiligkeit durch ein gemästetes Thier mit Krallen und einem Rosenkranzschweif, und die damaligen ärgsten Feinde der evangelischen Christenheit „Türke uud Mönch“ hat er an der dritten Gallerie gegen Süden recht sinnig durch zwei Männerköpfe dargestellt, wovon der eine die Priesterglatze, der andere einen Turban trägt. Beide Köpfe sind etwas von einander abgekehrt, haben lange Hälse, vereinigen sich aber wieder in den Rumpf eines Raubvogels. — Nahe bei dem Ironischen steht das Ernste. Denn auf der zweiten Gallerie sehen wir einen Engel, Löwen, Stier und Adler, je ein großes Buch mit hebräischer Schrift vor sich haltend — wohl eine Hinweisung auf die Wiedererweckung des evangelischen Worts, in den Attribu-

ten der vier Evangelisten dargestellt. Eine zierlich ausgeführte Wendeltreppe führt von des Thürmers Wohnung zur zweiten Gallerie. Neben dem Eingang der Wohnung ist das Brustbild des Meisters halberhaben in Stein angebracht. Nicht ferne davon gegen Abend ist auch ein Kind in Stein gehauen. Ein solches soll beim Thurmbau von der ersten Gallerie herabgefallen, aber außer einer geringen Verwundung am Fuße unbeschädigt geblieben seyn, denn sein Röcklein diente ihm als Fallschirm. Auf der Spitze des Thurms, unter dem Manne, ist eine Schlagglocke aus dem 15. Jahrhundert mit den vier Evangelisten, und über der Wohnung des Thürmers sind noch zwei andere, darunter die Sturmglocke; somit sind acht Glocken im ganzen Kirchengebäude.

Das Innere der Kirche macht einen wohlthuenden Eindruck auf die Eintretenden, besonders, seit in Folge einer wohldurchgeführten Restauration alle geschmacklosen Zuthaten der Zopfzeit entfernt sind. Das Schiff ist in rein gothischem Styl aufgeführt, und hat zwei Seitenschiffe. Es ist mit Einschluß der letzteren im Licht 71 Schuh breit; die Länge des ganzen Gebäudes von Westen nach Osten beträgt 250 Schuhe. Der Chor bringt, vom Schiff aus betrachtet, einen großartigen Eindruck hervor. Derselbe ist im Licht 72 Schuh breit, und vom Boden an bis zum Mittelgewölbe mißt er 61, bis zu den Seitengewölben 52 Schuhe. Schlanke, zierliche Säulenschäfte, in Büscheln geordnet, erheben sich, ohne durch ein Ka-

pitäl oder Gesimse unterbrochen zu werden, im Chor. Je zwei tragen einen 12′ 6″ hohen Bogen, und diese gehen dann in ein spitzbogiges dreifaches Gewölbe über, das sich in Gestalt eines Netzes über der ganzen Kirche ausbreitet. Das Gewölbe ist aus gebrannten Steinen zierlich gefertigt vom Jahr 1578—80. Hohe, mit zierlichem Laubwerk durchbrochene Fensterbogen, einst mit lauter gemalten Glasfenstern ausgefüllt, verschaffen dem Chor eine Helle, welche mit der spärlicheren Beleuchtung im Schiffe nicht unangenehm contrastirt. Der schönste Schmuck des Chors ist der Hochaltar, auf den wir unsern Blick richten. Es ist eine treffliche Sculpturarbeit aus der schönsten Zeit der mittelalterlichen Kunst. Das Mittelbild zeigt die Mutter des Heilandes, zur Seite je einen Apostel und einen Heiligen, über ihnen vier Bilder theils in halber, theils ganzer Figur. Der obere Theil des Altars stellt den Gekreuzigten dar, zu beiden Seiten auf Säulen die trauenden Frauen, welche voll Schmerz und Wehmuth zu ihm aufflallen. Eine dritte umschlingt den Stamm des Kreuzes. In der Krönung des Altars erblicken wir drei Figuren, unter denen die oberste eine Pabstkrone trägt. Der Altartisch enthält fünf Brustbilder: das Mittelbild stellt den mit Dornen gekrönten Heiland dar, ihm zur Seite zwei traurende Frauen; die beiden Seitenbilder zeigen je zwei Heilige, darunter auch einer mit einem Cardinalshut. An den Seitenwänden des Altars sind vier Hautreliefs in Holz vom Jahr 1498 aufgehängt: sie stellen mit

einem Reichthum von Figuren die Geburt Christi, seine Auferstehung, den Tod der Maria, und das Pfingstfest dar. Diese vier Bilder dienten früher als Thüre des Altarblatts. Der Hochaltar mit seinen Bildern soll nach dem Urtheil von Kunstkennern einen Werth von 15000 fl. haben, und wird in diesen Tagen von einem jungen Künstler der Stadt Namens Beck restaurirt werden. Links vom Altar steht das zierliche Sakramenthäuschen aus Sandstein, wohl eines der schönsten aus dem Mittalter. Ueber dem verschließlichen Behälter, in dem in früher Zeit die Monstranz aufbewahrt wurde, erhebt sich eine schlanke gothische Pyramide mit Laubwerk, Spitzsäulen, und schön gewundenen Treppen. Der Fuß des Sakramenthäuschens ruht auf einer seltsamen Thiergestalt. In dem Behälter des Sakramenthäuschens steht dermalen das hölzerne Bild des h. Kilian gesicherter, als in der Reformationszeit, da ihm Schwerdt und Bischofsstab zerbrochen worden. Unter dem Bilde steht die Inschrift:

O sancte Kiliane, ora pro nobis etc.

Nahe bei dem Sakramenthäuschen kniet ein Mann, ohne Zweifel der Stifter des Kunstwerks. Sein Wappenschild mit drei Fischen zeigt, daß er zur Patrizierfamilie der Hünderer gehörte; wahrscheinlich ist er derselbe, der in der Kirche begraben liegt, und eine gegossene Grabplatte auf dem Fußboden bei den Rathsstühlen hat, mit der Umschrift: anno Trinitatis starb der ehrbar und fest Eberhard Hünder, dem Gott gnad. Außer dem Hochaltar sind noch

drei Altäre vorhanden, von denen aber nur der in der Mitte des Chors stehende gebraucht wird. Es sollen früher zwanzig Altäre in der Kirche gewesen seyn, auch hatte sie mehrere Kapellen, unter denen besonders die Kapelle des h. Jodokus und h. Wendels wegen ihrer Entstehung merkwürdig gewesen. Der Heilbronner Rath mußte sie auf Befehl des Bischofs von Würzburg erbauen, zur Strafe, weil er mehrere Pfaffen im Adelberger Thurm eingesperrt hatte, die zur Zeit des Streits der Gegenpäbste im Jahr 1370 diejenigen excommunizirten, welche nicht auf ihrer Parthei standen. Im Jahr 1538 wurde diese Kapelle abgebrochen, um dieselbe Zeit, da auch die meisten Altäre so wie alle gemalten Heiligenbilder aus der Kirche geschafft wurden. Obgleich die meisten älteren Gemälde aus der Kirche wandern mußten, so ist sie doch noch reich an Kunstwerken der Malerei aus neuerer Zeit. An der nördlichen Wand der Kirche, in der Nähe des Taufsteins, der am Reformationsfest von Werkmeister H. Cluß gestiftet wurde, ist ein sehenswerthes Gemälde, die Auferweckung eines Todten vor dem Thore Jerusalems darstellend, von Isaak Fischer aus Straßburg im Jahr 1688 gefertigt. Ferner verdienen unsre Aufmerksamkeit: neben dem nördlichen Seitenaltar „der barmherzige Samariter“ von Mich. Junken, neben dem südlichen Seitenaltar „die Anbetung der Hirten zu Bethlehem“, besonders aber über demselben Altar „ein sterbender Christus, der sich zum reuigen Schächer wendet“, wohl von einem Meister,

der italienische Vorbilder studirte. Ein „David“ von dem berühmten Heilbronner Maler Fr. H. Füger (geb. 1751, gest. 1818 als Direktor der Gemäldegallerie zu Wien) ist noch der Beachtung werth, denn ob es gleich nur ein Lehrstück ist, so läßt es doch den späteren Künstler ahnen, der in seinen Bildern aus der Messiade so Herrliches geleistet hat. Einer älteren Zeit, als die bisher genannten, soll „die Kreuzigung Christi“ von Büchsenstein angehören. Die meisten dieser Gemälde haben unten Epitaphien der Stifter, mit den Portraits von einzelnen Personen und ganzen Familien. — An Glasmalereien ist der Chor der Kiliankirche reich gewesen, aber es sind wenige mehr vollständig erhalten. Sie sind vom Jahr 1487 und wurden von den Zünften gestiftet. Es sind meist die Embleme der Gewerke: der Schmiede, Weber, Bortenwirker, Weingärtner, Küfer, Mezger, Krämer und Goldschmiede, zum Theil mit Umschriften. Auf einem unteren Fenster, dem Pfarrhof gegenüber, waren zwei betende Frauen um den Heiland am Kreuz, mit der Umschrift: Er herlüchte sin Anblick vber vns vnd herbarm! darüber zwei Wappen, die ein großes lateinisches S enthalten. Auf dem mittleren Chorfenster sieht man das Wappen des Carmeliterklosters. In dieses Fenster hat in neuester Zeit der kundige Glasmaler Pfort von Reutlingen die sämmtlichen Reste von gemalten Fensterscheiben gesammelt, sie zu einem Ganzen vereinigt und ergänzt,

so daß dieses mittlere Fenster nunmehr eine besondere Zierde des Chors bildet.

Unter den vielen Epitaphien und Grabsteinen, welche die Wände der Kirche, besonders aber den Boden zieren, nennen wir nur die älteren.

Auf einer Messingplatte im Gang, der das Schiff vom Chor scheidet, lesen wir: anno Domini 1404 jar starb Antoni Maierhofer von Gmünd.

An der nördlichen Wand des Chors das messingne Epitaphium des Johannes Kröner aus Scherdingen, Dr. der Theologie, welcher im Jahr 1520 als 27 jähriger Prediger an der Kilianskirche und zugleich mit M. Luther, vielleicht auch früher, gegen die Messe gepredigt hat.

Vor der Sakristei neben dem eisernen Grabmal, unter welcher die Reste einer Freifrau Margarethe von Wöllwart, geb. Schilling, ruhen, befindet sich die sogenannte Zwingenberg'sche Gruft, in welcher die beiden letzten Freiherren von Hirschhorn und Zwingenberg begraben liegen. Der Vater Friedrich von Hirschhorn floh in der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Kriegs mit seinem unmündigen Söhnlein Kasimir nach Heilbronn. Beide starben in Einem Jahr, 1632; ihre einbalsamirten Leichname wurden in zwei zinnernen Särgen in der Gruft beigesetzt. So fand man sie im Jahr 1809, als man die Gruft öffnete. In neuester Zeit, da man im südlichen Chor einen neuen Fußboden legte, und die fast eingesunkenen Grabsteine entfernte, um sie an einer Wand aufzurichten,

wurde die genannte Gruft zum zweiten Mal geöffnet und wieder geschlossen. Auf dem größeren Sarge befanden sich die Wappen des Letzten seines Stammes und seiner beiden Frauen, Ursula von Sternenfels und Anna Margaretha von Helmstatt, an den Seiten die acht Ahnenwappen von Dürn, Rüd von Kollenberg, von Rosenberg, von Wrede, von Hirschhorn, von Göler, v. Venningen und v. Handschuchsheim. —

Nachdem wir auf die wichtigsten Merkwürdigkeiten der Kilianskirche den Besucher aufmerksam gemacht, halten wir es für Pflicht, das gründliche Büchlein Ausführliche Beschreibung und Geschichte der Hauptkirche zu Heilbronn v. H. Titot (Heilbronn 1833) zu empfehlen, aus dem wir unsre meisten Notizen entnommen. Wir finden darin besonders auch eine genaue Abbildung des Hochaltars und des Sakramenthäuschens.

Hier eine Sage, welche wir wohl mit allem Recht mit der Entstehung der Kilianskirche in Verbindung stellen.

Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn.

Als unser Vaterland noch in der dichtesten Nacht heidnischen Aberglaubens versunken war, kamen aus einem fernen Lande, in dem schon gar frühe sich die Herzen der sanften Macht der Wahrheit öffneten, die Apostel des Friedens, die Lehre des Christenthums

in deutsche Wälder zu pflanzen, und den Menschen mildere Wohnsitze zu bereiten. Nicht Ehre und Ruhm bei Menschen, wohl aber Spott und Verachtung, ja selbst ein blutiger Tod waren es, was ihnen beschieret ward. Unter ihnen kam auch Kilian, ein frommer Mann, an den Main und Neckar, in diesen unwirthbaren Gegenden ein Werkzeug in der Hand des Herrn zu werden. Eine frische Quelle war der Sammelplatz deren, die sich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Weihe empfingen. Schon manchen Samen des lauteren Evangeliums hatte der fromme Kilian ausgestreut, darum ging er nun von dannen, wie der Sämann, der dem Herrn das Gedeihen überläßt, um ein anderes Feld anzubauen; doch nur zu bald hatte der Herr seinen Diener dazu ausersehen, durch blutigen Tod ein Zeuge für die Göttlichkeit des Evangeliums zu werden. Und wie das Heilige in der Menschen Hände so oft entstellt wird, so gewann auch gar bald nach Kilians Tode in den Gegenden des Neckars hie und da die Finsterniß wieder die Oberhand über das Licht in den Herzen der Menschen, und die Quelle, an der einst Kilian getauft hatte, und wo nun ein Schüler desselben die Weihe ertheilte und das Wort des Herrn verkündigte, wurde immer seltener besucht.

Nach vielen Jahren sandte der Herr seinem Volk einen frommen Kaiser, Karl genannt, der sich allenthalben in den Landen, wie es einem frommen Fürsten ziemt, nach seinen Kindern umsah — half, wo zu helfen

war, strafte, wo er nach Gottes Ordnung strafen mußte, tadelte und lobte, wo er es für nöthig fand, und stiftete überall Heil und Segen.

Einst jagte der Kaiser unweit des Neckars, da, wo er sich mit der Sulm vereinigt und bald durch enge, grüne Thäler seinen Weg bahnt, bald im weiten Wiesenplan sich langsamer fortschlängelt. Dichte Eichenwaldungen bedeckten damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog sich der Forst die Hügel hinan, und nur selten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabsehbaren, grünen Gaue. Keines Menschen Fuß schien diese Wildniß betreten zu haben, keine Art hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tausendfältig in einander verschlungen waren die Kronen der stolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenstrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können. Lange war der Kaiser mit den wenigen Begleitern, welche er bei seinen häufigen Jagdzügen mit sich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quer gezogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühlende Fluth ihm und den Seinigen eine langgesuchte Erquickung bot. Verwundernd sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremd war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit

leisem Rauschen zwischen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fähre eines Ebers zu seyn, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeußeres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seinen Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher. „Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?“

„Einst war es keine Wildniß, denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land. An der Quelle, woran ihr jetzt stehet, euren Durst löschend, wurden viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Same ist erstickt worden in seinem Keime.“

„Das wollte Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen?“

„Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fulda die Abtei gründete, wo der heil. Deutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian, und machte das zerstreute, in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen,

und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverläugnung, wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr steht, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Der heil. Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Deutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Same des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wuchernem Unkraut auf. Die meisten verliefen sich, die Hütten verfielen, und das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem Ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben wenig gefruchtet." Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und außerhalb der Gränzen meines weiten Reiches so viel gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? „Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus diesen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch

die deutschen Waldungen mit seinem milden Strahle erhellen."

Als der Priester von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward sein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß sich in tiefgefühlten Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachsenvolke die gute Botschaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apostel — welcher aber auch, durch Begünstigung des geistlichen Standes und Anlegung von Klöstern, der einzigen Zuflucht der Wissenschaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung seiner Zeitgenossen so Vieles beitrug.

Bald erhob sich erneuert und verschönert die Kirche zu St. Michael, und füllte sich wieder mit Gläubigen; Ansiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung sank unter der Axt des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einst nur wenige Hütten lagen, sah man ein Städtchen entstehen. Karl der Große besuchte zu verschiedenen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein schönes, altes Haus, dessen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaisers erinnert, und das die Sage als seine Pfalz bezeichnet. Noch strömt aus den sieben Röhren des heilspendenden Kirchenbrunnens das kristallhelle Wasser, welches der Stadt Heilbronn (Heilicobronn) ihren Namen gab.

XI.

Hohenstaufen und Lorch.

Wenn man in alten guten Zeiten dem herrlichen Hohenstaufen, dem Schwabenberge, reich an historischen Erinnerungen, zu dem jeder Deutsche eine fromme Wallfahrt anstellen sollte, zupilgerte, so nahm man, wie weiland der edle schwäbische Sänger und Wanderer, Gustav Schwab, das schwere Ränzchen auf den Rücken und den Wanderstab in die Hand. Wie ganz anders ist es jetzt! man hängt das zierliche Reisetäschchen an die Seite, setzt sich, wo die Eisenbahn beginnt, bequem in den Wagen und läßt sich von der allmächtigen Dampfkraft in unbeschreiblich kurzer Zeit nach der schönen, aus ihrer Asche neuerstandenen Landstadt Göppingen bringen, über welcher der Hohenstaufen, wie ein Hochwächter der unübersehbaren Gegend majestätisch hervorragt, umgeben vom Rechberg und Staufenberg, die wie Vasallen ihren Fürsten umgeben. Jetzt erst fängt die Fußwanderung auf den Hohenstaufen an; wir nehmen den Stock in die eine Hand, in die andere das Bergbüchlein von dem alten Pfarrer Ammermüller, den besten Wegweiser, den wir den Bergsteigern empfehlen können. Tritt man durch das untere Thor der Stadt hinaus, so liegt der Kaiserberg gerade vor dem Auge, und wird selbst zum Wegweiser; man glaubt, es sei nur

eine kleine Strecke hinauf, aber er ist beinahe noch anderthalb Stunden entfernt. Hat man nach einer halben Stunde den Weg zwischen fruchtbaren Feldern zurückgelegt, und eine große Viehweide hinter sich, wo sich der Weg immer unvermerkt höher zieht, so tritt man in einen hohen Eichwald ein, der selbst zum Lustwandeln angenehm ist. Je mehr man sich dem Staufen nähert, desto höher steigt der Weg, jedoch aber nicht sehr merklich. Nach einer halben Stunde hört der Eichwald auf, die grünen Gipfel der Tannen ragen weit hervor, und man glaubt sich in eine Gegend des Schwarzwalds versetzt. Bald aber kommt man in ein düsteres Erlenwäldchen, in welchem der Gesang von mancherlei Vögeln und selbst der Nachtigallen nicht wenig überraschend und angenehm ist. Unvermuthet wird es heller, und man sieht links ein Wiesenthal, meist mit Bäumen bepflanzt, und unten einen lieblichen Weiler, Hohenrein genannt. Aber der Hinaufblick gegen Staufen hat im Anfang etwas Finsteres und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über dem Dorf Hohenstaufen erhebt. Wenige Häuser des Dorfes fallen ins Gesicht. Links sieht man einen Hügel, die Spielburg genannt, hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, Alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz,

als irgend eine andre Stelle unseres Landes. Die Straße führt nun noch bis zum Dorfe eine beträchtliche Anhöhe hinauf, die aber zur Linken bald eine sehr schöne und lachende Aussicht auf die Thäler und Höhen des niederen Landes entfaltet.

Wir sehen uns zuerst im Dorf Hohenstaufen um, da wir dort wenigstens noch Etwas finden, welches an die herrliche Zeit mahnt, als die Herren von Staufen, die Herzoge, Könige und Kaiser vom erlauchten Stamme auf der Burg auf- und abgingen. Wir meinen nicht sowohl den stattlichen Marktflecken von 1100 Einwohnern, welcher schon in alten Urkunden der Markt Staufen genannt wird und wahrscheinlich um dieselbe Zeit angelegt wurde, da Friedrich von Büren die Burg auf dem Berge baute, sondern das uralte Kirchlein mit dem bekannten Bilde Friedrich Rothbarts. Es liegt oben an der Spitze des Orts und ist ein uraltes massives Gebäude, davon man den Thurm, weil die Gewitter oft einschlugen, im Jahr 1721 um 40 Schuh niedriger machte, und zugleich die Kirche der Länge nach vergrößerte. An der Wand neben der Kanzel sehen wir das Bild Kaiser Friedrich Barbarossa's, wovon die Sage erzählt, daß er öfter zu Fuß von der Burg herabgestiegen, und durch diese Thüre, die gegen das frühere Burgthor schaute, auf einem besonderen Wege gegangen sei, um im Kirchlein seine Andacht zu verrichten. Wie die goldene Pforte zu Rom wurde diese Thüre in der Folge zugemauert, damit nach dem großen Kaiser Niemand

mehr die Schwelle betrete. Das Bild des Kaisers ist in Lebensgröße gemalt, und stellt denselben mit Helm und Panzer, Scepter und Schwert dar. Ueber dem Haupte des Bildes ist zu lesen:

Hic transibat Caesar.

Der großmächtig Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel teutsche Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
Ohn' alle Pracht, ohn' Stolz und Prangen,
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor bonorum, terror malorum.

Diese Ueberschrift ist wohl noch aus dem 16. Jahrhundert, obgleich Crusius Nichts von dieser Schrift meldet. Dagegen erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Schrift auf beiden Seiten des Bildes. Auf der einen Seite:

Fridericus Barbarossa oder Aenobarbus, ein von Leib und Gemüth unvergleichlicher Fürst, vom Vater ein Gibelliner, von der Mutter ein Wölff; hat als Röm. Kaiser glorwürdigst regiert von anno 1152—90.

In recentiorem recens efficti
memoriam Caesaris apposuit.

M. Walz, Pf.

Auf der andern Seite liest man die zweite Hälfte des 24. Verses des 20. Kap. aus dem 2. Buch Mosis.

Das genannte Bild, wie es noch vor dem Jahr 1814 gewesen, ließ also der Pfarrer M. Walz (1720—1745) fertigen, um zu den alten Reimen eine passende Beigabe zu liefern, und der Mit- und Nachwelt den großen Kaiser zu vergegenwärtigen. Im Jahr 1814 wurde auf Veranstaltung des damaligen Pfarrers Ammermüller von dem edlen Karl v. Heideloff, unsrem nunmehrigen Altmeister in der Kunst des Mittelalters, das Bild würdig restaurirt, wie wir es jetzt sehen. Obgleich das Kirchlein zu Hohenstaufen schon seit vielen Jahren für die Gemeinde zu klein gewesen ist, hat man doch, um das ehrwürdige Denkmal der Vorzeit zu erhalten, keine Aenderung mit demselben vorgenommen, sondern es ist eine neue Kirche in würdigem Style in ihrer Nähe erbaut worden. Dagegen ist der Giebel des Kirchleins, der schon seit Jahren baufällig geworden, abgenommen, und ein neuer gebaut worden, an dem die alten, auf die Zeit der Staufer sich beziehenden Wappen angebracht sind. Damit hat doch der so lange schon schlummernde Hohenstaufen-Verein endlich wieder einmal ein Zeichen von sich gegeben, daß er sich noch am Leben befinde.

Durch das alte Kirchlein, sein Bild und seine Inschrift an die Erinnerung und Vergangenheit gewiesen, und gehörig vorbereitet, betreten wir den Pfad, der sich den grünen Heidekegel hinaufschlängelt und in

einer Viertelstunde auf den Berg führt, auf dem einst das alte Kaiserschloß stand.

Wir sind oben auf dem herrlichsten Berge, den eine Glorie der Geschichte umzieht, wie keinen im Schwabenlande, mit Ausnahme des Felsenbergs Hohentwiel — auf dem Berge, von dem unser Ludwig Uhland das schönste Bild entwirft, wenn er in seiner leider! unvollendeten Dichtung „Conradin" einen deutschen Freund zu dem letzten Staufer sprechen läßt:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt.
Und weit umher in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, was uns Walther sang, den Engeln gleich.

Nichts fehlt in diesem Bilde, als die herrliche Kaiserburg selbst von welcher auf dem kahlen, wie von Menschenhand gerundeten Bergkegel, Nichts übrig geblieben ist, als ein kleines Mauerstück. So viel sehen wir also nich mehr von der Burg, wie der früh vollendete Max von Schenkendorf, der begeisterte

Sänger deutschen Reichs, deutscher Eintracht und Freiheit, der Verfasser des herrlichen Liedes

Freiheit, die ich meine,

im Geiste gesehen, als er im April 1813 über den Trümmern der Staufenburg das kräftige Lied gesungen:

Kommt, ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Es war ein schönes Traumgesicht, in dem der Dichter den Hohenstaufen bestiegen, die Trümmer schaute, sich Schwerdt und Sporn an den alten heiligen Steinen wetzte, und endlich den Mauern ein Lebewohl zurief, deren Steine der neue deutsche Bund überdauren soll. Kein Wandrer darf sich durch diese schöne Vision irre machen lassen, denn der Berg, auf dem der Sänger noch das Thor zu einer Burg suchte, lag wohl so fern und unkenntlich vor seinen leiblichen Augen, als die herrliche deutsche Zukunft, die er besang, vor seinen geistigen.

Das einzige wirkliche Ueberbleibsel der Burg ist der genannte Mauerrest am äußersten südlichen Rande der obersten Bergfläche, wo wahrscheinlich der Eingang in die Burg war. Im Jahr 1799 war dieses aus wohlverkitteten Bruchsteinen bestehende Mäuerlein 16 bis 17 Fuß hoch, oben acht und unten 18 Fuß lang, und drei bis vier Fuß dick, ist aber seitdem durch

Verwitterung gar gering geworden, obgleich die neuere Zeit darüber gewacht hat, wie über heiligen Steinen. — Hier auf diesem Mauerreste können wir uns niederlassen, und erlaben uns zuerst an der schönen Aussicht, die sich auf einer Höhe von 2411 W. F. vor dem staunenden Auge darstellt. Sie zeichnet sich wie die vom Rechberg herab vor andern Albansichten dadurch aus, daß der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von welcher der Hohenstaufen und Rechberg nebst dem Stuifenberg mehrere Stunden vorwärts springen, zur Ruhe kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuerst gegen Osten gekehrt, hat man das Albuchgebirge mit seinem Fürsten, den trümmer- und höhlenreichen Rosenstein vor sich. Gegen Süden weilt der Blick von Hohenstaufen aus auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die näheren und ferneren Albrücken: der Stuifen und der Bernhardsberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schloß Staufeneck; dann kommen die Berge des Geißlinger

Thals, in weiterer Ferne Teck, Neufen, Achalm, Hohenzollern, kurz, die ganze obere Alb, Alles auf engem Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des wirtemberg'schen Unterlands, und dahinter wohl gar der Odenwald, im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen, im Norden ein Stück des alten Herkynischen Waldes, der Welzheimer Wald; weiter entfernt die Löwensteiner Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Hall und Rotenburg an der Tauber, wohl der Frankenberg und hohe Landsberg. — Nun die Chronik zur Hand, die uns ein Heldengeschlecht vor den Augen vorüberführt, das hier oben aus- und einging, den Volsungen des Nordens gleich in ihrem Heldenglanze, der von diesem Berge aus über ein großes Deutschland hinstrahlte, bis der Stern der erlauchten Staufer im fernen Italien, dem Grabe der edelsten deutschen Ritterschaft, untergegangen.

Das Geschlecht der Hohenstaufen, oder richtiger in der Sprache der Zeitgenossen, der Staufer, ist, wie Haus Wirtemberg, von einem geringen Ursprung ausgegangen. Zwischen dem Hohenstaufen und Kloster Lorch liegt der Marktflecken Wäschenbeuren, in alten Urkunden Büren, Buren, Beuren genannt, und nur eine halbe Stunde davon gegen Mitternacht, steht ein uraltes, mit Mauern und Gräben umgebenes Gebäude, das man das Wäscherschlößle nennt. Nicht weit davon

liegt der Wäscherhof, und nahe dabei, in einer weiten offenen Gegend, auf dem sogenannten Buren (Burren) ein altes, mit einem Graben umgebenes Haus, von dem man die herrlichste Aussicht hat. Letzteres, so wie das Wäscherschlößle, dürfen wir unzweifelhaft als die Wiege der Staufer betrachten. Hier lebte wohl schon im Anfang des 11. Jahrhunderts ein edler Herr, der nur schlechtweg den Namen Friedrich führt. Es war aber darum dieser Friedrich kein Mann ohne Namen, sonst hätte nicht sein Sohn gleichen Namens, der sich nunmehr Friedrich von Büren nannte, eine begüterte Erbin im Elsaß, Hildegarde, zur Gemahlin erhalten. Dieselbe gehörte auf jeden Fall einem vornehmen Geschlecht an, wenn wir auch mit Recht bezweifeln, daß sie die Tochter eines Grafen Hermann von Hohenlohe gewesen, da es damals noch gar keine Hohenloher Grafen gegeben. Friedrich von Büren zeugte mit Hildegarde 5 Söhne, Otto, Friedrich, Ludwig, Walther, Conrad, und eine Tochter Adelheid. Unter diesen Söhnen führt Ludwig den Titel Pfalzgraf und † vor 1104, Walther wird nur im Jahr 1089 und 95 genannt, Otto wurde Bischof von Straßburg, Conrad starb in der Blüthe der Jahre (1094), Friedrich führte den Stamm fort. Eine merkwürdige Vision soll Bischof Otto von Straßburg gehabt haben, wie uns der Chronist Burkard von Biberach (1206) erzählt. Einst schwebte der frühverstorbene Conrad in verklärter Gestalt aus den Gegenden über den Gräbern zu seinem

Bruder Otto, Bischof von Straßburg. „Seliger Geist, fragte Otto, was bewegt dich, deine himmlische Ruhestätte zu verlassen?“ „Ich komme, erwiederte der Verklärte, um deiner frommen Seele eine gute Botschaft zu bringen, damit sie sich beeifere, in guten Werken reich zu werden und in der Treue zu beharren; bald werden himmlische Boten sie zum Lohne abholen. „Weißt du noch mehr?“ fragte Otto. „Friedrich wird groß werden, und größer als alle Herren von Staufen vor ihm.“ „Woran soll ich erkennen, daß du mich nicht täuschest?“ „Erkenne es daran, entgegnete der Verklärte, wenn ich dir sage drei Brüder besuchten das Grab des großen Karls zu Aachen. Da schwoll ihnen die Brust, und es brach der große Wunsch hervor: o wallte sein Blut in uns, wären wir tapfer wie er! Die Brüder waren Friedrich, du und ich.“ — „Ich erinnere mich und staune!“ — sprach Otto. „Ich sage dir noch mehr, schloß der Selige seine Rede — der Wunsch wird genau erfüllt. Friedrichs Stamm wird auf Karls des Großen Stamm gepropft.“ Der Geist verschwand. Otto starb bald darnach im Jahr 1100. — Was die Erscheinung gesagt hatte, ging auch wirklich in Erfüllung. Im Jahr 1079 belehnte Kaiser Heinrich IV. Friedrichen, den Sohn Friedrichs von Büren, mit dem erledigten Herzogthum Schwaben, weil er ihm in seinen Nöthen so treu beigestanden hatte. Ja, um ihn noch herrlicher zu belohnen und den treuen Anhänger noch fester an sich zu knüpfen, gab er ihm seine einzige

Tochter Agnes zur Gemahlin, indem er also sprach: „Wackerer Mann, den ich mir immer im Frieden als den Treuesten, im Krieg als den Tapfersten erprobt habe, du siehest, wie die heiligsten Rechte zu Boden getreten sind, wie durch des Teufels Eingebung empöreriſche Verbindungen eidlich beschworen werden, und weißt, daß alle Gewalt von Gott ist, und daß der geistlichen Ordnung widerstrebt, wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt. Umgürte dich also männlich zur Niederkämpfung der Reichsfeinde. Um dir zu zeigen, daß ich deiner Verdienste nicht uneingedenk bin, und daß ich dir auch künftig dankbar seyn will, gebe ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Weibe, und das Herzogthum Schwaben, welches Berthold (Sohn des Gegenkönigs) sich angemaßt, zur Mitgift.“ So wurde durch die Gunst Kaiser Heinrichs IV. das aus der Verbindung Friedrichs mit Agnes hervorgehende Geschlecht 58 Jahre, ehe ein Glied desselben deutscher König wurde, bereits unter die deutschen Fürstenstämme als ein neuer Sprosse eingesetzt. Daß Friedrich schon damals, ehe er vom Kaiser so hoch gewürdigt worden, nicht nur ein ritterlicher, sondern auch ein gewaltiger und mächtiger Herr gewesen, läßt sich wohl denken, und wirklich nennt ihn auch der Berichterstatter bei seiner Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben einen Grafen. Darum läßt sich auch eher annehmen, daß er schon vor seiner Erhebung zum Herzog auf dem Berg Hohenstaufen eine Burg erbaute, die er nach dem Namen des Bergs Stophen,

Stauf, (gleichbedeutend mit Kapf, Kulm, Bergspitze) Staufen nannte. Von nun an schrieb sich Herzog Friedrich nach seinem neuen Wohnsitz von Staufen oder der Staufer. Vielleicht gründete er aber nicht nur eine Burg auf dem Staufenberge, sondern er könnte, nach den Worten des Chronisten Otto von Freisingen, sogar den ersten Grund zu einer Niederlassung von Hintersaßen auf dem Berge gelegt haben. Eine andere Ansicht wäre, daß Herzog Friedrich nicht sowohl eine ganz neue Burg auf dem Staufenberg erbaut, sondern vielmehr eine ältere, fast abgegangene, auf dem Hohenstaufen wieder neu hergestellt und prächtiger erbaut habe. Wir wollen diese Ansicht auch nicht geradezu verwerfen, denn wir können kaum glauben, daß der stattliche Berg, welcher wie dazu geschaffen war, eine Hochwarte oder ein Schloß auf seiner breiten Stirne zu tragen, nicht überbaut wurde, während auf dem nachbarlichen Rechberg und andern ausgezeichneten Albhöhen Burgen prangten. Mit Fug und Recht war jetzt der Hohenstaufen, der schönste dieser Berge, dazu erkoren, der Sitz des gewaltigsten Landesherren in dieser Gegend, nun ein Herzogssitz, und nach einem halben Jahrhundert die Wiege der größten deutschen Könige und Kaiser zu werden. War Friedrich von Staufen durch die Erhebung zum Herzog ein gewaltiger und mächtiger Herr geworden, und durch die Verbindung mit der Kaisers-tochter Agnes in ein reiches Erbe der salischen Könige eingetreten, er hatte damit auch den Antheil an einem

Kampfe übernommen, den der unglückliche König Heinrich fast bis zum Schlusse seines Lebens mit seinen Feinden kämpfte, die nun auch Herzog Friedrichs Feinde geworden waren, weil er, der Emporkömmling, die Herzogswürde von Schwaben erhalten hatte. Während seines Lebens hatte Friedrich fast immer den Panzer umgeschnallt und das Schwerdt in den Händen, das er treu und ritterlich für seinen Kaiser und Schwiegervater führte, und mag wohl wenig auf seiner Burg Hohenstaufen der Ruhe gepflegt haben. Wie er aber im Felde thätig gewesen ist, so ist er auch in den wenigen Tagen der Ruhe auf seiner Burg Staufen nicht unthätig gewesen. Er, der das Dorf Staufen gründete, soll auch von seiner Burg aus die Städte Gmünd und Göppingen zu bauen angefangen haben. Er bedurfte zur Schöpfung seines Hofstaats auf dem Berge einer benachbarten Ansiedlung von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten, und so mag hauptsächlich das später so gewerbreiche Gmünd seinen Anfang genommen haben. Auch soll er die Gegend, welche meist mit Tannenwäldern bewachsen war, in fruchtbare Felder umgeschaffen haben. Eine Schöpfung Herzog Friedrichs von Staufen ist urkundlich gewiß. Er stiftete das Kloster Lorch, welches die künftige Grablege Aller nach ihm werden sollte. Im Jahr 1105 starb Herzog Friedrich, genannt der Alte, ein durch Vorzüge jeder Art ausgezeichneter Fürst. Zu Lorch wurde seine irdische Hülle eingesenkt. Seine Gemahlin Agnes, die ihm zwei Söhne, Friedrich

und Cunrad geboren, vermählte sich im Jahr 1111 zum zweiten Male mit Herzog Leopold von Oesterreich, dem Babenberger.

Friedrich von Staufen, der ältere Sohn Friedrichs des Alten, geb. im Jahr 1090, folgte mit 15 Jahren seinem Vater im Herzogthum Schwaben — der jüngere, Cunrad, wurde, wenigstens später, Erbherr in den fränkischen Gütern, Rotenburg a. d. T. u. s. w. führte gleichfalls den angestammten Herzogstitel, und hatte zeitweise (von 1116 bis 20) das ganze ostfränkische Herzogthum in der Gewalt. Wie sich beide Brüder nach des Vaters Tod in den Herzogstitel getheilt, so theilten sie sich auch friedlich in den Besitz der Stammburg, wo sie beide geboren und erzogen wurden; aber später kam es zu einer förmlichen Abtheilung, wobei Herzog Cunrad nur einen einzigen Thurm der Burg und Friedrich den andern Thurm mit den übrigen Gebäuden erhielt, was später noch sein Sohn Friedrich, der spätere Kaiser Barbarossa, als Herzog bewohnte. Diesen einen Thurm auf Hohenstaufen betrachtete Cunrad auch da noch als seinen eigenen Antheil und Ansitz, als ihm in der deutschen Kaiserkrone ein reicher Ersatz für sein geringeres Erbtheil an der väterlichen Burg geworden war. Auch Friedrich und Cunrad wurden, wie einst ihr Vater durch seine Verbindung mit Kaiser Heinrich IV., so als Neffen seines Nachfolgers Heinrich V. in eine bewegte und stürmische Zeit hineingezogen, wo sie selten in Ruhe auf der Burg Staufen verweilen

konnten. In der Noth und Bedrängniß, welche bald auch über K. Heinrich V. durch sein Zerwürfniß mit der Kirche hereinbrach, waren diese seine Neffen seine Hauptstützen, die ihm, besonders der tapfere und geschäftskluge Friedrich, mit Rath und That zur Seite standen. Sie erwarben sein Vertrauen in so hohem Grade, daß er ihnen im J. 1116, als ihn dringende Verrichtungen nach Italien riefen, wo der Bannspruch über den muthig trotzenden Kaiser wiederholt wurde, die Reichsverweſung übertrug.

So können wir uns nicht wundern, wenn nach dem Tode ihres Oheims Kaiser Heinrich V. die Inhaber des schwäbischen wie des fränkischen Herzogthums, die, wenn auch nur kurze Zeit, die Zügel des deutschen Reichs geführt hatten, den Gedanken hegten, es könnte auch einem von ihnen beiden, besonders dem Herzog Friedrich, dessen Gewalt und Tapferkeit sprüchwörtlich geworden war, die Kaiserkrone wohl anstehen. Aber es wurde ein Strich durch des anspruchsvollen Friedrichs Rechnung gemacht. Lothar, Herzog der Sachsen, ein gehorsamer Sohn des Pabsts und der Kirche, was schon die ersten Staufer nicht gewesen sind, wurde zum Kaiser erwählt, denn die Geistlichkeit hatte die Fäden der Wahl in die Hand genommen. Das war das Signal zu einem Streit um die Kaiserkrone, der erst endete, als Lothar die Augen schloß. Es stand nicht lange an, so waren die Brüder in vollem Kriege mit den Sachsen, und dieser wurde noch umfangsreicher, als Herzog Cunrad,

von mehreren deutschen Fürsten, besonders auch seinem Bruder unterstützt, sich die deutsche Krone aufsetzte, unbekümmert um den bald darauf erfolgten Bannspruch der drei Erzbischöfe von Mainz, Salzburg und Magdeburg. Jetzt sollte das Recht des Stärkeren entscheiden. Die beiden Brüder von Staufen kämpften ritterlich für die Ehre der Schwaben, für ihr Haus und ihre Rechte. Mit gleich mächtigen und ritterlichen Gegnern stritten sie mit abwechselndem Glücke. Städte und Burgen beider Brüder hatten in diesem Kriege Viel zu leiden. Die auf Seite der Staufer stehenden Städte Nürnberg, Speier, Augsburg, Ulm, welche ihnen ergeben waren, mußten harte Püffe ausstehen. Auch die Burg Hohenstaufen, dieses Herzblatt des alten Herzogthums Schwaben, durch Natur und Kunst ein fester Verwahrungs- und Zufluchtsort, soll in diesem Kriege ihre ersten Stöße erhalten haben, wenn wir dem Bericht des M. Crusius Glauben schenken dürfen, der freilich etwas sagenhaft lautet. König Cunrad saß auf der Burg, als Lothar seinen Feind im eigenen Lande aufsuchte, und sich drohend unter der Burg Hohenstaufen lagerte. Kaiser Lothar ging rasch zu Werke, und kam bald den Vorwerken der Burg nahe. Er ließ den Fels durchgraben, um auf diesem Wege in die Burg zu dringen, aber es scheint, daß die Härte des Felsen den Belagerern widerstanden, denn sie drangen nur so weit, wie Crusius meint, als die sogenannten Heidenlöcher an der westlichen Seite in den Fels reichen, deren Entstehung er jener

Belagerung zuschreibt. Da ist — dieß sind die Worte des Crusius — vielleicht geschehen, was mir mein College, Michael Mästlin, Lehrer der Mathematik, mitgetheilt, wie er es weiland von seiner Urgroßmutter, und diese von anderen älteren Leuten gehört haben will. Während der Belagerung der Burg sei der Mangel an Nahrung bei den Belagerten so groß geworden, daß zuletzt Nichts mehr übrig gewesen, als ein Scheffel Gerste und ein einziger Ochse. Mit dieser Frucht haben sie nun den Ochsen gemästet, dann geschlachtet, und den vollen Wanst über die Mauern der Burg geworfen. Als die Feinde das sahen, seien sie in Staunen gerathen und haben den Entschluß gefaßt, von der Belagerung der Burg zu lassen, weil sie vermutheten, es müsse noch hinlänglich Proviant in der Burg seyn. Doch zuvor schon war König Cunrad, als er sahe, wie die Burg in Gefahr war, heimlich aus derselben geflohen, und hatte sich eine Zuflucht auf der Burg des Grafen von Hohenberg gesucht. Aber auch da hielt er sich nicht für sicher, und begab sich in die nur eine Stunde davon entfernte feste Stadt Rottweil. Ihre Bewohner boten dem König bereitwillig ein Asyl. Als Kaiser Lothar auch diese Stadt lange belagerte, machten die Rottweiler in der Nacht einen Ausfall, tödteten viele Herren und Ritter, machten viele Gefangene und brachten eine große Beute in die Stadt. Kaiser Lothar zog jetzt unverrichteter Dinge wieder ab, und König Cunrad, nach dem Lothar gefahndet hatte, war

gerettet. Dieser Wohlthat blieb Cunrad von Staufen immer eingedenk: als er dem Kaiser Lothar im Reiche folgte, errichtete er zu Rottweil das kaiserliche Hofgericht. Ob Cunrad als Kaiser noch öfter auf Hohenstaufen weilte, wissen wir nicht, aber immer hielt er die Burg seiner Väter noch in Ehren und hatte ein Augenmerk auf sie. Schon zu Karls des Großen Zeiten — so berichtet unser verewigter Altmeister in der schwäbischen Geschichte, Pfister, nach Urkunden — hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (er war ohne Zweifel aus einem schwäbischen Hause) unter andern Schenkungen die Zelle, nachherige Dionysiuskirche, zu Eßlingen, die zu Herbrechtingen u. dgl. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenstaufen gezählt. Dieß kam erst wieder zur Sprache ums Jahr 1147, als Kaiser Cunrad einen Kreuzzug nach Palästina unternommen. Da erwies König Ludwig VII. von Frankreich dem Kaiser nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinasien bedeutende Hülfeleistungen. Diese Gelegenheit wollte nun ein Mönch zu St. Denys nicht unbenützt lassen, um seinem Kloster die von den Staufern entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat seinen König, er möge den deutschen Kaiser, der ihm so viel Dank schuldig wäre, an die Rückgabe ermahnen. K. Ludwig that es, so nachdrücklich als er konnte, aber Kaiser Cunrad war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen, und er machte solcher Gestalt seine Stammburg los von einem so alten Lehensverbande, ob er

wohl nur einen einzigen Thurm auf derselben sein Eigen nannte. — Auch sein Bruder, Herzog Friedrich der Einäugige, wechselte wohl öfter seinen Aufenthalt auf Hohenstaufen, denn er starb ja in Alzei bei Worms (1147) und wurde unfern des von ihm gegründeten Ortes Hagenau, in der Benediktiner-Abtei St. Walpurgis, deren Vogt er gewesen, begraben. So mag es auch bei seinem ritterlichen Sohne Friedrich gewesen seyn, so lange er noch das Herzogthum Schwaben verwaltete, und noch vielmehr, als er nach dem Tode seines Oheims (1152) die Krone des deutschen Reiches überkam. Die Herzoge des vielbewegten Schwabenlandes mögen wie die Oberhäupter des Reichs keine bleibende Stätte mehr gehabt haben, sondern zogen von Ort zu Ort, um zu richten und zu schlichten, und den Frieden zu handhaben. Doch hielt Friedrich I., genannt Rothbart, seine väterliche Burg in hohen Ehren, und mag noch manchmal auf derselben aus- und eingegangen seyn. Wenn auch nur einmal urkundlich genannt ist (25. Mai 1181), daß K. Friedrich auf der Burg Hohenstaufen sich aufgehalten, wir halten fest an der Ansicht, daß Friedrich öfter auf der Stammburg verweilte, denn sein Bild im Kirchlein zu Stanfen, wenn es auch aus sehr später Zeit stammt, weist darauf hin, daß er wenigstens auf der Burg manchmal Hof gehalten. Seine Nachfolger im Herzogthum wie im Reiche mögen es eben so gehalten haben, wenn auch keine Urkunden dafür zeugen. Alle betrachteten noch die Burg zu Hohenstaufen als

ihre liebe Heimath. Als Kaiser Philipp, Friedrichs I. jüngster Sohn, der seinem Bruder, Heinrich VI., im Reiche folgte, im Krieg gegen K. Otto IV., seinem Nebenbuhler im Reich, auf der Pfalz zu Bamberg (nicht auf der Veste Altenburg, wie bisher behauptet wurde) durch Otto von Wittelsbach ermordet wurde (1208), nahm seine jugendliche Gemahlin, Irene

„die Rose ohne Dornen, Taube sonder Gallen,"

(wie Walther von der Vogelweide sie nennt) ihre Zuflucht auf ihres Gemahls Stammburg Hohenstaufen, die er ihr zuvor noch mit seinen Erbgütern in der Heimath vermacht hatte. Irene war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus des Comnenen, und zuerst mit Roger, dem Sohne Tankreds, Königs von Sizilien, verlobt, von König Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen und geblendet, seinem Bruder Philipp vermählt worden. Philipps Tod machte einen solchen Eindruck auf die unglückliche Kaiserstochter, denn sie hatte in ihrem Gemahl den einzigen Trost im fremden Lande verloren, daß sie bald nach ihrer Ankunft auf der Burg, wohin sie in aller Eile gebracht worden war, entbunden wurde. Sie brachte aber eine unzeitige Geburt zur Welt, und starb bald darauf (28. August 1208). Acht Tage vor ihrem Tode vergabte sie dem Kloster Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derselbe, von dem schrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geschieden war. In

dem Schenkungsbriefe nennt sie sich Maria, und beginnt mit den Worten: die Gerichte Gottes sind unerforschlich ꝛc. Aus der großen Zahl der Fürsten und Herren, welche sonst im Gefolge der Herzogen und Königen von Hohenstaufen gefunden wurden, ist Graf Ludwig von Wirtemberg der einzige, der ihre Schenkung als Zeuge unterschrieben, und also bei der unglücklichen Herrin ausgehalten hat, während die andern alle bereits auf K. Otto's IV. Seite getreten waren. Der Leichnam der unglücklichen Kaiserin Irene wurde im Kloster Lorch beigesetzt.

Ob der große Staufer K. Friedrich II. bei seinem Aufenthalte in Schwaben auf der Burg seiner Ahnen auf länger einkehrte, möchten wir bezweifeln, ob er gleich im Jahr 1237 zu Geißlingen sich aufgehalten; desto gewisser möchten wir dieß von König Cunrad IV. behaupten, besonders während er noch Herzog in Schwaben gewesen. Auch der unglückliche König Cunradin von Schwaben scheint die Burg seiner Väter gesehen zu haben, ob gleich Baierland, Tirol und die reizende Gegend am Bodensee mehrentheils die Orte seines Aufenthalts gewesen. Als er im Jahr 1266 zu Gmünd zwei Bürgern von Eßlingen den dortigen Zoll verliehen, mag er auch die so nahe Burg Hohenstaufen heimgesucht haben, und ebenso im Jahr 1267, als er zu Eßlingen anwesend war. Ehe Cunradin von Schwaben seine verhängnißvolle Fahrt über die Alpen antrat, um das Erbe seiner großen Väter zu erobern, vermachte er, was

bei den zunehmenden Unfällen seines Hauses von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern.

Als der jugendliche Staufer, der blondhaarige bildschöne Jüngling, zum letzten Male in Eßlingen anwesend war, und wahrscheinlich über Göppingen in das heimathliche Baierland zurückkehrte, da hat er wohl nicht daran gedacht, daß ihm die vor der Stadt aufsteigende Kaiserburg, auf die sein Blick fallen mußte, den letzten Gruß winke zu seinem Todesgange im fernen italischen Lande. Wenige Monate darnach trat er diese Todesfahrt an, von der wir ausführlicher berichten wollen, um doch wenigstens den Schluß des ernsten Drama's, als was eigentlich die ganze Geschichte der großen Kaiser und Könige von Staufen zu betrachten ist, dem auf dem kaiserlichen Berge voll Begeisterung weilenden Besucher vor der Seele aufzurollen.

Im Sommer 1267 erhob sich vom Ufer des Bodensee's, wo er zuvor zarte Lieder gesungen, mit dem Muthe seiner Ahnen, Conradin von Schwaben, schon längst dringend aufgerufen von den italienischen Gibellinen, um den Kronenräuber Karl von Anjou aus seinem väterlichen Erbe zu vertreiben. In seinem Gefolge waren sein Herzensfreund Herzog Friedrich von Baden, Herzog Ludwig von Baiern, Graf Mainhard von Görtz und Tirol und mehrere Grafen und Herren aus Schwabenland. Seine Mutter, welche die traurige Zukunft ahnete, hatte es nicht vermocht, den für sein

Unternehmen begeisterten Sohn zurückzuhalten. Ohne Hinderniß erreichte der Zug, nach Uebersteigung der Tiroler Alpen, die Stadt Verona, wo er sich leider! nur zu lange, bis zum Anfang des Jahrs 1268 aufgehalten. Schon hier war Geldmangel eingetreten, in Folge dessen viele Pferde und Waffenstücke verkauft werden mußten. Ein großer Theil des Heeres ging von hier in die deutsche Heimath zurück, so daß von 10000 nur noch 3000 zurückblieben. Selbst Cunradins Oheim, Ludwig, und sein Stiefvater, Graf Mainhard, überließen den edlen Jüngling seinem Schicksal. Doch landete der kühne Staufer am 5. April in Pisa, und verstärkte sich mit bedeutender gibellinischer Mannschaft, ungeachtet ihn Pabst Clemens IV. wiederholt mit Bannflüchen verfolgte. In Rom fand Cunradin eine günstige Aufnahme, ja es wurde ihm ein Empfang zu Theil, der einer altrömischen Siegesfeier glich. Der Jubel, welcher von allen Lippen erscholl, die entgegenströmenden glänzenden Krieger, die Reigentänze des Volks, der Gesang und das Saitenspiel der schönsten Frauen und Jungfrauen — kurz, Alles that die herzlichste Huldigungsfeier kund. Im August zog Cunradin von Rom aus über das Gebirge nach Apulien. An Tagliacozzo vorbei rückte er durch die palentinische Ebene nach Scurcola, wo er sein Lager schlug. Bereits hatte sein Todfeind Karl von Anjou von seiner Ankunft vernommen, und stellte nun, von Alba her rückend, sein Heer gegenüber zur Entscheidungsschlacht auf. Cunradin ordnete

seine Schaaren in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, Lombarden und Tusziern, geführt von gibellinischen Herren; der zweite bestand aus Deutschen, befehligt von Cunradin selbst und seinem Freunde Friedrich. Karl von Anjou stellte sein Heer in drei Haufen; den dritten führte er selbst in Gemeinschaft mit Erard v. Valery, einem ritterlichen und kriegserfahrenen Manne, der eben aus Palästina zurückgekehrt war. Dieser stellte in einem verborgenen Engthale eine kleine Mannschaft als Hinterhalt auf. Am Morgen des 23. Aug. begann der blutigste Kampf, angekündigt von dem Schmettern der Trommeten. Schon hatten die Schaaren Cunradins, mit ihren langen Schwertern überall durchbrausend, scheinbar die Schlacht gewonnen; sie glaubten, Karl von Anjou wäre erschlagen, denn der Marschall von Cousance, welcher dem König sehr ähnlich war, und um die Feinde zu täuschen, die Abzeichen und Waffen des Königs trug, war getödtet. Sie überließen sich sorgloser Freude, gingen nach Beute und suchten in dem nahen Saltofluſſe Erquickung im Baden. Da stürmte auf einmal Ritter Erard v. Valery mit enggeschlossener Schlachtordnung aus seinem Hinterhalt hervor, und errang, wiewohl schwer, den Sieg über die schon Siegtrunkenen. Cunradin mit Friedrich von Baden und wenigen Getreuen entkam durch die Flucht. Verkleidet wendete er sich nach Rom, aber da hatte sich das Blatt gewendet. Doch halfen ihm einige noch treugebliebene Freunde zu Rom zur Flucht nach Pisa. In Astura schiffte er sich mit

seinen wenigen Begleitern nach Pisa ein, von wo aus er nach Sizilien überschiffen wollte, um von dieser heimischen Insel aus einen neuen Angriff auf den Kronenräuber zu unternehmen. Bereits waren die Flüchtlinge in die See gestochen, da ließ Johannes Frangipani, der Herr von Astura, ihnen nachsetzen und sie einholen. Ein Schiffsmann hatte ihm einen Ring gebracht, den Herzog Friedrich vom Finger gezogen und zur Bezahlung der Fahrt gegeben; daraus hatte Frangipani geschlossen, daß der Besitzer ein Mann von Bedeutung seyn müsse, den er nicht entkommen lassen dürfe. Als Cunradin mit seinen Genossen vor ihn gebracht wurde, gab er sich alsbald zu erkennen, und hoffte auf den Schutz Frangipani's, weil die Staufer Wohlthäter seiner Familie gewesen waren. Aber er täuschte sich; denn als Karl von Anjou von der Sache Kunde erhielt, und die Auslieferung der Gefangenen verlangte, hatte Frangipani nicht Gewalt oder Muth genug, um es zu verweigern.

Verbrechern gleich wurde Cunradin und sein Freund durch Campanien hindurch nach Neapel geschleppt und daselbst eingekerkert. Um seinem Mordplan die Form Rechtens zu geben, berief Karl von Anjou eine Verhandlung von Rechtskundigen, welche über Cunradin einen Rechtsspruch fällen sollten. Die solcher Gestalt eingeleitete Anklage gegen Cunradin lautete: er habe den wahren König Neapels und Siziliens bekriegt, die Kirche befehdet, Gotteshäuser verheert, deßhalb sei er des Todes schuldig. Dagegen traten die meisten

Richter, der berühmte Rechtslehrer Guido von Suzara an der Spitze, mit der Behauptung auf, Cunradin habe wegen des Königreichs, welches er für sein rechtmäßiges Erbe gehalten habe, einen offenen Krieg geführt; er sei auf der Flucht eingefangen worden, und die an Klöstern begangenen Unbilden seien Frevelthaten von Nachzüglern, welche keinen Befehl dazu erhalten hätten. Graf Robert von Flandern, Karls Schwiegersohn, äußerte sich ebenso, und fügte nachdrücklich hinzu: ein Jüngling von so edlem Geschlecht dürfe nicht gleich einem gemeinen Verbrecher behandelt werden. Nur der Reichskanzler, Robert von Bari, ein gleichgesinnter Knecht seines ruchlosen Herrn, stimmte für die Todesstrafe. Das war für den Usurpator genug; er hielt es noch für eine besondere Gnade, daß er die Opfer seiner Rache blos enthaupten und nicht am Galgen aufhängen lasse. — Gerade spielten Cunradin und Friedrich von Baden im Gefängnisse Schach, als ihnen das Bluturtheil angekündigt wurde; das hatten sie von ihrem Todfeind nicht erwartet — sie schluchzten laut auf. In den Paar Tagen, welche ihnen zu leben noch vergönnt wurde, beichteten sie und trafen ihre letzten Verfügungen, deren Vollziehung sie dem Ritter Bricandi, Herrn von Nangey, auftrugen. Seine Oheime in Baiern setzte Cunradin zu Universalerben ein. Mit Geldvermächtnissen bedachte er mehrere Klöster. Indessen wurde in aller Stille, auf dem später sogenannten neuen Markt, unfern der Meeresküste, das Blutgerüst

errichtet. Es war, als ob gerade dieser Ort gewählt worden wäre, um dem unglücklichen Cunradin alle Herrlichkeit seines Reichs noch einmal vor dem Tode zu zeigen. Am 29. Oktober 1268 bestiegen die Verurtheilten das mit rothem Tuch überzogene Blutgerüst, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln bereits der Opfer wartete. Der Unmensch, Karl von Anjou, hatte auf dem Thurm einer nahen Burg seinen angeblichen Ehrenplatz eingenommen, um sein wildes Auge an der Blutscene zu weiden. Auf seinen Wink trat nun der ungerechte Richter Bari auf und las das Bluturtheil: Dieser Cunradin, Cunrads Sohn, kam aus Deutschland, um als Verführer seines Volks fremde Saaten zu erndten, und mit Unrecht fremde Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welchen er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräther das Todesurtheil ausgesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen. Dumpf murmelnd stand herum eine dichtgedrängte Volksmenge, aber Keiner der Umstehenden hatte den Muth, durch ein Wort den feilen Knecht Lüge zu strafen. Nur

der schon genannte Graf Robert von Flandern sprang hervor und schrie den Kanzler an: wie darfst Du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen? und zu gleicher Zeit versetzte er ihm einen Streich mit seinem Schwerdt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der Tyrann verbiß seinen Grimm, als er sah, wie die französischen Ritter die That des Grafen billigten, aber er gab keine Gnade. Hierauf bat Cunradin, man möge ihm noch einmal das Wort gestatten, und nun sprach er mit lauter Stimme: vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Recht vertheidigt? Und, wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen? Die Worte des schönen 16jährigen Jünglings rührten, aber riefen keine That hervor. Da warf Cunradin seinen Handschuh vom Blutgerüst herab, damit er dem König Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Sizilien und Apulien übertrage. Heinrich Truchseß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. Nun trat Cunradin zu allen seinen Todesgenossen und umarmte sie, besonders seinen Herzensfreund Friedrich, zog dann sein Oberkleid aus und sprach voll

Fassung, Arme und Augen gen Himmel erhebend: Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände! Jetzt kniete er nieder, rief aber dann, noch einmal sich emporrichtend, aus: Mutter, welche Schreckenskunde wirst du von mir hören! (nach Andern: o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!) und empfing dann, indem er nicht das Haupt verwendete, sondern geduldig, wie ein Opferlamm den Hieb des Henkers erwartete, den Todesstreich. Wie eine herrliche Blume, von der Sichel gemäht, liegt der edle Todte, und sein schönes Blut fließt im Strome und tränkt die Erde. Als Friedrich v. Baden das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerz so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Nun fiel auch sein Haupt, auch das des Grafen Gerhard von Pisa, so wie eines Edlen von Hirnheim aus Schwaben, und mehrerer Anderer der Getreuen Cunradins. Die Leichname der Gemordeten wurden auf dem Kirchhof der Juden verscharrt. Später erhielt Cunradins Mutter, die nach Neapel eilte, um den Sohn zu lösen, aber zu spät kam, die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen. Zur tragischen Geschichte von Cunradins Tod hat sich auch die sinnige Sage gestellt: Unmittelbar, nachdem das Blut des herrlichen Jünglings geflossen war, schoß ein Adler von den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs Neue. Auch soll die Stelle

des Richtplatzes zum ewigen Andenken an das blutige Ereigniß seitdem immer feucht geblieben seyn. Noch lange tönten laute Stimmen der Klage über den Mord Cunradins und seiner treuen Genossen durch ganz Europa. Der deutsche Dichter Meißner sang:

Gedenke, wie unbarmliche der Kunik Chuonrat wart verderbet,
Davon noch allen Duitschen Vürsten eiset (schaudert).

Ja sogar ein Edler von Venedig, der Sänger Barthelemi Zorgi, ließ damals das Lied ertönen:

„Wenn zu großem Entsetzen die Welt unterginge, es sollte mich nicht wundern, da der glorreiche König, in dem Edelmuth noch blühte und Anmuth, hoher Ruhm und alle Vorzüge noch walteten, und Oesterreichs erhabener Herzog Friedrich, der an preiswürdigem Verdienst und an Tugend reich war, so schändlich ermordet sind. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen tragen, denn sie haben ihr Bestes mit diesen Beiden verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt.“ — Die Deutschen, in Cunradins Tagen, haben das Wort des italischen Sängers überhört, kein deutscher König und Fürst hat von Karl von Anjou und seinen Franzosen Rache gefordert wegen Cunradins Ermordung, aber der Tag der Rache kam im März des Jahrs 1282, als die Sizilianer

selbst bei der blutigen Vesper den Manen des edlen Cunradins ein schreckliches Racheopfer brachten.

Wir wenden uns weg von dem Boden Siziliens, der so eben aufs Neue vom Blute getränkt worden im Kampfe gegen Bourbon'sche Willkühr-Herrschaft, und kehren wieder auf unsern im Strahle des Friedens ruhenden Staufenberg zurück. —

Was den letzten Staufern von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, das hatte der unglückliche Cunradin Alles seinen eigennützigen Oheimen in Baiern noch vor seiner Abfahrt vermacht. Unter diesen Gütern aber ist Burg und Dorf Hohenstaufen nicht genannt, auch von den beiden genannten Herzogen nie angesprochen worden; daraus ersehen wir, daß die Burg Hohenstaufen unter den alten Kaisern und Königen aus diesem Hause als heimgefallenes Reichslehen betrachtet wurde, wenn sie anders nicht eine Zeit lang in den Händen der Schenken von Limpurg, sowie der Herren v. Rechberg gewesen. Im Jahr 1274 wenigstens versetzte Walther, des Reichs Schenke von Limpurg, mit dem Consens seiner Brüder, seines Sohnes und anderer seiner Erben seinen Thurm auf Staufen und eine Hofstatt, welche man gewöhnlich nennt Burgsäß, mit dem Patronatsrecht der Kirche zu Giengen, an seinen Eidam Ulrich von Rechberg, und Hans, dessen Bruder, sowie seine übrigen Brüder für 450 Pfund Heller. — Aber unter Rudolf von Habsburg, der alle Reichsgüter einzog, muß Staufen wieder Reichsburg geworden seyn. Als auf einer

solchen kehrte Rudolf von Habsburg im November des Jahrs 1288 ein; es war in den friedlichen Zeiten, welche für Schwaben während der letzten Lebensjahre des guten deutschen Königs eintraten. Von Hohenstaufen aus ging er in das nahe Gmünd hinab, wo er mancherlei Anordnungen mit den Herren des Landes traf. Mit Gewißheit erscheint Hohenstaufen als Reichsburg im Kampf K. Ludwigs und K. Friedrichs um das Reich. Ums Jahr 1319 war sie wahrscheinlich in Ludwigs Besitz. Als nemlich K. Friedrich vom Frühjahr 1317 an bis Sommer 1320 in Oesterreich und den andern angränzenden Ländern weilte, vertrat dessen Sache in Schwaben sein Herzog Bruder Lupold aufs kräftigste, und traf Anstalt, die wenigen Herren, Vesten und Städte dieses Landes, welche noch zu König Ludwig hielten, durch Gewalt und Ueberredung auf seine Seite zu bringen, was wohl überall gelang. Im Herbst 1319 war die Reichsfeste Hohenstaufen noch nicht in Friedrichs Besitz, Lupold begab sich daher am 17. September selbst zu Graf Eberhard nach Stuttgart, und vermochte ihn, noch am Ende des Jahres die Belagerung dieser Burg zu unternehmen. Wegen der Kosten der Belagerung und des Graberlohns stellte er ihn sicher; „werde die Burg erobert, so solle sie selbst hiefür Pfand seyn, worüber auch noch K. Friedrich bestimmte Zusage geben werde; die Schatzung der Kosten soll in diesem Falle von dem Truchsessen Kuno von Urach und Wernher Nothaft ausgehen; werde aber die Veste nicht genommen, so

stehe die Schätzung bei Kraft von Hohenlohe, von welchem dann auch die Bestimmung der Zahlungsziele abhänge.“ Ob Graf Eberhard die Veste eroberte, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich kam sie auf gütlichem Wege in seine Hand. Eberhard erhielt sie dann als Pfandschaft von K. Friedrich. Denn, wenn im Juni 1323 K. Ludwig dem Grafen Eberhard für seinen Uebertritt zu ihm die Belassung bei den Reichspfändern zusichert, so war unter diesen Pfändern ohne Zweifel die Burg Hohenstaufen begriffen, welche somit mit kurzer Unterbrechung bei Wirtemberg geblieben. Auch unter Kaiser Karl IV. blieb Wirtemberg im Besitz der Pfandschaft, ja er bestätigte im Jahr 1347, um nach Ludwigs Tod die mächtigen Grafen Eberhard und Ulrich zu gewinnen, seine „getreuen Landvögte“ in ihren Pfandschaftsrechten. Im Jahr 1360, als die Städte den Kaiser mit Beschwerden gegen die Wirtemberger Grafen bestürmten und ihn gegen sie aufhetzten, forderte er den Grafen Eberhard vor sein Gericht, und verlangte von ihm, daß er die Reichsfesten Achalm und Staufen zurückgebe. Aber der Graf sagte trotzig nein, und nun wurde gegen ihn der Feldzug beschlossen, in dem die Städte redlich ihre Mannen stellten, denn es ging ja gegen die Wirtemberger Grafen, ihre geschwornen Feinde. Ein kaiserliches Heer und ein Städterheer griff zumal auf drei Seiten die Grafen an. Doch richtete die große feindliche Kriegsmacht Nichts aus gegen die Grafen, und der Kaiser fand es vielmehr für gut, mit ihnen ein

leidliches Abkommen zu schließen. Unter den Friedensbedingungen war die, daß sie die Vesten Hohenstaufen und Achalm, und Alles, was zu denselben beiden Vesten gehört, herausgeben. Der Kaiser zog sie wieder für das Reich ein; sechs Jahre darauf aber versetzte er sie zur Heimsteuer seiner Tochter Elisabeth, als sie sich mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich vermählte, für 10,000 Schock großer Prager Pfennige, die er ihr als Heimsteuer verheißen. Bald darauf gingen die beiden Vesten in Afterpfandschaft über: zuerst an Rudolf von Honburg, dessen Bruder und ihre Erben im Jahr 1369, und dann im Jahr 1370 an Johann und Wilhelm von Rietheim. Um diese Zeit muß die Burg Hohenstaufen schon sehr baufällig gewesen seyn. Denn, als im Jahr 1371 Karl IV. dem Haus Oesterreich auf die Pfandschaft zu Bau und Besserung noch 1000 fl. gut an Geld schlug, da betraf dieß besonders Hohenstaufen, „das an Mauern und Dächern gar schädlich breschhaft war.“ Während dessen hatte Wirtemberg die Burg Staufen und Achalm nimmer aus den Augen gelassen. Im November des Jahrs 1376 kamen beide bleibend an Wirtemberg, denn Wilhelm von Rietheim gab nach dem Ableben seines Bruders Johann die eine wie die andere Veste mit allem Zugehör, mit allen Rechten, wie sie seines Bruders selig, Johansen von Rietheim und sein und ihrer Erben Pfand waren, an den gnädigen Herrn Ulrich von Wirtemberg und alle seine Erben auf. Im Jahr 1387 befahl Kaiser Wenzel

der Stadt Reutlingen und andern Reichsstädten, daß sie die Grafen von Wirtemberg an ihrer Gerechtigkeit an den beeden Vestinen Hohenstaufen und Achalm nicht irren dürfen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wird Hohenstaufen bereits unter den eigenthümlichen Besitzungen des Wirtemberg'schen Hauses aufgezählt. Burg und Dorf Staufen war auch gerne unter den Wirtemberg'schen Herren, was sie wirklich bewiesen. Als nemlich im 15. Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, da brachten die Insaßen zu Hohenstaufen selbst 600 fl. für die Wiederlösung auf, und erhielten dagegen die Vergewisserung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Hundert Jahre später, im Bauernkriege, kam über die alte Kaiserburg dasselbe Loos, was so viele ihrer Schwestern in der Nähe und Ferne, und kurz zuvor das nahe Kloster Lorch betroffen. Burg Staufen war während Herzog Ulrich nur schlecht besetzt. Zwei und dreißig Mann bildeten die ganze Besatzung unter dem Burgvogt Georg Staufer von Blosenstaufen. Dieser war aber gerade abwesend in Göppingen, als eine wilde Bauernrotte, eigentlich nur eine Abtheilung von dem Haufen, der Lorch verheert hatte, unter dem Berge ankam. An der Stelle Staufers führte Michael Reiß von Reißenstein auf Filseck den Befehl. Als die Bauern von unten herauf das Schloß mit Stücken zu beschießen anfingen, so antwortete die Besatzung mit Schüssen, und tödtete einige derselben. Doch sie fühlte sich in Kurzem zu schwach, auch zu wenig für längeren Widerstand ge-

rüstet; so verlor sie bald den Muth und flüchtete sich auf der hintern Seite des Bergs hinab. Ohne Widerstand drangen nun die Bauern in das Schloß ein, und zerstörten es, so viel ihnen die Zeit gestattete, meist durch Brand bis auf die Hauptmauern und Thürme. Die näheren Umstände erzählt M. Crusius, wie er sie von dem Schultheißen und Wirth des Dorfs Staufen, einem sehr alten Manne, im Jahr 1588 vernommen. „Die Zahl der Bauern sei nur klein gewesen, und der Ueberfall bei Nacht geschehen. Knechte und Wächter des Schlosses erschreckt, meinten, der Feind sei mit einer größeren Macht zugegen; sie warfen in der Angst die Schlüssel von der Zinne zu den Bauern herunter und verbargen sich da und dort in Verstecken. Durch solche Kriegslist sei das Schloß eingenommen, geplündert und angezündet worden. Einige, die in ihren Verstecken im Schloß gefunden wurden, haben sie von den Zinnen der Burg und an der steilen Seite des Bergs hinabgestürzt. Geringer Widerstand von Seiten der Wächter hätte die Burg retten können. Andre sagen, der Commandant habe sich mit seinen Knechten und Mägden eine Zeit lang gewehrt, die heißes Wasser hinabgegossen und Steine hinuntergeworfen, weil es ihnen an Büchsen gebrach. Als ein größerer Haufen von Bauern dem Schlosse nahte, habe Herr Reiß den „Reißaus“ genommen nach Filseck, und Alle übrigen in der Burg im Stich gelassen. Auch sein 18jähriger Knecht, Peter Jost, sei glücklich entronnen. Darauf sei die Burg eingeäschert worden.“

Derselbe Crusius, der uns diesen Bericht über die Zerstörung der Burg mitgetheilt, möge uns auch erzählen, wie die Burg Hohenstaufen 63 Jahre später aussah. Im Jahr 1588 machte er mit seinem 14 jährigen Söhnlein Urban und zwei Freunden, M. Eusebius Stetter und M. Abel einen Besuch auf dem Berge Hohenstaufen. Sein Bericht, dem er noch einen für jene Zeit gut gefertigten Grundriß beigegeben, lautet wörtlich also:

„Wir langten in dem Dorfe Staufen an, welches unterhalb des Schlosses liegt. Das Thor der Burg sah links gegen das Dorf herunter. Als wir am Berg unter einem Lindenbaum ausgeruht, führte uns der Dorfpfarrer Johann Maier auf dieses uralte und sehr berühmte Schloß. Ich hoffte, noch etwas Gemaltes daselbst zu sehen: ein römischer Adler, oder die Wappen der schwäbischen Herzoge. Aber diese sind weiland gewesen; jetzt war nichts zu sehen, als bloße Mauern und Thürme, ohne Ziegel und Holz. Lieber Gott! soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen seyn? Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene, keine andre Kaiserin, keine Herzogin, kein Frauenzimmer; kein Geräusche mehr der Menschen, keine Trommete hört man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen, wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches für Alter

fast wurmstichig ist; er mähet das Gras, das im Schloßhof hoch stehet; der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.

Wir waren bei zwei Stunden auf dem Schloß und betrachteten alles fleißig. Da erbarmte uns des menschlichen Elends, daher ich auch das Lied gesungen:

„Mag ich Unglück nicht widerstahn."

Und M. Eusebius schoß, anstatt eines Abschieds, sein Gewehr über die Mauer ab, als wir wieder herunter gehen wollten. Ich will aber Lage und Gestalt des Orts und Schlosses bezeichnen:

Unten das Dorf Staufen, von dannen steigt man links auf den Schloßberg. Daselbst ist fast in der Mitten eine kleine Ebene, wo weiland, wie man sagt, Tänze gehalten wurden. Hernach, wenn man weiter hinauf geht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige ist. Der Berg selbst ist rund, wie ein hoher Spitzhut, doch an einem Theile länger als breit. Wir gingen auch außerhalb um die Mauern herum, und es ist ringsum wenig Raum übrig, also daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang desselben ist, weil der Berg ziemlich gäh ist. Man kann aber an zwei Orten hinaufgehen: erstlich auf einem mühsamen und engen Fußwege, zu dessen Rechten jener Tanzplatz

ist; da sind es 450 Schritte vom Dorfe bis zum Thor. Hernach auf einem breitern Umwege, der mehr zur Rechten des Berges gegen Lorch ist, und auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thor hineingegangen ist, siehet man nun zwei Theile des Schlosses, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, beide mit einer Mauer von einander abgesondert. In dem zur Rechten ist heutiges Tages kein Gebäude, außer ein Stück von einer Mauer, sondern der Platz ist voll Gras. Dessen Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, das gegen das unten gelegene Dorf Staufen steht, ist eine Capelle gewesen. In dem Eck links, nicht weit vom Thor, neben der absondernden Mauer, steht ein Brunnen, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern sind in beiden Theilen des Schlosses Bäume und Stauden. Nun ist mitten in der unterscheidenden Mauer ein Thor, durch das man in den andern Theil des Schlosses, welcher zur linken ist, hinein ging. Dieser Theil ist 60 Schritt lang und 40 breit. Also ist die Länge des ganzen Schlosses 106 meiner Schritte. Zur linken Hand, wenn man zu diesem Thor hineingeht, steht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt ward, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte nur von oben, nicht von unten den Eingang. Neben diesem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufen zum Thor hinaufgeht, war die Wohnung des Frauenzimmers.

Allda war auch unter der absondernden Mauer ein Weinkeller, welcher mit Steinen schier angefüllt ist. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Es sind Bäume dabei. Im äußersten Eck dieses Theils, welches im Hineingehen zur rechten Hand ist, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten, an der Mitte der nächsten Seite, ist eine Höhle, welche man das Heydenloch heißt. Vielleicht ist sie damals ausgegraben worden, um das Schloß zu fällen, als es weiland von Lotharius dem Sachsen, der mit Kaiser Conrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hofe dieses andern Theiles wächst Gras, welches abgemäht wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfaßt, ist beinahe 7 Schuh dick, an einem Ort höher, am andern niederer, weil viel davon eingefallen, oder hinweggeführt worden. Das fürnehmste an der Mauer sind die Quadersteine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, so daß das mittlere Viereck über die vier Nebenseiten herfürgehet, wie die Steine an der Nürnbergischen Stadtmauer. Die Steine sind noch roth von dem Brande, da die Bauern das Schloß angesteckt. Man kann auf der Mauer umhergehen, und wer ein scharf Gesicht hat, der sieht da bis an den Rhein (den Fluß selbst jedoch nicht, was der Lage nach unmöglich ist). — In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß, keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt. Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Bein-

gerippe. — Der Schultheiß ackert in dem inneren Hof und säet Frucht darauf." So weit M. Crusius.

In der St. Johanniskirche zu Gmünd hat sich ein Oelgemälde auf Leinwand erhalten, welches die Burg zeigt, wie sie in alter Zeit, wenigstens im 13. Jahrhundert gewesen. Da die Umgebungen auf diesem Gemälde ganz naturgemäß sind, und besonders der Rechberg mit Burg und Kapelle ganz kenntlich ist, so dürfen wir auch annehmen, daß die Burg Hohenstaufen ganz richtig dargestellt ist. Der Standpunkt ist auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd, und zeigt die zur Rechten zwischen Tannenwäldern sich hinschlängende Rems, über ihr hoch oben den stattlichen Berg mit der Burg Hohenstaufen. Wir erblicken die nordöstliche Seite der Burg mit drei kleinen Mauerthürmen, zwei größeren Thürmen im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu seyn scheint, eine dritte Thurmspitze. Dieses von Meister Heideloff im „Schwäbischen Taschenbuch vom Jahr 1820" abgebildete Gemälde scheint aber in mehreren Stücken von dem alten Grundriß des M. Crusius abzuweichen. So finden wir auf demselben nicht den sogenannten Bubenthurm. Aber gerade diese Abweichungen sind ein Beweis für das höhere Alter der Darstellung der beiden Burgen Hohenstaufen und Rechberg (das Gemälde selbst ist offenbar Copie eines älteren), da wir mit Recht annehmen dürfen, daß die Burg unter den Staufern selbst und noch mehr unter den nachfolgenden Besitzern ver-

schiedene Veränderungen in Absicht auf Bauart erfahren haben mag.

Was die ferneren Schicksale der Burg Hohenstaufen nach dem Bauernkriege und den Zeiten des Crusius betrifft, theilte sie ihr Loos meistens, wie schon früher, mit der Burg Achalm. Im dreißigjährigen Kriege eignete sich die Erzherzogin Claudia von Oesterreich auch Hohenstaufen zu, und besaß es einige Jahre. Mit dem Frieden kam die Burg im Jahr 1648 wieder an Haus Wirtemberg. Seit jener Zeit ist, wie schon Crusius berichtet, das Gemäuer auf Hohenstaufen immer weniger geworden. Wie zu seiner Zeit schon viele Steine zum Bau des herzoglichen Schlosses zu Göppingen verwendet wurden, so haben in späterer Zeit auch die Einwohner von Staufen die Steine, welche ihnen noch näher lagen, als den Göppingern, zu Bauten benützt. Besonders wurden zur Zeit des ehrwürdigen Pfarrers Ammermüller (seit 1760) manche Steine abgeführt, jedoch gegen eine mäßige Bezahlung. So hat man mit den Trümmern der einst prächtigen Kaiserburg noch profitablen Handel getrieben. Zuletzt grub man auch noch die Grundsteine aus, und nur ein kleines Mauerstück blieb zum Andenken, ist aber bis auf Weniges verschwunden. — Erst seit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts wurde der fast vergessenen Kaiserwiege auf Hohenstaufen wieder einige Aufmerksamkeit zugewendet. Nicht nur von begeisterten Vaterlandsfreunden jedes Standes, sondern sogar von Fürstlichen ist dem Berge die Ehre des Besuchs

zu Theil geworden. Im Jahr 1795 besuchte der Markgraf, später Churfürst Carl Friedrich von Baden, den Staufenberg. Im Jahr 1799 bestieg die edle Churfürstin und spätere Königin Matthilde mit ihren Prinzen und Prinzessinnen den Hohenstaufen, und erneuerte hier oben das Andenken der Isabelle, Gemahlin Kaiser Friedrichs II., welche eine Tochter König Johanns von England gewesen. Ihr folgte den 12. August des Jahrs 1803 ihr fürstlicher Gemahl Churfürst, später König Friedrich. Umgeben von seinen Ministern und seinem Hofstaat, brachte er unter dem Jubel der Zuschauer einige Stunden auf Hohenstaufen zu. Einige Tage darauf pilgerten viele Hunderte aus allen Ständen auf diese ehrwürdige Stätte, wo sie unter den aufgerichteten Pyramiden und Obelisken, und unter dem Wehen des Erzpanners, das ja auf Wirtemberg übergegangen und geblieben, einher wandelten. Nie ist eine Wallfahrt schöner und ehrenvoller gewesen — wir können uns keine zweite erinnern, wo dem Hohenstaufen von hohen Häuptern solche Ehre zu Theil geworden wäre. — Noch sind die Worte unsers trefflichen Historikers, des geistreichsten wirtembergischen Prälaten, Gottfried v. Pahl, nicht erfüllt worden, die er über Hohenstaufen aussprach:

„Heut' zu Tage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstaufs einen Tempel oder ein Pantheon aufführe, nach vaterlän-

discher Urstte mit Eichen umpflanzt, und auf seinen Altar die Aufschrift setze:

„Den würdigen Verfechtern der deutschen Freiheit und den ersten Aufklärern des westlichen Europa's."

Ein Denkmal um das andre wird im deutschen Vaterlande aufgestellt — große Geister können sogar viele zählen, die ihnen die Enkelwelt geweiht — wie lange wird es noch anstehen, bis vom Hohenstaufen, von der Wiege der größten deutschen Kaiser, ein Obelisk, ein Denkstein ins Thal blickt, der beurkundet, wie die Nachwelt die Heroen der deutschen Geschichte ehrt?

Ehe wir dem ehrwürdigen Hohenstaufen ein Valet sagen, etwa mit eben der Stimmung, mit welcher M. Crusius unter den Trümmern der Burg den Vers des alten Liedes sang:

So weiß ich, daß kein Gwalt bleibt fest,
Ist's allerbest,
Das Zeitlich' muß verschwinden.
Das ewig Gut
Macht frohen Muth —
Dabei ich bleib',
Wag' Gut und Leib',
Gott helf' mir's überwinden!

betrachten wir noch die sogenannten Heidenlöcher. Wir finden sie auf der nordwestlichen Seite, und von der Höhe führt uns ein kleiner Pfad, der sich um die Stätte des alten Bubenthurms herumbeugt, an eine Höhlung in der steilen Felsenwand, die ehemals höher

und tiefer gewesen, jetzt aber verfallen zu seyn scheint; weiter oben ist eine Oeffnung, wie ein Rauchfang. Eigentlich sind es zwei Höhlen, das obere und untere Heidenloch genannt. Sie gehen in den Rippen des Bergs aufwärts, und wer kriechend hinauf klettert, der findet sie bald so erweitert, daß er aufrecht darin stehen kann. Wozu dienten diese Höhlen? Die Ansicht des alten Crusius ist wohl keine richtige, das Heidenloch sei damals ausgegraben worden, als Kaiser Lothar die Burg belagerte. Wir untersuchen nicht, wie weit diese Belagerung mit der Geschichte vereinbarlich ist, aber das finden wir unwahrscheinlich, daß die Feinde bei jener Belagerung sollten an der steilen Wand von unten heraufgeklettert seyn, um hier den harten Fels zu durchbohren und auf diese Weise aufwärts in die Burg zu kommen. Neuere haben in den Heidenlöchern unterirdische Gänge suchen wollen, die bei Ausfällen benützt wurden. Allein auch das läßt sich nicht behaupten, da man nirgends entdecken kann, daß das Heidenloch bis in das Innere des Berges hineingereicht habe. Um wie viel wahrscheinlicher ist die Vermuthung des gelehrten Prescher's in seinem „Alt-Germanien," daß das Heidenloch schon in der vorchristlichen Zeit unsern heidnischen Vorfahren zu einem heiligen oder gottesdienstlichen Zwecke gedient habe. Das Heidenloch könnte auch etwas Aehnliches gewesen seyn, wie das sogenannte Sibyllenloch auf dem nicht fernen Teckberge. — Von diesem Heidenloch aus hat man gegen Nordwesten über weiches

Fruchtfeld hin den besten Niederblick auf das sogenannte Wäscherschlößlein, von dem wir bereits oben gesprochen. Doch mit diesem Blick auf das merkwürdige, alterthümliche Gebäude begnügen wir uns nicht, wir wollen selbst an Ort und Stelle, um die Stätte zu betrachten, die gleichsam als der Stammquell der edlen Staufer zu betrachten ist. Ein steiler Pfad führt uns auf die zweite Gebirgsstufe hinab, die über dem linken Ufer der Rems sich hindehnt. Nach einer Stunde gelangen wir in den stattlichen Marktflecken Wäschenbeuren. In den ältesten Urkunden bis ins 14. Jahrhundert wurde dieser Ort immer Buren, Büren, Beuren genannt. Noch im Jahr 1347, als Cunrad von Rechberg im Ort eine Frühmesse stiftete, heißt er Büren und Buren, und ebenso in einer Urkunde von 1483, bald Wäschenbeuren, bald Buren. Zu diesem Dorfe gehört das nur ein halbes Stündchen entfernte, der Rems zuliegende

Wäscherschlößle

sammt dem Wäscherhof und dem sogenannten Buren (Burren). Das Wäscherschlößle liegt auf einer, nach unten von Wald umgebenen Anhöhe mit lieblicher Aussicht. Es ist ein alterthümliches noch wohlerhaltenes Gebäude, das auf der einen Seite von einer ziemlich hohen Mauer und einem Graben umgeben ist. Ueber dem Eingang des Schlößleins soll die Jahrzahl 1160 eingehauen seyn, was aber zuverläßig auf einem

Irrthum beruht, denn im 12. Jahrhundert wurde in keinem Falle eine Burg mit der Jahrzahl ihrer Erbauung bezeichnet; auch kann sich der Verfasser dieser Blätter, der noch in seinen jungen Tagen auf seiner Wallfahrt nach Hohenstaufen diese merkwürdige Stätte besuchte, nicht erinnern, daß er eine solche Jahrzahl wahrgenommen hätte. Eben so ist es kaum wahrscheinlich, aßd der Einbau des Schlößleins, mit Ausnahme der uralten, starken und dicken Mauer, jener Zeit angehören sollte. Hier war die Wiege des erlauchten Stammes, von dem sich ein Zweig auf den hohen Adlerhorst Staufen geschwungen, und dort seinen Sitz erbante, während der andere wohl ältere Zweig auf dem Familiensitz Büren (Buren) geblieben. Vielleicht haben nur diese späterhin, um mehrerem Ansehen und Glanzes willen, den Namen „von Staufen" angenommen, was ihnen wegen ihrer Verwandtschaft mit denselben zustand. Von diesem besonderen Zweige der Staufer stammte wohl nicht jener Volknand von Staufen, der im Jahr 1181 das Kloster Adelberg stiftete, und ebenso wenig die unter den Zeugen Genannten, Friedrich, Cunrad und Bernold v. Staufen, denn der erstere wird im Stiftungsbrief ein Dienstmann Kaiser Friedrichs genannt, während die übrigen, zu denen noch ein Gerung von Staufen kommt, in einer Urkunde Herzog Friedrichs vom Jahr 1189 ausdrücklich Burgmänner zu Staufen (castellani in Stouphen) genannt werden. Es erhellt auch daraus, daß jener Volknand mit den übrigen Genannten von Staufen

nicht mit den Herzogen auf Staufen verwandt gewesen, denn auf einem Gemälde zu Adelberg führt Volknand im Wappen in rothem Feld einen gelben Eber auf blauem Grund stehend; also waren es ursprünglich Herren vom nahen Eberspach, und schrieben sich, wie es oft bei Ministerialen der Fall war, nach dem Namen ihres Lehensherren, der ihnen seine Burg anvertraute. Desto gewisser stammten vom gemeinsamen alten Stamme zu Büren jener Cunrad der Wascher, dessen Sohn gleichen Namens und sein Bruder Egeno, welche drei Herren im Jahr 1271, drei Jahre nach Cunradins Hinrichtung, in Urkunden erscheinen. Cunrad schrieb sich in seinem Sigille ausdrücklich von Staufen, und wohnte mit Sohn und Bruder auf dem Wäscherschlößlein, dem er ohne Zweifel den Namen gegeben. Warum er der Wäscher oder Wascher hieß, ist nirgends angegeben. Noch vor dem Aussterben seiner herzoglichen und königlichen Agnaten trat er mit Ansprüchen an das Kloster Lorch auf: „ihm gebühre, als einem Stammesvetter der Stifter, die Kastenvogtei über Lorch, da im Stiftungsbrief ausdrücklich versehen sey, daß dieselbe immer der Aelteste aus der Familie haben soll.“ Dagegen sträubten sich Abt und Mönche, und der Ritter Wäscher that nun den Letzteren alles zu Leide, was er nur konnte. Aber, da es ihm an Macht gebrach, seine Ansprüche geltend zu machen, so ließ er sich endlich im J. 1271 zu einem Vertrag herbei, in dem er wegen der vielen Unbilde, die er gegen das Kloster verübte, als zu

einem Schadenersatze, auf die Güter zu Aichstrut, zu Schadeburg, zu Wighartisrutin, Tanibuch, Klotzheim verzichtete, welche ihm von wegen der Schirmvogtei zukamen. Deßgleichen trat er ihnen seine Güter im Nibelgau ab, die nach dem Erbrecht auf ihn gekommen waren, und nahm dagegen vom Kloster einen Hof zu Buren, was wohl der obengenannte Wäschenhof gewesen. — Nach Aussterben der Ritter Wäscher von Staufen kam das Schlößlein mit dem Dorf Wäschenbeuren an die Grafen von Rechberg-Staufeneck, von diesen an die von Geitzigkofer, welche Dorf und Schlößlein an die Grafen von Thurn und Taxis zu Valsaßin und die Freiherren von Freiberg-Eisenberg verkauften. Das Wäscherschlößle soll im Jahr 1377 im Städtekrieg zerstört worden seyn, aber die Zerstörung muß sich nur auf ein sogenanntes Abbrennen beschränkt haben, wenn nicht anders der jetzige Einbau einer späteren Zeit angehört. Wohl schon zur Zeit der Herren von Rechberg wurde das Schlößlein von einem Vogte bewohnt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte in dem Schlößlein der Förster der Gutsherrschaft. Vor 100 Jahren waren in demselben noch schöne Pergamenturkunden mit großen Sigillen aufbewahrt; der damalige Vogt soll sie seinen Kindern zum Verschneiden gegeben haben. Was die wilden Bauern im Jahr 1525 also nicht vernichtet hatten, das mußten Kinder zu Grunde richten. — In neuester Zeit hatte das altehrwürdige Wäscherschlößle beinahe das Loos, aufs Neue ruinirt zu werden. Man wollte

es, wohl der schönen Steine wegen, abbrechen, aber der Staat hat es noch zur rechten Zeit vor solchem Vandalismus unsrer Tage gerettet.

Von der Wiege zum Grabe ist immer ein kleiner Weg; so ist auch die Fahrt von der Wiege der Staufer zu ihren Gräbern eine kleine, denn in einer Stunde sind wir unter dem schönen Berge, der das Kloster

Lorch

trägt, in welchem die Ersten des Geschlechts von Staufen ihre Grablege erkoren haben. Es liegt auf einem Hügel über dem Remsthale, das hier noch nicht den freundlichen Anbau und die lachenden Rebengelände zeigt, die ihm weiter unten so unaussprechliche Reize geben. Im Gegentheil sind die Abhänge auf beiden Seiten mit Wald bewachsen; auch bietet das enge Thal wenige malerische Parthien dar. Nur breiten sich in seiner Niederung schöne Wiesen aus, und der fleißig gebaute Boden verräth ein arbeitsames Volk. Auch erscheint in dem an dem Fuße des Klosterbergs liegenden Marktflecken, wo ein Cameral- und Forstamt, sowie eine Post ihren Sitz hat, viel Wohlstand und Betriebsamkeit. Ein gut erhaltener Fahrweg führt in 10 Minuten von dem Marktflecken in das Kloster hinauf. Seine Ansicht auf der Mitternachtseite, auf der es hier umgangen wird, wo sich eine starke, nimmer gar hohe Ringmauer dem Auge darbietet, erinnert, daß hier einmal eine Burg gestanden sei,

von der noch die starren Grundmauern zu sehen sind. Eine uralte astreiche Linde vor dem Thor, auf einem Vorsprung vor den Klostermauern gegen Südwesten, kündigt sich auch als ein Zeuge aus der Vorzeit an und ladet in ihren Schatten ein. Hier ist der Niederblick in das anmuthige Waldthal der Rems recht eigenthümlich reizend. Kehrt man sich links und wandelt von Westen gegen Osten an den Mauern hin, an welchen Rebenlauben Schutz gegen den rauheren Himmel suchen, so erblicken wir über der jenseitigen Hügelwand der Rems und ihren Tannen die schönen Spitzen der untern Alb, Hohenstaufen, Rechberg, Rosenstein — mit jedem Schritte wieder eine andere, mit jedem Sonnenblick wieder anders beleuchtet, lauschend und zaubernd hervor. Ein verödeter Vorhof führt uns zunächst zum merkwürdigsten Bauwerk Lorchs, in die uralte, schmucklose, düstere Klosterkirche. Betrachten wir dieselbe von Außen wie in ihrem Innern, so müssen wir sie in ihren Hauptbestandtheilen für die alte Kirche erklären, wie sie seit Jahrhunderten gestanden ist. Das beweisen im Langhaus die oben befindlichen alterthümlichen Fensteröffnungen, und wenn wir in die Kirche eintreten, die vier Eckpfeiler, wo sich die lateinische Kreuzform der Klosterkirche scheidet, welche noch byzantinisch sind. Auch der im Spitzbogenstyl gebaute Chor ist noch aus älterer Zeit. Auf jeden Fall ist derselbe lang vor dem Bauernkrieg erbaut worden, in dem die Kirche von Grund aus zerstört worden seyn soll. Vielmehr haben die Bauern

in die Kirche nur Brander geworfen, in Folge dessen wohl Nichts als der Dachstuhl abbrannte, und etwa die Thürme zu Grunde gegangen sind. An die Kirche angebaut steht ja noch ein alter byzantinischer Thurm mit einer breiten Wendeltreppe, der sich aber nur bis zur Höhe des Kirchendachs erhebt. Wohl ist auch die Kuppel dieses Thurms abgebrannt, den wir für das älteste Bauwerk des Klosters erklären. Für römisch, wie Manche es annehmen, halten wir ihn nicht, dagegen wäre es möglich, daß er ein Thurm der alten Burg wäre, die sich in ältester Zeit auf dem Klosterberg erhoben.

Mit heiligem Schauer treten wir in das Dunkel dieser ehrwürdigen Kirche ein, die wohl am wenigsten unter den Händen der rohen Bauern gelitten, denn es wäre eine Anstrengung von Wochen gewesen, diese uralten festen Mauerwände der Kirche zu brechen. Das Herz schlägt dem Eintretenden, daß hier sein Fuß über lauter Gräber des erlauchten Geschlechtes von Hohenstaufen wandelt. Es sind viele des Geschlechts in der Kirche begraben, aber leider! haben wir, wie von anderen namhaften Kirchen, keine glaubwürdigen Nekrologien aus einer frühern Zeit, welche die sichersten Notizen geben könnten, denn die rohen Bauern haben ja fast alle Dokumente vernichtet. Nur drei schriftliche Zeugnisse sind vorhanden, von denen das eine lateinische wohl in eine sehr frühe Zeit gehört, denn es besteht aus gereimten lat. Versen, die gewiß noch dem 13. Jahrhundert angehören. Eine zweite

Mönchsschrift besteht aus lat. Hexametern, und gehört schon einer späteren Zeit an. Eine dritte ist die deutsche Bearbeitung der ersteren, und ist uns mit den beiden genannten von M. Crusius aufbehalten worden. Wir geben diese wörtlich, um dem Besucher der Kirche einen Anhaltspunkt zu geben, welche Begrabenen er hier zu suchen hat.

Willt du eben wöllen verston,
Vnd vnser Stifter Namen hon
Die bey vns ein Gruben gemein
Bedecken thut: all ihr Gebein
Durchlesen: vernimm sonderbar
Der nachgeschrieben Verßlein wahr.
Von Fürsten sind sie hochgeborn,
Ein Grub bei vns ihn außerkorn:
Aus denen der erst ruwen thut
Von Schwaben Hertzog Fridrich gut,
Ein Freyherr von Hohenstaufen geborn,
Diß sein Ort hat er außerkorn,
Als man zalte Christi Leben
Tausent hundert vnd zwey darneben,
Das gmacht zu einer Clausur sein,
Darinn zu dienen Gott allein,
Unter Benedicti Regel,
Die ersten waren alle edel;
In disem Sarch nun ruwen thut,
Gott hab' sein Seel ewig in Hut.
Dem ruwet sein Gemahel Agnes by,

In der Mund Christ gelobet sy,
Heinrich deß vierten Tochter zwar
Von vns genommen zu der Engelschaar.
Zween Brüder, seiner Mutter Kind
Hie bey vns auch begraben sind.
Darzu Gertrud ein Königin,
König Cunrads gar lieb Freundin.
Bey vns zu Aschen worden ist
König Heinrich, der edel Fürst.
Darnach von Schwaben Friderich,
Der Hertzog hoch vnd löbelich,
Mit seinem Bruder Cunrad schon
Viel hoch ging in der Himmel Thron.
Hienach damit jhr Brüder drey,
Merk, wie eins jeden Name sey:
Wilhelm vnd dazu Reinbolt,
Den dritten du Fridrich heissen sollt.
Beatrix jhr Schwester hochgenannt
Ligt hie bey vns in diesem Sand.
Gar edel vnd gar milteſam
Von Griechen (Maria ist jr Nam)
Deß Kaisers von Constantinopel war,
König Philippen vermählt gar offenbar.
Welch auch Irene wird genannt,
Beyn Griech vnd Teutschen wol bekant;
Auch hie mit Aschen ist bekleit,
Als vns der Cronik Kundschaft seit,
Ihr Tochter Beatrix ligt bey ihr,

Der Christus hie war al Begier.
Wer fürgehnd liſt dieſe Verßlein ſein,
Der ſprech: Gott wöll jhn gnädig ſeyn,
Vnd jhn geben das ewig Liecht,
Mit dem ſie jhn ſehen ohn Verdries.
Das wölle Gott auch vns verleihen,
Durch Chriſt das Leben lon gedeyen!

Nach dieſer Aufzählung wären in der Kirche zu Lorch begraben:

Friedrich v. Staufen, erſter Herzog in Schwaben und Franken, † 1105.

Agnes ſeine Gemahlin, † 1143.

Ludwig und Walter, Herzog Friedrichs Brüder, wenn ſie auch nicht namentlich in der Schrift genannt ſind.

Gertrude, Kaiſer Cunrads III. v. Staufen Gemahlin.

König Heinrich, K. Cunrads Sohn, der vor ihm ſtarb 1150.

Herzog Friedrich v. Schwaben, genannt von Rotenburg, ebenfalls ein Sohn Cunrads III. † 1167.

Wilhelm
Friedrich
Reinbold } Söhne K. Cunrads; alle drei unzweifelhaft.

Beatrix, eine Tochter K. Cunrads.

Irene, K. Philipps Gemahlin, † 1208. Vor 20 Jahren ſoll ihr goldener Ring, den ſie mit ins Grab nahm, neben der Kirche gefunden worden ſeyn.

Auf dem durchbrochenen Ringe waren die Embleme der Kreuzigung des Heilandes, ein Schwamm, die Nägel und der Speer, die Kreuzesleiter und der Ysopenstengel abgebildet.

Beatrix, Tochter K. Philipps und der Irene, Gemahlin K. Otto's IV.

Der Verfasser der zweiten jüngeren lat. Inschrift nennt noch

Herzog Friedrich den Einäugigen, den Vater Friedrich Rothbarts, unter den in der Kirche Begrabenen, was aber unrichtig ist, da er im Elsaß seine Ruhestätte fand.

Von einer weit größeren Zahl von Begrabenen des Geschlechts von Hohenstaufen berichtet ein ehemaliger Conventual zu Lorch, Namens J. Jak. Spindler von Göppingen, ums Jahr 1550. Er zählt außer den Genannten noch auf:

K. Cunrad III., † 1252.

Beatrix, Tochter Cunrads.

Judith a, Herzogin von Baiern, Gemahlin Friedrich des Einäugigen.

Cunrad, Herzog v. Baiern, Bruder der Judith a.

Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Barbarossa's, der aber in Asien starb.

Cunrad, Herzog v. Schwaben, ebenfalls ein Sohn Barbarossa's, † 1196.

Friedrich und Wilhelm, die jüngsten in ihrer Jugend verstorbenen Söhne Barbarossa's.

Reginold und Friedrich, Söhne K. Philipps.

Der Mönch Spindler gibt noch genau an, wo die Reste der Genannten begraben liegen.

In der Kirche: Herzog Friedrich und seine Gemahlin Agnes, und unterhalb derselben Friedrichs beide Brüder, sowie Herzogin Judith und ihr Bruder Herzog Cunrad. Im Chor waren drei Gräber: in der Mitte König Heinrich und sein Bruder, auf der rechten Seite K. Cunrad mit seiner Gemahlin und seinen jüngeren Söhnen, auf der linken Seite Irene mit ihrer Tochter Beatrix, der Gemahlin K. Otto's. Vor den Staffeln des Chors zwei Gräber, in denen die Söhne K. Philipps, sowie die beiden jüngsten Söhne Barbarossa's sollen begraben worden seyn.

Da sich J. Jak. Spindler darauf beruft, daß er Dieses und Anderes im J. 1519 aus einem alten, von dem Prior Augustin entlehnten Buch, das er jedoch nicht näher beschreibt, abgeschrieben habe, so läßt sich seine Angabe nicht so leicht verwerfen, ob sie gleich gar sehr von der Angabe der beiden Mönchsschriften abweicht. Ueberhaupt läßt sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit sowohl des Inhalts der Mönchsschrift, als der Angaben Spindlers schwer entscheiden, denn selbst Chronisten, die der Zeit der hier begrabenen Glieder des Hauses Hohenstaufen näher standen, differiren in ihren Berichten. — Sollten auch nicht alle Genannten hier liegen, Ehre genug für das Kloster Lorch, daß seine Gruft die Stammeltern des ganzen herzoglichen und kaiserlichen Hauses von Staufen,

einen römischen König, und die Gebeine zweier deutschen Kaiserinnen birgt. Ob aber alle diese noch in ihrer früheren Ruhestätte liegen, wäre sehr zu bezweifeln. Schon bei der ersten Gräberöffnung muß eine Aenderung damit vorgegangen seyn. Hierüber berichtet Spindler, wie er von den Alten des Convents hörte:

„Anno domini MCCCCLXXV da ward der Stifter Grab aufgethan und mit dem Stein aufgehebt, und neu gemacht, unter dem ehrwürdigen geistlichen Herrn Herrn Nicolaen von Arberg, Schenken, Abt des Gotteshaus Lorch. Und zu derselben Zeit, als Maria im Tempel geopfert ward, hat man funden viel Gebeins, klein und groß, sind unter solchen viel, die drei Spannen lang gewesen seyn, auch viel Hauptscheilen. Und besonders, als aufgethan sind worden die Gräber vor der Sakristei, hat man da funden Hauptscheilen, an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen, und auch kleine Spörnlein, auch ander Ding, das man vor Alter nicht hat können erkennen, was es sey. Dabei sind gewesen die Alten des Convents, glaubwürdige Väter: Herr Caspar, Prior, Herr Anßselmus von Horkheim, ein Edler, Großkeller, Herr Oswald, nachmals Herr und Apt zu Murrhardt; welche Solches Alles beschrieben, und ich von ihnen gehört und Solches den Nachkommen zuletzt gelassen. Es sind auch im Langmünster etliche Sachen in den Felsen gehauen, denn der Fels steigt allda auf bis zu dem Paviment (Esterich), darinnen die Stifter

mit sammt den andern seyn begraben worden." In demselben Jahre, da die Gräber geöffnet und die Gebeine erhoben wurden, wurde das merkwürdige Grabmal in gothischem Styl gefertigt, das vor den Chorstaffeln steht, und besonders unsere Aufmerksamkeit beim Eintritt in die Kirche auf sich zieht. Dasselbe bildet ein erhöhtes länglichtes Viereck, etwa 11 Spannen lang, 6 breit und eben so hoch. Der Deckel besteht aus einem einzigen sehr feinen und erhaben gehauenen Werkstein, welcher das herzoglich schwäbische Wappen der Staufer zeigt. Im Schild sind drei zum Laufe gerichtete leopardirte Löwen über einander, über dem mit der Krone geschmückten Helm schwingt ein einköpfiger Adler seine Flügel. Zwei Engel halten das Wappenschild. Die Umschrift, welche auf dem Rande des Deckels eingehauen ist, lautet:

Anno dni MCII iar war dieß
cloſter geſtift. hie ligt begraben herzog fried.
von ſwaben. er vnd
ſein kind diß cloſters ſtifter ſind.
ſin nachkimling ligent och hie by. got in
allen gnädig ſy. gemacht im J.
1475.

Auf den Ecken des Postaments sind auch Figuren angebracht. (Eine treue Abbildung des Denkmals im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen, so wie überhaupt des Klosters, des Inneren der Kirche u. s. w., nach Zeichnungen des kundigen Pfarrers M. Eduard

Keller, finden wir in dem schönen Buche Hohenstaufen, Lieder und Gedichte von A. Knapp. 1839.)

Nach Allem zu schließen sind die sämmtlichen Gebeine der hier Begrabenen erhoben und unter dieses Grabmal zur Ruhe gebracht worden. Wunderbar, daß dieses Denkmal, sowie das des ersten Abts Herbert († 1124) im Jahr 1525 von den Händen der rohen Bauern verschont geblieben, während die übrigen Denkmale zuverläßig durchwühlt wurden, denn die Kisten- und Seckelleerer haben unter wie über der Erde ihre Begierde nach Beute zu stillen gesucht.

Die Gestalt des genannten Grabmals ist ganz ähnlich denen, die wir in der Klosterkirche zu Murrhardt und in der Stiftskirche zu Oehringen finden. Das erstere ist zu Ehren Kaiser Ludwigs des Frommen, das andere zu Ehren der Königin Adelheid, Mutter Cunrads des Saliers, Stammmutter des Hohenloh'schen Hauses, gestiftet. Alle solche Grabmale dienten nicht nur, um das Andenken der hier Ruhenden unter den Lebenden zu erhalten, oder die Stätte zu bezeichnen, wo ihre Gebeine ruhen, sondern sie waren auch für den feierlichen Umgang bestimmt, der an den sogenannten Jahrtägen um die Gräber der Stifter gehalten werden mußte. Zu Lorch war der Tag des h. Antonius zur Gedächtnißfeier der erlauchten Todten des Hauses Hohenstaufen erlesen. Am Abend vorher mußten Leichentücher auf die Gräber gedeckt, und vier Lichter im Chor und eben so viele auch in der Mitte der Kirche aufgestellt werden. Auch ein Theil der vorgeschriebenen

Gebete wurde schon jetzt abgehalten. Darnach nach 2 Uhr wurde geläutet, und die verschiedenen Arten von abwechselnden Gesängen und Gebeten gingen an. Nach einiger Zeit wurde mit allen Glocken geläutet und nach Vorschrift fortgelesen und gesungen. Endlich hatte der Abt in seinem besten Schmuck mit der bischöflichen Hauptzierde selbst zu erscheinen und einen Theil des Gottesdienstes zu verrichten. Unter einem feierlichen Gesang um Erlösung gingen Alle aus dem Chor hinab, umgaben das feierlich behängte und beleuchtete Grabmal, und vollendeten die angeordneten Gesänge. Die Gräber wurden neu geweiht und unter den Schutz der himmlischen Mächte gestellt. Die Nacht hindurch brannten noch ein Paar Lichter im Heiligthum; am Morgen begannen die feierlichen Todtenmessen, zu welchen auch Priester vom Dorfe kamen. Alles endigte sich mit einem Mittagsmahl, wobei es nicht kärglich hergehen durfte — etwa in der Weise, wie die Geistlichen auf dem Wurmlinger Berge eine Mahlzeit gehalten.

Aus derselben Zeit, wie das Grabdenkmal in der Kirche, mögen auch die leider! schon sehr verbleichten Freskogemälde an den acht Säulen des Langhauses stammen. Dieselben haben zwar keine Ueberschrift, noch Umschrift, aber doch läßt sich leicht schließen, wen sie darstellen. M. Crusius hat sie noch farbenhell gesehen, wir geben sie nach seiner und eines Unbekannten Beschreibung.

1) An der ersten Säule rechter Hand bei dem

Haupteingang Herzog Friedrich v. Schwaben sammt seiner Gemahlin Agnes. Sie halten knieend mit erhobenen Händen das Kloster in die Höhe, wie gewöhnlich die Stifter abgebildet werden. Herzog Friedrich erscheint als ein alter grauer Mann in einem grünen Kleide von Pelz, die Herzogin Agnes in einem fleischfarbenen Rock, darüber ein braunblauer Mantel ist. (Ein Ungenannter, der die Bilder auch gesehen, gibt der Herzogin einen rothen Unterrock und grünen Talar.)

2) An der zweiten Säule ist Herzog Friedrich der Einäugige zu sehen; er trägt ein rothes Kleid und grüne Strümpfe.

3) An der dritten Säule erscheint Kaiser Friedrich Barbarossa. Sein Haar ist röthlich und sein Bart von gleicher Farbe, in zwei Theile getheilt. In seiner Rechten trägt er den Reichsapfel, in seiner Linken ein Schwerdt, auf seinem Haupt die Kaiserkrone, um den Hals eine goldene Kette, vornen der Reichsadler mit dem Wappen von Staufen, den drei über einander zum Lauf gerichteten leopardirten Löwen. Sein Kleid ist ein grüner Rock. M. Crusius meinte, er sehe dem D. Eberhard Bidenbach, seiner Zeit Abt zu Bebenhausen, ähnlich.

4) Kaiser Heinrich VI. in einem himmelblauen Pelzrock und grünen Strümpfen.

5) Kaiser Friedrich II. mit Krone, Scepter und Reichsapfel, in einem braunblauen Kriegshabit, gleichsam zum Streit mit einer Schärpe (Gürtel) aufgeschürzt.

6) Cunrad, römischer König, im grünen Rock und rothen Strümpfen; er führt ein Scepter in den Händen.

7) Cunradin, ein junger Herr von schönem Angesicht, geharnischt, mit einem bloßen Schwerdt in der rechten Hand; ein langer Talar (Pelzmantel, Königsmantel) hängt ihm über den Rücken. Der Helm liegt zu seinen Füßen. Ueber diesem Bild ist folgende Figur: Cunradin liegt auf dem Block, der Scharfrichter läßt das Beil an einem Seil auf dessen Nacken fallen. Hinter dem Scharfrichter sitzt der Pabst auf dem Thron, sammt einem Cardinal und dem bösen Karl von Anjou.

8) König Philipp und Irene. Sie knieen beide, mit langen Kleidern angethan, die über die Füße hangen; mit den Händen halten sie eine Tafel, welche Jesum am Kreuz und darunter Johannes und Maria, rechts die Opferung Isaaks, links die erhöhte Schlange Mosis zeigt. Philipp trägt eine Krone und Scepter, ein Schwerdt an der Seite, hat rothe Haare und Bart (wie sein Vater Barbarossa), einen braunblauen Kragen von Seide um den Hals, einen grünen Rock mit Pelz verbrämt. Irene ist gekrönt, trägt hinten unter der Krone eine braunblaue Haube, vorn etwas Weißes; hernach einen weißen Kragen und braunblauen Rock mit Aermeln, die hinten eng, vornen weit sind. Ueber der Tafel, die Philipp und Irene halten, ein Bild Mariens mit dem Jesuskind, ihnen zur Seite zwei Wappenschilde, unter denen eines das Wappen

des Klosters, einen doppelten schwarzen Adler, im Herzschild die Löwen von Staufen zeigt.

Wenn wir auf den alten M. Crusius hören, so wären diese Gemälde ziemlich alt, was wir besonders von den beiden letztgenannten, K. Philipp und Irene, sagen können, denn diese sind ganz im Costüm des 15. Jahrhunderts, während Cunradin v. Schwaben seiner Tracht nach wohl in den Anfang des 16. Jahrhunderts verwiesen werden könnte. Ohne Zweifel sind sie ums Jahr 1475 oder kurz nachher gemalt worden, und so hätten wir sie wohl dem Abte Nikolaus Schenk von Arberg zu verdanken, der bereits durch Errichtung des Grabmals seine Begeisterung für das Haus Hohenstaufen kund gethan. Wäre nachzuweisen, daß das eine der Wappen über Philipp und Irene dem genannten Abt Nikolaus Schenk von Arberg angehörte, dann hätten wir sogar einen urkundlichen Beweis dafür, daß die Bilder wenigstens unter der Regierung dieses Abtes gefertigt worden. (Eine Abbildung aller dieser Gemälde findet sich in dem mit Fleiß gefertigten Bilderwerk „die Klosterkirche zu Lorch durch Sebald Baumeister. Gmünd 1820.“)

Ehe wir die so merkwürdige Kirche verlassen, besuchen wir noch das in der Nebenkapelle befindliche Begräbniß der edlen Herren von Wöllwarth. Es sind 14 ziemlich gut erhaltene Steinbilder Wöllwarth'scher Ahnen an den Wänden in Lebensgröße, vom Jahr 1409—1567.

Auf der einen Seite:

1. Jörg von Wöllwarth, mit der Inschrift: Anno dni. 1409 ist gestorben der edel vnd Streng Herr Jörg von Welwart, Ritter.

2. Jörg v. Wöllwarth. Inschrift: Anno dni... Jar ist gestorben der Edel vnd Vest Jörg von Welwart.

3. Jörg von Wöllwarth. Inschrift: Anno dni. 1442. Jerg von Welwart.

4. Anno dni. 1463. Wilhelmus.

5. Ist eine Statue ohne Schrift, weil, sagt M. Crusius, dieselbe, da es eine goldene Schrift gewesen, von den Bauern geraubt worden.

6. A. 1505.

Auf der entgegengesetzten Seite:

1. Ulrich von Wöllwarth. A. 1505 starb der Edel vnd Vest Ulrich von Welwart. Diese Statue hat einen zerfressenen Bauch; aus dem Haupt kriecht eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse. Also wurde der Leib des Ritters im Walde gefunden, in den er, um zu jagen, gegangen war, aber er hatte sich verirrt und konnte nicht mehr herauskommen, wie die Sage geht.

2. Jörg von Wöllwarth. Anno Domini 1500 Jörg von Welwart.

3. Heinrich v. Wöllwarth. Anno dom. 1509 *Hainricus v. Welwart pridie S. Mariae Magdalenae.*

4. Renwart von Wöllwarth. Anno Dom. Renwart von Welwart die Mercurii post S. Ulrici.

5. Renwart v. Wöllwarth. Anno Dom. 1522 an vnser Frawen Abend. Renwart v. Welwart.

Oberhalb an der Mauer:

1. Georg Heinrich v. Wöllwarth. An. Dom. 1551. Maji 30. *media tertia* Görg Heinrich v. Welwart zu Lauterburg.

2. Jörg von Wöllwarth. A. Dom. 1551. Febr. 11. Jörg v. W. zu Hohenroden, Obervogt zu Schorndorf.

3. Sebastian von Wöllwarth. An. Dom. 1566. Jan. 7. Sebastian von Welwart zu Hohenroden.

4. Hans Conrad v. Wöllwarth. An. Dom. 1567. Apr. 7. Hans Conr. v. W.

Die Jahrszeit aller dieser Herren von Wöllwarth feierten die Mönche zu Lorch immer am Tage nach Martini. Sechse aus dem Kloster, und ebenso viele Priester aus dem Dorfe Lorch mußten die Feier abhalten und erhielten dafür acht Gulden.

Treten wir wieder aus dem düsteren Tempel heraus, so finden wir freilich wenig Merkwürdiges mehr aus der ältesten Zeit. Das Kloster, wie alle übrigen Gebäude, die zum Kloster gehören, stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Kreuzgang des Klosters befindet sich der alte Grabstein des ersten

Abts Herbert; die sehr alte Inschrift, welche wir bei M. Crusius entziffert finden, lautet also:

En primi abbatis crura
Jacent hac sepultura.
Herbertus nomine
Obiit anno Domini 1124.

In diesem Kreuzgange, der freilich nicht mehr der uralte ist, sind noch einige Steine vorhanden, welche davon Zeugniß geben, in welch schönem Style das Kloster erbaut war. So ein byzantinisches Kapitäl, welches einem kleinen gekuppelten Fenster in einer der Mönchszellen über dem Kreuzgang angehörte; ferner ein byzantinischer Säulenfuß, welcher ebenfalls aus dem alten Kreuzgang des Klosters stammte. Wir finden Beides in dem trefflichen Werke unsers ehrwürdigen Heideloff, Ornamentik des Mittelalters, Heft 4. abgebildet.

Wir gehen zur Chronik des ehrwürdigen Klosters über.

Dorf und Kloster Lorch haben, wie die Stadt Lorch in Oesterreich, ihren Namen, lat. *Laureacum*, zuverläßig noch aus der Römerzeit. Soviel ist erwiesen, daß der römische Gränzwall, die sogenannte Teufelsmauer, über Lorch führte, wo er, ziemlich in rechtem Winkel, mit einem Male die Wendung nach Nordwesten machte, und von nun an seine Richtung mit dem Laufe des Rheins, wie bisher mit dem der Donau paralleliſirte. Vielleicht stand der angeblich römische Thurm auf dem Berg, der an die Kirche angebaut

ist, mit dem Gränzwall in Verbindung, denn wir können ihn wohl mit eben dem Rechte, wie manche andere uralte Römerthürme in Wirtemberg, für ein römisches Bauwerk halten. Ob der Name Götzenthal (ein Thälchen bei Lorch) und Venusberg (ein Berg in der Nähe) auf den Aufenthalt der Römer in dieser Gegend hinweisen, wäre noch näher zu untersuchen. Auf diesem Berge, der damals der Marien- oder Liebfrauenberg genannt wurde, hatten die Herren von Büren und Staufen eine Burg, die aber einem frommen Zwecke weichen mußte; denn obschon im Dorfe Lorch längst von Hildegard, der Gemahlin Friedrichs von Büren, eine Kirche und ein Stifthaus für einen Probst mit zwölf geistlichen Herren erbaut wurde, verwandelte Friedrich von Staufen, der erste Herzog von Schwaben, die Burg in eine Benediktiner-Abtei. Die Stiftung dieses Klosters auf dem Liebfrauenberg zur Ehre der h. Maria geschah im Mai des Jahrs 1102, zufolge des Stiftungsbriefs, der also lautet:

„Kund und zu wissen sey allen Christglaubigen, den zukünftigen wie den Gegenwärtigen, daß ich Friedrich, Herzog der Schwaben und Franken, und mein Ehgemahl Agnes, mit unsern beiden Söhnen Friedrich und Cunrad zum Seelenheil aller der Unsern, sowohl der lebenden wie der in Gott ruhenden, durch die Hand der frommen und edlen Laien Herrn Heinrich von Vellberg und Herrn Wido's von Gröningen, die Abtei Lorch dem h. Petrus, dem Apo-

stelfürsten übergeben, mit dem Geding, daß jährlich von dem Kloster ein güldener Pfennig soll an den apostolischen Stuhl verabreicht werden. Ferner bestimmen wir, daß wer in unsrer Familie der Aelteste wäre, der soll Schirmer und Vogt des genannten Orts seyn; wann aber, was Gott verhüten möge, der Schirmherr ein Feind oder Beschädiger (des Klosters) wäre, so soll er sein Schirmamt verlieren, und ein bescheidener Mann an seiner Statt erwählt werden. Sollte aber aus ihrer Mitte Keiner für tauglich erfunden werden, so mögen die Brüder mit Rath der verbrüderten Aebte, etwa von Hirsau oder Komburg oder Zwiefalten, einen Tauglichen erwählen. Außerdem verordnen wir und untersagen fest von Gotteswegen, daß kein Abt die Güter der Kirche, die schon erworbenen oder noch zu erwerbenden, aus Leichtsinn verletze oder mindere, nur mit der Ausnahme, daß, wenn einer der Fürsten oder Herren einen Mann oder ein Weib sammt ihren Gütern der Abtei schenken sollte, diese, wenn sie demüthig darum bitten, solche Güter als Lehen haben und behalten sollen. Auch soll kein Bischof, kein Herzog, kein Markgraf, kein Graf, kein Vogt, überhaupt keine Person, sie sey hoch oder nieder, die Güter der benannten Kirche beschweren, beläftigen oder schmälern. Damit es desto unverletzlicher gehalten werde, so lassen wir diese Urkunde mit unsrem Sigille besiegeln. So geschehen im Jahr 1102 u. s. w."

Mit was für Gütern der Stifter das neuerrichtete

Kloster dotirte, läßt sich aus den vorhandenen Urkunden nicht entnehmen, es geschieht ihrer erst später Erwähnung. Die ersten Mönche für seine Stiftung berief Herzog Friedrich im Jahr 1108 aus Kloster Hirschau, welches damals im Rufe großer Zucht und Frömmigkeit stand. Erster Abt wurde Herbert, wohl einer der Brüder aus Hirschau. Im Jahr 1136 nahm Pabst Innozenz II. das Kloster in seinen Schirm und ertheilte verschiedene Bestimmungen über dessen rechtliche Verhältnisse, was Pabst Honorius im Jahr 1225 bestätigte. Den ersten weltlichen Schutzbrief ertheilte ihm K. Cunrad III., der selbst in Lorch anwesend war, im Jahr 1139. Derselbe überließ dem Kloster das Patronat- und Zehentrecht zu Wallenzin (Welzheim) als Tausch gegen den Kirchensatz und Antheile am Zehenten in Ebermärgen (in Baiern). Herzog Friedrich, sein Neffe, der spätere Kaiser, war es, der den Brüdern des Klosters vor allen andern als Schirmherr am besten gefiel; ihn hatten sie sich als Vogt erbeten. Kaiser Cunrad bewilligte ihnen denselben mit der ausdrücklichen Bedingung, daß weder er noch seine Nachkommen den Schirm einem Andern auftragen, sondern selbst verwalten, daß immer der Aelteste der Familie von dem Kloster frei gewählt, aber auch dieses nicht an ihn gebunden seyn sollte, wenn ihm die Güter des Klosters besser gefielen, als die Ehre, deren Erhalter zu seyn. Sich selbst und dem Reiche behielt er die oberste Aufsicht darinnen vor. Im Jahr 1144 bestätigte derselbe Kaiser unter aus-

gedrückten näheren Bestimmungen die von zwei Angehörigen des Klosters Lorch, Constantin und Giselbert, beschlossene Stiftung des Klosters Lochgarten auf ihrem Erbe unfern der Tauber. Damit aber die Kirche der h. Maria zu Lorch keinerlei Schaden erleide, so soll das zu gründende Frauenkloster zu Lochgarten dem Kloster Lorch zinsbar seyn, und demselben jährlich einen güldenen Pfennig entrichten. Kaiser Friedrich I. bestätigte im Jahr 1154 den Inhalt der von König Cunrad dahin verliehenen Privilegien, „den Brüdern, die daselbst Gott dienen, frei von jeglichem Frohndienst und sonstigen unanständigen Leistungen.“ Auch bestätigt er die gegebene Verordnung in Beziehung auf die Wahl eines Vogtes, besonders jenen Artikel, daß kein Vogt einen Vizevogt aufstellen dürfe. Aber gerade das letztere Verbot, daß die Vogtei nie durch einen Vizevogt verwaltet werden dürfe, wurde bald darauf nicht mehr beachtet, denn, als im Jahr 1166 Herzog Friedrich von Schwaben, K. Cunrads Sohn, die Frau eines Dienstmanns des h. Georgs in Bamberg, deren Großmutter sich und ihre Nachkommen dem Kloster Lorch zinsgehörig gemacht, in die Genossenschaft seiner Dienstleute aufnahm und dem Kloster zwei weibliche und zwei männliche Leibeigene zum Ersatz dafür gegeben, da mußte sein Vizevogt Friedrich von Bielrieth (bei Hall) seinen Consens dazu geben. Natürlich mußten späterhin alle Herzoge von Staufen, wann sie auf den Königsthron kamen, Stellvertreter in

ihrem Vogtamte wählen, denn sie waren ja meistens in der Ferne, und entschlagen wollten sie sich dieses Amtes nie. Als Vogt von Lorch bestätigte Kaiser Heinrich VI. im Jahr 1143 die Verleihung einer Mühle des Klosters an Dietrich von Stammheim gegen einen jährlichen Zins auf dessen Lebenszeit. Unter den Zeugen der Urkunde befanden sich Cunrad von Staufen und Heinrich von Lorech (wohl Burgmann einer noch stehenden Staufen'schen Pfalz zu Lorch). Auch Friedrich II., als er im Jahr 1215 das Kloster Lorch mit allen Gütern in seinen kaiserlichen Schutz nahm, nimmt noch das Vogtamt über den Berg, auf dem Lorch liegt, und über die Güter des Klosters in Anspruch für sich und seine Nachkommen. Gegen seinen Sohn Heinrich, den deutschen König, scheinen die Mönche zu Lorch schon etwas mißtrauisch gewesen zu seyn, denn im Jahr 1228 mußte derselbe dem Bischof von Würzburg sowie den Herzogen von Oesterreich und Baiern einen feierlichen Eid schwören, daß er von den Gütern, welche er von dem Kloster besitze, Nichts veräußern wolle, weder durch Verkauf noch Lehenbarmachung, sollte er es sich aber durch irgend eine böse Eingebung zu Schulden kommen lassen, so soll keinerlei Handlung eine Kraft haben. Im Jahr 1251, als die Staufer gerade von ihren ältesten Besitzungen Wenig mehr besaßen, finden wir bereits die Grafen von Wirtemberg in einer näheren Beziehung zum Kloster, oder vielmehr war die Vogtei über Lorch schon förmlich an sie überge-

gangen, denn im März dieses Jahres wirkte der alte Mann, Graf Ulrich von Wirtemberg, dem Kloster bei Pabst Innonzenz IV. die Freiheit aus, daß es zu keinen Pfründabgaben genöthiget werden solle. — K. Rudolf von Habsburg bestätigte gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1274) nicht nur die Freiheiten des Klosters und nahm dasselbe in des Reichs Schirm und Schutz, sondern er übernahm auch auf inständiges Flehen des Abts und der Brüder, welche persönlich vor König Rudolf erschienen, die Vogtei über das Kloster und alle seine Güter u. s. w. mit dem Beding, daß sie keinen andern Vogt haben sollen, als ihn, den König, oder welchen er dem Kloster zum Vogt setze; sollte jedoch derselbe als Verletzer, Berauber und Schädiger des Klosters erfunden werden, so wolle er ihm einen andern rechtschaffenen und tauglichen Vogt setzen. Diesem Schutzbrief König Rudolfs zufolge haben die Mönche von Lorch den Retter und langersehnten Vogt des Reichs, Rudolf von Habsburg, auch für sich als Schirmherrn angerufen; es muß ihnen demnach unter der Vogtei der beiden minderjährigen Söhne Ulrichs mit dem Daumen, unter dem 11jährigen Ulrich und dem Ammenkinde Eberhard nimmer gar behaglich gewesen seyn, zumal in einer Zeit, wie die vor K. Rudolf gewesen, im Interregnum, wo man nicht wußte, wer Koch oder Keller war im heiligen römischen deutschen Reiche. Auch soll das Kloster in Ausübung seiner Rechte von dem benachbarten Adel manche Störung erlitten

haben. Somit können wir uns die Bitte der Mönche von Lorch um Uebernahme der Vogtei an K. Rudolf wohl erklären, da sie ohnedieß ja bisher ihre Vögte unter den höchsten Herren des Reichs gehabt hatten. Graf Ulrich, der ältere von beiden Söhnen Ulrichs, scheint es aber den Mönchen von Lorch übel vergolten zu haben, daß sie seiner Familie die Vogtei abgenommen; denn vielleicht schon vor 1277 beklagten sich die Mönche zu Lorch, wie sie durch Graf Ulrich von Wirtemberg, und die gleichnamigen Grafen von Asperg und Helfenstein in Schaden gekommen, weßhalb sich Pabst Johann XXI. im April 1277 veranlaßt fand, gegen die Schädiger einzuschreiten. Ulrichs Bruder, Eberhard, scheint mit dem Kloster wieder in ein besseres Vernehmen getreten zu seyn, oder waren die Mönche zu Lorch so klug, nach dem Hingang des besten Schirmherrn sich wieder einem gewaltigen Landherrn zuzuwenden. Kaum hatte Rudolf v. Habsburg, der gute König der Deutschen, die Augen geschlossen (im Juli 1291), so wählten Abt und Convent einstimmig den ritterlichen Grafen Eberhard von Wirtemberg zu ihrem Schirmherrn. Graf Eberhard nahm es unter der billigen Bedingung an, daß er nur von gewissen Gütern des Klosters das sogenannte altherkömmliche Vogtrecht empfahe; von andern aber, die schon früher kein Vogtrecht gegeben, nahm er auch keines, sondern sie sollen frei seyn, und wolle er doch dieselbe eben so nach Kräften schirmen. Zwei Jahre darauf führt Graf Eberhard in einer Urkunde

diese Güter namentlich auf, wenn er sagt: „von den Gütern in Münster, Schmiden, Grumbach, Weiler, Schornbach, Eschelbronn, Retterspurg, Necklinsperg, Oppelsbohm, Brezenacker, Steinach, Buch, Brunigsweiler, Rurneck, werden ich und meine Erben nur das sogenannte Vogtrecht nehmen, aber des Klosters Güter im Dorfe Lorch, in Pfalbrunnen, in Holzheim, in Wigmar, in Roth, in Frickenhofen, in Göppingen, in Muthlangen, in Bissingen u. dgl. sollen frei seyn von jeglichem Vogtrechte.“ Nehmen wir dazu jene Güter und Besitzungen, welche das Kloster noch früher erworben: Güter bei Urbach im Jahr 1235, Weinberge bei Dahenfeld 1236, Güter bei Fach 1239, einen Hof in Reichenbach 1265, Tunzhofen vor 1290, Güter zu Bietigheim, welche Conrad Cörnlen dem Kloster im Jahr 1279 um ein Begräbniß und Leibgeding vermachte — so haben wir den ältesten Besitzstand der Abtei Lorch. Trotz dieser vielen Besitzungen war das Kloster schon frühzeitig verarmt, denn wegen seiner Dürftigkeit schenkte ihm Bischof Wolfrad von Augsburg im Jahr 1287 eine erledigte Pfründe des Collegiatstifts im Flecken, und mehrere Chorherrn daselbst thaten später das Nämliche, indem sie ihre Pfründen aufgaben, und die Einkünfte derselben dem Kloster einverleiben ließen; so gab ein Hiltprand Herter von Hertenegg rein und lauter um Gottes und um seiner Seelen Heil willen (1333). Im Jahr 1290 waren Abt Gebigo und Convent bei Christen und Juden so sehr in Schulden verstrickt,

daß sie im genannten Tunzhofen (abgegangenes Dorf bei Stuttgart) den Genuß aller ihrer Weinberge und die Kelter daselbst für fünf Monate an ihren Wirth Heinrich zu Eßlingen und seine Hausfrau Mechtild für 200 Heller verkauften. Um der Noth des Klosters zu Hülfe zu kommen, ertheilte der Pabst durch den Erzbischof Roger von St. Severin reiche Ablaße denjenigen, welche auf ihrem Todbette von ihrem Vermögen dem Kloster Etwas vermachen, oder an gewissen Festtagen ihre Andacht zu Lorch verrichten. Wie weit dieß dem Kloster geholfen, ist nicht weiter überliefert. Wir haben oben gesehen, wie Graf Eberhard von Wirtemberg im Jahr 1291 von Abt und Convent zu Lorch einstimmig zum Schirmherrn gewählt worden, um so mehr muß es uns auffallen, wie König Albrecht im Jahr 1301 dem Grafen das, was er schon besessen, die Vogtei über Lorch, zu Pfand geben konnte. Von nun an blieb sie jeden Falls in seinen Händen, so wie in den Händen seines Nachfolgers, Graf Ulrich. Im Jahr 1331 bestätigte Kaiser Ludwig der Baier den von K. Rudolf im Jahe 1274 dem Kloster verliehenen Gnadenbrief, und noch in demselben Jahr freiete derselbe das Gotteshaus also, „daß Niemand mit des Klosters eignen Leuten, oder die sonst dazu gehören, Etwas zu schaffen haben soll, dann das Reich, ein Abt oder Pfleger (Vogt) des Stifts, auch daß sie Niemand an Hauptrechten und Gülten in keinem Weg dränge, beleidige noch beschwäre, u. s. w.“ Auch Kaiser Karl IV. erneuerte im Jahr

1447 den Freiheitsbrief K. Rudolfs, gab aber in demselben Jahre noch einen weiteren Freibrief, in dem es unter andern heißt: „wir wollen auch und gebieten festiglich, daß keine Person, sie sei geistlich oder weltlich, hoch oder nieder, und sunderlich, wer die Vest Staufen inne hat, keine Vogtei noch Vogtrecht auf ihrem Gut Roth, zu Frickenhofen, Mutlangen, Pfalbrunnen, Lenznang, Bartenbach, und was das obgenannt Gotteshaus hat, wo das gelegen ist, nichts ausgenommen, setze noch mache, und bestätigen und freien ihnen das vor Jedermänniglich — — Auch geben wir ihnen und ihren Nachkommen sunderlich Gnad und Freiheit, daß der obgenannt Abt und Convent und ihre Nachkommen wohl mögen nehmen einen Beschirmer und Behüter ihrer und aller ihrer Leute und Güter, als dicke (so oft) ihnen der nit gefällt, als dicke mögen sie einen andern nehmen u. s. w." In demselben Jahre verpfändete Kaiser Karl dem Kloster die Reichsvogtei zu Dornstatt, und ebenso freiete er das Klostergut zu Dachenfeld von der Advokatei Engelhards von Weinsberg. Ueberhaupt scheint unmittelbar vor und nach dieser Zeit die Lage des Klosters wieder eine bessere geworden zu seyn, denn es war im Stande, wieder neue Käufe zu machen. So hatte es im Jahr 1331 alle Elchingen'schen Güter zu Lorch erhalten, und im Jahr 1333 Weinberge im Staigarten von Conrad Schenk von Winnenden erworben. Im Jahr 1346 kaufte das Kloster mehrere Häuser zu Schorndorf. Im Jahr 1350 erwarb

es Güter zu Stuttgart von denen von Gundelfingen, und später noch die Wöllwart'sche Kelter allda. — War es seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zweifelhaft, ob die Grafen von Wirtemberg Schirmvögte des Klosters geblieben, so wissen wir es gewiß, daß die Vogtei dem Graf Eberhard im J. 1373 und 1377 förmlich übertragen wurde. Die Schirmvogtei scheint auch seit jener Zeit bei Wirtemberg geblieben zu seyn, obgleich Kaiser Wenzel im Jahr 1398 den Gnadenbrief Kaiser Karls IV. erneuerte, unter andern auch jenen Artikel, „daß sie mögen einen Beschirmer ihrer Güter nehmen und absetzen, wenn er ihnen nicht gefalle u. s. w." Ja, die Grafen von Wirtemberg übten fortwährend die Schirmvogtei, obgleich König Ruprecht im Jahr 1401 ausdrücklich das Kloster mit seinen Gütern wieder in seinen und des Reichs Schirm aufnahm, „als sie auch in seiner Fürfahren, römischer Kaiser und Könige, Schirm gehören und vor Alters gewesen sind." Auch alle Gnadenbriefe der folgenden Kaiser, K. Sigmunds vom Jahr 1415 und 1434, K. Friedrichs III. vom Jahr 1442 und 1462, haben dem Kloster das Recht bestätigt, den Vogt zu setzen und abzusetzen, aber es war nur ein Titularrecht, denn die Grafen von Wirtemberg waren und blieben die Vögte des Klosters Lorch. Als solcher ließ Graf Ulrich von Wirtemberg im Jahr 1462 unter dem Abt Nikolaus Schenk von Arberg das Kloster durch den Abt zu Hirschau und Prior zu Güterstein nach der Observanz der Mönche von Melk reformiren.

Derselbe Graf Ulrich war es auch, der bei dem päbstlichen Stuhle die Bitte einlegte, es möchte dem Abte des Klosters Lorch erlaubt seyn, bei feierlichen Gottesdiensten Inful und Ring tragen zu dürfen. Im August des Jahrs 1470 wurde wirklich von Pabst Felix die Erlaubniß ertheilt, daß von nun an der jeweilige Abt des Klosters bei gottesdienstlichen Handlungen, sowohl im Kloster selbst, als in den demselben angehörigen Orten, auch wenn er anders wohin sollte zu einer geistlichen Verrichtung eingeladen werden, sich der Inful, des Rings und anderer pontifikalischen Insignien bedienen dürfe. Abt Wilhelm zu Lorch war der Erste, der sich mit der Inful schmückte. Im Jahr 1495 erhob sich etwas Irrung zwischen Herzog Eberhard von Wirtemberg und Herrn Jörgen, dem Abt zu Lorch, von Jagens und andrer Sachen halber. Herr Hug, Graf von Werdenberg, Landhofmeister und Hauptmann des schwäbischen Bundes, brachte es zu einem Vergleich zwischen beiden Partheien. In demselben wurden nun die sogenannten Zirkel (Bezirke) in des Herzogs Forst- und Wildbann bestimmt, in welchen der Abt von Lorch und seine Nachfolger jagen und hetzen mögen, aber „ohne Irrung des Herrn von Wirtemberg, seiner Erben und Nachkommen, mit Vorbehalt aller ihrer Obrigkeit und Forstrecht, wie das Herkommen ist, und daß sie (die Herren von Wirtemberg) auch darin jagen lassen mögen nach ihrem Gefallen.“ Item von der Cent wegen ward getheidigt: dieweil ein jeder Forstmeister

des Herrn von Wirtemberg in der Cent an seiner Gnaden Statt oberster Hauptmann ist, daß dann des Abts zu Lorch und seines Gotteshauses arme Leute und Hintersaßen, auch seine Hauptleute und Amtleute in der Cent dem Forstmeister als dem obersten Hauptmann in Sachen die Cent berührend von der Cent wegen gehorsam seyen und thun sollen, wie die der Schenken, derer von Adelberg, derer von Gmünd und Anderer arme Leute bisher gethan haben. Doch mögen die Aebte zu Lorch etlichen Harnasch, den ihre Hintersaßen in der Wehre brauchen sollen, im Kloster behalten, also daß dieselben armen Leute, so dieß Noth seyn würd, daselbs wissen zu finden, aber nit destminder soll ein jeglicher eine gute Wehre und auch Etliche ihre Harnasch bei ihnen behalten, damit destminder Säumniß werd, so deß Noth geschieht im Eilen und sunst u. s. w. Im Jahr 1508 bestätigte Kaiser Maximilian dem Kloster die Gnadenbriefe seines seligen Vaters, that aber in einem Briefe von demselben Jahre noch eine besondere Gnade hinzu, indem er den Abt und Convent mit dem Blutbann belehnte. Abt Georg hatte nemlich seiner Majestät vorbringen lassen, „wie in seinem Dorf Lorch vor etlichen Jahren die hohen Gerichte gebraucht worden, als dann solichs zu Anzeigung bisher Stock und Galgen daselbs gestanden, die nochmals unabgethan vor Augen wären; aber die Briefe über dieselben hohen Gerichte seyen in einer großen Brunst, darin der Mehrtheil der Häuser abgebrannt, verdorben wor-

den.“ Der Abt hatte nun den Kaiser gebeten, ihm solch hart Gericht wieder aufzurichten, welche Bitte der Kaiser in Gnaden erfüllte, indem er dem Abt und seinen Nachfolgern „zur Förderung des Rechts und Strafung des Uebels in dem Dorfe Lorch wiederum ein Halsgericht, Stock und Galgen zu verneuen, zu erheben, zu haben und zu halten vergönnte und erlaubte, und demselben Abt Georgen den Bann daselbs, über das Blut zu richten, zu Lehen gnädiglich verliehen.“ Bald hätte der Abt von Lorch Gelegenheit bekommen, von dem vom Kaiser wieder verliehenen Stock und Galgen Gebrauch zu machen, denn im Jahr 1514, als der arme Conrad ausgebrochen, nahmen die Lorchischen Unterthanen alsbald daran Antheil, aber sie wurden stracks zu Paaren getrieben, und mußten dem Abt schwören, die Sturmglocke nicht mehr zu ziehen (ein schon damals beliebtes Mittel für die Aufrührer, um Lärm zu machen), auch nicht auszuwandern, und eine Geldstrafe und den ordentlichen Leibzins zu entrichten. Der arme Conrad war aber nur ein kleines Vorspiel zu dem leidigen Bauernkrieg, im Jahr 1525, der sein schreckliches Weh hauptsächlich über das Kloster Lorch ausgegossen.

Am Pfingstmontag empörten sich die Bauern der Schenken von Limpurg zu Gaildorf, angesteckt von den Odenwälder und Rotenburger Bauern, die den Zunder des Aufruhrs in diese ganze Gegend geworfen hatten. Den Pfarrer Wolfgang Kirschenbeißer aus Frickenhofen nahmen sie zu ihrem Haupt und Kanzler,

einen gewissen Judenhut aus Westheim machten sie zu ihrem Fähndrich und sandten Aufforderungsbriefe weit umher in alle umliegenden Gegenden. Der Inhalt derselben war, „daß alle ihre Nachbarn rings umher zu ihrer Fahne kommen sollten, wo nicht, so wollten sie zu ihnen kommen, doch nicht als Freunde, sondern als Feinde, ihnen Alles, was sie hätten, nehmen und mit Feuer verbrennen.“ Aber ihre Ermahnung war umsonst, die Bauern der an das Hohenloh'sche und Würzburg'sche Gebiet gränzenden Landstriche waren zwar von eben dem Geist des Aufruhrs angefüllt, aber fettere Bissen lockten sie anderwärts hin, nemlich: in das innere Franken, wo zahlreiche und mit Geld und Gut angefüllte Klöster und guter Frankenwein in Aussicht standen. Sie verachteten daher die Einladung des Gaildorf'schen Hauses, als ihrer unwürdig, und sagten von diesem, weil sie nicht glaubten, daß er große Beute machen würde, es sey ein hungriger Haufe. Doch zogen ihm die Bauern aus dem sogenannten Rosengarten, von Gelbingen, von Thann, Sontheim, Vellberg und aus dem Fischacher Thal zu. Diese sandten an die Stadt Hall ein Aufforderungsschreiben, sie sollen dem Haufen zu seinem Unternehmen fünf Tonnen Pulver und fünf Nothschlangen senden. Die Stadt Hall lehnte das Begehren ab. Da richteten die Empörer wahrscheinlich ihr Absehen auf das reiche Stift Comburg und das Schloß Limpurg. Aber in Comburg scheint man davon Bericht bekommen zu haben, denn die in Comburg packten

noch in den Osterfeiertagen Alles, was einigen Werth hatte, zusammen, selbst das Archiv, und flüchteten es nach Hall. Das war ein Glück für Comburg und Limpurg, denn als die Anführer davon Wind bekamen, hielten die Rebellen es nicht für der Mühe werth, nach Comburg zu ziehen. Sie wollten aber doch nicht müßig sitzen und nahmen daher einen Zug ins Wirtemberg'sche vor. Es waren vornemlich Limpurgische, Hällische und Ellwangen'sche Unterthanen, ja auch Gemündische und nicht minder viele Wirtemberg'sche. Anstatt Comburg mußte nun das alte Benediktinerkloster Lorch ihre wilde Raubbegierde erfahren. Der Gaildorf'sche Haufen ging stracks darauf los; denn obwohl viele Harnische und Wehre von der Cent wegen im Kloster lagen, es fanden sich keine Leute, die sie anlegten, um den Rebellen zu begegnen. Der hungrige Haufe drang in das wehrlose Kloster, und die Seckel- und Kistenfeger nahmen Alles, was sie finden konnten, und ihr Anführer, ein gesalbtes Haupt, der Pfaffe Kirschenbeißer, ließ auch Nichts liegen, ebenso ihr Fähndrich Judenhut von Westheim. Alles, was genommen werden konnte, insonderheit viel Wein, darnach sie absonderlich trachteten, viel Getreide, Vieh, kostbare Gefässe (Kirchengefässe) und alle Sachen von einigem Werth wurden geraubt, hernach Feuer angelegt und das Gotteshaus bis auf den Grund abgebrannt. Letzteres sagt ausdrücklich das Ausschreiben des schwäbischen Bundes, aber wir bezweifeln es, wie schon oben bemerkt worden, denn so viele Zeit nahmen sich

die Seckelleerer und Kistenfeger nicht, um die Kirche zu zerstören — genug, wenn nur das Holzwerk und Dachstuhl abgebrannt wurde. Aber so viel Zeit nahmen sie sich, wie ihre Enkel im traurigen Jahr 1848, daß sie aus dem Archiv und der Bibliothek Alles heraustrugen und verbrannten, was der Fleiß von Jahrhunderten allda aufgeschichtet hatte. Wie manche pergamentne Urkunde ist elendiglich verbrannt, wie manche köstliche Handschrift, die Arbeit fleißiger Mönche, ist vernichtet worden, und damit ein unberechenbarer Verlust für die Wissenschaft, besonders die Geschichte des Vaterlandes, durch diese rohen Horden herbei geführt worden. Ja, auch die Dokumente des Klosters Murrhard, die hieher gebracht worden waren, wurden ein Raub der Flammen. Der Kitzel, in Einem Hui zu verderben, was Jahrhunderte ausgeführt, war so groß, daß sie auch die Vernichtung der kaiserlichen Pfalz unternahmen, und sie wurden damit fertig bis auf den schon genannten alten Thurm, welcher durch seine Festigkeit ihrer Raserei trotzte. Das geschah am 26. April 1525. Nachdem dieses löbliche Werk so glücklich vollendet war, zog eine Abtheilung des hungrigen Haufens vom Lager unter Lorch auch gen Hohenstaufen, und zerstörte dieses Denkmal aus einer großen, kräftigen, herrlichen Zeit; und sie rühmten sich noch „daß es Gott mit ihnen habe, weil sie Hohenstaufen so gering gewonnen, und also obgesiegt haben.“ Ein schlechtes Verdienst, für das ihnen die Nachwelt keinen Dank gezollt.

Wohin Abt Sebastian und die Brüder des Conventes sich flüchteten, wissen wir nicht — ja, Abt Sebastian soll sogar unter den Streichen der Bauern gefallen seyn. — Aber sie müssen sich bald wieder gesammelt haben, um die Rückkehr der alten Ordnung und den Tausch des Unvollkommenen mit dem Vollkommeneren zu erleben. Als Herzog Ulrich, der ungestörte Vogt und Herr zu Lorch, im Jahr 1534 aus seiner Verbannung zurückkehrte, in der er die reine Lehre des Evangeliums erkannt hatte, welche er von nun an in seinen Landen verkündigen ließ, da wollte er auch den Strahl des reinen Gotteswords in die düstern Zellen der Mönche scheinen lassen. Er schritt zur Reformation der Klöster, wie er sie in seinem ganzen Lande begonnen hatte. Darum erging an die Aebte zu Lorch und Murrhard, seinen Obervogt zu Schorndorf, den Freiherrn Friedrich zu Schwarzenberg, eine Instruktion, nach der er mit den Aebten zu Lorch und Murrhard handeln sollte.

„Der gedacht, unser Obervogt zu Schorndorf, so lautet die Instruktion, soll gemeld'ten Aebten und Conventen anzeigen: Nachdem wir die Zeit unsers Wiederkommens das gnadenreich Evangelium in unserem Fürstenthum allenthalben predigen und verkündigen lassen, durch welches wir nun gewiesen, daß wir in Kraft des Amts unserer Oberkeit das Gott schmähend und heuchlerisch Wesen und Uebung der Klosterleut nicht länger zusehen und gedulden können, sondern dasselbig in Besserung zu verändern, und haben hierauf beschlossen, die Prälaten und Ordens-

leut mit ansehnlichem Leibgeding abzufertigen u. s. w. Hierauf so hat der von Schwarzenberg von uns Befehl, den gedachten Aebten und Conventen Solches auch fürzuhalten; welcher nun unter den Mönchen die 40 Gulden Leibgeding annehmen will, dem sollen die Urteln des Verzichts und der Leibgedings-Verschreibung fürgehalten werden; welcher aber das Leibgeding nit wollt annehmen, sondern auf einmal mit einer benannten Summe Gelds oder Zehrung abgefertigt seyn wollt, der soll für unser Canzlei und unsere Kammerräthe verwiesen werden u. s. w. Welcher aber deren keins sich annehmen will, dem soll angesagt werden, daß er sich unverzüglich bereit mach', dann die Fuhr sey vorhanden, und mit sammt seinem Bettgewandlein und Büchlein u. s. w. aufsitz, gen Maulbronn zu fahren; wollt er sich aber auch dessen widersetzen, der soll für das Kloster geschafft und das Thor hinter ihm zugethan werden. Es wären dann etliche alte unvermöglich presthafte Personen, die sollen auf unsern ferneren Bescheid allda erhalten werden. Mit den Aebten soll nachfolgender Gestalt gehandelt werden: erstlich soll ihnen die Leibgedings-Verschreibung und der Revers dagegen fürgehalten werden, und so sie es also wollten annehmen, soll unser Obervogt alsbald die Pflicht von ihnen nehmen, und die Copeyen des Revers von ihnen unterschreiben lassen. Wollten sich aber die Aebt eins Solchen widersetzen und abschlagen, soll gedachter Obervogt ihr der Aebte jedem einen zuordnen, der mit sammt ihme

mittler Weil bis auf ferneren Bescheid die Verwaltung versehe."

Bei dem Letzteren ist es wahrscheinlich geblieben: der Abt mit den Brüdern ist im Kloster gelassen worden, denn man weiß von keinem tumultuarischen Auftritte, wie sie in andern Klöstern vorgekommen sind, und in des Verfassers „Kirchlicher Geschichte Wirtembergs" (1842) S. 179 u. f. beschrieben werden. Auch kommt keine Unterbrechung der Abtsreihe vor, denn nach Abt Sebastian wurde Lorenz Autenrieth Abt, unter dem das Kloster Lorch wieder neu hergestellt wurde (1547). Erst unter Abt Benedikt Rebstock wurde das Kloster von Herzog Christoph reformirt. Der genannte Abt verblieb bis zu seinem Tode im Jahr 1563, die sechs Mönche aber, welche seither ein Leibgeding erhalten hatten, wurden, da sie die evangelische Lehre nicht annehmen wollten, amovirt. Zum ersten evangelischen Abt wurde Georg Udal ernannt († 1577). Unter ihm wurde eine sogenannte Klosterschule eingerichtet, aber im Jahr 1584 wieder aufgehoben. Udals Nachfolger war Abel Vinarius (Weinlein), der bis 1601 Abt war. Als M. Crusius im Jahr 1588 seine Wallfahrt nach Hohenstaufen und Lorch machte, kehrte er bei diesem Prälaten ein, und fand bei ihm eine gute Tafel; auch bei dem Klostervogt, Peter Engel, der einen studirenden Sohn zu Tübingen hatte, wurde Crusius mit seinen Begleitern gut aufgenommen. Auf Vinarius folgte M. Jakob Magirus im Jahr 1625, diesem

Melchior Nicolai, nachmals Probst zu Adelberg, dann im Jahr 1627 M. Jakob Gaab. Letzterer wurde im Jahr 1631 von den kaiserlichen Commissarien vertrieben. Diese setzten einen Hans Friedrich Kohler als einen Administrator dahin, als aber dieser im Jahr 1632 wieder das Kloster verließ, so wurde Abt Johann Jakob Albich, vorheriger Probst zu Herbrechtingen, dahin verordnet. Nach der Nördlinger Schlacht im Jahr 1634 mußte auch dieser wieder weichen, und das Kloster wurde wieder von Mönchen aus St. Blasien besetzt. Erst nach dem Westphälischen Frieden wurde das Kloster wieder geräumt, und ein evangelischer Abt M. Wendel Bilfinger im Jahr 1651 angestellt. Seine Nachfolger waren: M. Joh. Jakob Müller 1699, M. Joh. Christoph Hingher 1671, D. Christoph Wölflin 1683, M. Joachim Martini 1699, M. Georg Burkard Kaibel 1703, D. Michael Fortsch 1705, M. Joh. Wendel Bilfinger im Jahr 1713, M. Christoph Zeller, und im Jahr 1727 D. Christ. Matthäus Pfaff, später Kanzler zu Tübingen, Jeremias Friedrich Reuß 1777, Christ. Friedrich Sartorius, † 1785, Johann Friedrich Le Bret 1786.

Im Jahr 1707 schlug Villars bei Lorch das deutsche Heer und plünderte Dorf und Kloster. — Seit der Aufhebung der 14 Abteien in Wirtemberg wurde das Klostergebäude der Sitz eines Cameralamts. Im Jahr 1846 wurde die Klosterkirche, deren Zustand freilich ein trauriger gewesen, wieder nothdürftig hergestellt.

Die
Belagerung der Burg Hohenstaufen.

Es war im Frühling des Jahrs 1127, als König Lothar wieder aus den sächsischen Landen zurückkehrte, wo er eine frische Heeresmacht gesammelt hatte, um den Kampf gegen die Brüder von Staufen aufzunehmen. Als er auf Würzburg zuzog, kamen schon die Boten Heinrichs von Baiern ihm entgegen, welche dem König meldeten, daß derselbe mit seinen Mannen aufgebrochen sey, um sich wieder mit ihm gegen die Brüder von Hohenstaufen zu vereinigen. Er hatte einen neuen Anschlag gegen dieselben, und that ihn durch seine Boten dem Könige kund. Der lautete: während die Herzoge Friedrich und Conrad in den oberschwäbischen Landen weilen, möge König Lothar gegen die Herzogsburg Hohenstaufen ziehen, die das Theuerste in sich schließe, was Friedrich besitze, seine Gattin und Kinder; auch wäre diese Burg leichtlich zu gewinnen, da Herzog Friedrich, ehe er herabgezogen, nur eine schwache Besatzung darin zurückgelassen. Unter der Burg Hohenstaufen, so verhieß es Herzog Heinrich, wolle er seine Schaaren mit dem Heere des Königs auf's Neue vereinigen.

Auf diese Kunde, die Herzog Heinrich aus der Gegend von Zwiefalten nach Würzburg ergehen ließ, rückte König Lothar in Eilmärschen herab gen Schwa-

ben, und legte sich mit seinem Heere vor die Burg Hohenstaufen, um sie förmlich zu belagern.

Schrecken und Angst überfiel die Bewohner der Burg, als König Lothar mit seinem Heere nahte und im Thale sein Lager schlug. Aus wenigen Burgmannen, die der alte Burgvogt Sueneger befehligte, bestand die ganze Besatzung; denn, als die beiden Brüder die Burg verließen, konnte man nicht von Ferne ahnen, daß König Lothar je sein Absehen auf dieses Bergschloß richten würde. Von aller Hülfe waren die auf der Burg abgeschlossen; die sämmtlichen Vasallen waren den beiden Brüdern gefolgt, und wäre auch noch da oder dort auf einer Burg in der Nähe einer der getreuen Ritter und Herren gesessen, es hätte Nichts gefrommt, sintemalen König Lothar im ersten Augenblick seines Anzugs die Burg mit einem Male rings umschlossen hatte, so daß auch Niemand hinauf kommen konnte, und wenn er den eifrigsten Willen hatte, denen auf der Burg Hülfe zu bringen. Auf solche Weise war es auch den Burgbewohnern unmöglich, einen Boten abzusenden, um den beiden Herzogen Friedrich und Conrad, welche fern an der Donau lagen, Kunde von der Noth zu bringen, und sie zu ermahnen, daß sie so schnell als möglich zum Entsatz der Bedrängten herbeieilen.

Dazu kam noch ein andrer Jammer, der die Bewohner der Burg betroffen hatte. Kurze Zeit, nachdem die Herzoge dieselbe verlassen hatten, legte sich Juditha krank. Ein Gram nagte an ihrem Herzen seit jener

Zeit, da die Ihrigen so gar der Pflicht der Verwandtschaft vergessen, und ihr Bruder Herzog Heinrich so feindselig ihrem Gemahl und Schwager sich gegenübergestellt hatte. Vor ihrem Gemahl hatte sie diesen Kummer immer noch verhalten, so viel sie vermochte; nach seinem Abgang brach ihr Schmerz und Leid mit ganzer Gewalt hervor, und der so lang verhaltene Gram legte sie aufs Krankenlager, das sie von nun an nimmer verließ. In dieser Zeit der Noth innerhalb und außerhalb der Burg war jetzt der alte Sueneger der Einzige, der den Muth nicht verlor, während Alle zagten und bebten. Bald war er im Burghof beschäftigt, und traf Vertheidigungsanstalten, um die Feinde für den ersten Augenblick von der Burg fern zu halten, bald war er in dem abgelegenen Stüblein, wo Frau Juditha lag, bleich und abgezehrt — und tröstete die Kinder, die mit Klagen und Jammern der Kranken noch das Herz schwer machten. Die Herzogin selbst tröstete er, denn der Greis von neunzig Jahren hatte so reichen Hort des Trostes und Rathes, den er auf seiner langen Laufbahn gesammelt hatte. Aber auch Muth und Entschlossenheit hatte der Greis noch wie Einer von jungen Jahren. Das sah man, wenn er im Burghof stand und anordnete, was zur Vertheidigung nöthig war. Vor allen Dingen ließ er die Thore verrammeln mit großen Felsblöcken, die schon früher auf den Fall der Noth in die Nähe geschafft worden waren, obgleich Hohenstaufen schon lange von keinem Feind mehr berannt worden war.

Diese Arbeit mußten die älteren und schwächeren der Burgmänner übernehmen, da alle diejenigen, welche noch fähig waren, Sturmhaube und Panzer zu tragen, oben auf den Zinnen und Thürmen aufgestellt wurden, damit die Burg vor Ueberfall geschützt wäre. Der alte Süeneger stellte sich wie ein Junger unter die Zahl der Arbeitenden, wo es Lasten zu heben und fortzuschleppen galt; und wo er selbst seine Hand nicht bieten konnte, da ermunterte er die ihm Untergebenen. Vom Burghof weg eilte er hinauf zu den Zinnen, um zu sehen, ob Alles in gehöriger Ordnung wäre. Mit seinen alten Augen sah er noch so gut wie ein Jüngling, also, daß er alle Bewegungen der Feinde im Thale genau beobachtete.

War Sueneger den Tag über in beständiger Thätigkeit, so war er es auch in der Nacht in eben dem Maaße. Keine Stunde verging, wo er nicht von Zinne zu Zinne, von Thurm zu Thurm ging, und genau erspähete, ob die Burgleute auf dem ihnen anvertrauten Posten wachen, und getreu ihres Amts walten. War der eine oder der andere durch langes Wachen müde geworden, so nahm er seine Stelle ein, und blieb, bis der Tag grauete. So waren durch Suenegers Vorsorge alle Sicherheitsmaaßregeln getroffen; aber auch sonst hatte er die Burg versehen, im Fall, daß sie eine lange Belagerung zu überstehen hätte. An Proviant fehlte es nicht auf der Burg; es war so viel vorhanden, daß wenigstens die kleine Besatzung eine Zeitlang hatte, was sie bedurfte.

Nur an Wasser fehlte es, da sich keine Brunnen oben auf dem Berge fanden. Alles Trinkwasser für die Bewohner der Burg mußte aus dem in der Mitte des Bergs befindlichen Weiler heraufgeschafft werden. So lange die Belagerer noch am Fuße des Bergs lagen, und eigentlich noch Rast hielten, war immer eine Verbindung zwischen dem Weiler und der Burg gewesen, und es konnte der Bedarf des Wassers für jeden Tag heraufgebracht werden. Zur Vorsorge hatte Sueneger während der Zeit, daß die Feinde noch Rast hielten, in Fässern das Wasser aus dem Weiler in die Burg schaffen lassen. Aber auf einmal, während man es kaum noch vermuthete, schloß König Lothar den Berg enger ein; er rückte immer weiter herauf, und verlegte seine Lagerzelte schon in die Nähe des Weilers. Da flüchteten alle Bewohner, Junge und Alte, Weiber und Kinder, der Burg zu, um dort eine Zuflucht zu finden. Sie nahmen sich keine Zeit mehr, ihre Habe zusammenzuraffen, ja kaum das Nöthigste brachten sie mit sich, denn die Feinde waren ihnen zu schnell auf den Nacken gekommen. Schon waren die Hauptthore auf der Burg verrammelt, aber sie wurden doch nicht von Sueneger abgewiesen, sondern durch das kleine Ausgangspförtlein in die Burg aufgenommen.

Kaum hatten die Bewohner den Weiler verlassen, so wimmelte er schon von Feinden, die sich gierig in das Wenige theilten, was die Einwohner zurückgelassen hatten.

Für die Burg Hohenstaufen waren die neuen An=

kömmlinge kein hülfreicher Zuwachs: der waffenfähigen Männer, die mit vertheidigen konnten, waren wenige; desto größer war der Troß von Greisen, Weibern und Kindern, die nur eine Zuflucht suchten, und von nun an die Vorräthe der Burgbewohner mit aufzehrten. So können wir uns nicht wundern, wenn nach kurzer Zeit schon Mangel auf der Burg eintrat, dem alten Sueneger zum großen Herzeleid, denn er war es gewesen, der trotz der Widerrede der meisten Burgmänner, die Dorfbewohner aus Mitleiden aufgenommen hatte. Proviant war noch längere Zeit vorhanden, obgleich bei der Zahl der Burgbewohner, die um ein Drittheil sich verdoppelt hatte, bald auch dieser auf einen geringen Vorrath zusammenschmolz.

Zuerst trat Wassermangel ein. Die meisten Wasserfässer waren geleert, denn zu viele waren derer, welche ihr Bedürfniß daraus holten. Man mußte immer sparsamer damit umgehen, zuletzt wurde das Wasser nur in bestimmten Portionen vertheilt, und es kam auf die Einzelnen oft so wenig, daß sie kaum zur Noth ihr Bedürfniß befriedigen konnten. Ja es kam so weit, daß nur von einem Tag über den andern kaum die Hälfte eines Bechers für den Einzelnen verabreicht werden konnte. Endlich ging auch der Proviant nahe zusammen und konnte nur in kleinen Portionen vertheilt werden. Um die Menge zu befriedigen, brach die Familie des Herzogs und ihr Hausgesinde von ihrem nöthigsten Bedürfniß sich ab. Oft sah man den kleinen Friedrich und die beiden Fräulein

Bertha und Claritia nach dem Imbiß im Burghof, umgeben von weinenden und flehenden Kindern, die einen Tag lang weder einen Biſſen gegeſſen, noch einen Tropfen Waſſer getrunken hatten. Da hielt ein Fräulein ein Krüglein und das andere ein Laiblein Brod, und der kleine Friedrich ging unter den Dürſtenden und Schmachtenden die Runde, das Brod vertheilend, und das kleine Becherlein füllend, um die Schmachtenden zu erquicken. Das Laiblein aber, das die Herzogskinder brachten, war dasjenige, ſo ihnen auf dem Tiſch vorgeſetzt worden war, und das Krüglein Wein ihr Bedürfniß, das auch ihnen zugemeſſen wurde, ſie aber hatten das Alles ſich am eigenen Munde abgebrochen.

Der Mangel auf der Burg erreichte von Tag zu Tag einen höheren Grad. Das Trinkwaſſer war endlich alle, und man mußte zu dem abgelegenen Waſſer in den Ciſternen, die ſchon länger durch keinen Regen mehr aufgefriſcht worden waren, ſeine Zuflucht nehmen. Mehl und Fleiſch, ſo wie Alles, was zur Nahrung nöthig iſt, war ausgegangen, und man mußte das ſchönſte Vieh im Stall ſchlachten, das bisher den Bewohnern der Burg zur Labung ſeine Milch geboten hatte; ja das Junge, wenn es kaum geboren war, verfiel dem Meſſer, um die Bedürfniſſe der Beſatzung zu befriedigen. Trotz dieſes Mangels verlor der alte Sueneger den Muth nicht, und er ermunterte die Beſatzung, welche bereits anfing, muthlos zu werden. Er vertröſtete ſie damit, daß in kurzer Zeit Hülfe eintreffen müſſe, da die Herzoge nicht ſo ferne lägen, und längſt ſchon

Kunde erhalten hätten, die er durch den verborgenen Gang, der gen Staufeneck führe, ihnen habe zugehen lassen. Dem war aber nicht so, denn jener unterirdische Gang, zu dem Sueneger den Schlüssel hatte, war längst schon verschüttet, da er in letzterer Zeit nimmer benützt worden war. Durch diese Erdichtung, zu der er in der Noth Zuflucht genommen hatte, hielt er die Burgmannschaft noch in Ruhe.

Indessen kamen die Belagerer der Burg immer näher; bald wehten die Fähnlein ihrer Zelte schon auf der Spielburg, und man sah von der Burg herab, wie auf dem Platze, da in Friedenszeit nur die Bewohner sich geübt hatten, die Feinde für Kurzweil die Speere warfen, und die Armbrust schoßen, um sich gleichsam für den bevorstehenden ernsten Kampf zu üben. Einige derselben ritten sogar bis zu den Thoren der Burg, und trieben ihren Spott mit den Knechten auf den Zinnen. Kommt, riefen sie hinauf, und laßt Euch bei uns ein kühl Trünklein, auch Wildpret und Fisch schmecken, bei Euch mag doch der Schmalhans Koch seyn. Mit diesen Worten hielten die Einen ihre Feldflasche in die Höhe, und tranken's zu — andere zeigten auf der Spitze ihrer Lanzen Häslein, die sie in dem Buschwerk unter der Burg gefunden und gespießt hatten. Auf die Miethlinge und Feigen der Burg, die hungernd und dürstend auf ihrem Posten standen, hätte dieß bald verlockend wirken können. Der alte Sueneger, der solches merkte, fand ein Mittel, um diesem Spotte ein Ende zu machen. Ein halber

Scheffel Gerste war noch der einzige Vorrath von Getreide auf der Burg, und ein Ochse, auf dessen Fleisch die Burgbewohner schon längst mit gierigem Magen warteten, war übrig geblieben. Mit schwerem Herzen ließ jetzt Sueneger diese Gerste dem Ochsen eingeben, während jedes Körnlein auf der Burg werth und theuer war. Als sich der Ochs zum Verplatzen voll gefressen hatte, wurde er geschlachtet, und sein noch angefüllter Magen herausgenommen. Diesen warf Sueneger mit eigener Hand über das Thor, daß er vor den Augen der spottenden Feinde zerplatzte, und die schönste Gerste auf dem Boden sich ausbreitete. Da machten die Feinde große Augen, denn solchen Ueberfluß hatten sie sich in der Burg nicht gedacht. Sie wandten sich von ihnen, und ritten zum Heere hinab. Wenn es so aussteht, sagten sie zueinander, daß die auf der Burg ihr Mastvieh mit Gerste füttern, dann können wir noch lange hinsitzen, bis wir sie ausmatten. Diese Rede verbreitete sich von Mund zu Mund im Lager, und Viele hatten jetzt mehr Lust, abzuziehen als zu bleiben. Kaum vermochte das Drohwort des Königs die zum Bleiben Unlustigen von ihrem Vorhaben abzubringen; diese erregten immer mehrere in dem Heere, und es wäre vielleicht dazu gekommen, daß sich wenigstens die Söldlinge ohne Willen und Wissen des königlichen Herrn davon gemacht hätten. Da auf einmal wurden die Unlustigen wieder beharrlicher. Ein Bote kam in das Lager, daß Herzog Heinrich von Baiern mit einem mannhaften Heere im Anzug wäre, um das ihrige

zu verstärken, und die Belagerung schnell zum Ziele zu führen. Im Lager der Feinde, besonders bei Lothar, erregte diese Kunde große Freude, aber auf Burg Hohenstaufen wurde der Anzug des bairischen Heerhaufens die Ursache eines großen Jammers. Noch bälder, als die Kunde ins Lager der Feinde kam, hatte man dasselbe auf dem Wartthurm der Burg wahrgenommen. Schon manche Tage stand dort ein Späher, um Kunde zu bringen, daß die so sehnlich erwarteten Herzoge Friedrich und Conrad mit ihrem Entsatzheere der Burg nahen — aber er konnte nie sehen, was er mit allen Bewohnern der Burg so sehnlich wünschte, nach was besonders die schwererkrankte Herzogin sich sehnte, die allein noch die Hoffnung im Leben hielt, ihren theuren Gemahl noch einmal umarmen zu können. Fast jede Stunde mußte man ihr melden, ob man die Ersehnten noch nicht von ferne sehe.

Es war um die dritte Stunde des Mittags, eben war die Kranke vom Schlummer aufgewacht, der sie leider nicht gestärkt hatte, denn sie blickte düstrer auf, als je, wenn sie erwacht war. Ihr erste Frage an Sueneger, der unten am Bette saß, und sich mit den Kindern unterhielt, war: hat man noch Nichts in der Ferne wahrgenommen? Noch nichts, hohe Gebieterin, entgegnete Sueneger. Noch Nichts — o Gott! seufzte die Herzogin, ich werde ihn nimmer sehen — vielleicht ist ihm von seinem Feinde der Weg verlegt, daß er den Seinigen nicht zu Hülfe eilen kann — oder schwebt gar sein eigenes Leben in Gefahr. O Gott, wenn

das wäre! Ich habe den geliebten Gemahl im Traume gesehen, hoch auf einem Thurme, zu dem die hellen Flammen emporschlugen — ich sah, wie er flehend die Hände um Hülfe ausstreckte, ich wollte ihm helfen, aber ich war, wie auf den Boden gebannt, da ritt ein junger Ritter auf schäumendem Rosse daher, und löschte die Flamme, die schon bis zu den Zinnen des Thurms leckte — ich sah, wie er den Geretteten aus dem Thurme führte — wie er mir zueilte, ich streckte die Arme nach ihm, aber, ehe ich meine Arme um ihn schlang, erwachte ich.

Ei, das ist kein so schlimmer Traum, bemerkte Sueneger, er hat ja mit Rettung geendet, drum dürft ihr getrost seyn, hohe Herrin. — Und doch nicht, sprach die Herzogin — mit einem schweren Seufzer — sie wollte weiter reden, da trat der Thürmer mit fröhlichem Angesicht in's Gemach. Glück auf, rief er freudig, die Herzoge nahen! schon kommen sie von Gmünd her. Ein Freudenstrahl erglänzte bei dieser Kunde auf dem Angesicht der Kranken, ihre zuvor bleiche Farbe verwandelte sich in ein blühendes Roth, sie richtete sich hoch auf, zitternd vor Freude und bereitete sich, den Langersehnten zu empfangen, ob es gleich noch Stunden anstehen mußte, bis die Brüder von Hohenstaufen auf der Burg eintreffen konnten. Ach! daß diese Freudenkunde auf einem traurigen Irrthum beruhte. Voll Freude, endlich die Anziehenden kommen zu sehen, eilte der Späher von seiner Warte, ehe er noch recht erkannt hatte, was für ein Zeichen die

Heranziehenden führten, und verkündete, daß sie kommen. Mit Schmerz erkannte er jetzt, je näher sie kamen, daß es Baiern waren, welche Herzog Heinrich, der Bruder der Herzogin, seinem Verbündeten, dem König Lothar, zuführte. Bald sah er, wie sich die Baiern unter der Burg mit den Königlichen vereinigten. Mit dieser Nachricht eilte er dem Gemache der Herzogin zu, um seine falsche Kunde zu widerrufen: er dachte nicht, welche traurige Folgen das für die Kranke haben könnte. Ich habe falsch berichtet — mit diesen Worten trat er in das Krankengemach — denn meine Augen haben mich getäuscht; nicht die Unsrigen sind es, die der Burg nahen, sondern die Baiern unter Herzog Heinrich; sie haben sich schon mit unsern Feinden vereinigt.

Wie? rief die Kranke — Herzog Heinrich von Baiern, mein Bruder, zieht als Feind gegen uns? O Gott! daß ich das erleben muß! mit diesen Worten sank sie auf das Lager zurück: es waren ihre letzten im Erdenleben. — Du Unglücksrabe, rief Sueneger dem Thürmer zu — als er sah, wie die Herzogin todtbleich wurde — daß du geschwiegen hättest! — deine Kunde hat die Gute getödtet. So war es auch; war die Feindschaft zwischen Bruder und Gemahl die Ursache eines sie verzehrenden Kummers geworden, der Gedanke, daß ihr Bruder so weit der Pflicht der Liebe vergaß, und seine Waffen gegen die Schwester und ihre Kinder richtete, brach ihr Herz, das schon längst gelitten hatte. — Wer beschreibt den Jammer, der sich jetzt unter den Kindern erhub, die bisher das

Lager der Mutter nicht verlassen hatten! Bertha und Claritia faßten ihre schon kalt werdenden Hände, Friedrich klammerte sich um ihren Hals und küßte unter Schluchzen und Weinen das bleiche Haupt der geliebten Mutter. Sie schrieen und klagten laut, aber die gute Mutter war nimmer zum Leben zu erwecken. Der alte Sueneger durfte sich kaum seinem Schmerzgefühl überlassen, er hatte nur an den Kindern zu trösten und zu beruhigen. Jetzt kamen auch die übrigen Bewohner der Burg herbei — selbst die Kriegsknechte, die auf den Zinnen standen, verließen ihren Platz, und erschienen, um ihre schmerzliche Theilnahme über den Hingang der guten Herzogin kund zu thun: denen, die sonst für die rauhsten und rohesten galten, rollten Thränen über die Wangen. In kurzer Zeit war das Gemach voll von Menschen; nicht nur die Bewohner der Burg, sondern auch die des Weilers am Berg, die sich auf die Burg geflüchtet hatten, liefen zusammen: es war ein lautes Klagen und ein Jammern bei Allen, denn Frau Judith war auch den Bewohnern des Weilers, so wie der ganzen Herrschaft eine liebende Mutter gewesen. — Während dieses Traurige auf der Burg geschah, bereiteten sich die Belagerer, nun verstärkt durch die baierische Heerschaar, zur ersten Berennung. Sie zogen bis über die Spielburg herauf mit erhobenen Fähnlein, und ein königlicher Herold mit einem Trompeter ritt vor das Thor, um die Bewohner der Burg zur Uebergabe aufzufordern; Sueneger erschien über dem Thore und

gab die Antwort. Wir begehren einen Stillstand von zween Tagen, rief er zu dem Herold herab — denn wir haben eine erlauchte Todte in unserer Mitte. Auch sage deinem königlichen Herrn, er möge uns gestatten, daß wir ungehindert ab der Burg und wieder in dieselbe zurückziehen, bis wir diese unsere Todte in ihr Ruhekämmerlein gen Lorch gebracht haben. Bis diese Frist vorüber, begehren wir Sicherheit, daß die Burg ungefährdet bleibe.

Der Herold mit dem Trompeter ritt zurück, und kam bald wieder. Es sey gestattet! rief der Herold hinauf zu Sueneger, und mein Herr und König gibt euch dessen Sicherheit mit seinem königlichen Worte, daß die Burg indeß ungefährdet bleiben soll, aber er will, daß ihr mit der Leiche mitten durch das Lager ziehet. Das soll geschehen nach dem Wunsche eures königlichen Herrn, entgegnete Sueneger, denn wir wollen nichts Geheimes haben.

Noch an demselben Tage wurden die Felsen und Steine von dem Thore weggeschafft, bis man Raum hatte, um das kleine Thörlein zu öffnen. Und nun begann man den Trauerzug.

Fürwahr es war ein rechter Trauerzug. Wohl fehlte es an jenem Prunk und Gepränge, womit man erlauchten Todten sonst die letzte Ehre zu erweisen pflegt — aber dennoch war es eine zahlreiche Leichenbegleitung. Voran ging der Burgkaplan mit seinen Chorknaben, von denen einer das mit Flor umhängte Kreuz trug, dann folgte der mit dem bairischen und

hohenstaufischen Wappen einfach geschmückte Sarg, getragen von den Dienern der herzoglichen Familie. Hinter dem Sarg ging als Führer der Trauer der alte Sueneger — an der Hand den kleinen Friedrich — die beiden Töchterlein hinter ihnen, welche wie der Knabe Friedrich klagten und jammerten, daß es zum Erbarmen war. Den Zug schloßen die Frauen der Herzogin, jammernd und wehklagend; und an sie hatten sich noch Viele aus der Burg angereiht, Frauen und Männer, lauter bleiche abgehärmte Gestalten, und tief in Trauer gehüllt.

Am Lager der Feinde machten die Träger Halt. Da stand König Lothar im einfachen Schmucke des Kriegers, daß man ihn kaum von den gewöhnlichen Rittern hätte unterscheiden können, wenn nicht ein goldner Reif seinen Helm umzogen hätte. Ihm zur Seite sehen wir den Herzog Heinrich von Baiern; er stützt sich auf den Knauf seines Schwerdts, und sieht gleichgültig auf den Zug hin, der eben in ihrer Nähe angelangt ist.

Jetzt erhebt der Führer des Trauerzugs, der alte Sueneger, seine Stimme, indem er dem Könige nahe tritt und tief sein Barett zieht: allergnädigster Herr und König — ruft er laut und vernehmlich — auf daß ihr sehet, daß kein Trug vorhanden, so schauet unsrer erlauchten Todten in das Angesicht; und ihr Alle, die ihr hier versammelt seyd, möget euch desselben überzeugen. Mit diesen Worten stieß er an den Sargdeckel, daß er knarrend zu Boden fiel, und

die ganze Gestalt der Verblichenen sichtbar wurde. O Gott, meine Schwester! rief Herzog Heinrich, der die Züge der Vollendeten sogleich erkannte, o Gott, meine Schwester! Es überlief ihn ein kalter Schauer und er wurde so bleich, wie diejenige, welche vor ihm im Sarge lag. Ja, gnädigster Herr, sprach Sueneger, eure Schwester, die Herzogin Judith, ist es, die ihr schauet im Leichentuch; eure feindselige Gesinnung gegen den Gemahl ist ihr ein stiller Gram geworden; daß ihr die Waffen gegen Hohenstaufen gerichtet, hat ihr das Herz gebrochen. Wie ein Donnerschlag trafen diese ernsten Worte des alten Sueneger das Herz des über den Anblick der verblichenen Schwester schon tief ergriffenen Herzogs, er sank nieder an ihrem Sarge, faßte ihre kalte Hand, drückte sie brünstig an sein Herz, und heiße Thränen flossen über seine Wangen. In stummem Schmerz sprach er kein Wort, das die Umstehenden hörten, aber man sah es seinem Mund an, der sich still bewegte, daß er der Verblichenen sein Unrecht abbat, das er im Leben gegen sie und die Ihrigen geübt hatte — man sah, daß er ein heiliges Gelübde in der Hand der vollendeten Schwester ablegte. Wir erfahren es bald, was Herzog Heinrich gelobt hatte. Als der Sarg auf Suenegers Wink wieder verschlossen, und auf einen Wagen gebahrt war, trat Herzog Heinrich hinter denselben, nahm den weinenden Friedrich bei der Hand und folgte der theuren Leiche. Auf seinen Wink schlossen sich alle seine Ritter und Mannen dem Trauerzug an, und

er begleitete die einst in ihrer Mitte geborne Herzogin Judith gen Lorch an ihre Ruhestätte. So prunkvoll und mit so zahlreicher Begleitung kamen seitdem wenige Mitglieder des hohenstaufischen Hauses mehr gen Lorch in das Familienbegräbniß. Zu Lorch wohnte Herzog Heinrich der ganzen Begräbnißfeierlichkeit bei; er betete noch inbrünstig über dem Grabe seiner Schwester, dann wandte er sich mit all den Seinigen, und kehrte über Gmünd in seine Lande zurück. Seinem Schwäher sandte er von Lorch aus noch Botschaft, daß er abziehe und sich von nun an des Kriegs gegen den Gemahl seiner verblichenen Schwester entschlage. Als dieser am Fuße des Bergs ankam, war König Lothar schon im Abzug begriffen. Er hätte keine Botschaft vom Abzug seines Schwiegersohns bedurft — als derselbe am Sarge der Verblichenen stumm kniete und Thränen vergoß, fühlte er wohl, daß die Gesinnung seines Bundesgenossen sich geändert hatte, und es von nun an nicht mehr in alten Rechten bei ihnen stehe.

Auch hatte jene ernste Stunde, da der Sarg der Herzogin vor seinen Blicken stand, einen so schmerzlichen Eindruck auf sein Herz und auf seine Ritter und Mannen gemacht, daß ihm auf einmal alle Lust zur weiteren Belagerung der Burg vergangen war; ja das Bild menschlicher Vergänglichkeit, das so mahnend vor seine Seele getreten war, hatte auf einmal sein Gemüth so friedlich gestimmt, daß er willig seine Hand in die Hand seines Gegners gelegt hätte, um

für immer Frieden zu schließen, wenn derselbe ihm nahe gewesen wäre. Noch an demselben Tag, da Herzogin Judith zu Lorch eingesenkt wurde, wurden die Zelte vor der Burg Hohenstaufen abgebrochen, und nach wenigen Stunden war der Berg leer von Feinden.

Am andern Morgen, als die Herzoge Friedrich und Conrad am Fuße des Bergs endlich ankamen, sah man kaum mehr eine Spur davon, daß ein Lagerzelt am Berge gestanden war.

XII.

Löwenstein.

Auf einem sonnigen Bergrücken des waldigen Gebirges, das in das gesegnete Weinsberger Thal ausläuft, und von Abend gegen Morgen sich auf sieben Stunden über Mainhardt bis nach der Stadt Hall im Kochergrunde hinzieht, während es gegen Mittag in das Murrthal mit seinen waldigen Abhängen abfällt, und gegen Mitternacht an das Hohenloher Land und die Kupferzeller Ebene gränzt — liegt das Städtlein Löwenstein. Noch jetzt tragen seine grauen Mauern mit den darüber sich erhebenden Dachgiebeln und ihren Hohlziegeln das Gepräge mancher vergangenen

Jahrhunderte, und tief unter ihm, in einer engen romantischen Thalschlucht, das Theußer Bad mit seinem achteckigen Seeschlößlein. Noch älter als das Städtlein, ja ins graue Alterthum zurückragend, blickt über demselben auf einem steilen, waldigen Hügel ein schlanker Thurm ins Land hinaus, und manche feste Mauer, manches halbzerfallene Thor, manch tiefes finsteres Gemach in den Grundmauern, deren Steine vom Zahn der Jahrhunderte angenagt sind, gibt uns ein Bild, daß hier einst ein stattliches Schloß gestanden und diese Trümmer die Ueberreste einer mächtigen Burg sind.

Wie gar häufig in den Ländern an der Donau, dem Rhein, Main und Neckar, entstunden die späteren Burgen aus den Thürmen und Warten, welche die römischen Kriegsheere in Deutschland bei ihrer langjährigen Herrschaft über dasselbe aufgeführt haben.

Auch das Löwensteiner Schloß scheint mit ziemlicher Gewißheit seinen Ursprung einem solchen Wartthurm zu verdanken, denn von Heilbronn über Löwenstein nach Mainhardt und Hall zog sich eine Römerstraße, die jetzt noch im Munde des Volkes die Hochsträß genannt wird, und diesen Namen auch einem daran liegenden Weiler gab.

Schon vor tausend Jahren, zu den Zeiten Kaiser Karl des Großen, blühte ein berühmtes Geschlecht die Grafen zu Calw im Schwarzwald. Die wenigen Trümmer ihrer Burg liegen auf einer Anhöhe über der Stadt Calw. Ihre Güter und Besitzungen brei-

teten sich an der Nagold, der Würm, der Enz, Murr und dem Neckar aus.

Am Schlusse des eilften Jahrhunderts bildeten sich zwei Linien der Grafen von Calwe, von denen die eine die Burg Löwenstein als Antheil erhielt und sich nach ihr nannte. Vielleicht hat schon Adelbert III., der Sohn des Grafen Adelbert II., genannt Atzimbart, und Bruder des Pfalzgrafen Gottfried v. Calwe, die Burg Löwenstein besessen, die sein Vater könnte gebaut haben, wie die Burg oberhalb Sindelfingen. Adelbert III. starb noch vor seinem Vater im Jahr 1094 und hinterließ einen einzigen Sohn gleichen Namens, der sich als der erste in einer Urkunde vom Jahr 1123 Graf von Lewenstein nennt. Die meisten anderen Güter des Hauses Calwe gingen auf Atzimbarts zweiten Sohn Gottfried über, der seit dem Jahr 1089 in der Geschichte jener Zeit eine wichtige Rolle spielte, und vermöge seiner Verdienste die Würde eines Pfalzgrafen im krongutreichen Rheinlande von König Heinrich V. erhielt. In Folge seiner mächtigen Stellung erhielt er wohl auch Liutgardis, die Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, zur Gemahlin. Leider sah er schon frühe seinen einzigen Sohn Gottfried ins Grab sinken, und sein reiches Erbgut fiel seiner Tochter Uta zu, welche an Herzog Welf VI. verheirathet war. Dem war aber zuwider der genannte Graf Adelbert IV., der Enkel Graf Atzimbarts, welcher sich mit der Grafschaft Löwenstein hatte begnügen müssen, aber auf eine volle

Hälfte des Calwischen Hauserbes ein Recht zu haben behauptete. So kam es zwischen Graf Adelbert und Herzog Welf bald zu einer heftigen Fehde, die wohl Adelbert begonnen. Er überfiel nemlich bei Nacht Welfs Burg zu Sindelfingen, nahm deren Besatzung zum Theil gefangen, verjagte den andern Theil, brannte den Ort nieder, und eilte mit der gemachten Beute in sein Schloß Wartenberg. Hier belagerte ihn Welf VI., ohne zu säumen; umsonst rief Adelbert die Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Bruder Conrad zu Hülfe; Welf kam diesen zuvor, nahm mit seinem künstlichen Belagerungsgeschütz die Burg und legte sie in Asche. Bei dieser Fehde wurde auch die Burg Löwenstein, welche für unbezwinglich galt, wohl zum ersten Male berannt. Herzog Welf belagerte sie strenglich, und es gelang seiner ungemeinen Kriegskunst, sie zu erobern und die dortige Besatzung gefangen zu nehmen. Indessen glückte es dem Grafen Adelbert, dem gewaltigen Welfen die Burg Calwe zu entreißen und allda festen Fuß zu fassen. Welf machte sofort Anstalt, ihn von da wieder zu vertreiben, und muß ihn wirklich sehr in die Enge getrieben haben, denn bald wußte sich Graf Adelbert nicht mehr zu halten; da ergab er sich auf Gnad und Ungnade, fiel dem Welf zu Füßen und flehte um Frieden. Herzog Welf ließ sich gnädig finden, wie er denn ein milder und sanfter Mann war, er verzieh dem Grafen und übergab ihm die Burg Calw und einige andere Orte als Lehen. So war Adel-

bert wieder im Besitze der Burg Calw, von der er seitdem wieder den Namen Graf von Calw erhielt, den er neben dem von Löwenstein führte. Als Herr von Calw war er auch Schirmherr der Klöster Hirsau und Reichenbach. Graf Adelberts Blüthezeit fällt in die Periode K. Conrads III., welchem er bei wichtigen Unternehmungen im Krieg, wie im Frieden, namentlich im Kampf gegen Herzog Welf VI. und bei der Belagerung von Weinsberg im Jahr 1140 zur Seite stand. So hat also die Freundschaft zwischen den beiden Vettern nicht gar lange angehalten. Um dieselbe Zeit schenkte er sechs Huben und eine Mühle zu Sindringen dem Kloster Hirsau. Graf Adelbert kommt nach 1146 nicht mehr unter den Lebenden vor. Adelberts vier Söhne, deren Wirksamkeit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, sind: Adelbert V. Graf von Calw-Löwenstein, Schirmherr des Klosters Hirsau, Berthold, Graf von Löwenstein, Vogt von Reichenbach, Gottfried und Conrad, Grafen v. Calw. Unter ihnen soll Gottfried vom Jahr 1156—1158 Abt zu Zwiefalten gewesen seyn. Conrad kommt vom J. 1158 bis 1171 in Urkunden vor; die beiden Brüder Adelbert V. und Berthold pflanzten den Stamm fort: der erstere, die ältere Linie von Calw, der andere, die neuere Linie von Löwenstein. Berthold erscheint vom Jahr 1152 bis 1167 in Urkunden, und war Schirmvogt des Klosters Reichenbach. Ohne Zweifel Söhne Bertholds von Löwenstein waren Graf Gott-

fried v. Löwenstein und Graf Berthold v. Wolfsölden. Während der letztere die Burg Wolfsölden als Erbe erhielt, fiel dem ersteren Burg und Herrschaft Löwenstein zu. Berthold starb wahrscheinlich unvermählt. Gottfried erscheint nur einmal im Jahr 1194 in einer Maulbronner Urkunde; ihn überlebte wahrscheinlich sein Vetter Adelbert VI., der sich noch im Jahr 1213 Graf von Löwenstein nannte. Demnach hat die ältere Linie immer noch den Namen von Löwenstein neben dem von Calw fortgeführt. Gottfried I. hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der vom Jahr 1231 bis 1235 in Urkunden vorkommt. Mit ihm trieb der Stamm der Grafen von Löwenstein vier männliche Sprossen auf einmal: Gottfried, Berthold, Albrecht I., Albrecht II., während das ältere Grafenhaus in zwei weiblichen Sprossen ausging, aber in den Grafen von Vaihingen fortblühte. Von Graf Gottfrieds II. Söhnen wurden die beiden Albrechte geistlich, Graf Berthold, der nur im Jahr 1257 genannt wird, starb wahrscheinlich unverheirathet, Gottfried III. vermählte sich mit Kunigunde, der Tochter des Edelherren Gottfried von Hohenlohe. Im Jahr 1253 sagt genannter Gottfried seinem Schwiegervater alle Güter zu Röttingen und Struth, welche er ihm für 100 Mark Silber, die er seiner Tochter als Heirathsgut gegeben, verpfändet hatte, los und ledig gegen Erlegung der genannten Summe. Graf Gottfried zeugte mit seiner Gemahlin nur zwei Töchter, Richinza und Agnes. Das mag ihn wohl bestimmt

haben, im Jahr 1277, den 21. Oktober, seine Burgen Löwenstein und Wolfsölden an den Bischof Berthold von Würzburg zu verkaufen. Seitdem wird Graf Gottfried nicht mehr in Urkunden genannt. Nicht lange blieb die Grafschaft Löwenstein in des Hochstifts Händen, denn im Jahr 1281 kaufte K. Rudolf von Habsburg beide Schlösser Löwenstein und Wolfsölden nebst der Schirmvogtei über die Abtei Murrhard, um 11,300 Pfund Heller. An dieser Summe erlegte der König baar 1300 Pfund Heller, 10,000 sollte Bischof Berthold von den Juden zu Würzburg erheben. Dieses neuerworbene Besitzthum verwandelte der König in ein Reichslehen, mit dem er im Jahr 1287 seinen Sohn Albrecht von Schenkenberg belehnte, den er mit einer gewissen Ida erzeugt hatte. Von nun an nannte sich Albrecht von Schenkenberg (bei Habsburg) Graf von Löwenstein, und nahm das Calwisch-Löwenstein'sche Grafenwappen (den rothen Löwen in weißem Felde auf drei Felsspitzen) an. Zwar erhob Graf Eberhard von Landau mit seiner Gemahlin Richinza, Enkelin des Grafen Gottfrieds von Löwenstein durch ihre gleichnamige Mutter (Gattin Bertholds v. Neufen) gegen Entfremdung solchen Hausguts noch lange Zeit Einsprache, er wurde aber mit seiner Klage von einem Fürstenrath, dessen Ausspruch K. Adolf im J. 1294 verurkundete, abgewiesen. Im Jahr 1291 gab K. Rudolf seinem Sohn Albrecht v. Löwenstein noch eine weitere Ausstattung, denn er überwies ihm die neuerkaufte Stadt Bönnigheim sammt der Burg Ma-

genheim, „und sollte derselbe 600 Pfund guter Heller Frauen Guten (der Wittwe Conrads von Magenheim) geben inwendig eines Monats, wan es wird angesprochen von ihr wegen, und soll sie darum nicht hindern; gebe aber er derselben nit, oder irret er sie in irgend ein Weg daran, so mag sie des Kaufs abe seyn, und mag das vorgenannte Gut geben dem, der ihr allermeiste darum gibt.“ Graf Albrecht v. Löwenstein pflanzte das zweite Grafengeschlecht von Löwenstein fort, das etwas über 177 Jahre blühte. Graf Albrecht vermählte sich mit Liutgart, einer Tochter Herrn Philipps von Bolanden, die ihm drei Söhne: Philipp, Rudolf, Nikolaus und eine Tochter geboren. Er starb im Jahr 1304 und wurde in Murrhard beigesetzt. Von seinen Söhnen starben Philipp, der eine Adelheid v. Weinsberg zur Gemahlin hatte, im Jahr 1310, ohne Nachkommenschaft, Rudolf unverehelicht im Jahr 1329; Nikolaus folgte seinem Vater im Besitz der Grafschaft. Seine Mutter verheirathete sich zum zweiten Male mit dem Markgrafen Rudolf von Baden. Dieser scheint aber nicht sehr väterlich gegen den Stiefsohn gesinnt gewesen zu seyn. Denn nach einem freilich nicht urkundlich belegten Berichte drang Markgraf Rudolf von Baden seinem noch minderjährigen Stiefsohn etliche Besitzungen, unter andern Löwenstein, Murrhard, ab; aber dieser setzte sich, als er zu mehreren Jahren gekommen, wider seinen Stiefvater, brachte denselben mit Hülfe seiner Mutter Liutgart gefänglich auf das Schloß

Löwenstein, und hielt ihn so lang gefangen, bis ihm Markgraf Rudolf nach getroffenem Vergleich alle abgedrungenen Orte wieder ohne allen Entgelt zu Handen gestellt. Das geschah im Jahr 1318, ob wir es gleich bezweifeln möchten. Dagegen wissen wir es gewiß, daß er während seiner Minderjährigkeit an seine Mutter, Frau Liutgart, und den Markgrafen Rudolf von Baden, die Stadt Bönnigheim sammt der Burg Magenheim käuflich überlassen, und er bestätigte nunmehr im Jahr 1329 diesen Verkauf. Im Jahr 1330 erkaufte er die Hälfte an der Veste Heinrieth und an dem Dorf Unterheinrieth, auch dem Ort Oberheinrieth und weitere Zugehörungen, alles Würzburger Stiftslehen, für 600 Pfund Heller von Conrad von Heinrieth. Graf Nikolaus starb im Jahr 1340 und wurde zu Murrhard begraben, wo sich noch seine Grabschrift befindet. Mit seiner Gemahlin Willeburg v. Wertheim zeugte er einen Sohn gleichen Namens. Dieser war wohl ein verschwenderischer Herr, aber doch war er auch auf Erwerbungen bedacht, denn er kaufte die noch übrigen Heinrieth'schen Güter von Rudolf von Heinrieth. Seine Gemahlin Mechtild, Tochter Friedrichs des Schenken von Limpurg, gebar ihm zwei Söhne, von denen der eine Rudolf, Chorherr zu Würzburg wurde, der andre, Albrecht, seinem Vater im Jahr 1365 im Besitz der Herrschaft folgte. Obgleich Graf Albrecht mit Udilhild, einer Gräfin von Werdenberg, sich vermählte, scheint es doch, daß er Anfangs keine Hoffnung hatte,

männliche Erben zu erhalten, denn im Jahr 1360 ertheilt K. Karl IV. dem ehrbaren Herrn Rudolf v. Löwenstein, Chorherrn zu Wirzburg, das Privilegium: daß er im Fall söhneloſen Ablebens seines Bruders Albrecht, Grafen v. Löwenstein, die Herrschaft Löwenstein und die von Albrecht besessenen Reichslehen erben soll; da er als Geistlicher sie nicht behalten möge, so gebe er ihm einen Lehensträger, den Bischof Albrecht von Würzburg, wenn er aber Laie wäre, so dürfe er die Herrschaft auf Söhne vererben. Dieses Privilegium des Kaisers war jedoch umsonst gegeben, denn Albrecht erhielt von seiner Gemahlin noch vier Söhne: Albrecht, Georg, Heinrich und Rudolf. Im Jahr 1380 verkaufte Graf Albrecht die reichslehenbare Burg Gleichen, welche seine Urgroßmutter Liutgart im Jahr 1309 von K. Albrecht gegen ihre eigenthümliche Veste Wildenstein bei Bolanden (ihr Erbgut vom Vater her) ertauscht hatte, für 800 fl. an Herrn Conrad, Grafen zu Weinsberg, Domherrn zu Mainz. Seit dieser Zeit hören wir Nichts mehr von ihm. Im Jahr 1395 überließ seine Wittwe Udelhild dem Grafen Eberhard von Wirtemberg die Stadt und Klostervogtei Murrhard, welches beides ihr noch von ihrem Gemahl seligen für 2000 fl. Heimsteuer und 1000 fl. Morgengabe versichert war. Ihre Söhne Heinrich, Georg und Rudolf, leisteten im Jahr 1395 Verzicht auf all ihr Recht an Stadt und Kloster. Graf Albrecht, der älteste unter den Söhnen, wurde bereits im Jahr 1384 volljährig, und trat

die Herrschaften, die aber noch vor seiner Volljährigkeit im Jahr 1382 zur Hälfte an das Rheinpfälz'sche Haus verpfändet worden waren, ab. Im Jahr 1388 verkaufte Graf Albrecht für sich und seine Brüder, die noch nicht zu Tagen kommen sind, um 400 fl. in Gold, an Fritz Sturmfeder das Dorf Großaspach, welches diesem bisher um dieselbe Summe von seinem (des Verkäufers) Vater Graf Albrecht v. Löwenstein versetzt gewesen. Im August des Jahrs 1388 zog er dem Grafen Eberhard dem Rauschebart zu Hülfe, als er bei Döffingen den entscheidenden Schlag gegen die Städte führte. Unter den Getreuen, die mit dem Grafen Ulrich fielen, der mit seinem Blute die bei Reutlingen empfangene Scharte auswetzte, lag auch Graf Albrecht von Löwenstein, nachdem er ritterlich gekämpft hatte. Er wurde nach Löwenstein geführt und in der dortigen Kirche beigesetzt, wo noch lange sein Grabstein zu sehen war mit der Umschrift: Anno Christi MCCCLXXXVIII dominica post Bartholomaei obiit dominus Albertus de Löwenstein. „Ein ungelehrter idiotischer Vogt, sagt der Chronist, hat es vernichten lassen, daß es nicht mehr zu lesen," wie es leider! in unsern Tagen noch oft vorkommt. — Wahrscheinlich war auch Albrechts Bruder Rudolf frühzeitig verstorben, demnach waren nur noch 2 Brüder von Löwenstein, der Domherr Georg von Löwenstein in Bamberg und Heinrich übrig, der eine Schenkin, Anna von Erbach, zur Gemahlin hatte, aber keine Erben von ihr gewonnen. So war es dem Rhein-

pfälz'schen Hause ein Leichtes, seine Plane mit gänzlicher Erwerbung der schönen Herrschaft Löwenstein durchzuführen, die ihm ja längst zur Hälfte verpfändet war. Am 1. Jan. 1441 ging die ganze Herrschaft nach dem damaligen verringerten Bestand vollends durch festen Kauf für 14,000 fl. (die Pfandschaftssumme mit einbegriffen) an Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen über, wobei jedoch dem Käufer ein bedeutender Vorbehalt gestattet wurde. Im Kaufbrief werden genannt: Schloß und Städtlein Löwenstein, die Dörfer und Weiler Willsbach, Höslinsülz, Breitenau, Heinrieth, Hagenbach, Sulzbach, Kleinhöchberg, Trauzenbach, Erlach zum Theil, Berwinkel, einen Hof, den Fruchtzehnt und eine Weingült in Heilbronn und Andres mehr. Pfalzgraf Friedrich, der Käufer der Grafschaft, hatte zum Besten seines Neffen und Mündels, des nachherigen Kurfürsten Philipp von der Pfalz, auf eine standesgemäße Vermählung verzichtet. Dessen mit einer Patriziertochter, Klara v. Dettin, erzeugter Sohn, Ludwig I., fertigte der Churfürst Philipp mit der Grafschaft Löwenstein ab, wo ihn dann Kaiser Max I. im Jahr 1494 in den Reichsgrafenstand erhob, „weil er — so heißt es im Diplom — nicht Land und Leute genug hatte, wovon er seinem angebornen fürstlichen Stande gemäß leben könne.“ Seine Nachkommen führen neben dem Löwensteiner rothen Löwen im weißen Feld auf drei Felsspitzen die Pfälzer blauweißen Wecken im Wappenschilde, und erhoben die wohl begründete Forde-

rung, von dem kurpfälzischen, jetzt königlich-bairischen Hause, als Nebenlinie anerkannt zu werden. Noch unter Ludwig I. kam die Grafschaft Löwenstein unter Wirtemberg'sche Oberhoheit, denn Herzog Ulrich eroberte im Pfälzer Krieg im Jahr 1504 auch Stadt und Burg Löwenstein, als ein pfälzisches Nebenland, und nur auf dringendes Fürbitten einiger Kurfürsten und Fürsten gab er die Grafschaft ihrem Besitzer wieder zurück. Graf Ludwig mußte sie aber als ein landsäßiges Lehen aus seiner Hand empfangen, unter Bedingungen, welche die Grafschaft aufs engste an das Herzogthum Wirtemberg anknüpften. Graf Ludwig I. von Löwenstein starb im Jahr 1524 und hinterließ zwei Söhne Ludwig und Friedrich, von denen der letztere den Stamm fortsetzte. Seine Gemahlin, Gräfin Helena v. Königsegg, gebar ihm vier Söhne, Wolfgang, Friedrich, Ludwig und Albrecht. Unter ihnen gründete Wolfgang I. die sogenannte älteste Linie der Grafen von Löwenstein, die mit zwei Enkeln, Johann Casimir und Georg Ludwig († 1633) wieder erloschen. Sein Bruder Ludwig II. geb. im Jahr 1530 auf der Burg Löwenstein, wurde der Stammvater des noch blühenden Fürstenhauses. Mit Anna, einer Tochter des im Jahr 1574 verstorbenen Grafen von Stolberg, erheirathete er die Grafschaft Wertheim in Franken und die Grafschaft Rochefort im Herzogthum Luxemburg. Graf Ludwig war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ritterlichem Sinne. Schon in seinem 18. Jahre wurde ihm am kaiserlichen Hofe

das Commando über ein Reiterregiment von 1000 Pferden übertragen, was um so mehr zu verwundern, da er sich schon frühe zur evangelischen Lehre bekannte. Bald verließ er den Militairdienst und begab sich an den Hof des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, wo er in wichtigen Staatsangelegenheiten als Gesandter verwendet wurde. Später wurde er bei Ferdinand I. kaiserlicher Rath, und machte sich seines vollsten Vertrauens werth. Vermöge dieser Gunst, in der er bei dem Kaiser stand, erlangte es der Graf, daß Herzog Christoph von Wirtemberg, der ohne den geringsten Grund die Grafschaft Löwenstein besetzte, unverzüglich die Grafschaft räumen und den Grafen für den durch seine gesetzwidrige Besitznahme verursachten Verlust entschädigen mußte. Bald darauf wurde Graf Ludwig zum Reichshofrathpräsidenten erhoben. Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., ernannte ihn im Jahr 1566 zu seinem Stellvertreter auf mehreren Reichstagen. Bei vorgerückteren Jahren verließ Graf Ludwig den Staatsdienst und begab sich auf seine Besitzungen in Schwaben und Franken. Kaum war er nach Franken auf seine Burg Wertheim zurückgekehrt, welche er gleichfalls zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, so sah er sich von einem neuen Feinde, dem Bischof Melchior von Würzburg, mit Waffengewalt angegriffen, unter dem Vorwande, daß er seine fränkischen Besitzungen, welche von dem Bisthum Würzburg zu Lehen gingen, noch nicht von ihm, seinem wahren Lehensherrn, empfangen. Der Graf verklagte

den Bischof beim Reichskammergericht, und erlangte ein kaiserliches Mandat gegen den Bischof, aber dieser kehrte sich nicht daran und besetzte mehrere Orte der Grafschaft mit Fußvolk und Reiterei. Ja der Bischof hatte noch Wichtigeres im Sinne: er wollte durch einen Handstreich Burg und Stadt Wertheim in seine Gewalt bringen. Mit 900 Mann und einigen Geschützen rückte er gegen Wertheim, aber der Graf, unterstützt von seinen Unterthanen, schlug alle Angriffe des Feindes zurück. Des Grafen vier eigene Söhne befehligten die kleine aber kampfbereite Mannschaft. Da ließ der Bischof den Grafen ernstlich auffordern, sich binnen drei Tagen zu ergeben, wenn nicht, so werde er die Burg schleifen. Um dem Bischof zu beweisen, wie wenig er der Drohung achte, ließ er zehn Ringe an einem der größten Thürme der Burg befestigen und dem Bischof höhnisch sagen: „er möge nur kommen und die Pferde an die Ringe anspannen, um die Burg zu schleifen.“ Zu gleicher Zeit rüstete er sich zu einem Ausfall, und ehe noch die Morgenröthe anbrach, fiel er mit seiner geringen Mannschaft in das feindliche Lager und vertrieb die Feinde nach einem heftigen Angriffe. Bald wurde der Bischof genöthigt, die Grafschaft Wertheim zu verlassen und in sein eigenes Land umzukehren. — Graf Ludwig von Löwenstein erreichte das hohe Alter von 80 Jahren, und starb eines plötzlichen, aber sanften Todes im Jahr 1611. Er ruht in der Gruft der Kirche zu Wertheim, wo er mit seiner Gemahlin

Anna ein prächtiges Grabmal aus Alabaster hat. Von 15 Kindern, die ihm seine Gemahlin geboren, blieben nur Ludwig (1635), Wolfgang Ernst, Christoph Ludwig und Johann Dietrich am Leben. Die beiden ersteren starben ohne Erben, von den letzteren gründete Christoph Ludwig die ältere evangelische Linie, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg zu Wertheim, Johann Dietrich aber die jüngere katholische Linie, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zu Heubach, welche beiden Linien nur noch je auf Einem männlichen Erben beruhen. Im Jahr 1712 wurde dem Gesammthause Löwenstein-Wertheim von Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde ertheilt. Im Jahr 1808 verlieh König Friedrich von Wirtemberg dem fürstlichen Hause die erbliche Oberst-Kämmererwürde, welche der jedesmalige Senior der beiden Linien bei feierlichen Gelegenheiten verwaltet.

Stadt und Burg Löwenstein, welche dem fürstlichen Hause den Namen gab, hat längst seine Bedeutsamkeit als Wohnsitz einer erlauchten Familie verloren. Nach Abgang der alten Burg — es ist nicht überliefert, welche Zeit ihr den Todesstoß gegeben, aber wahrscheinlich war es der Bauernkrieg — da bauten die Grafen von Löwenstein im Städtlein unten ein neues Schloß, vielleicht aus den Steinen der zerfallenen Burg, wie es oft der Fall gewesen. Dieses neue Schloß war noch lange, nachdem Wertheim die Hauptresidenz geworden, ein Aufenthaltsort der erlauchten Herren; später kehrten sie nur auf Besuch allda ein,

und nun ist es auch ein von seinen Herren verlassenes altes Schloß geworden, das schon am Schluß des letzten Jahrhunderts hauptsächlich nur von den fürstlichen Beamten bewohnt wurde. Die Burg Löwenstein auf der Spitze des Berges, die drei erlauchten Geschlechtern den Namen gab, ist gering und klein geworden, während ihre Herren im Laufe der Jahrhunderte groß und gewaltig wurden, und doch steht ihr Thurm noch stattlich und herrlich da, und blickt wie ein Fürst und Herr über das schöne Land, das tief unten zu seinen Füßen sich ausbreitet. An ihn und die noch übrigen Mauerreste knüpft sich eine Sage aus der Zeit des ältesten Grafengeschlechts.

Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts saß auf seinem Schlosse Löwenstein der Graf Adelbert, hochangesehen im Lande Schwaben und Franken, sowohl wegen seines Reichthums, als wegen seiner Tapferkeit, besonders in Gunst aber bei den Herzogen von Hohenstaufen, zu deren treuesten Anhängern er gehörte. Nicht minder aber blickten alle reiche und schöne Erbinnen nach ihm, denn er war ein stattlicher Jüngling, artig und fein in seinem Wesen, und durch den frühen Tod seines Vaters schon mit drei und zwanzig Jahren unumschränkter Gebieter über alle seine Besitzungen. Sein Reichthum und der Glanz seines Schlosses war

um so größer in jener Zeit, als der Adel damals so zahlreich war, daß die Meisten oft nur eine kleine Burg besaßen, und sehr häufig aus Mangel an andern Mitteln vom Straßenraub, oder, wie sie es nannten, vom Stegreif lebten. Noch jetzt finden wir in manchem engen Thal des Landes beinahe auf jeder Schuß-Weite die Trümmer solcher Burgen, auf steilen Bergwänden oder scharfen Felsgipfeln, denn nicht allein der Trieb nach einer freien, reizenden Aussicht und gesunder Luft veranlaßte die Ritter, so hoch zu bauen, sondern auch der Trieb des Adlers oder Geiers, von der Höhe aus über den Niedern zu herrschen oder auf die vorüberziehende Beute von ferne zu spähen und dann auf sie herabzustoßen. Darum wurde manches Schlößlein ins dunkelste Dickicht gebaut, und ihre Namen „Rauber, Katze, Falkenstein" u. s. w. deuten schon ihre Bestimmung an, nemlich, daß die Ritter sich in dieselben, als in einen Versteck und Hinterhalt, legten, dort Nächte lang lauerten, um plötzlich auf ihren Raub herabzuschießen.

Aber nicht bloß arme Ritter trieben das Räuber-Gewerbe, sondern auch die Erben großer, mächtiger Felsenschlösser, schauten gerne ins tiefe Land herab, um gute Fänge zu machen — die Bauern ihrer Nachbarn auf ihren Gütern zu überfallen, ihre Heerden wegzutreiben, ihre Erndten zu mähen, reisenden Kaufleuten, reichen Klosteräbten oder selbst andern Rittern aufzulauern und sie so lange auf der Burg in tiefen

Gewölben gefangen zu halten, bis sie sich durch hohe Geldsummen loskaufen ließen.

Auch der Graf Adalbert saß an einem warmen Frühlingsmorgen, es war um die Zeit, da die Frankfurter Ostermesse beginnen sollte, am Fenster eines seiner Gemächer in dem schlanken hohen Thurm und blickte, den Kopf in den rechten Arm gestützt, in die Landschaft hinaus. Unter ihm lag das weite Weinsberger Thal mit Aeckern, Wiesen und Rebhügeln, die sich an den Gebirgswänden hinaufzogen und deren Gipfel mit dichten Eichenwäldern bedeckt waren. Zahlreiche Dörfer lagen zerstreut umher, und weiter unten auf wenige Stunden Entfernung grüßte das Städtlein Weinsberg mit seinem hohen Kirchthurm herauf und über ihm der schöne regelmäßig geformte Hügel, auf welchem die Burg Weibertreue mit ihren hohen Mauern und Warten im Strahl der Sonne glänzte. Weiter zurück schaute vom Gebirg der Wartthurm bei Heilbronn herauf, hinter welchem die Nebel des Neckars aufstiegen und leicht, wie mit einem dünnen Flor, die waldigen Höhen des Odenwalds bedeckten. Er mochte ein volles Stündlein so gesessen haben, da hörte er die Zugbrücke rasseln, der leichte Tritt eines Rosses schallte über das Pflaster des Hofes, und nach wenigen Minuten trat ein Mann herein in ritterlicher Tracht, die aber gerade nicht schmuck zu nennen war, denn sein Barett war fadenscheinig, die Reiherfeder darauf zerknickt, das Wamms kaum mehr von erkenntlicher Farbe, und die hirsch-

ledernen Hosen voller Schmutz. Ein struppiger, röthlicher Bart gab den ohnedieß rohen Gesichtszügen einen etwas widerlichen Anstrich. Was bringt Ihr mir, Diether? leget ab und nehmt Platz! begann Adalbert auf den Gruß des Eintretenden. Was ich Euch bringe? antwortete der Ritter, und warf sich plump in den schweren eichenen Sessel; streckte die Beine weit aus, während seine knochigen Hände sich auf seinen langen Degen stützten und mit dem Knopfe desselben spielten — bin gestern Nacht heimgeritten von Schwäbisch Hall nach Böringsweiler und habe mich heute früh schnell in den Sattel gemacht, um Euch eine gute Kunde zu bringen. Bei S. Hubertus, was haben wir armen Rittersleute für ein mühselig Leben gegen Euch, Herr Graf, dessen Lehensmänner wir sind, und die wir auf Euren Burgen wohnen. Bald müssen wir den ganzen Tag auf der Jagd herumstreifen, um ein Stück Wildprett auf unsern Tisch zu bringen, bald auf der Lauer und Kundschaft liegen, wo wir einem Bäuerlein ein Stück Vieh wegtreiben oder in einer Mühle einen Sack Mehl uns holen. Aber dießmal glaube ich, gibt es einen reichen Fang, falls uns kein Edelmann aus dem Kocherthal das Nachsehen läßt. Nur heraus! lächelte Adalbert, Ihr sprecht ja so breit und machet so viel Umstände, wie ein Pfäfflein, das einen Sermon halten will. So will ich denn herausplatzen, habe auch schon meinen Bruder nach Burg Maienfels reiten lassen, daß sie sich gerüstet halten die armen Schlucker —

— daß ichs aber kurz heraussage: Haller Kaufleute reisen morgen zur Messe nach Frankfurt und sollen uns das Rößlein theuer bezahlen, das uns in Hall beim letzten Turnier ist erstochen worden, in den Händeln, welche unsere Knechte im Dreikönig hatten mit den Metzgersbürschen. Hollah! rief Adalbert und schlug das Fenster zu, mit dem er bisher noch gespielt, kommen uns diese Herrn einmal ins Garn, so mögen die Handelsleute einstehen für den hochmüthigen Bescheid des Rathes, daß unsere Knechte die Händel begonnen, darum auch den Schaden tragen mögen, der just und ohne böse Absicht der Angegriffenen daraus entsprungen. Aber wißt Ihr auch gewiß, daß die Kaufleute morgen nach Heilbronn ziehen, um nach Frankfurt zu reisen? Ob ich es gewiß weiß? — hab's ja mit eigenen Ohren vernommen gestern in Hall. Hatte da einen Roßhandel mit einem Jagstthaler Juden, der sagte mir, wenn Ihr nicht bald zuschlagt, so ist das Rößlein schon verkauft an den Kaufherrn, den hochmüthigen und aufgeblasenen Pabst in der Hirschgasse, der will morgen auf die Frankfurter Messe und hat den Auftrag von einem lombardischen Seidehändler, der sich anschließt, ihm ein tüchtig Pferd zu verschaffen. Aber, was uns — setzte er hinzu — am besten in den Kram paßt, das ist — die Haller ziehen nicht durch das gräflich Hohenloher Land, denn sie haben einen Spahn mit dem Herrn zu Neuenstein und schlagen die Straße nach Weinsberg über den Mainhardter

Wald ein — denken wohl, die Sache sey eingeschlafen, weil Ihr sie hängen ließet. Und wann werden sie die Thore der Stadt verlassen? fragte der Graf. Darüber kann ich — antwortete Diether — keine Auskunft geben, doch denke ich, werden sie früh aufbrechen, um des Abends ihr Nachtquartier in der Stadt Weinsberg zu nehmen, darum ist mein Rath, wir legen uns in der Nähe des Weilers Hochsträß in den Hinterhalt so ein Stündlein vor Mittag, oder wir machen es uns noch bequemer und werfen sie an der Finsterrother Mühle nieder, wo sie im engen Thal über das Roth-Bächlein müssen, dann sind wir mit ihnen in einer Viertelstunde in der Burg Böringsweiler. Abgemacht! sprach der Graf, es gibt eine theure Zeche und meine Dienstleute sollen nicht zu kurz kommen, wenn's zum Theilen kommt — also um 10 Uhr erwartet Ihr mich eine kurze Strecke vor der Mühle und haltet mit Euren zwei Knechten und den Maienfelsern an der Straße.

Am nächsten Morgen lag ein kalter Nebel in dem Roththale und über der kleinen Burg Böringsweiler, die auf einem steilen Hügel dicht über der Roth sich erhob und deren Trümmer erst in den jüngsten Tagen vollends abgetragen wurden, nachdem sie viele Jahre der Sitz eines Amtmannes waren. Es war ein enges Thal, ringsum dicht mit Tannenwäldern eingeschlossen, und nur einzelne wenige Hütten lagen da und dort auf den Anhöhen zerstreut umher, während auf einen Steinwurf unterhalb der Burg eine bau-

fällige Mühle mit ihrem Rade die tiefe Ruhe der Gegend unterbrach. Auf der kleinen Burg wohnten die Dienstleute des Grafen von Löwenstein, Diether und Conrad, und lebten von den spärlichen Steuern und Abgaben der Burgangehörigen, die selbst nichts anders in dem rauhen Boden bauen konnten, als Haber und Korn. Handelsleute zogen selten durch den großen Mainhardter Wald, der sich auf sechs Stunden von Löwenstein gegen Hall hinzog, und das Wenige, was die Böringsweiler Ritter diesen abnehmen konnten, an Zoll oder Geleitsgeldern, das erhoben sie von den Ochsenhändlern, welche fettes Vieh von Hall nach dem Neckarthale, nach Marbach und Eßlingen trieben. Durch dieses Räuberwesen der Ritter war der spärliche Handel und Wandel sehr erschwert, und wenn die Handelsleute zum Schutz ihnen auch Geleitsgelder zahlten, so war dieses um so drückender, als sie in wenigen Stunden oft an einem halbdutzend Burgen vorüber kamen, so zahlreich waren diese zur damaligen Zeit in manchen Gegenden. Erhoben sich doch allein um das Städtlein Cannstatt damals zwölf Burgen, und in mancher saß nicht nur ein Ritter mit seiner Familie, sondern eine ganze Sippschaft zur Plage des Landmanns und der Städter. Es zeigte die Sonnenuhr auf der Burg Böringsweiler auf neun Uhr, da schwangen sich die Brüder in den Sattel mit zwei Knechten und ritten das enge Thal hinauf längs einiger großen fischreichen Seen; und als sie nach einer Viertelstunde die Mühle zu Finsterroth

erreicht hatten, wo die Straße von dichtem Fichtenwald umsäumt, eine Anhöhe herab über eine kleine hölzerne Brücke zu einer jenseitigen kurzen Staige führte, da wandten sie sich gegen Abend den Hohlweg hinauf, um droben auf der Anhöhe die Raubgesellen von Maienfels und ihren Lehensherrn den Graf Adelbert zu erwarten. Die Maienfelser, der Ritter Dierolf, der, wie die Böringsweiler, seine Burg zu Lehen von dem Löwensteiner Grafen trug, hielt mit sechs Reisigen an der Straße, und bald glänzten auch die Helme und Eisenhauben Adalberts mit einem Geleite von zwanzig Reitern über die Weihenbronner Haide, welche dort mit dem dunklen Forste wechselte. Alles bereit? fragte Adelbert, als er mit den Harrenden zusammengetroffen war — so wollen wir für meine Mühen nun den hällischen Salzsiedern die Rechnung machen, daß der Kaiser kein theureres Hengstlein in seinen Ställen hat. Ihr, von Maienfels und Böringsweiler, leget Euch hinter die Mühle drunten nächst dem Brücklein in den Hinterhalt und ich mit meinen Leuten halte im Hohlweg auf dieser Seite. Wenn dann die Haller sich der Brücke nähern, so reitet ihr auf die Straße, daß sie sich sputen, über das Brücklein zu kommen und den Hohlweg zu gewinnen, dann ist ihnen der Paß hinten und vornen abgeschnitten, und in die großen Teiche da unten oberhalb und unterhalb der Brücke werden sie wenig Lust haben, sich zu stürzen, um uns aus den Händen zu kommen, denn so durstig die Hällischen sind, so haben sie doch alle die Wasserscheu!

In kurzer Zeit war alles vorbereitet, und die beiden Abtheilungen harrten ungeduldig des reichen Fanges, den sie zu machen gedachten. Es mochte ein Stündlein vorüber seyn, so vernahm man von ferne den wirren Tritt von Pferden oben im Walde, der näher und näher kam, um die Brücke zu überschreiten. Mit pochendem Herzen gewahrte Dierolfs scharfes Auge, der am nächsten bei der Straße hinter einer hohen Tanne hielt und durch die herabhängenden Aeste hinausspähte, wie sich ein Zug von etlichen zwanzig Reitern nahte. Voraus ritten vier Männer, halb in Kaufmannstracht, halb in Waffenrüstung, mit Schwerdt und Kolben bewehrt — dann folgten gegen zwölf andere Reiter, die hatten nur ein kurzes dolchartiges Messer am Gürtel hängen. Unter ihnen ritt auf einem kleinen, aber starkgebauten Rößlein eine Dame, die halb verschleiert war, an der Seite eines Mönches, der nach seiner Kleidung ein Abt oder Prälat zu seyn schien. Ein breiter Reisehut von gelbem Sammt bedeckte das Haupt der Dame und ließ nur den untern Theil des Gesichtes erkennen. Ueber die Schultern hing in weiten Falten ein feiner weißer Mantel herab, der sie bis zu den Zehenspitzen verhüllte, welche leicht im Bügel ruhten. Wie verhüllt auch die ganze Gestalt war, so merkte man doch an der ganzen Haltung, daß eine fein gebaute Figur von den Gewändern umwallt war. Dicht hinter ihr ritt ein älterer Mann in italienischer Tracht, mit einem spitzzulaufenden schwarzen Hute und braunem Mantel, an der Seite

ein kurzes Schwerdt, und neben ihm ein Diener, der ein Saumroß mit Gepäck führte. Den Zug schloßen wieder einige wohlbewehrte Reiter der Gesellschaft. Aus ihren Bewegungen zu schließen, schienen sie unter sich in einem lebhaften Gespräch begriffen zu seyn, das indessen frei von aller Furcht und Besorgniß war, wohl im Bewußtseyn, hinlänglich geschützt zu seyn. Aufmerksam verfolgte sie Diether mit seinem Falkenblick, und als sie nun den Abhang der Straße hinter sich und links und rechts vor den nahe heranantretenden Seen auf die Brücke zuritten — da gab er mit seinem Hüfthorn einen halblauten Ton, und in weniger denn einer Minute erschienen aus dem dichten Forste seine Angehörigen, um nun in raschem Trabe den Zug einzuholen. Aber sie waren kaum eine kleine Strecke so vorwärts geeilt, da scholl ein gellender Angstruf von der Brücke her, und sie sahen, wie die ersten zwei Reiter des Zuges mit dem letzten Theil der hölzernen, aus Baumstämmen gebauten Brücke sammt ihren Rossen in den Bach stürzten, und die nächsten hinter ihnen erschrocken ihre Thiere zu wenden suchten, und so den Zug in Stocken und Unordnung brachten. Jetzt — rief Diether, der bei dem Herreiten die Unterlagen der Brücke hatte von seinen Knechten so weit durchhauen lassen, daß sie gerade noch die Last der Querhölzer trugen — jetzt wollen wir den Brückenzoll erheben, und dabei stieß er dreimal laut in sein Hüfthorn, als Zeichen, daß der Graf aus dem Hohlweg jenseits des Rothbaches

herunter brechen solle. Neuer Schrecken erfaßte der Kaufherren Zug, als, unter sich schon in Verwirrung durch den Einsturz der letzten Balken, sie nun auch von vornen und hinten eine starke Anzahl Reisiger auf sich zusprengen sahen, über deren Absicht sie keine Zweifel haben konnten, besonders als Diether den letzten im Zug mit seiner Lanze aus dem Sattel stieß mit den Worten: Halloh, Ihr hällischen Krämer! wir wollen Euch die lange Reise nach Frankfurt ersparen und Eure wohlgespickten Seckel leeren! Jetzt entstand ein verzweifeltes Getümmel an der Brücke, von welcher die zwei nächsten, die auf die Hinabgestürzten folgten, ihre Rosse immer mehr rückwärts drängten, und die ganze Reihe des Zuges verwickelte sich in einen Knäuel, aus welcher das Angstgeschrei der Dame und des Mönches zwischen das Fluchen und Wettern der Uebrigen weithin in das enge Thal gellte, während die in den Bach Gestürzten von den Rossen sprangen und mit zerstoßenen Knochen das Trockene zu gewinnen suchten. Ruhig sah dem Ueberfall Graf Adalbert zu, dessen Reisige zum Theil über den Bach gesetzt, um die Haller nicht rückwärts entwischen zu lassen, indeß die andern dafür sorgten, daß Keiner derselben nach dem diesseitigen Ufer die Flucht ergreifen konnte. Und es dauerte nur eine kleine Weile, da gaben die Haller allen Widerstand auf und stiegen auf Befehl ihrer Feinde aus dem Sattel. Nur der Mönch und die Dame blieben noch sitzen, da sie im Gedränge nicht Raum fanden, abzusteigen. Aber als

der Knäuel sich auseinander wickelte und Graf Adalbert heranritt, um sich seinen Fang näher zu betrachten und er die junge Dame erblickte, die zitternd und bebend mit gesenktem Haupte dasaß, so drängte er sich rasch an sie heran. Holde Jungfrau! sprach er in artigem Tone, entschuldiget, wenn meine Leute Euch solchen Schrecken eingejagt und Eure Reise auf ein Hinderniß gestoßen — doch, fürchtet nichts für Eure Person und Eure Ehre! — So lasset wenigstens einen Diener Gottes und der Kirche ziehen mit dieser Jungfrau — schrie mit zetternder Stimme das Mönchlein — während die Dame schwieg — bei allen Wunden des Heilandes, wie weit ist es gekommen mit der Ritterschaft, daß sie an Priester und Jungfrauen Hand anlegt und ihnen die Straße gefährdet — ich habe eilige Geschäfte, bin Kämmerer vom Stift Comburg und muß morgen in Heilbronn eintreffen in wichtigen Angelegenheiten. — Nun dazu hat's noch Zeit, lachte der Graf, und wenn Ihr Euch geduldig füget in die Haft, so will ich an Euch ein Uebriges thun und einen Knecht senden nach Heilbronn, daß er Euch entschuldige wegen des Ausbleibens. Aber — fuhr er gegen die Dame gewendet fort — und bot ihr die Hand zum Absteigen, da indessen das Gedränge vorüber und die Kaufherrn alle den Sattel verlassen, von ihren Gegnern umringt sich aufgestellt hatten — Ihr seid stumm und würdiget mich keiner Antwort? Habt Ihr so wenig Vertrauen in meine Ritterlichkeit, daß Ihr

befürchtet, es werde Euch ein Leid geschehen — nein, ein Graf von Löwenstein hat noch immer die Sitte geachtet, die er den Frauen schuldig — er ist kein Schnapphahn und Heckenreiter — kommt, schönes Kind, und vertraut meinen Worten! Der Graf war indessen abgestiegen und bot der Reiterin die Hand, welche fortwährend das Haupt gesenkt, so daß man ihre Gesichtszüge gar nicht ins Auge fassen konnte, auf ihrem Rößlein gesessen hatte. Doch als Adalbert ihre Hand mit ritterlicher Artigkeit erfaßt und, sein Visier öffnend, mit seinen freundlichen Augen ihr unter den Hut geblickt, um zu erforschen, welche Schönheit derselbe berge, da bog sie sich aus dem Sattel und ließ sich auf den Boden heben. Bei dieser Bewegung aber lüftete sich der Schleier, und ein reizendes Gesicht von blendender Schönheit enthüllte sich auf einen Augenblick. Es waren nicht die Züge, nicht die rosige Blüthe der schwäbischen oder fränkischen Frauen — es war ein fremdartiges Antlitz, wie Adalbert noch in Keines geschaut, denn es glich einem Marmorgebilde an blendendem Glanze — die Züge waren scharf, aber fein geschnitten, die Augensterne groß und dunkel und von seidenen Wimpern beschattet. — Das war nicht die rothwangige Frucht Deutschlands — es war die goldene Orange des Südens von dunklem Laub umhüllt. Mit fremdklingendem Tone und gebrochenem Deutsch sprach sie halblaut ihren Dank aus, und daß sie hoffe, sich nichts Schlimmes versehen zu dürfen, während der Comburger Kämmerer fort und

fort bat, man möchte ihn seines Wegs ziehen lassen, und die Knechte laut auflachten über sein Gebaren. Führt mich zu meinem Vater, damit er wisse, wessen ich mich zu Euch zu versehen habe, sprach schüchtern die fremde Jungfrau, und Adalbert bot ihr höflich und entzückt über das wunderbar liebliche Wesen den Arm, um ihren Wunsch zu erfüllen. Aber ach! welch einen Schreckensschrei stieß die Fremde aus, als sie in den Kreis der Gefangenen traten und ihr Vater, sich in Schmerzen krümmend, auf einem Steine saß, zu seinen Füßen eine rothe Lache Bluts, das aus dem Aermel seines linken Armes floß. Entsetzt stürzte sie sich vor ihn, umklammerte seine Kniee und brach in italienischer Zunge in verzweifelte Klagen aus, von denen gerührt der Graf sogleich seinen Leuten befahl, dem Verwundeten die Oberkleider abzunehmen, um die Wunde zu untersuchen und sie zu verbinden. Der heißblütige Mailänder Kaufherr hatte nemlich, als der Zug sich von der Brücke rückwärts wendete, mit zweien seiner Begleiter versucht, sich des Angriffs zu erwehren und die Straße nach Hall wieder zu gewinnen, hatte aber von einem rauhbärtigen Gesellen einen Lanzenstich in die linke Achsel erhalten, dem sofort ein heftiger Blutstrom entquoll. Als er verbunden war, brach der ganze Zug auf und wandte sich das Thal hinab nach dem nahen Schlosse Böringsweiler, in dessen Hofe nun die Beute vertheilt wurde. Baares Geld hatten sie wenig gefunden, es waren nur die reichlichen Zehrpfennige der

Kaufherren, da sie die Summen zum Einkauf ihrer Waaren auf einem andern Wege bestellt hatten, darum bestand die Hauptbeute in den Pferden. Und nun wurde über ein Lösegeld gehandelt, bis zu dessen Eintreffen aus Hall die ganze Gesellschaft in Haft und Gefängniß bleiben sollte. Auch der Comburger Kämmerer hatte kein besseres Schicksal, wie sehr er sich auch sträubte — er mußte seinen Namen auf einen Zettel schreiben und das Lösegeld mit 20 Goldgülden darauf setzen, gegen welches er der Haft entledigt wurde, und freies Geleite zur Heimreise bis zum Haller Wartthurm erhielt. Als alles abgemacht war, öffnete Diether die enge Pforte am hintern Thurm zu den unterirdischen Gewölben, deren Oeffnungen auf der mitternächtlichen Seite der Burg in das sumpfige Wiesenthal hinabgingen, und durch mehrere eiserne Thüren hindurch stiegen die Gefangenen in ihren feuchten Kerker und das Burgverließ hinab, das aus mehreren Gewölben bestand. Während die Knechte ab- und zugingen, um Stroh herabzuschleppen zum Lager, und Krüge mit Wasser und Brod zu holen für ihre neuen, ihnen so willkommenen Gäste, und Diether über Alles die Aufsicht führte, warf sich der feiste Kämmerer polternd und schimpfend auf eine steinerne Bank in der Ecke. Die Pest — schrie er — über den Adel und solche Schnapphähne, die Alles schinden, was keine Sporen trägt! Wie haben sich doch die Zeiten geändert! sonst waren sie die Beschützer der Kirche, der Klöster und ihrer Insaßen, aber seit

sie sich vermehrt, wie das Ungeziefer und nicht wie der ehrsame Bürgerstand zu einem Gewerbe greifen mögen, legen sie sich auf Straßenraub, wie die Mörder auf der Straße zu Jericho, von denen die h. Schrift redet. Da liegen die Klöster jetzund und die Dörfer und Städtlein zwischen den Burgen, wie die Schafe zwischen den Wölfen, denn was die Reisigen des einen Raubnestes übrig lassen, das plündern die Andern, und was die Raupe nicht frißt, das verzehrt die Heuschrecke. Das Land wird verheert, der Ackersmann geplagt und der Städter beraubt. Achten doch diese Burgherren einen Hund höher, denn einen Bauern. Wer noch Pferde, Ochsen und Kühe hat, muß täglich des Vormittags die Edelgüter damit bestellen, wer kein Vieh hat, muß sich zu sechs und acht selber zusammenspannen, gleich den Juden in Aegypten, und den Pflug ziehen, wie die Christensclaven im Mohrenlande. Wie oft schon habe ich unsern Nachbar den Junker Vellberger gesehen, wie er nebenher reitet und auf die angespannten Bauern mit der Peitsche haut, während ein Büttel den Pflug führt. Was wollt Ihr sagen, ehrwürdiger Vater, brummte Pabst, der Hällische Kaufherr — zu meiner Zeit, als ich in Sachsenland reiste, spannte ein Edelmann, Heinrich von Heerdt, eine hochschwangere Bäuerin an ihres gestorbenen Mannes Statt vor den Pflug und peitschte sie so unmenschlich grausam, daß sie auf der Stelle todt zu Boden stürzte; — aber der Landgraf Ludwig der Eiserne hatte ein Einsehen in diese Rotte des gemei-

nen Adels, seiner Dienstmannen und Lehensleute, die Jahr aus Jahr ein ihre Pflüge und Karren mit Bauern bespannten, denn er ließ ein halbes Hundert solcher Schinder zusammenfangen und spannte sie je zu sechs vor einen Pflug, ritt, wie sie es gemacht, nebenher und schlug mit der Hetzpeitsche auf die Läßigen, und zuletzt ließ er den Heinrich von Heerdt öffentlich enthaupten. Und wenn ein Schmied nicht gewesen wäre, so hätte der Landgraf gar nicht erfahren, daß seine Ritter also mit dem armen Volke umspringen. Aber als einstmals der Landgraf auf der Jagd verirrte und ganz allein an eine abgelegene Schmiede kam und sich der Thüre näherte, da hörte er den Schmied drin hämmern, und zu jedem Schlag brummte derselbe: Landgraf werde hart! Als er nun eintrat zum Amboß und den Schmied fragte über seine wunderliche Rede, was die zu bedeuten, da sprach dieser: das ist darum, daß ich wünschte, der Landgraf möchte ein hartes Herz bekommen, gleich diesem Eisen, und erfahren, wie seine Dienstmannen und Adel mit dem armen Bauer verfahren, auf daß er ohn' Barmherzigkeit den Uebelthätern Gleiches mit Gleichem vergälte. Höhnisch lächelte Diether, als er, ab- und zugehend, bis die Knechte Alles in Ordnung gebracht, einzelne Reden vernahm, und sprach: was doch diese Mäuslein pfeifen in meiner Falle — ich thäte wohl daran, sie tanzen zu lassen nach meiner Hetzpeitsche und das Pfäfflein am allererst — der will doch etwas voraus haben wegen seiner Glatze und seinem geistlichen Habit!

Dann warf er die eiserne Thüre zu, schob die schweren Riegel vor und eilte die Treppen hinauf. Indeß die Haller Kaufherren im Burgverließ untergebracht waren, ließ der Graf den Mailänder auf ein Saumthier setzen, das einen sanften Schritt ging, und half dessen Töchterlein auf ihr Rößlein, denn — sprach er entzückt über die Schönheit und Anmuth der Dame — hier habt Ihr wenig Pflege in diesem finstern Waldschlößlein und es wäre ja Schade um die schönen Augen der Jungfrau, wenn sie ob des Unfalls, der ihren Vater betroffen, dieselben sich mit Weinen verderbten. Drunten in Löwenstein kann mein Wundarzt, welcher schon Manchen geflickt, der übler zugerichtet war, die Pflaster richten und soll es Euch an Nichts abgehen, sintemal es nicht auf Euch, sondern auf die Haller Spießbürger und Krämer abgesehen war, mit denen ich ein Hühnlein zu rupfen hatte. Wie scheel auch die Böringsweiler und Maienfelser Dienstleute dazu sahen, daß sie an den Fremdlingen und ihrer Habe keinen Theil haben sollten, so konnten sie doch keine Einsprache thun, und Adalbert zog mit seinen Schützlingen und Reisigen aus der Burg die Staige hinauf in der Richtung nach Löwenstein.

So rauh und unfreundlich auch die Gegend war und der Wald nirgends eine Aussicht bot während drei Stunden, in denen sie nur einigemal an einzelnen Weilern vorüber kamen, die zur Grafschaft gehörten, so ward Adelbert die Zeit doch nicht lange, selbst bei dem langsamen Schritt, den er wegen des Mai-

länders einhielt. Denn in dieser finstern Gegend und in Waldesnacht ging ihm eine glänzende Sonne auf in dem bezaubernden Antlitz der Jungfrau und ihrem feinen, anmuthigen Wesen, das ihn um so mehr anzog, als die Furcht von ihr gewichen war, und sie ihm vertrauensvoll und dankbar für sein Mitleid mit ihrem Vater während ihrer Zwiegespräche ins Auge sah. Wie wußte sie so schön zu erzählen von den Wundern ihrer Vaterstadt, des prächtigen Mailands mit seinen Pallästen und Schätzen, und von den Reizen ihrer Heimath mit den ewig grünen Gärten. So kamen sie allmählig über's Gebirg, und es zog sich die Straße durch etwas lichtere Wälder wieder abwärts. Plötzlich zitterte melancholisch der Klang einer Glocke rechts aus einer Waldschlucht herauf, und durch die Tannen erblickte Luitgarde, so hieß die Jungfrau, weißes Gemäuer und die Spitze eines schlanken Thurmes. Das ist Kloster Lichtenstern, sprach der Graf, darin Nonnen ihre Behausung haben. Wie schauerlich — entgegnete Luitgarde — Eure Burgen und Klöster in den Wäldern und Schluchten liegen, wo kaum ein Lichtstrahl hindringt! Ganz anders ist es bei uns im Land Italien, da sind sie von einem blühenden Gartenkranz umgeben, oder blicken von sonnigen Bergen und Hügeln weit ins Land hinaus. Nicht überall ist es so, sprach Adalbert, denn, wenn Ihr hinunter kommt an den Rhein, nach Speier, Worms und Mainz, dann werdet Ihr unser deutsches Reich auch schön finden mit seinen Domen und

Schlössern und Klöstern, und das Land wird Euch ein großer Garten dünken, daß Ihr fast Eure Heimath drob vergessen könntet. Nie! nie! rief Luitgarde, ich werde sie nur desto mehr lieben, nachdem ich Deutschland besucht. Und wenn — setzte Adalbert hinzu, und bog sich mit einem tiefen, freundlich fragenden Blick gegen sie — und wenn Euch ein junger Ritter begegnete und würbe um Eure Gunst und Ihr würdet ihm gewogen — könntet Ihr auch da Eure Heimath nicht vergessen und sie mit dem deutschen Lande vertauschen? Luitgarde's Gesicht überflog eine leichte Röthe, sie blickte nach den Spitzen der Tannen am Wege und schwieg. Die Sonne war indessen im Untergehen, da auf einmal, als sie hoch oben am Abhang des Gebirges eine kleine Strecke ins Freie kamen und die Bäume auf der rechten Seite des Weges verschwanden und plötzlich das ganze Weinsberger Thal mit seinen waldigen Gebirgen im Hintergrund vor ihren Füßen lag, da hielt überrascht Luitgarde ihr Rößlein unwillkührlich an und blickte freudig erregt hinaus in die herrliche Landschaft. Ihr Auge wurde feucht bei diesem Anblick, als hätte dasselbe ihr die schöne Heimath und den italienischen Himmel zurückgerufen, und nach einer kurzen Weile, in welcher Adalbert sie still betrachtet hatte, sprach sie: Ich bin überrascht und hätte nie gedacht, als ich diese Wildniß durchritt, daß so schnell und unverhofft an dessen Ende ein so herrliches Land sich meinen Augen darböte. In einem Kranz von nahen

und weit entfernten Waldgebirgen liegt dieses schöne weite Thal, nur Euer Schloß gewahr ich noch nicht — ist es vielleicht dort drüben links auf den waldigen Höhen versteckt? Adalbert lächelte: wir werden es bald sehen und ich hoffe, seine Lage werde Euch nicht mißfallen. Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung eine steinigte Straße hinab, und die Aussicht verschwand, da sich bald wieder rechts ein waldiger Abhang erhob, während links eine tiefe Waldschlucht sich eröffnete. Auf einmal hielt der Graf an, deutete vorwärts, und einige hundert Schritte vor ihnen, rechts von der Straße herauf, blinkte ein schlanker Thurm, hell beleuchtet von der Sonne, während die Waldschlucht schon ganz in Schatten versunken und ein leichter Nebel darüber schwebte. Das Euer Schloß? rief Luitgarde — wie prächtig muß man da wohnen, ringsum hohes Waldgebirge und dort hinaus die Aussicht bis in die weiteste Ferne — da mag Euer Gemahl sich manch Stündlein unterhalten auf dem Söller und ihre Augen weiden an der abwechselnden Landschaft, indeß Ihr draußen reitet und tagelang von der Burg ferne weilet! Wieder lächelte Adalbert, aber dieses Mal blieb er die Antwort schuldig, denn er war nicht gleich mit sich Eins, ob er Luitgarde's Irrthum berichtigen oder sie in selbigem lassen solle. Stillschweigend ritt er neben der Jungfrau her, und als sie dem Schlosse sich genähert und doch immer tiefer hinab ritten, bis plötzlich um die Ecke des Hügels, auf welchem das Schloß stand, ein Städtlein

mit Thor und Mauer sich ihrem Blicke zeigte, so begann Adalbert der verwunderten Jungfrau ihre Frage zu beantworten, die ihr auf der Lippe schwebte. Schönes Kind, sprach er — wir reiten nicht auf das Schloß um Eures verwundeten Vaters willen, sondern hinab durch das Städtlein in die unter uns liegende Waldschlucht, welche schon der Nebel deckt, sonst würdet Ihr das Schlößlein sehen können, das unten stehet. Eine Heilquelle sprudelt dort unten, genannt das Theußer Bad, von wundersamer Kraft, und mancher Kriegsmann hat schon dort schnell sich wieder ausgeheilt. Auch wird die Stille des Aufenthalts Eurem Vater wohl behagen und Ihr könnt ihn ungestört pflegen, bis er wieder gesund ist. Wie grausig auch die finstere Schlucht Luitgarde dünkte, die steil drunten in dem Waldthale lag, als wäre sie eine geöffnete Gruft, aus der ein feuchter Dunst aufstieg, wie gerne sie in das herrliche Schloß eingeritten, so hielt sie doch ihren Wunsch zurück, denn der Graf hatte gewiß recht, wenn er den Aufenthalt an der Heilquelle wählte um ihres Vaters willen, und sie suchte darum das unheimliche Gefühl zu überwinden, das sie überkam, wenn sie in den finstern Schlund hinabstarrte. Schon war die Dämmerung drunten eingebrochen, während noch ein sanftes Abendlicht Städtlein und Schloß umspielte, als sie auf schlängelndem steinigtem Pfad langsam das Thal erreicht hatten, und nun am Ufer eines mit hohem Schilf bewachsenen Sees ankamen. Melancholisch rauschte der Schilf in dem

finstern Wasser und die Weidenbäume, deren Aeste weit über dasselbe hineinhingen. Luitgarde war es, als reite sie im Thal des Todes, und nur die Nähe ihres Vaters und des Grafen, so wie einige Knechte, die im Städtlein nicht Halt gemacht, dämpfte ihr Grauen. Immer weiter hinauf auf einem dammartigen schmalen Wege an der Seite mehrerer auf einander folgenden großen Teiche und immer dunkler hinein in den waldigen Schlund schritten die Rosse. Mit einem Male hielt Adalbert, als eben aus der Nacht ein finstrer Giebel auftauchte an einem Hause, das eine Mühle zu seyn schien, wie ein hohes eingestelltes Rad und das plätschernde Wasser schließen ließ. Auf einen Ruf trat ein Mann herfür, der sich tief vor Adalbert neigte und nach seinem Befehl fragte. Schicke dein Töchterlein herab, die muntere Käthe, sprach Adalbert, daß sie uns begleite zum Dienst dieser Dame! In wenigen Augenblicken hüpfte ein Mägdlein aus der Mühle und lief voraus, nachdem der Graf ihr gesagt, daß sie in das Schlößlein laufe und dort ihn anmelde, damit man mit Licht und Fackeln bereit sich halte, denn es war schon so Nacht geworden, daß man kaum einige Schritte vor sich die Gegenstände unterscheiden konnte. Plötzlich tauchte aus der Finsterniß und dem Gebüsch ein hohes, thurmartiges Gebäude auf, und nach wenigen Schritten hielt der Zug an einer Brücke. Jetzt hob Adalbert Luitgarde aus dem Sattel. Wir sind zur Stelle, seht, hier ist das Schlößlein, in welchem Ihr Eure Herberge nehmen möget,

sprach der Graf. Zwar ist die Nacht eine schlechte Empfehlung für diesen Aufenthalt und mag Euch ein unheimlich Gefühl einflößen, aber ich hoffe, wenn die Sonne die ersten Strahlen herabsendet in diese Schlucht, so werdet Ihr sie nicht eben unfreundlich finden und an Bequemlichkeit soll es Euch auch nicht fehlen. Indem trat ein alter Diener mit einer Fackel an der Seite der Müllerstochter auf die Brücke und empfing die Ankommenden. Der Schein der Lichter zitterte über die nächste Umgebung und beleuchtete einen mit Flechtgras überzogenen See, der ein Gebäude rings umgab, das in der Form eines achteckigen Thurmes hoch in die Nacht hinauf sich streckte. Der Diener leuchtete voran, die Reisigen unterstützten den müden Kaufherrn, und Adalbert bot Luitgarde den Arm, um sie drei Stiegen hoch hinaufzuführen, wo schon der Wundarzt wartete, der, von den Knechten in Löwenstein bestellt, zu Fuß herabgestiegen war. Als nun der Kaufherr verbunden war und die Gäste mit dem Grafen ein einfaches Mahl eingenommen hatten, befahl er der jungen Müllerin, ein Licht zu nehmen und Luitgarde flüchtig die Gelasse zu zeigen, die für sie und ihren Vater bestimmt, und dafür Sorge zu tragen, daß die Fremden alle Bequemlichkeit haben, worauf er seinen Gästen gute Nacht sagte und die Treppe hinabstieg, um auf Schloß Löwenstein zurückzukehren. Eine Stunde später befand sich Luitgarde auf ihrem Lager, das Licht brannte noch auf dem Tisch — das Mägdlein hatte sie verlassen und Alles war still, als der Diener im

untersten Gelaß hinter der Käthe die schwere Thüre geschlossen. Es war ein kleines eckiges Gemach, in welchem Luitgarde ihre Nachtruhe suchte, und als ihr Käthe die Wohnung gezeigt, war sie über die eigenthümliche Bauart verwundert, denn so viele Ecken das thurmartige Schlößlein hatte, eben so viele kleine Gemächer befanden sich darin, die bald ein Dreieck, bald einen Halbzirkel, bald ein länglichtes Viereck bildeten, wie es die Form der Außenseite mit sich brachte. So lange das Mägdlein noch bei ihr war und sie entkleiden half, war alles unheimliche Gefühl verschwunden im Anblick dieses muntern, freundlichen Kindes, aber als diese leicht und munter die Treppe hinabhüpfte und Luitgarde, die dumpfe Luft des Gemaches zu erfrischen, das schmale Fenster öffnete und sich hinausbog, da kamen wieder alle Anwandlungen geheimen Schauers über sie. Der Mond war eben durch die Wolken gebrochen und sein dämmriges Licht zeigte ihr unter sich den stillen, geheimnißvollen, mit Schilf und Flechten überzogenen See, der etwa zwanzig Schritte breit die Grundmauern des Thurmes umschloß — vor sich aber senkte sich der finstere Waldabhang so dicht vor ihr nieder, daß sie glaubte, die Bäume mit ihrem ausgestreckten Arm fassen zu können, und zwischen das leise Rauschen des Waldes machten die Frösche ein unbehaglich Geräusch, oder es erschreckte sie der Schrei eines auffflatternden Uhus. Aber auch als sie zu Bette sich gelegt, fand sie keinen Schlaf. Die Bilder des vergangenen Tages, der Schrecken des

Ueberfalls, der Anblick ihres verwundeten Vaters zogen wieder lebhaft an ihr vorüber und mit ihnen die Erinnerung an den schönen, wohlwollenden und einnehmenden Grafen. Unter widerstreitenden Gefühlen war sie endlich eingeschlafen; aber nur, um im Traum diese Bilder fortzuspinnen. Sie sah sich versetzt hoch hinauf ins Schloß Löwenstein, sie sah die reizende Landschaft vor sich im goldenen Sonnenstrahle liegen und neben ihr saß Graf Adalbert. Er blickte ihr süß lächelnd tief in die Augen, und sie vernahm seine weiche Stimme, die fragte: Luitgarde, kannst du deine Heimath vertauschen mit dieser Gegend des deutschen Landes? dabei fühlte sie, wie er ihre Hand ergriff und ihr einen kostbaren Ring an den Finger steckte. Dann sah sie wieder das Schloß in Flammen stehen, und Adalbert, mit dem Schwerdt in der Faust, sich durch ein Kampfgetümmel Bahn brechen — und wieder saß sie hinter ihm auf seinem Roß, ihn fest umklammernd und flog mit ihm durch finstere Tannenwälder, bis Alles sich in einen verworrenen Nebel auflöste. Auch Adalbert ruhte in dieser Nacht wenig — seine Gedanken drehten sich alle um die italienische Jungfrau mit ihrem wundersamen Reize, den sie auf ihn ausgeübt. In der Heftigkeit seiner Leidenschaft, die ihn erfaßt, flogen die Bedenken nur leicht vorüber, daß seine Mutter aus dem Geschlecht der Markgrafen von Baden, und stolz an der Würde ihres Hauses hängend, nie werde einwilligen, wenn ihr Sohn sich mit der Tochter eines bürgerlichen Handelsherrn zu

vermählen gedenke. Und doch glaubte er zu fühlen, daß nur dieses Wesen seiner Gunst werth, daß nur dieses unter allen andern Frauen, die er kennen gelernt, das reizendste sey durch körperliche Schönheit, wie durch geistigen Zauber. Dann aber wußte er auch nicht, auf welche Weise er ihre Weiterreise verschieben könnte, wenn der Kaufherr wieder gesundet, und doch vermochte er den Gedanken nicht zu ertragen, sich nach kurzer Zeit von ihr trennen zu müssen. Wie wäre er so arm, so unglücklich, trotz aller seiner Güter, wenn er sie scheiden sähe, die jetzt drunten im Seeschlößlein, wie eine Perle auf dem Meeresgrund schlummerte. Immer höher und höher pochten seine Pulse, immer glühender brannte seine Stirne, er glaubte sie schon verloren, es däuchte ihm schon, Alles sey nur ein Traum — aber wieder wälzte er sich um und sprach laut vor sich hin: nein! nein! kein Traum, drunten ruht sie, das zauberische Wesen, ich habe sie ja selbst in die Gemächer gebracht — in dem eckigten Zimmer gegenüber dem alten Ahornbaum, der mit seinen Zweigen ihr Fensterlein fast berührt — da schläft mein seliger Engel! Ich muß in ihre Nähe, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume! Und er sprang auf, warf einen Mantel um und verließ still das Schloß, um noch tief nach Mitternacht auf den nächsten Fußpfaden hinab zu steigen in die Waldschlucht. Kühlend strich die Nachtluft um seine heiße, fieberische Stirne, und in seligen Gefühlen, die wie rosenfarbige Wölklein um den Stern seiner Liebe

schwammen, schritt er dem Schlößlein zu. Tiefe Stille lag in der Schlucht, und sein Herz schlug hoch auf, als der Thurm in dunkeln Umrissen aus den Gebüschen emportauchte. Aber statt sich ihm auf dem nächsten Pfade zu nahen, eilte er der Mühle zu, und dort angekommen auf dem Dammwege, mäßigte er erst seine Schritte, denn nun war er ja auf der Fährte seines edlen Wildes, hieher hatte sie ja ihr Rößlein getragen, an diesen Bäumen war sie vorübergekommen und auf diesem Wege hatte sie die Brücke erreicht. So schritt er langsam dahin und schwamm in einem Meere seliger Erinnerungen. Schon stand er an der Brücke, wo er sie aus dem Sattel gehoben, es war für ihn ein heiliger Boden, da fühlte er Etwas an seinem Fuße, das sich beim Ausschreiten um selbigen schlang, er bückte sich und griff darnach, und als er es befühlt, da zitterte er am ganzen Körper, es war — ihr seidener Gürtel, den sie gewiß beim Absteigen verloren hatte. Mit heißen Gefühlen drückte er ihn an sein Herz — nun hatte er ein greifbares Unterpfand, das vor wenigen Stunden noch ihren süßen Leib umschlungen, eine glückliche Vorbedeutung für ihn, und hochbeglückt ging er nun um den Thurm, sprang über den Bach, der die Waldwand vom Thale trennte, und klimmte zu dem großen Ahornbaum hinauf, welcher dicht gegenüber dem Schlafzimmer Luitgarde's seine riesigen Aeste fast bis an ihr Fensterlein ausreckte, innerhalb dessen sie schlief. Berauscht vom Glück der nächtlichen Wanderung, kehrte Adalbert erst

mit dem Grauen des Tages auf das Schloß Löwenstein zurück.

Der Herbst war angebrochen und die Winzer im Thale rüsteten sich schon zur Traubenlese, und Vieles lag zwischen dem Lenzmonat und der Gegenwart. Heiß ersehnte Hoffnungen waren erfüllt worden, an die Adalbert nie gedacht, das Glück, der Zufall hatten den jungen Grafen begünstigt, aber auch harte Schläge hatten ihn getroffen. Die Heilkraft des Wassers im Theußer Bad, dessen Quelle nächst dem Seeschlößlein sprudelte, hatte schon nach 14 Tagen den Kaufherrn Cavarelli, so hieß Luitgarde's Vater, hergestellt, da warf ihn ein bösartiges Fieber aufs Neue nieder und hielt ihn von der Abreise zurück. So viel Kummer dieses seiner Tochter machte, so sehr traf dieses mit den Wünschen Adalberts zusammen, um so mehr, als er längst den Bund der Herzen mit Luitgarde geschlossen hatte, und nur seine Mutter noch als Hinderniß zwischen ihnen stand, der er es noch nicht gewagt hatte, seine Wünsche mitzutheilen, weil er ihre Gesinnung kannte. Sie selbst erfuhr um so weniger davon, als sie, ehe die Fremdlinge in das Seeschlößlein gezogen, bei ihrem Bruder in Burg Eberstein an der Murg wohnte, und dort durch Kränklichkeit aufgehalten war, nach Löwenstein zurückzukehren.

So war der Sommer dem jungen Grafen im höchsten Glück dahin geschwunden, denn täglich war er um Luitgarde und erging sich an ihrer Seite durch die schattigen Spaziergänge des Waldthales. Des

Müllers Töchterlein machte die Zofe Luitgarde's und wohnte bei ihr, der alte Diener saß Tag und Nacht bei Cavarelli und unterstützte dessen Tochter bei der Pflege. Hatte der Alte einen leidlichen Tag, dann holte Adalbert seine Geliebte mit ihrer Zofe ab und führte sie auf das Schloß, und durch all dieses Glück gellte nur ein Mißton, der Gedanke an die Mutter. Da traf, als die Trauben sich färbten, eines Mittags ein Bote ein und brachte Adalbert ein schwarz gesiegeltes Pergament — es war die Kunde von dem Tode seiner Mutter, und wie schmerzhaft sie auch klang, ein schwerer Alp löste sich von der Brust des Grafen. Mit Thränen in den Augen stürzte er in das Seeschlößlein und fiel Luitgarde um den Hals — ihr Lebensglück war jetzt gesichert, kein Abgrund gähnte mehr zwischen ihnen, der Thurm in der Schlucht hob sich höher und höher, bis er auf den Zinnen des Bergschlosses stand, und am Abend des Tages saß Luitgarde droben neben ihrem Adalbert am offenen Fenster, aus welcher die herrliche Landschaft herauf grüßte. Der Traum war in Erfüllung gegangen, denn seit einer Stunde glänzte ein kostbarer Ring an ihrem schönen Finger. Nur mit der Hochzeit wurde noch ein Aufschub vorgenommen, denn Cavarelli, der indessen ganz genesen, bat seine Kinder, das schönste Fest zu verschieben, bis er nach Mailand gereist wäre und die Mutter abgeholt hätte, um Zeuge des Glückes ihrer Tochter zu seyn. Noch war Cavarelli auf dieser Heimreise begriffen, da erschien ein zweiter Bote auf

dem Schloß, der meldete, daß Adalberts Oheim, der Pfalzgraf Gottfried am Rhein, die Augen geschlossen und sein Tochtermann Welf sogleich fast alle seine Besitzungen in Anspruch genommen auch bereits die Stammburg der Calwischen Grafen mit Gewalt besetzt habe. Jetzt galt es, die Rechte zu vertheidigen, und nach wenigen Tagen drückte Adalbert seiner Braut den Abschiedskuß auf den süßen Mund und ritt mit seinen Dienstmannen zum Thore Löwensteins hinaus auf der Straße nach Weinsberg, um sein Erbe im Schwarzwald sich zu sichern. Mit bleichen Wangen, die schönen Augen umflort, blickte ihm Luitgarde nach, und als er verschwunden, stieg sie hinab in das Seeschlößlein und die wilde Schlucht und lehnte sich über die Brücke, in den finstern See zu blicken, und stieg hinauf in die Gemächer, wo sie so lange verweilte, um alle die seligen Stunden sich lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — die Stunden ihrer aufkeimenden Liebe und ihres täglich wachsenden Glückes. Wie viel schöner trat die Erinnerung und die Vergangenheit vor ihren Blick, als die Gegenwart, in der sie hoch oben im Schloß weilte, als Braut ihres Adalberts, aber einsam, ohne seine beseligende Nähe zu genießen, und in der Furcht, daß ihm ein Unfall zugestoßen, daß er vielleicht gar nie mehr zurückkehren könnte. Indeß, das Glück war dem Grafen von Löwenstein hold, durch die Verschlagenheit Diethers von Böringsweiler hatte er schon am dritten Tage die Stammburg Calw, die hoch von einem Felsen

über das Städtlein Calw herabragte, gewonnen, und mit starker Mannschaft besetzt. Dann überfiel er unversehens den Kriegshaufen seines Vetters Welf in Sindelfingen, hieb eine große Anzahl in der ersten Ueberraschung nieder und nahm fast Alles gefangen, was dem Blutbad entronnen. Beim Flammenschein des in Brand gesteckten Städtleins schleppten die Löwensteiner Reisigen eine große Beute an Rossen, Waffen und andern Dingen zurück, und schon am achten Tage verkündete das Horn des Thurmwächters auf der äußersten Warte des Löwensteiner Schlosses, daß der Besitzer zurückkehre. Außer sich vor seliger Freude eilte Luitgarde ihrem Adalbert entgegen unter das Thor und umhalste den geliebten Jüngling, der strahlend vor Wonne seinen Arm um ihre Hüfte schlang und so mit ihr die Treppe zum Gemach seiner Braut hinaufstieg, um ihr auf tausend Fragen und Küsse zu antworten. — Es mochten vierzehn Tage vergangen seyn in neuem Glück und neuer Wonne, im Austausch der Gedanken und Gefühle, die Jedes dem Andern mittheilte aus der Zeit der kurzen Trennung; da erschien Diether auf Schloß Löwenstein mit der Kunde, daß ihm in Weinsberg, wo er einen Theil der ihm zugefallenen Beute verkaufte, zu Ohren gekommen von einem Reisigen aus dem Enzthale, wie Welf, erbittert über die Niederlage seiner Leute, ihm heiße Rache und Wiedervergeltung geschworen und gegen sechshundert Kriegsknechte geworben, damit Schloß Löwenstein zu gewinnen. Adalbert kannte seinen

Vetter als einen tapferen Ritter mit eisernem Trotz, und ob er gleich ein festes Haus besaß in seinem Bergschloß, so bedachte er doch die Möglichkeit, daß selbiges könnte erstürmt oder wenigstens ihm so zugesetzt werden, daß allerlei Noth darinn entstehe. Er fürchtete für diese möglichen Fälle für Luitgarde, und stellte ihr vor, wie es besser für sie wäre, wenn sie beim Anrücken seines Gegners sich ins Kloster Lichtenstern begebe, wo sie in seiner Nähe weilte, ohne den Schrecken, Gefahren und Mühen einer Belagerung ausgesetzt zu seyn. Aber kaum hatte er davon begonnen, da flammte eine heiße Röthe über das marmorweiße Antlitz, und das sonst so weiße Auge funkelte von einem nie gesehenen Feuer. Wie? rief Luitgarde, zur Stunde der Gefahr soll ich das Schloß meines Bräutigams verlassen, meine neue Heimath, die ich mit dem Hause meines Vaters in Mailand vertauscht — soll von dir selbst zurückgestoßen werden in die finstern klösterlichen Hallen, wo Niemand mein Herz und die Liebe zu einem Manne versteht? Nimmermehr, wenn du mich liebst, so kannst du mich nicht wie ein feiges Kind einer Amme übergeben, wenn Gefahr droht — nein, an deiner Seite will ich bleiben, mit dir Allem entgegentreten, was da kommt und wie es kommt — hier an deiner Brust ist mein Platz, dazu gibt mir dieser Verlobungsring ein heiliges Recht! Vergebens suchte Adalbert die Jungfrau zu beschwichtigen, ihre Liebe, die in Heldenfeuer aufsprühte, hatte für jedes Wort hundert ge-

wichtigere, und als der Graf sah, daß sie sich von ihrem Entschlusse nicht abbringen ließ, da schloß er sie in seine Arme und rief: Wer kann dir widerstehen, und wer deine Liebe ermessen, mit der du mich beglückteſt — du biſt mehr als ein irdisch Wesen, du biſt eine Heilige der Liebe! Wie Diether berichtet, so war es, denn ausgeschickte Kundschafter bestätigten seine Aussage, und Adalbert traf nun alle Anstalten, seine Dienstmannen zu sammeln und sich zur Gegenwehr zu rüſten. Wo es schadhaft war an Mauern und Wällen, ließ er durch seine Leibeigenen ausbessern, und es wimmelte von Landleuten aus der Umgegend mit Spaten und Hauen, mit Ochsen und Karren, die Steine und Kalk zuführten. Mehl und Wein wurden täglich den Schloßberg heraufgeschafft für den Fall einer längern Belagerung, und Luitgarde selbst überwachte diesen Theil der Vorsorge, während Adalbert die kriegerischen Zurüſtungen leitete. Noch war man damit beschäftigt, da trafen die ausgestellten Knechte ein und meldeten, daß ein zahlreicher Kriegshaufen von Fußvolk und Reisigen mit vielen Wagen und Kriegsgeräthschaften die Straße von Weinsberg nach Willsbach herzöge, der, ehe zwei Stunden verflossen, vor den Mauern des Städtleins erscheinen könnte. Auf diese Kunde ließ Adalbert gegen fünfzig Reisige sich bereit halten, um den Feind am Abhang des Berges zu empfangen — er selbst aber stieg mit Luitgarde auf den schlanken Thurm, um den Zug seines Vetters zu erwarten. — Es war am achten

Tage, seit Welf vor Löwenstein erschienen, da lag das Städtlein schon halb in Asche, denn es war ein mächtiger Kriegshaufen, der Tag für Tag noch Zuzug erhielt, und bereits waren alle Weiler, Dörfer und Weinberge zerstört, die zum Schloß Löwenstein gehörten. Dicht um das Schloß selbst herum lagerten die Feinde und warfen von dem über dem Schloß sich aufwärts ziehenden Bergrücken schwere Steine und feurige Pfeile in dasselbe. Schon dreimal hatten sie gestürmt und Tag und Nacht der Besatzung keine Ruhe gelassen, also, daß diese anfing zu ermatten, so viel Wein und Speisen auch Luitgarde unter sie vertheilen ließ. Am heutigen Morgen mit dem Frühesten war wieder ein Sturm abgeschlagen worden, und es hätte wenig gefehlt, so wären die Belagerer über die Mauern gedrungen. Selbst Adalbert hatte eine leichte Wunde von einem Steinwurf erhalten, der gegen seinen Helm schmetterte und seine Wange blutrünstig schlug. Gerade hatte er im Gemach Luitgardes seinen Helm abgeworfen und die erschrockene Jungfrau wusch ihm die Wange, da scholl das Angstgeschrei Feuer! Feuer! und rasch stürzte Adalbert den Helm wieder über und flog die Treppe hinab. Mit Pechkränzen angezündet stand eine große Scheune, die zugleich die Kelter war, an der Seite gegen die Mauer in hellen Flammen, und wieder begann das Stürmen, wieder flogen Steine aus Wurfgeschützen geworfen in den Hof, und die Besatzung wußte nicht mehr in der Ueberraschung, ob sie dem Feuer wehren,

oder auf die Mauern steigen und den Feind empfangen sollte. Erst dem Grafen gelang es, die betroffenen Knechte anzutreiben und der doppelten Gefahr zu begegnen. Aber bei dem Mangel an hinreichendem Wasser konnte man dem Feuer nur durch Einreißen wehren, und die Hitze, der Dampf und Rauch vereitelte bald alle Hülfe. Vergeblich hoffte Adalbert auf die Festigkeit und die Höhe seines Thurmes, um sich in ihn zu werfen, wenn die Mauern überstiegen würden, denn die Flammengluth drang immer näher. Jetzt galt es nur noch, dem Feinde zu entkommen, der, als das Feuer höher aufschlug, mit dem Stürmen aufhörte und das zerstörende Element gewähren ließ, statt seiner die Belagerten kampflos zu machen. Rasch rief darum der Graf nach den Pferden, schloß mit seinen Reisigen einen festen Haufen, und seine Luitgarde hinter sich auf sein kräftiges Roß nehmend, befahl er, das untere Thor zu öffnen, und wie ein Sturmwind brachen sich die verzweifelten Reiter Bahn durch die nächsten Haufen, welche mit unterschlagenen Armen dem Brand zusahen. Obgleich mancher Landsknecht seine Hellebarde gegen die ausfallenden Ritter streckte und die nächsten welfischen Reisigen heransprengten, dem Häuflein den Weg zu versperren, so schlugen sie sich doch mit Mühe und Noth durch, und zogen sich in geschlossnen Haufen die Staige hinab. Erst als sie vom Feind nicht mehr verfolgt, hielten sie an und Luitgarde seufzte, gegen das Schloß Löwenstein gewandt, dessen Feuersäulen hoch zum Himmel schlu-

gen: ach! mein Traum! mein Traum! indem ihre erste Nacht im Seeschlößlein ihr wieder lebendig vor Augen trat. War nun auch Welf gerächt und leuchteten die Brandfackeln dem Grafen von Löwenstein zur Flucht, so hatte er ja noch ein festes Schloß, die Stammburg Calw, wohin er sich mit seiner Luitgarde retten konnte. Und noch eine andere Hoffnung stärkte seinen Muth. Es waren die Herzoge Friedrich und Conrad von Hohenstaufen, an deren Haus seine Ahnen sich vor vielen Jahren angeschlossen. An sie sandte er Boten, als er die Burg Calw erreicht hatte und bat sie um Hülfe, sein Erbe zu vertheidigen und zu retten. Wenn er aber dennoch tief versunken war in Sorgen und Gram über den Verlust seines Schlosses Löwenstein und aller vorher gewonnenen Beute, dann trat Luitgarde an seine Seite. Sie legte mit ihren weichen Armen sein Haupt an ihre Brust, während ihre seidnen Locken wie Wellen über ihren blendend weißen Nacken floßen und ein seiden Gewand wie eine dünne Wolke ihre schönen Glieder umschwebte. Sie blickte ihn mit ihrem Engelsauge ins Antlitz, fuhr ihm schmeichelnd über die gerunzelte Stirne, und ihre sanften Worte schwollen wie Lautenklänge an sein Herz. Muth! Muth! theurer Adalbert, flöteten ihre Lippen — siehst du da draußen die dunklen Tannenforsten in diesem wilden Gebirgsthal — sie erinnern mich an die finstere Gegend bei der Mühle, wo du zuerst mir begegnetest und wie schnell ich die Wildniß vertauschte mit der entzückenden Aussicht, als wir

deinem Schlosse am Abend uns näherten. Auch du wirst diese Tannen-Nacht wieder vertauschen mit dem sonnigen Sitze auf Löwenstein — wieder werden wir sitzen am hohen Bogenfenster und das weite gesegnete Weinsberger Thal mit seinen Dörfern und den hellen Gründen und den Rebhügeln wird uns wieder lachen und unser trunkner Blick wie über die Schranken der Gegenwart, also über die fernsten Berge des Odenwaldes hinaus schweifen. Und wenn ich dann den Blick zurück wende aus Gottes schöner Welt, dann werde ich wieder in dein glückliches Auge blicken und in ihm ruhen, wie in einem Himmel, der über dieser schönen Welt strahlt. Und doch war noch nicht Alles vorüber — noch einmal breitete sich eine dunkle Wetternacht aus über das Geschick der Liebenden, denn noch hatte Welf seine Rache nicht gesättigt. Nach kurzer Frist erschien er mit einem noch zahlreicheren Heere vor der Burg Calw und das Häuflein der Besatzung hoffte vergebens auf der Hohenstaufen Hülfe, denn bis diese nahte, konnte mit solcher Uebermacht die Burg dreimal genommen werden. Aber auch jetzt wurde Luitgarde der Schutzengel des Grafen. Als sie die Tausende von Feinden erblickte, die sich um das Felsenschloß lagerten, da sprach sie: mein Geliebter! Vertheidigung wäre hier vergeblich und müßte als Trotz nur deinen Vetter noch mehr erbittern. Wohlan, laß mich Frieden schließen und hinab ziehen und vor deinen Gegner treten — mit Gottes Hülfe, hoffe ich, wird der Abend glücklicher

enden, als der Morgen begonnen. Willig gehorchte der Graf seiner Luitgarde — mit seinen Reisigen und Knechten zog er aus dem Thor ohne Waffen und Wehr. Ihm voran schritt Luitgarde, eine weiße Fahne in der Hand. Verwundert traten die Vorwachen zurück, als die Jungfrau geradezu auf das Zelt des Grafen ihre Schritte lenkte. Das ganze Lager strömte zusammen, und auch der Graf Welf trat hervor und schaute gespannt auf die seltsame Erscheinung und die engelgleiche Jungfrau. Da neigte sich diese tief und anmuthig vor ihm und sprach: Gnädigster Herr! vergebens wäre es, Eurem Zorn und Eurer Macht zu trotzen und unnütz Blut zu vergießen. Darum nahe ich mich im Namen Eures Vetters, als dessen verlobte Braut, um Euch anzuflehen um Gnade und Vergessen Alles dessen, was geschehen. Eurem ritterlichen und vetterlichen Sinn übergeben wir uns und die Stammburg Calw, und hoffen zu Euch, daß die Wetternacht Eures Zorns sich verziehen möge vor der Sonne Eurer Gnade. Friede! Friede zwischen den Erben des Calwischen Geschlechtes! Gerührt von der holdseligen Erscheinung, von der jungfräulichen Würde der Fahnenträgerin und den gewinnenden Tönen ihrer süßen Lippen, bot ihr Graf Welf die Hand und rief: Friede! Friede! um des Engels willen, der ihn begehrt! Und dann von ihrer Hand fortgezogen ging er seinem Vetter entgegen und umarmte ihn im Angesicht des staunenden Lagers. Ehe die Nacht einbrach, saßen die

Vetter rechts und links von Luitgarde im Rittersaale der Burg Calw, und Welf war so hingerissen von der Schönheit, dem Geist und Gemüthe Luitgardes, die wie sich umarmende liebliche Kinder um seine rauhe Brust sich rankten, daß er ausrief: Mein lieber Vetter, eine Morgengabe will ich dir schenken für deine Braut und zukünftig Gemahl, und das sey: — Alles, was ich dir abgenommen, gebe ich in ihre Hände als ihre Mitgift. Zur Erinnerung aber an diesen schöner Tag, magst du fortan auch das Stammschloß Calw als Lehen behalten. Nach drei Monaten kamen die Eltern aus Mailand ein. Die Hochzeit ward im Seeschlößlein gefeiert, weil das Bergschloß noch in Trümmern lag, aber als ihr erster Enkel geboren, wurde die Taufe in dem neu aufgebauten Schlosse gefeiert.

Fr. Norden.

XIII.

Schloß Lichtenberg.

Im schönen Bottwarthale, eine halbe Stunde oberhalb dem Städtlein Botwar und gegenüber dem Frauenstift Obristenfeld, erhebt sich ein mit Weinreben umwobener mäßiger Berg, on welchem Schloß Lichtenberg, eine der wenigen Burgen, die bis zum heutigen Tage bewohnt blieben, in das gesegnete Land hinausblickt. Hinter dem Schlößberge ziehen sich die

hohen, waldigen Gebirge von Löwenstein und Prevorst mit dem Stocksberg hernieder, welche das Lauterthal von dem Bottwarthal scheiden, das in reicher Mannigfaltigkeit bei Steinheim in die Murr ausmündet. Von Nordwest blickt das Städtlein Beilstein mit der uralten Burg und seinem hohen Thurme „Langhans," aus naher Ferne, und von Abend her grüßt der rebenbepflanzte Berg Wunnenstein herüber, auf welchem sich nur noch einige Mauerreste, die Trümmer einer Wallfahrtskirche zum heil. Michael, dem Auge darbieten, auf der einst eine Gewitter vertreibende Glocke zum Schutz der Umgegend ihre Klänge versandte. An der Mitternachtsseite des Schlosses, wo ein Wald sich wie ein Mantel bis dicht zur Burg heraufzieht, erhebt sich ein starker, dachloser Thurm, der Zeuge einer schwarzen That, die aus dem Hasse zweier Brüder entsprungen. In dem wohlerhaltenen Schlosse befindet sich noch eine Burgkapelle mit altdeutschen Gemälden, und einem aus einem einzigen Stein gehauenen Crucifix. Auch ist noch ein alter, steinerner Trog zu sehen, von dem die Sage geht, daß eine Kaiserin zur Büßung ihrer Sünden Jahre lang ihr Nachtlager darin gehabt habe.

Von den ältesten Besitzern der Burg Lichtenberg, die Schirmvögte des nahen Klosters Obristenfeld und Dienstleute der Grafen v. Löwenstein gewesen, haben wir nur Wenig zu berichten. Ein Herr von Lichtenberg soll schon im Jhr 1165 gelebt haben, aber es ist kein urkundlicher Beweis dafür vorhanden. Mit

Gewißheit werden in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Hummel von Lichtenberg genannt, die im Besitze des Schlosses gewesen. Ein Hummel v. Lichtenberg soll im Jahr 1266 zum Kloster Kirchbach im Zabergäu die ersten Güter gesteuert haben. Im Jahr 1280 leben Albert und Conrad v. Lichtenberg, so wie ein Siboto v. L., Domherr zu Würzburg. Sie zeugen in diesem Jahr in der Urkunde Conrads von Magenheim, betreffend die Kirche auf dem Michelsberg. Im Jahr 1302 erscheint der genannte Siboto als Bischof von Speier; er begleitete im Jahr 1303 den K. Albrecht auf seinem Feldzug nach Böhmen gegen K. Wenzel II. Ein Hermann Hummel im Jahr 1333, Domscholaster zu Speier und Kanzler Kaiser Ludwigs, gehörte ebenfalls diesem Geschlecht an. Er wurde im genannten Jahr durch Betreiben des Kaisers auf den Bischofsstuhl zu Würzburg erhoben, wo er bis ins Jahr 1335 löblich regierte. Der fränkische Chronist Lorenz Fries rühmt von ihm, daß er ein hochverständiger, holdseliger, beredter Mann war, der sich auch gegen Männiglich eines jeden Standes und Wesens noch freund- und holdselig zu erzeigen wußte. Noch vor dem Jahr 1353 gaben die Herren von Lichtenberg denen von Neipperg auswärtige Lehen. Aber schon bald darnach müssen diese Herren in Abgang gekommen seyn, denn im Jahr 1357 versetzte, großer Schulden halber, Frau Beatrix, des alten Herrn Albrecht Hummels v. Lichtenberg Wittwe, mit ihren zwei Söhnen, Albrecht,

Domherr zu Speier, und Heinrich Hummel v. Lichtenberg, dem Grafen Eberhard und seiner Gemahlin Elisabeth, die Burg Lichtenberg und das Kloster Obristenfeld mit aller Zugehör um 6500 Pfund. Noch in demselben Jahr verkauften sie diese ihre Güter sammt Allem, was zu der Burg und Herrschaft Lichtenberg gehörte, besonders die Vogtei über das Kloster Obristenfeld und allen den Rechten, die sie zu derselben Vogtei, dem Kloster Obristenfeld und dem Dorf gehabt, sammt Schmidhausen, Dannweyler, Klingen, Bullingsbach, Herlenweyler, Gerenbach, Gonzenberg und den Stocksberg. Im Jahr 1361 übergaben die Grafen von Wirtemberg der Krone Böhmen einige freie eigenthümliche, und nachher als ein Haupt- und wesentliches Landesstück dem Herzogthum Wirtemberg sammt und sonders einverleibte Güter, namentlich Neuenbürg, Burg und Stadt, Beilstein, Burg und Stadt, Lichtenberg die Burg und Bottwar die Stadt, unengeltlich und freiwillig, doch unter der Bedingung, daß sie in dem deutschen Lehen sitzen bleibe. Die Grafen v. Wirtemberg verpflichteten sich nun freiwillig, ermeld'te Stücke der Krone Böhmen zu offenen Häusern wider Männiglich, ausgenommen das römische Reich, zu halten, derselben mit 50 Helmen wider Männiglich auf den Nothfall zu dienen und die ersten 14 Tage in ihren eigenen, hernach aber in des Königs Kosten zu ziehen. Im Jahr 1434 haben Hermann Nest von Oberken und seine Hausfrau Dorothea von Wisenbrunnen

ihren Sitz zu Lichtenberg. Dieselben verkauften den beiden Grafen Ludwig und Ulrich v. Wirtemberg den vierten Theil, den sie noch an dem zwischen der Stadt und dem Dorf zu Laufen gelegenen Schloß gehabt, sammt einem Theil an dem Zehenten, also daß sie ihren Sitz auf Lichtenberg ihr Leben lang haben, und Hermann Nest als ein Burgmann darauf sitzen, ihme auch dazu jährlich auf Martini 100 Pfund Heller, halb an Geld, und halb an Korn und Wein gegeben werden soll. Daselbst sollte er auch nießen sechs Mannsmad Wiesen der besten, sammt dem Bau und dem Garten auf dem Berg. Ueberdieß bewilligte ihnen die Herrschaft, daß Hermann und seine Hausfrau den Zehenten, den Hof, die Gült, das Wasser, die Zins und Güter, so sie gleichwohl der Herrschaft verkauft, ihr Leben lang nießen mögen, doch so, daß sie solches Alles in gutem Wesen und Bau erhalten. Stirbt Hermann vor seiner Hausfrau Dorothea, so gibt man ihr 10 Pfund an Geld und Wein und Korn, und mag man sie von Lichtenberg gen Laufen in der Burg oder Stadt behausen. Wie es kam, daß im Jahr 1453 Graf Philipps von Katzenelnbogen seine Gemahlin Frau Anna, Gräfin von Wirtemberg, um 16000 fl. ihres zugedachten Heirathsguts, und 16000 fl. Widerlegung, auf Lichtenberg das Schloß u. s. w. verweisen konnte, wissen wir nicht, denn im Jahr 1442 bei der Wirtemberg'schen Landestheilung ist Schloß Lichtenberg auf Seiten des Stuttgarter Theils. Wohl um diese Zeit wurde die

Herrschaft Lichtenberg den Herren von Weiler als Mannlehen übertragen, und Schloß Lichtenberg wurde ihr Wohnsitz. Die Herren von Weiler haben ihr Stammschloß im Pfarrdorf Weiler bei Weinsberg, und beginnen mit Ruprecht von Weiler und dessen Söhnen Burkard und Gebin im 14. Jahrhundert ihre Geschlechtsreihe, die sie ununterbrochen bis auf den heutigen Tag führen. Die Mitglieder dieses edlen Geschlechts gehören zu den treuesten Vasallen des Hauses Wirtemberg, und haben im Frieden wie im Kriege demselben wichtige Dienste geleistet. Dietrich von Weiler, im Jahr 1487 wirtemb. Landhofmeister, war ein durch Geist und umfassende Kenntnisse, so wie durch Biederkeit ausgezeichneter Mann, der sich unter Herzog Eberhard im Bart große Verdienste um den Staat erworben. Durch ihn kamen die Herren von Weiler in den Besitz der meisten noch heute in ihrem Besitz befindlichen Güter. Sein Sohn Dietrich war wirtemb. Rath und Obervogt zu Beilstein und Bottwar. Es ist derselbige, der während des Bauernaufruhrs zu Weinsberg erstochen und vom Thurme herabgestürzt wurde. Sein Sohn, gleichen Namens, befindet sich unter den Rittern, die vor der Stadt durch die Spieße gejagt wurden. Ein jüngerer Sohn Wolf, Obervogt zu Beilstein, erwarb sich hohe Verdienste um Einführung der Reformation in dortiger Gegend. Burkard und Eberhard v. W., zwei ritterliche Männer, waren unter den Wenigen, die ihrem Fürsten und Herrn Herzog Ulrich in seinem

Elend treu geblieben. Ein Nachkomme der Letzteren war Johann Friedrich v. W., wirtemb. Oberforstmeister zu Reichenberg († 1740). Sein Sohn gleichen Namens, kais. Rath und wirtemb. Kammerherr, setzte durch seine zwei älteren Söhne, Johann Friedrich und Friedrich, den Stamm fort. Johann Friedrichs Sohn, Wilhelm Friedrich Franz v. Weiler, g. 1819, ist noch der einzige Erbe des einst zahlreichen Geschlechts der Freiherren v. Weiler.

Schloß Lichtenberg ist der Schauplatz einer schauerlichen Geschichte geworden, die noch im Munde des Volkes fortlebt.

Die Brüder von Lichtenberg.

In jenen Zeiten, da die Burg Lichtenberg noch ihren ursprünglichen Besitzern angehörte, lebten auf derselben zwei Brüder, Hatto und Heinrich, in friedlichster Eintracht beisammen, und theilten sich brüderlich in das schöne Erbe ihres verstorbenen Vaters. Die nahen, großen Forste auf dem waldigen Gebirge boten ihnen einen weiten Tummelplatz für ihre Jagdzüge, so wie die umliegenden Burgen eine lustige Gesellschaft, wobei die feurigen Weine des Bottwarthales die Heiterkeit vermehrten. Aber die schönsten Tage gewährte ihnen das unter ihrem Schlosse liegende Frauenstift Obristenfeld, in welchem lauter adelige Fräulein den Kreis der Nonnen bildeten. Die Ordensregel oder Clausur war hier längst der Weltlust

gewichen und verfallen, und die Aebtissin selbst ging mit einem leichtfertigen Beispiel ihren gottgeweihten Nonnen voran, denn mit verschwenderischem Wesen und weltlichem Sinne öffnete sie die heiligen Pforten ihres Stifts der jungen Ritterschaft in der ganzen Umgegend. Zur offenen Tafel ritten die lustigen Junker das ganze Jahr hindurch ein und aus, um bei fein zubereiteten Schüsseln und perlenden Pokalen, bei Scherz, Gesang und Musik sich einen fröhlichen Tag zu machen, und die Gottesbräute wetteiferten an Muthwillen und Ausgelassenheit mit den stets willkommenen Gästen. — Wo hinaus? rief einst die Aebtissin Clara, eine Dame von kaum vierzig Jahren aus dem edlen Geschlechte derer von Sternenfels, als sie, in einer von Jasmin umrankten Laube sitzend, die über der hohen Mauer des Klostergartens hart am Wege stand, der von Bottwar nach Beilstein führt, die beiden Ritter von Lichtenberg mit einem Zuge Knappen und einem Rudel Hunde vorüberziehen sah. Zur Jagd, ehrwürdige Frau! entgegneten sie — sind eingeladen auf den Helfenstein! Da will ich Euch nicht Glück wünschen, denn die Jäger hören das nicht gerne aus dem Munde der Frauen — glauben kein Glück zu haben — aber, setzte sie hinzu, desto mehr Vergnügen, und da Ihr Eile zu haben scheinet, so will ich nur das hinzufügen, daß ich hoffe, über acht Tage am Johannistage in unserm Stift Euch zu sehen. Euer Wunsch, entgegnete Hatto, ist uns Befehl, ehrwürdige Frau, die Ihr Eure bezau-

bernde Gesellschaft so vortrefflich mit einer leckern Tafel und duftendem Weine zu verbinden wisset, wie weit und breit keine Aebtissin im Reich. Bei S. Hubertus, setzte Heinrich hinzu, was ist das Steinheimer Frauenkloster gegen Euer Stift — ein wahres Siechenhaus, denn meine Muhme, die Priorin, zählt jeden Pfennig dem Verwalter nach, wenn einmal ihre nächsten Verwandten die hohe Ehre haben, zu ihrer Spittelsuppe und ihren Weißfischen geladen zu werden, denen an Redseligkeit ihre Nonnen gleichen. Pfui, edler Junker, lachte die Aebtissin, wer wird die Wirthin so verlästern — aber bedenket nur, daß Eure Muhme halb gelähmt ist vom vielen Knieen, und als eingezogenes Fräulein in ihrer Jugend nicht aus dem Schlößlein ihres Vaters zu Hoheneck hinausgekommen ist. Drum kennt sie auch keinen Gesang, als den Chorgesang ihrer Nonnen, fast lauter bürgerlichen Jungfrauen, und keine Musik, als den Klang ihrer Glocken — ha! ha! aber wir waren zu unserer Zeit am Hofe des Pfalzgrafen zu Heidelberg und wissen, was Hofsitte ist und was zum adeligen Wesen gehört, sey's in der Welt, sey's in der Clausur! Darum, sprach Heinrich, seid Ihr auch hochangesehen und Euer Stift eine Zierde unseres Landes, und ringsum huldigt Eurem Geist, Anmuth und feinem Wesen, wie Euren gastlichen Pforten und dem Glanz Eures Stiftes die Ritterschaft und der Adel! Unsere Muhme aber ist die ächte Nachfolgerin jener Betschwester, der Gräfin v. Steinheim, die das Kloster daselbst gestiftet.

Wo hat diese blöde Wittwe ihrer Standesgenossen und ihrer Vettern gedacht bei ihrem Testament? Den großen Hardtwald mit seiner prächtigen Pürsche, der an unserm Schloß anfängt und bis hinunter zur Murr läuft, und hinüber bis Aspach an zwei Stunden Weges, hat sie vertheilt an sieben Gemeinden und sich Nichts ausbedungen dafür, als daß man sie mit silbernen Spaten und Schaufeln bestatte. Jetzt sitzen die Hardtrichter und Schöppen dieser sieben Gemeinden drunten unter der Linde vor dem Flecken Murr und vertheilen alle Jahre das Holz, und jede Kindbetterin erhält nach der Stiftung eine doppelte Gabe — und doch kommt der schöne Forst vom Adel her, der jetzt das Nachsehen hat! Also am Johannisfeiertag, ehrwürdige Frau, stellen wir uns ein — ich nehme Euch beim Wort! Und Ihr werdet einen fröhlichen Tag haben, wie ich hoffe, lächelte halb geheimnißvoll die Aebtissin — doch ich will's nur gleich herausfagen — das schöne Fräulein Beate von Liebenstein hält ihr Noviziat — und wird an diesem Tage eingekleidet werden ins Nonnenhabit. Damit nickte die Aebtissin freundlich den Junkern zu und zog sich in die dichte Jasminlaube zurück.

Ein herrlicher Juni-Morgen war über das Bottwarthal aufgegangen, als die Frühglocken des Frauenstifts melodisch erschallten, um das heutige Fest einzuläuten. Nach wenigen Stunden glänzten auf der Straße von Beilstein und Bottwar her buntfarbige Reiter, die im festlichen Schmucke, wallende Federn

auf den Baretten, seidene, flatternde Mäntel über den Schultern dem Stifte Obristenfeld zuritten und dort im Hofe abstiegen, wo ihre Edelknaben und Knappen die Pferde in die geräumigen Stallungen führten, während im Garten eine lustige Musik erschallte zum Empfang der Gäste. — Die kirchliche Feier der Einkleidung war vorüber, die junge Nonne im weißen Brautkleid erscheinend und mit wallenden Locken, die wie Goldwellen um ihren runden Nacken flossen — hatte vor dem Klosterpriester ihr Gelübde abgelegt, das Nonnengewand angezogen und ihre schönen Flechten dem Himmelsbräutigam zum Opfer gebracht. Eine Stunde darauf begann das Festessen. Die Aebtissin hatte Allem aufgeboten, heute Pracht und Glanz zu entwickeln. Die Tafeln waren mit feinen Linnen gedeckt, silberne Kannen und Becher standen zwischen den Schüsseln und Tellern, und mit feinem Anstand hatte die Wirthin so viele Loose in eine verdeckte Schüssel geworfen, als Gäste erschienen waren, und diese nun nach der Reihe diese Loose ziehen lassen, um darnach Jeden an die Seite einer Nonne zu setzen. Das Glück begünstigte Heinrich, er kam zur Linken der schönen Novize zu sitzen. Die feinsten Speisen dufteten und dampften aus den Schüsseln, die feurigsten Weine wurden kredenzt, und die zahlreichen Gäste wurden immer munterer, die Wangen der Nonnen immer glühender — da gab die Aebtissin das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, und die geschäftigen Mägde räumten den Speisesaal, während

der Kellermeister in einem Nebengemach seine Krüge aufstellte und kaltes Wildprett und Klostergebäck dazu fügte. Darauf erschien eine Anzahl Musikanten, die waren aus der Reichsstadt Heilbronn herbeigeholt worden, setzten sich in eine Ecke des Saales, und mit dem ersten Klang ihrer Instrumente, die einen Tanz begannen; trat die Aebtissin zu einem Grafen von Löwenstein, bot ihm den Arm und walzte rüstig im Saale umher. Alle andern folgten, mit ihnen Heinrich und Beate, die nun den Klosternamen Franciska angenommen hatte, und wer nicht selbst im Reigen sich drehte, betrachtete mit Wohlgefallen das herrliche Paar, den schönen Ritter und die reizende Nonne. Bis in die Nacht hinein dauerte der fröhliche Reigen, und der muntere, oft ausgelassene Scherz der Ritter mit den Nonnen; Krüge um Krüge wurden geleert und aufgefüllt, während in den Nebengebäuden die Knechte und Knappen gleichfalls waidlich zechten und sich's wohl schmecken ließen bei der klösterlichen Küche. Eben hatte die Musik eine Pause gemacht und die Aebtissin unterhielt sich munter mit einem der Gäste an der Thüre, die zum Nebengemache des Kellermeisters führte; da trat dieser ehrerbietig heran und sprach: Hochwürdige Frau — ich habe ein Wörtlein mit Euch zu sprechen! Und was ist es? fragte sie, über die Schwelle tretend und das Gesicht abtrocknend vom erhitzenden Tanze. Es geht zur Neige antwortete der alte Diener — weiß der Himmel, die Gäste haben einen Zug an der Kehle, daß unsere

Fässer auf der Hefe laufen — trifft Morgen Besuch ein, so weiß ich mir nimmer zu helfen! Alter, kurzsichtiger und ängstlicher Knabe! lachte die Aebtissin — so schicke flugs einen Wagen nach Bottwar hinunter zum gräflichen Keller des Hauses Wirtemberg und hole ein Faß vom ältesten Jahrgang! Aber, hochwürdige Frau! bemerkte der Diener — wir haben wenig Credit und ich befürchte, da noch ziemlich viel auf der Kreide steht bei dem gräflichen Keller, er möchte uns eine abschlägige Antwort geben! Was? fuhr die Aebtissin heftig auf — wir sollten keinen Credit mehr haben, wegen der paar Gulden — bin das nicht gewöhnt, mich schlecht finden zu lassen bei meinen Gästen und der Schuldner zu seyn bei dem Grafen v. Wirtemberg — lieber ein Ort verpfändet oder verkauft, das zu unserem Kirchensatz gehört, als solche Hungerleiderei! Da ist draußen das Dörflein Winzerhausen am Fuß des Wunnensteins mit seinen Zehnten und Gülten — wohlan, ich setze es dran — der Wirtemberger hat schon lange ein Auge drauf — wir werden Handels eins und dann sind wir wieder auf manches Jährlein geborgen, wenn auch der alte geizige Graf ob des billigen Kaufs lacht und mir nachsagt: die Aebtissin Clara von Sternenfels habe ein Dorf verjubelt und vertanzt! Also flugs — mache dem Keller in Bottwar diesen meinen Willen kund, so wird er zur Stunde den Wein uns schicken! Mit diesen Worten trat die Aebtissin in den Saal zurück

und mischte sich wohlgemuth wieder in die fröhliche Gesellschaft.

Längst war der Mond über das Thal aufgegangen, und hatte seinen Schimmer über das freundliche Frauenstift mit seiner schönen Kirche und die langen Laubengänge des Gartens ausgegossen, als die Gesellschaft sich in der lauen Sommernacht trennte, um nach Hause zu reiten. Unter den Letzten derer, die sich verabschiedeten, waren die beiden Brüder von Schloß Lichtenberg. Unter höflichen Dankfagungen gegen die Wirthin und manchem heitern Scherz mit den Nonnen, verließen sie den Saal, und Heinrich drückte Franciskeu, seiner Tafelnachbarin und Tänzerin, bedeutungsvoll die kleine weiße Hand, die wie die seinige von Aufregung glühte, während auch sein Bruder ihr einige verbindliche Worte zum Abschied sagte und dann schweigend die Treppe hinabpolterte, denn der Wein spuckte ihm stark im Kopfe. Hatte er schon den ganzen Nachmittag heimlich seinen Bruder beneidet um den Sitz neben der reizenden Novize, und oft krampfhaft die Fäuste geballt, wenn er bemerkte, daß die junge Nonne so recht vielbedeutend Heinrich zugelächelt hatte, während sie gegen ihn nur ein höfliches Wort spendete, wenn er sich ihr genähert — so trug der Wein dazu bei, ihn noch heftiger aufzuregen in Liebe und Aerger. Einen Becher um den andern hatte er hinuntergestürzt im Grimm, aber immer reizender erschien ihm in seiner aufgeregten Stimmung die Gestalt Franeiskens, und immer

tiefer wühlte sich der Stachel des Neides ein, wenn sie ihre schelmischen, verliebten Augen ihrem Nachbar, seinem Bruder, zuwandte. Hatto! rief Heinrich, als der Erstere rasch in Sattel gesprungen, und ohne sich nach ihm umzusehen, im tollen Flug zum Klosterhof hinausgesprengt war — Hatto! so warte doch und reite nicht, wie der wilde Jäger in die schöne Sommernacht hinaus! Aber Hatto hörte nichts — schon war er durch die Straße des Dorfes hinaus, die nach Lichtenberg führte, verschwunden, und nur der Hufschlag seines Rosses schallte noch durch die enge Gasse. Im leichten Trab folgte ihm Heinrich, den Kopf und die Brust noch voll von der schönen Franciska, und er malte sich schon die schönen Tage und Stunden aus, die von heute an im Stifte ihm blühen werden. Er wandelte im Geiste an der Seite der liebreizenden Jungfrau durch die Buchenhecken des Klostergartens, er koste mit ihr zur Dämmerstunde in den dunkeln Lauben, er fühlte schon im Geist ihre heißen Küsse und ihre volle Hingebung in glühender Liebe. Da auf einmal, er war schon eine kurze Strecke durch den Wald die Straße hinaufgeritten, erblickte er im Mondenlicht, das durch die dichten Eichen zitterte, eine Gestalt mitten auf dem Wege liegen, und als er näher geritten, erkannte er seinen Bruder. Rasch sprang er aus dem Sattel — es war kein Zweifel, daß Hatto vom Roß in seiner Trunkenheit gestürzt war, und vielleicht schweren Schaden gelitten hatte. Behutsam

suchte er ihn aufzurichten — es gelang ihm, aber kaum konnte Hatto wieder auf den Füßen stehen, so stieß er seinen Bruder zurück. Reite deiner Wege, brummte er — und störe nicht andere Leute, wenn sie hier Lust haben, sich etwas abzukühlen. — Bruder, Bruder! rief Heinrich — welch schlimmen Trunk hast du gethan — fast kenne ich dich nimmer, denn noch nie habe ich solche Worte aus deinem Munde vernommen! Reite deiner Wege! schrie Hatto — und lasse mich ungeschoren, werde schon selbst das Thor finden droben — bin auch nicht so schlimm betrunken, weiß recht gut, wo ich her komme und was meine Tafelgenossin, die bleiche, schwarze Hildegard mit mir gesprochen — glaubt Mancher, ein Täublein gebeizt zu haben in seinen Schlag und es fliegt in einen andern, ehe er es sich versteht — ha, ha! Bei diesen Reden ging Heinrichen ein klares Licht auf, und mit den kurzen Worten ritt er seines Weges: Hatto! wenn du deinen Trunk ausgeschlafen, sprechen wir vielleicht ein Weiteres — gute Nacht, komme bald nach — verschmähst du deinen Bruder, so will ich dir einen Knecht entgegensenden, der dich heim geleitet.

Von der Stunde an war statt des schönen Friedens ein bittrer Haß aufgewuchert, der von Tag zu Tag mehr um sich griff und die brüderlichen Herzen einander entfremdete. Hatte Franciska in kurzer Zeit sich von den Huldigungen Heinrichs hinreißen lassen, so fand Hatto ein anderes Mittel, sich in ihr Herz einzudrängen. Die schwarze Hildegard war schon über

die Jahre hinaus, welche ihr einen Anspruch hätten geben können auf das Herz eines jungen Ritters, und in ihrer Jugend hatte ihr eine Nebenbuhlerin ihren Geliebten abwendig gemacht, darum trug sie einen unauslöschlichen Haß gegen ihr Geschlecht. Längere Zeit hatte sie bemerkt, daß Hatto mit seinem Bruder in Feindschaft zerfallen, und es war ihr auch nicht entgangen, daß derselbe Allem aufbot, sich die Gunst Franciskens zu erwerben, ohne jedoch etwas zu erreichen. Da gab sie eines Tages, als eben Hatto mit finsterm Blick ihr im Garten begegnete, demselben einen Wink und führte ihn einen entlegenen Laubengang hinab. Junker! begann sie — Ihr seid in schlechter Laune, und wie ich höre und sehe, könntet Ihr Eurem Bruder lieber vergeben, als mit ihm einen freundlichen Trunk zusammen thun, seit derselbe um die Schwester Franciska scharwenzelt und sie ihm freundlicher begegnet als allen Andern. Aber auf dem Wege, wie Ihr Euch nahet, kommt Ihr zu keinem Ziele, obwohl Ihr Eurem Bruder in Nichts nachstehet, weder an gewinnender Gestalt noch an fesselnder Unterhaltung und anziehender Rede. Ehrwürdige Schwester! entgegnete Hatto, es mag seyn, daß ich den verhaßten Nebenbuhler nimmermehr aus dem Herzen derer bringe, die es mir angethan. Je nun — unterbrach ihn die ältere Nonne, so thut Ihr es derselben wieder an, dann habt Ihr Gleiches mit Gleichem vergolten — wo die Liebe und Leidenschaft keinen Eingang findet, da muß sie denselben sich erzwingen

und dazu gibt es Mittel! Das habe ich schon gehört, sprach Hatto, und die Nonnen in Italien sollen das Geheimniß kennen, einen Liebestrank zu kochen — wahrhaftig, ich gäbe was drum, wenn ich in den Besitz eines solchen Mittels käme! Und wenn ich Euch helfen könnte? — lispelte die schwarze Hildegardis, und ihre schwarzen Augen, die vor fünfzehn Jahren noch manches Herz entzünden konnten, funkelten, während sie vertraulich die Hand Hatto's ergriff, als wollte sie ihm ein Versprechen geben und einen Vergleich mit ihm abschließen — wenn ich Euch helfen könnte — wiederholte sie — wolltet Ihr mich rächen an meinem Geschlechte? Fragend blickte sie Hatto an — und schaute in die leidenschaftlich aufgeregten Züge der Nonne, deren Hand in der seinigen zitterte, ohne sie loszulassen. Ich weiß nicht, fuhr Hildegard fort, ob ich noch so viel Reize für Euch habe, daß Ihr Eure öftere und längere Unterhaltung mir könntet schenken, daß Ihr, wenn auch nur zum Schein und Trug, mir könntet Eure Huldigungen darbringen — aber das ist der Preis! Ich verstehe Euch nicht, sprach Hatto — und werde an Euch irre — wie soll ich Euch als Ritter in Minne dienen vor aller Welt und dadurch Franciscken gewinnen, die jetzt schon, ohne Nebenbuhlerin, mir keine Hoffnung bietet? Ihr kennet das Wesen des Weibes nicht — entgegnete Hildegard und zog den Ritter auf eine Bank nieder — wohl theile ich noch die Schwäche meines Geschlechtes und meine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den Män-

nern, die hübsch und von ritterlichem Anstand sind — wohl schlummert der Wunsch in meiner Brust, Eurem Geschlecht ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Hinneigung zu seyn — aber Ihr würdet mich mißverstehen, wenn Ihr glaubtet, daß ich meinen Stolz vergäße und wollte mich aufdringlich hinwerfen. — — Nein, eine heftigere Leidenschaft ist es, die in mir kocht, demüthigen möchte ich mein Geschlecht, die mir das Liebste entrissen, sehen möchte ich die neidischen Gesichter der jüngern Nonnen, wenn Ihr sie unbeachtet ließet und schenktet Eure Aufmerksamkeit der älteren Hildegard — weiden möchte ich mich an der Wuth und dem Aerger, wenn es hieße, die blasse Hildegard hat uns den Junker Hatto entführt. Ich verstehe, sagte Hatto, und der Verlegenheit enthoben, in welcher die Rede Hildegard's im Anfang ihn versetzt, fügte er höflichst hinzu: warum solltet Ihr mit Eurem Geist und Verstand, mit Eurem angenehmen Wesen und Eurer wohlerhaltenen Gestalt nicht Ansprüche haben auf die Huldigung der Männer? — aber was wird Franciska denken, wenn ich sie vernachläßige, und um sie handelt es sich doch bei dem Plane, zu dem Ihr mir Beistand versprechet? Desto besser für Euch — winkte Hildegard mit den Augen, wenn Ihr bald zum Ziele gelangen wollet, denn Eifersucht wirkt wie ein warmer Frühlingsregen und treibt über Nacht die schlafenden Knospen aus ihrer Hülle. Also — Junker, wir dienen uns gegenseitig — Ihr helft mir, mich zu rächen an diesen über-

müthigen Geschöpfen und sie halb zu Tod zu ärgern, und ich bereite Euch einen Liebestrank — freilich, setzte sie hinzu, für Alles kann ich nicht stehen, aber so weit reicht die Kraft meines Receptes, daß Ihr einen Antheil erhaltet an dem Herzen Franciskens, daß sie Euch lieben muß und wenn sie hundertmal sich dessen weigert und sich selbst darüber Vorwürfe macht. Jetzt stehen wir im Neumond — beim zweiten Viertel ist das Tränklein fertig, und heute über vier Wochen, so wahr ich Hildegard heiße, sitzt Franciska bei Euch in dieser Laube und überläßt sich ohne Sträuben Euren Liebkosungen, denn ein geheimer Zauber drängt sie in Eure Arme. Froh über diese günstigen Aussichten drückte Hatto der schwarzen Hildegard die Hand und führte sie als seine Busenfreundin vertraulich am Arm aus der Laube den langen Laubengang hindurch zur Pforte des Wohngebäudes, daß alle einzeln und zerstreut im Garten spazierenden Nonnen die Hälse streckten und sich bedeutungsvolle Blicke zuwarfen.

Von diesem Abend an wiederholte Hatto seine Besuche im Stift Obristenfeld doppelt so häufig, als sonst. So oft er durch seine treuen Diener ausgekundschaftet, daß sein Bruder da oder dorthin geritten und er demselben an diesem Tage nicht in Obristenfeld begegnen werde, warf er die Armbrust über den Rücken, als wollte er durch Wald und Flur pürschend streifen, und bog nach kurzer Streife auf das Stift zu. Traf er Franciscken in dem Unterhaltungssaale gemeinschaft-

lich unter den Nonnen oder im Garten allein oder mit Andern lustwandelnd und Blumen pflegend, so nahte er ihr mit ruhiger höflicher Miene, und nur, wenn er sich unbemerkt glaubte, leuchtete aus seinen Augen die lüsterne Leidenschaft, die verzehrend in ihm loderte. Aber kaum hatte er dem Gegenstand seiner klösterlichen Besuche einige freundliche Worte gesagt und andern mit ihren Begleiterinnen einen flüchtigen Gruß zugeworfen, dann schritt er, wie es schien, mit gleichgültigem Wesen weiter, und ehe man es sich versah, hatte er die schwarze Hildegard aufgefunden und war mit ihr im vertraulichsten Gespräch begriffen, oder es hüpfte eine Nonne herbei und kündete mit verzogenen Lippen: der Junker Hatto muß ja sterblich verliebt seyn in die alte Hildegard, denn kaum ist er in das Klosterthor eingetreten, so hat er die fromme Schwester auch schon ausgewittert, und das unausstehliche Ding gebärdet sich, als müßte es so seyn, und als hätte sie gleich uns noch die nemlichen Ansprüche auf die Minne und Huldigung der Junker. Auch Franciska ärgerte sich darüber, so gleichgültig ihr sonst Hatto war, da sie das Bild ihrer Liebe in Heinrich im Herzen trug, denn ihre Eitelkeit fühlte sich verletzt, daß Hildegard beinahe einen Vorzug vor ihr haben solle. Aber allmählig ging dieser Unwille in einen tiefern Gram über, denn ohne zu wissen wie? — seit sie an einem heißen Sommerabend auf einige Augenblicke neben Hatto gesessen, der bei ihrem Rufe, daß eine dienende Schwester einen Krug frischen Was-

sers mit Citronen hole, ihr nach wenigen Augenblicken selbst einen Becher kredenzte — hatte das Bild Heinrichs in ihren unruhigen Träumen sich in ein Doppelbild verwandelt, das in einander schwamm. Heinrich und Hatto waren die Sterne, die abwechselnd sich verschlangen und verdrängten, und dann wieder gleichzeitig neben einander leuchteten, ohne daß sie wußte, wessen Strahlen lichter und erwärmender leuchteten. Aber auch bei Tage verließ sie dieses seltsame Gefühl und dieser Zwiespalt ihrer Wünsche nicht; und als nach einigen Tagen ihr geliebter Heinrich neben ihr saß und ihr erzählte, daß Hatto ihm einen boshaften Streich gespielt und einen Pürschgang verdorben, so schmerzte sie jedes harte Wort, das er über ihn ausstieß, wie sehr sie auch in Wonne versunken war, als er sie an sein heißes Herz drückte, und wie feurig auch seine Küsse glühten. Ja, als er sie verlassen, spielte ihre Einbildung schon mit dessen Todfeind, und sie malte sich mit glänzenden Farben den Augenblick aus, wo derselbe wieder das nächstemal unter ihre Augen träte. Wohl rief sie manchmal, von eiskaltem Schauer erfaßt: was ist das? warum hängt sich all' meine Sehnsucht an Hatto, während ich den Augenblick zuvor noch nur Heinrichs Bild in mein Herz einschloß? — aber sie vermochte keine Gewalt zu gewinnen über ihre widerstreitenden Gefühle — sie ward hin- und hergerissen, ohne einen festen Standpunkt behalten zu können. Ja, von Tag zu Tag stieg dieser wirre Zustand, in welchem sie bald die Gegen-

stände ihrer Leidenschaft zurückstieß, bald sich widerstandslos hingab, und, wie die schwarze Hildegard vorausgesagt hatte — vier Wochen später saß Franciska, die Tags zuvor ihrem Heinrich noch ewige Liebe zugeschworen, an der Seite Hatto's in jener Laube, wo dieser mit Hildegard gesessen, und gab sich in süßer Verwirrung mit pochendem Herzen seinen ersten Küssen hin. Noch lag sie, die heißen Wangen an seiner Brust, ganz aufgelöst in seliger Wonne, und Hatto triumphirte voller Stolz, da stürzte Heinrich herein wie ein Wahnsinniger und warf sich über seinen Nebenbuhler.

Im Angesicht des Schlosses Lichtenberg und kaum eine Viertelstunde vom Stift Obristenfeld, längs den Erlenbüschen des Bottwarthales, hielten nach wenigen Stunden Hatto und Heinrich, jeder mit seinen Knechten, um auf Tod und Leben ihre Feindschaft auszufechten, denn in jener Stunde der Ueberraschung hatte Heinrich seinen Bruder zum Zweikampf gefordert, und Hatto die Drohung ausgestoßen, daß wenn sein Gegner nicht auf dem Kampfplatz seinen Tod finden werde, so werfe er ihn in den hintern Thurm und lasse ihn verdursten. Den furchtbarsten Kampf hatte Franciska erduldet, denn als Heinrich wie ein Wahnsinniger Hatto aus ihren Armen gerissen, da glaubte sie, ihr Herz werde mit glühenden Zangen in zwei Theile gezerrt — ach! der böse Zauber hatte sie ja umstrickt — für Beide blutete ihr Herz. Bald warf sie sich Heinrich zu Füßen und flehte: Geliebter, gib mir den Tod, der Treulosen, und schone deines Bru-

ders! bald umklammerte sie Hatto, der seinen Bruder erwürgen wollte, um ihren Heinrich zu schützen und überschüttete ihn mit allen Schmachreden. Nur die zusammengelaufenen Nonnen und die Aebtissin waren endlich im Stand, das feindliche Brüderpaar so weit zur Besinnung zu bringen, daß wenigstens nicht die heiligen Räume des Stiftes zum Mordplatz des Blutdurstes entweiht wurden. Von den heftigsten Krämpfen befallen, das Auge wild und rollend, bald Heinrichs, bald Hatto's Namen als das Theuerste ausrufend, bald Beiden fluchend, brachte man Franciscken auf ihr Gemach — während die Brüder von der Aebtissin so weit besänftigt wurden, daß sie mit den fürchterlichsten Flüchen gegen einander das Kloster verließen. So stunden denn nach wenigen Tagen die Brüder kampfgerüstet einander gegenüber und jeder setzte sein Leben daran, seinen Rachedurst zu befriedigen. Seit Sonnenaufgang hatten sie die Burg verlassen, Jeder mit einigen seiner treuesten Knechte, um außerhalb der Thore ihren Kampf auszufechten; und als sie das Thal erreicht hatten, nächst dem Weiler Leinbach, der am Fuße des Lichtenberges liegt, da stellten sie sich in Schlachtordnung und sprengten mit eingelegten Lanzen auf einander an. Wie gereizte Tiger fielen sich die Brüder an, und als die Lanzen durch die Wucht ihrer Stöße zersplittert und zerschlagen waren, griffen sie zu Schwerdt und Streitkolben. An Kraft, Stärke und Gewandtheit waren sie sich ziemlich gewachsen, darum dauerte der Kampf eine gute Weile, und

die Verletzungen, die sie sich gegenseitig beibrachten, brachten keinen zu Falle. Zuletzt sprangen sie aus dem Sattel und fielen sich mit erneuerter Wuth zu Fuße an. Schon hatte Heinrich durch einen rasenden Hieb seinem Gegner den Helm entzwei geschmettert, daß dieser betäubt zurückwankte, als dieser, außer sich vor schäumender Wuth und die Augen wild aufgerissen, mit seinem schweren Streitkolben seinem Bruder einen solchen Schlag auf die Schulter gab, daß Heinrich ächzend auf die Kniee sank. Ein zweiter rasch drauf folgender Schlag schmetterte ihn zu den Füßen seines Todfeindes, und mit einem höllischen Jubelgeschrei warf sich Hatto über ihn und rief seinen Knechten herbei, den Ohnmächtigen zu fesseln. Bei diesem Anblick entflohen die Knechte Heinrichs, und unter gellendem Hohngelächter befahl Hatto, den Besiegten auf ein Roß zu legen, und zog mit seinem Opfer dem väterlichen Schlosse zu. Nachdem der Burgpfaffe, der in jenen Zeiten häufig auch die Kunst eines Wundarztes ausübte, den Gefangenen verbunden und verpflastert hatte, wurde derselbe in Begleitung Hatto's in den hohen, festen Thurm gebracht, der in der Ecke des Schlosses am Rand des Eichwaldes stund. Hier haspelte man den Unglücklichen dreißig Fuß tief auf den Grund des Thurmes, und Hatto kündete ihm an: Was du mir geschworen, das wird nun an dir in Erfüllung gehen — drunten unter Molchen und Kröten soll dir fortan dein Brod gereicht werden, aber auch nicht ein Schluck Wasser — der Durst soll dich quälen,

bis deine verruchte Seele nach der gräßlichen Marter dir aus dem Leibe fährt, und das Bild Franciskens, die ich dir, wenn auch nur halb entrissen, mag dich mit den Schlangenbissen der Eifersucht umgaukeln, bis dein letztes Röcheln an diesen dumpfen Wänden verhallt ist! Mit diesen Worten starrte hinab ins Dunkle Hatto seinem Bruder nach, bis er ihm entschwunden, und als das Seil wieder aufgehaspelt war, schlug er die Thüre des oberen Gemaches hinter sich zu und verriegelte und verschloß sie selbst. Als nun drei Tage um waren, in welchen er immer selbst die Thüre aufschloß und ein großes Stück trocknen Brodes seinem Opfer hinuntergeworfen hatte — so vernahm Hatto immer noch, daß der lebendig Begrabene vernehmliche Antwort gab. Am vierten Tage gedachte Hatto, die Stimme werde schwächer werden und der Durst sein Opfer verzehrt haben, aber wie oft er auch lauschte, fort und fort überzeugte er sich, daß der Gefangene wohlbehalten sich befinde. Des Tages drei- und viermal trieb ihn sein grausames Rachegefühl in den Thurm, und stets kehrte er zurück, ohne ein Sterbensröcheln vernommen zu haben. Das däuchte ihm seltsam, und er vermochte das Räthsel nicht zu lösen, wie es möglich, daß der Gefangene so lange der Pein des Durstes zu widerstehen vermochte. — Was haltet Ihr darob? fragte Hatto den Burgpfaff, der ihn stets stillschweigend begleitet hatte — hat mein Bruder vielleicht ein geheimes Zaubermittel, mit welchem er meiner trotzt? Edler Ritter, entgegnete der

Pfaffe, mich selbst bedünkt die Sache gar wundersam, aber halt! ein Gedanke leuchtet mir durch den Kopf und ich wollte denselben verwetten, wenn ich nicht hinter das Geheimniß kommen sollte — morgen früh sollt Ihr nähere Kunde vernehmen. Damit trennte sich der Pfaffe und stieg eine enge Wendeltreppe hinauf in sein Gemach, um seinem Plane nachzuhängen.

Mit dem Frühesten des nächsten Tages stieg er wieder herab, pochte an Hatto's Thüre und sprach: Gebet mir den Schlüssel zum Thurme, damit ich mein Wort lösen kann, denn was ich vorhabe, das leidet keinen Zeugen! Und als ihm nun der Schlüssel eingehändigt war, schlich er längs der Ringmauer unter dem bedeckten Gang zum Thurme, öffnete die schwere Eisenthüre und trat an die Oeffnung neben den Haspel. Heinrich! rief er — ein Freund naht Euch, Eurem lebendigen Grabe mit Gefahr seines eigenen Lebens. Ich habe Eurem Bruder in dieser Frühstunde, wo er noch trunken von einer schwelgerischen Nacht in tiefem Schlafe liegt, den Schlüssel entwendet zu Eurem Kerker! Ich habe ihn mehr denn einmal selbst auf den Knieen angefleht um Barmherzigkeit für Euch, aber nicht einmal Euch den Trost der heiligen Beichte und der Absolution zu bringen, hat mir der Wütherich gestattet, und doch sind nicht nur Eure Tage, sondern Eure Stunden gezählt, da der Durst auf Eurer Zunge sitzen muß. So habe ich es gewagt aus Mitleid für Euch und bin gekommen, Euch die Wohlthaten der Kirche und unseres seligmachenden Glaubens zu bringen

— Heinrich, unglücklicher Sohn meines seligen Herrn, du Opfer einer unmenschlichen Rache, eines unnatürlichen Bruders, bist du bereit, vor deinem Sterbestündlein, das Gott dir erleichtern möge, mir zu beichten, damit ich dir Absolution kann ertheilen, und du eingehest frei von allen Höllenstrafen in das ewige Leben? Der Himmel lohne Euch für diesen Dienst der Liebe, hallte es aus der tiefen, finstern Gruft herauf — Alles hat mich verlassen, nur Ihr erscheinet als Engel an dem Rand meines lebendigen Grabes — ich bin bereit, würdiger Diener der Kirche, dir meine Beichte abzulegen. Und nun begann Heinrich seine Beichte. Als er geschlossen, sprach der Burgpfaffe, aber noch Eins, mein Sohn — stehest du nicht mit bösen Geistern im Bunde, oder führest du kein Zaubermittel bei dir, daß du also so lange munter bist und dich der Durst noch nicht verzehret? Nein, ehrwürdiger Vater! fuhr Heinrich in seiner Beichte fort, wenn ich noch nicht meinen letzten Seufzer ausgehaucht und dem Durste erlegen, wie mein Bruder, der Mörder, es stündlich erwartet, so ist dabei kein Zauber im Spiele. Ich leide keinen Durst, denn die Mauern dieses Thurmes sind von Sandstein und schwitzen Feuchtigkeit aus. In ihre weiten Ritzen stecke ich mein Brod, um es feucht zu machen, und so widerstehe ich dem Tode, den mein Bruder mir geschworen. Also gab der Pfaffe dem Gefangnen die Absolution und versprach ihn wieder zu besuchen und zu trösten, wenn er Gelegenheit hätte, die Schlüssel auch fernerhin auf ein Vier-

telstündlein zu entwenden. Mit freudestrahlendem Gesichte trat in den nächsten Augenblicken der Pfaffe in das Gemach Hatto's und rief: das Räthsel ist gelöst — und ohne meinen Scharfsinn hättet Ihr mögen noch manches Jährlein zum Thurme wandeln und lauschen auf das letzte Röcheln Eures Gefangenen, denn nie wird der Durst einkehren in das Verließ. Und nun erzählte der Bösewicht, was er gehört unter dem Siegel der heiligen Beichte, und ehe der Abend sich neigte, war es anders geworden in dem Thurme. Mit starken Bohlen und Dielen waren die Knechte Hatto's hinabgestiegen auf den Grund des Verließes und hatten über Mannshöhe die Wände rings bekleidet mit Holz — die Quelle war versiegt, bald sollte die teuflische Rache triumphiren. — Wieder schlich von Tag zu Tag Hatto in den Thurm und lauschte, ob der Gemarterte noch am Leben; aber am dritten Tage schien Alles erstorben: Vernehmet Ihr Nichts mehr? zischelte er dem Pfaffen in's Ohr, der sich neben ihm über die Oeffnung beugte — s'sind nur Ratten und Mäuse, sprach dieser — die manchmal einen Laut von sich geben. Da, mit einemmale klang es, als strecken sich die Glieder eines vom Todeskampf gepackten Menschen, und ihm folgte ein tiefer, schwerer Seufzer — dann war es still! Bis zu diesem Augenblick kochte noch die Rachegluth im Herzen Hatto's — aber als der letzte schauerliche Seufzer verhallt war, da stockte ihm der Athem, das Blut wurde ihm zu Eis, die Haare sträubten sich zu Berge, die Augen

funkelten wild, und mit einem Satz, wie ihn ein Tiger thut, sprang er plötzlich auf den Burgpfaffen und riß ihn von der Oeffnung hinweg. Kein Laut kam über seine Lippen, aber die Faust hatte sich wie eine Kralle in den Nacken des Bösewichts eingeschlagen — hatte ihn so eisern umklammert, daß dieser nur zu stöhnen noch vermochte. Fort schleifte Hatto seine Beute — hinauf riß er sie die Treppen des Thurmes auf die außerste Zinne. Vom Stift Obristenfeld herauf schlug in diesem Augenblicke die Todtenglocke an. Hörst du dein Sterbeglöcklein? brüllte jetzt Hatto — sie läutet dir zur Höllenfahrt, verruchter Pfaffe! du Satan, hast meinen geliebten Heinrich ermordet, indem du das Beichtgeheimniß verletzteſt und meiner sündlichen Rache als Scherge gedient — deine giftige Zunge hat mich verführt zum schändlichen Brudermord — o Heinrich! Heinrich! noch höre ich deinen letzten Seufzer! er schreiet nach Rache! So fahre denn hin zur Hölle! Mit diesem Ruf faßte Hatto den Burgpfaffen von hinten, nachdem seine Rechte dessen Nacken los gelassen, und schleuderte ihn über die Zinne des Thurmes in die schwindelnde Tiefe zum Walde hinab.

Acht Tage später lag Heinrichs Leiche feierlich in der Gruft der Ahnen beigesetzt, und Hatto zog das Bottwarthal hinab zum Neckar, um in das heilige Land zu pilgern, nachdem er noch das Grab Franciskens besucht hatte, die in Tobsucht verfallen, zu jener Stunde beerdigt wurde, in welcher Hatto den Verräther in den Abgrund geschleudert. Die schwarze

Hildegard aber verließ Stift Obristenfeld, wo sie durch ihren Zaubertrank ein so gräßliches Unheil gestiftet, um in einen strengen Orden als graue Nonne zu treten und dort ihre Sünde abzubüßen.

XIV.

Das Ulmer Münster.

O seht den alten Riesenbaum,
Er ist versteint im langen Traum;
Die Wurzeln schlug er ein in Grüfte,
Am Gipfel spielen Himmelslüfte.

Oft kommt es mir in stiller Nacht,
Ob er nicht endlich auf sich macht,
Und wird in stiller Würde schreiten
Hinüber zu den ernsten Zeiten.

So singt der edle Dichter Schwabenlands, der nun auch grau gewordene, im Geiste doch ewig blühende Carl Mayer, und er beschreibt damit auch unsre Gefühle, die sich regen, wenn wir von Ferne auf brausendem Dampfwagen das uralte Wahrzeichen der Stadt Ulm in der Abenddämmerung schauen, oder, wenn wir nahe bei dem Riesenbau stehen, und voll Verwunderung

an ihm hinaufblicken, dem gewaltigen Zeugen aus längst vergangnen Zeiten, da ein starker Glaube die Herzen opferfähig und bereitwillig machte, dem Herrn ein Haus zu bauen, in dem seine Ehre wohne.

Wir haben im Jahr 1848 an einem festlichen Tage den Dom aller deutschen Dome in Köln gesehen, aber er wartet noch lange seiner Vollendung, und sein Schiff ragt noch nicht über das Schiff des Ulmer Münsters; wir haben das Münster von Straßburg angestaunt, das leider! jetzt auf fremdem Boden steht, aber es ist weder so hoch, noch so lang, wie die Münsterkirche zu Ulm, und wäre ihr Thurm vollendet nach dem alten Plane (der noch in der Stadtbibliothek liegt), er müßte alle Dome des deutschen Vaterlandes weit überragen. Aber da wird es noch lange anstehen, oder vielmehr, es wird nie dazu kommen, denn zuvor muß man seine alten Risse heilen, in Folge deren das Münster längst den Einsturz droht, zuvor müssen die Herzen sämmtlicher Christgläubigen begeisterter werden für die Wiederherstellung dieses Gotteshauses, das ja eine Zierde des süddeutschen Vaterlandes ist, wie der Cölner Dom des norddeutschen, und zu dessen Ausbau haben Alle, auch wir im Süden, so freudig die Hand geboten. Aber es fehlt besonders unter uns, die wir dem hehren Gottesbau am nächsten stehen, jene Opferwilligkeit und Begeisterung, die unsre Vorfahren kund gethan, als sie das große Werk zu Gottes Ehren begonnen. Wie das geschehen, das lasset uns hören nach dem glaubwürdigen Berichte des alten

Münster-Predigers Elias Frick (1731), der es der Chronik des schon oft genannten Ulmer Mönchen, Felix Fabri, entnommen.

Schon der Platz, auf dem das Münster erbaut werden sollte, mußte erkauft werden, absonderlich auch die Stätte, wo die St. Jörgenkapelle stand, die dem Grafen von Wirtemberg gehörte. Ohne dessen Einwilligung durften die Ulmer den Bau nicht einmal unternehmen. Aber sie erhielten sie, und noch ein freundlich Wort dazu von dem guten Grafen, denn er lobte sie, „daß sie ein so erstaunungswürdiges Gebäude aus eigenen Mitteln aufzuführen sich vorgenommen.“ Auch der Abt des Klosters Reichenau, der älteste Patronatsherr der Stadt Ulm, mußte seine Einwilligung dazu geben, und er gab sie auch im Jahr 1376, und nicht nur dieses, sondern auch eine schöne Mitgift für die zu erbauende Pfarrkirche, wie es in der Urkunde etwa also heißt: „Betrachtend, daß bisher Burgermeister und Rath zu Ulm dem Kloster zu Einbringung seiner Renten und Gülten hülflich und förderlich gewest, also stellen wir zu, und eignen dem Bau der neuen Pfarrkirchen, und dem Burgermeister, Rath und gemeinen Bürgern zu Ulm, als Pflegern und Regierern, all und jede kleine Zehenten aus all und jeden Gütern in und bei der Stadt Ulm und in den Zwängen der Pfarrkirchen daselbst gelegen, so jetzo vorhanden oder hinfüro seyn werden; item den großen Zehenten zu Pful, so jetzo etlichen Personen all ihr Lebenlang verkauft worden, also, daß nach ihrem Absterben der-

selb Zehent dem bemeld'ten Bau zustehen soll; item 6 fl. in Geld jährlich und ewigen Zins aus der Pfaffenwies bei der Stadt auf der Blaich gelegen; item die 3 Gulden in Gold, so ein Meßner der Pfarrkirchen in Ulm jährlich dem Probst in der Reichenau hat geben müssen; item 120 Pfund Heller, so ein jeder Pfarrherr zu Ulm oder sein Verweser von den Opfern berührter Kirchen obgedachtem Abt von Reichenau ausgereicht hat. Diese Stück alle sollen in den vielgedachten Bau hinfüro bewendet und angelegt werden."

Noch im Jahr 1376, unmittelbar nach einer Belagerung der Stadt durch K. Carl IV., griff man den Bau an; man ebnete den Platz und stach 464 Schritte auf demselben ab, um das Fundament des Baues zu graben. Dieser wurde so tief gegraben, bis man aufs Wasser kam; dann schlug man Pfähle von den stärksten Ulmen ein, um auf solchem Rost die schweren Fundamentsteine aufzulegen. Felix Fabri erzählt, daß es ein ungeheurer Graben geworden, der wohl 40 Fuß tief gewesen; denn Anfangs war man ja Willens, außer dem Hauptthurm auf beiden Seiten des Chors noch zwei Thürme aufsteigen zu lassen. Wohl während der Grund gegraben wurde, schaffte man aus der bisher gebrauchten Kirche Allerheiligen, welche vor der Stadt lag, Alles, was beweglich war: hölzerne Altäre, Bilder und Epitaphien, auf den Bauplatz. Männer und Weiber, Geistliche und Weltliche, Arme und Reiche, Alte und Junge, betheiligten sich bei

dieſer Arbeit, und trugen meiſtens die Laſten auf den Achſeln, denn Alle wollten an der Ehre Theil haben, an dem Werke mitzubauen.

Als zu Legung des Grundſteines Alles bereit war, und die Werkmeiſter Solches dem Rath der Stadt berichteten, ſo wurde auf den letzten Juni des Jahrs 1377 die feierliche Grundſteinlegung angeordnet. Felix Fabri berichtet ungefähr alſo davon:

„Mit anbrechendem Tage fand ſich ſowohl die Ulmiſche, als auch die aus der Nachbarſchaft beſchriebene Geiſtlichkeit in ihrem prieſterlichen und gewöhnlichen Ornat am Bauplatz ein, und ſtellte ſich in gehöriger Ordnung dar. Deßgleichen erſchien die ganze Gemeinde, Junge und Alte, in großer Anzahl, und zwar die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemden angethan, brennende Wachslichter in den Händen und von grünen Zweiglein zierlich geflochtene Kränze auf den Häuptern. Die Knaben ſtanden auf der einen, die Mägdlein mit fliegenden Härlein auf der anderen Seite. Nun kam auch der ganze Rath, begleitet von den Edlen und Ehrbaren der Stadt, in einem langen, ſtattlichen Zuge, und es ertönte eine feierliche Muſik. Nach Beendigung derſelben wurden einige andächtige Gebete geſprochen, und nun, in der ſiebenten Stunde des Morgens, ſtieg der damals regierende Bürgermeiſter, Herr Ludwig Krafft, in die Gruft des Fundaments, begleitet von vielen Edlen und Ehrbaren der Stadt. Oben ſtand der theure Altbürgermeiſter, Herr Johannes Ehinger, genannt

Habfast, der sich in der letzten Belagerung der Stadt (1376) so berühmt gemacht hatte, und Herr Conrad Besserer, Stadthauptmann, um den Grundstein, der in einer großen starken Klammer hing, zu lenken, damit er an den rechten Ort käme. Die Rathsverwandten (denn man ließ keinen von den Bauleuten dazu) griffen an das Rad und die Seile der Maschine, daran der Stein hinunter gelassen wurde. Herr Ludwig Krafft legte den unten angekommenen auf die gehörige Stelle. Während dieß geschah, betete das zuschauende Volk, die Klerisei sang, und eine liebliche Musik von allerhand Instrumenten ertönte. Alles schwebte in Jubel und Freude über dem Werke, das so glücklich und hurtig von Statten ging. Kaum war der Grundstein gelegt, so griff Herr Bürgermeister Krafft in seine Tasche, langte 100 blanke Goldgülden heraus, und legte sie auf den Stein. Gleich ihm thaten die andern Edlen und Ehrbaren, die mit ihm hinabgestiegen waren. Nun stiegen auch alle Vornehmen, die oben standen, in die Grube hinab, und steuerten reichlich. Ja, wer sonst in der Gemeinde in Ansehen war, selbst auch der geringe Mann, steuerte desselben Tags gleich reichlich, also daß man ein Namhaftes zur Fortsetzung des Baues zusammenbrachte.

Von dieser Grundsteinlegung sind noch zwei Denkmale vorhanden. Das eine befindet sich an dem Portal der oberen Kirchenthüre, da man von Mittag in das Münster gehet, zur rechten Hand. Da siehet

man eine Kirche mit drei Thürmen, in Stein gehauen, welche das Münster vorstellt, wie es hat werden sollen. Ein knieendes Mannsbild, Herr Ludwig Krafft, wie das zur Seite stehende Wappen ausweist, übergibt die Kirche dem Jesuskinde, das auf dem Schooße der in einem Sessel sitzenden Maria ruht, mit der linken Hand die Kirche ergreift, und die drei Schwörfinger der Rechten emporhebt. Durch letzteres ist ohne Zweifel angedeutet, daß die Stadt durch ihren Bürgermeister diese Münsterkirche, zu unsrer l. Frauen genannt, dem Herrn Christo durch Mariens Fürbitte in seinen Schutz übergebe, was auch das Jesuskind durch einen Schwur feierlich verheißt. Das Krafft'sche Bild hält an den Schultern eine in einen blauen mit Sternen gezierten Mantel stehende Mannsperson, welche vermuthlich den Pflegvater Jesu, den heiligen Joseph, darstellt. Zur Seite dieser Bilder befindet sich ein vergoldeter Stein, der folgende Inschrift hat:

Anno Dni MCCCLXXVII am Zinstag der der lest Tag was deß Monatz Juny nach der Sunnen Ufgang dri Stund von Haissen des Rates hie zu Ulm leit Ludwig Krafft Krafftz an Kornmarkt Seligen Sunden ersten Fundamentstein an diser Pfarrkirchen.

Das andere Denkmal befindet sich in der Kirche selbst, an dem dritten großen Pfeiler zur linken Hand vom Chor gegen die Orgel. Es stellt das Münster, gleich wie das erste, in Stein gehauen vor, wie es von einem knieenden Manne und einer knieenden Frau

gehalten wird, und auf einem gebückt stehenden Manne ruht. Zur Seite des knieenden Mannes ist das Krafft'sche, zur Seite des Frauenbilds das Ehinger'sche Wappen, demnach stellen beide Bilder den Ludwig Krafft und seine Frau, eine geb. Ehinger, dar. Was der gebückte Mann bedeutet, ist noch nicht klar. Einige meinen, es sey der Baumeister darunter verstanden, der mit der Kirche auf dem Rücken darstelle, daß er mit dem Bau derselben eine große Last auf sich genommen. Kirche und Bilder bedeckt ebenfalls ein vergoldeter Stein, der die Inschrift des früheren Denkmals hat, mit der alleinigen Aenderung der Worte deß Rates wegen. Vielleicht ist früher unter diesem Pfeiler ein von der Familie Krafft gestifteter Altar gestanden. Nach L. Kraffts Tod wurde auch sein Wappenschild hier aufgehängt mit der Inschrift: Anno Dmni MCCCXCVII. II. Vdus Junii horae V. vesperarum, do starb Lucz Krafft an der Herdpruck der den ersten Stein leit an die Pfarrkirchen.

Auch der theure Altbürgermeister Herr Johannes Ehinger erhielt sein Monument in der Kirche. Das große steinerne Mannsbild, so an der Wand bei dem Sakramenthäuslein auf den Knieen liegt, und die Hände betend emporhält, stellt den Herrn Ehinger vor, wie die Inschrift ausweist: Anno Dni MCCCLXXXI III. Vdus maji o. Johannes Ehinger dictus habvast. Ganz unrichtig ist also die Ansicht derjegen, welche glauben, es stelle den Stifter des Sa-

kramenthäusleins vor, denn damals hat man noch nicht an seine Errichtung gedacht. Ebenso wenig ist es ein Heiligenbild, „das man in der Zeit der Bilder-Stürmerei auch mit aller Anstrengung nicht habe wegbringen können."

Sofort nach der feierlichen Grundsteinlegung wurde mit dem Bau des Münsters angefangen, und zwar allein „aus eignen Unkosten der Ulmer". Sie hatten ausdrücklich verboten, daß man keine Beisteuer bei Auswärtigen, weder bei Fürsten noch Städten sammle; sie erbaten sich auch keinen Ablaß, wie die Straßburger gethan, als sie ihr Münster bauten, indem diese an den Marienfesten in allen Kirchen Büchsen aufstellten, und die Christgläubigen also ermahnen ließen: lieben Freund, stüret unsrer Frauen zu ihrem Buw gen Straßburg, es sy gestohlen, geroubt, und ohnfertig Gut, der leg es harin, der hat hiemit Ablaß und Vergeben der Sünd; es ist unsrer Frauen ein gutes Gut! — Solche Wege schlugen die frommen, aber schon damals aufgeklärteren Ulmer, nicht ein, sondern sie führten aus täglicher freiwilliger Beisteuer den Bau fort. Auf dem Bauplatz wurde eine Hütte aufgeschlagen, in der jeder Gutherzige seine Gabe zum Bau aufstellte. Später wurde ein ganz ordentlicher Bau daraus, den man „die Hütte oder das Hüttenamt" hieß. Hier nahm man Alles an, was dargereicht wurde; man verschmähte keine Gabe, wie gering sie auch war. Man nahm Schürzen, Miedergürtel,

Haarbänder und dgl., machte sie hernach zu Geld, und verwendete solches für den Bau. Nachdem aber die Kirche etwas höher gediehen war, stellte man in derselben täglich ein Becken auf, worein die Ulmer immer so reichlich einlegten, daß man täglich davon konnte die Arbeitsleute bezahlen, und Steine, Kalk, Holz, Eisen, Blei und andere nöthige Baumaterialien anschaffen. Für alle diese Gaben mußte bei Zeit schon ein Verrechner und Pfleger aufgestellt werden. Der erste war ein gewisser Heinrich Friesinger, dem die Bauleute wohl wegen seiner Sorge, Gewissenhaftigkeit und Treue ein Denkmal setzten. Außen an der Mauer unter dem ersten Fenster der Seite gegen Mittag, wo der erste Laden linker Seits, wenn man zur Kirche herausgehet, gebaut ist, steht zu lesen:

Anno Dni MCCCLXXVII von Haissen deß Rates hie zu Ulm war Heinrich Friesinger der erst Pfleger des Bauwes der Pfarrkirchen.

Außerdem, daß Alle ohne Unterschied zum Bau des Münsters Gaben beisteuerten, suchten Viele auch auf andre Weise den Bau zu fördern. Entweder frohneten sie selbst am Bau, oder schickten sie ihre Dienstboten hin, um an der Arbeit Theil zu nehmen. Manche hielten sogar Knechte und Pferde, Monate, ja Jahre lang, um die Baumaterialien herbeizuführen und an den Bauplatz zu schaffen. Und das war kein Geringes, mußten ja die großen Bausteine meistens aus der Ferne geholt werden, viele von Rorschach

in der Schweiz, von Stuttgart und anderen Orten.

Bei solcher Rührigkeit, die die frommen Ulmer beim Bau ihres Münsters zeigten, ist es kein Wunder, wenn es nach keinem gar langen Zeitraum bald so weit gediehen, daß man darin Gottesdienst halten konnte. In den ersten Jahren hatte man im innern Raum der Kirche eine hölzerne Kapelle mit tragbaren Altären erbaut, um darin die Andacht zu verrichten. Nach 28 Jahren bedurfte man dieser kleinen Kirche nimmer, denn schon am 25. Juli 1405 war innerhalb der Kirche, an einem abgesonderten Platze, wo man von den Bauleuten nicht gestört wurde, ein heiliger Raum „mit dem Fronaltar in Gegenwart vieler Bischöfe und Prälaten zu Ehren der untheilbaren Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria, des heil. Kreuzes, St. Vincent des Märtyrers, St. Martins des Bischofs und St. Antonii des Abts und Beichtigers eingeweiht," und es konnte Gottesdienst gehalten werden, aber nur unter freiem Himmel. Auch wurde bereits im Jahr 1414 von Heinrich Besserer eine Begräbnißkapelle an die werdende Kirche angebaut. Doch noch über 40 Jahre floßen dahin, bis die Dachstühle aufgerichtet und das erste Gewölbe geschlossen wurde. Zuerst und schon i. J. 1449 wurde das Gewölbe des Chors, das mittlere und hohe Gewölbe aber erst i. J. 1471 völlig geschlossen. Die beiden Seitengewölbe wurden i. J. 1473 angefangen und i. J. 1478 vollendet. Alle zusammen sollen 30,000 fl. gekostet haben. Man

hatte bei dem Bau der Gewölbe eine ungemeine Vorsicht: sie wurden nur einen halben Stein dick gemacht, und als die Backsteine dazu gebrannt wurden, mischte man Spreu in den Thon, damit die Steine desto leichter würden, und die großen Gewölbe mindere Beschwerung hätten.

Wir haben bisher von dem Beginn und Fortgang des Münsterbaus gehört, haben vernommen von dem Eifer, mit dem Jedermänniglich durch Gaben oder auf andre Weise den Bau förderte, auch von der Pietät, mit der sie durch Wort und Bild das Andenken derjenigen verewigten, welche bei der feierlichen Legung des Grundsteins thätig gewesen — um so auffallender erscheint es uns, daß von dem ersten Meister des großartigen Bauwerks, der den Plan dazu erdachte, und die ersten Arbeiten leitete, fast gar Nichts berichtet wird. Nur so Viel wissen wir, daß i. J. 1390 mit einem Ulrich von Ensingen, (im Uichtland in der Schweiz) der einer in damaliger Zeit berühmten Baumeister-Familie angehörte, ein Vertrag wegen des Münsterbaus abgeschlossen wurde. Es ist wohl derselbe, der i. J. 1391 mit andern deutschen Baumeistern zu dem angefangnen Bau des Mailänder Doms berufen wurde, aber erst i. J. 1394 sich dort einfand. Dieser war wohl der Hauptbaumeister des Münsters bis ins Jahr 1429. Nach ihm wurde sein Sohn Caspar als Kirchenmeister in Bestallung genommen. Ihm folgte sein Bruder, da er gestorben, Matthäus, als Baumeister des Münsters, während

er auch an der Eßlinger Frauenkirche baute. Er leitete wohl bis an seinen Tod das Bauwesen zu Ulm, während zugleich sein Sohn Moritz mitbaute. An der oberen Thüre der Mitternachtseite, linker Hand an der Mauer, verewigt ein Stein mit Wappen und folgender Inschrift sein Andenken: Anno Dni MCCCCLXIII do starb Mattheus Ensinger der Kirchenmeister, dem Gott genad.

Vielleicht ist ebenfalls ein Conterfei dieses Meisters jenes Brustbild, welches in der Wendeltreppe, die an der Mittagsseite des Thurms bis an den Kranz hinauf führt, zu sehen ist. Das Bild ist in halberhabener Arbeit, aber ziemlich verwittert. Die Volkssage erzählt, das Bild bezeichne einen Meister, der bis dorthin diese Treppe ausgeführt, und sich aus Verzweiflung von da herunter gestürzt habe. Moritz v. Ensingen führte das Werk bis an seinen Tod (1480) fort und brachte den Bau beinahe zur Vollendung. Nach ihm erscheint Matthäus Böblinger aus Eßlingen als Baumeister. Er nennt sich zuerst auf einem Riß des früheren Oelbergs: den Oelberg hat Matthäus Böblinger von Eßlingen gen Ulm geordnet, und hat viel Stein gehauen zu denselben Zeiten 1474. Darnach über dry Jahr war ich bestellt von meinen Herren von Ulm zu ihrem Kirchenbau. Matthäus war ein Sohn des Hans Böblinger, welcher Baumeister der Liebfrauenkirche zu Eßlingen gewesen. Matthäus Böblinger setzte den Bau

des Thurms fort bis 1492. Im genannten Jahr, an einem Sonntag, während des Gottesdienstes, fielen zwei große Steine von dem Kirchengewölbe herab, und der Grund des Thurms begann etwas zu sinken; da flohen die Leute vor Schrecken aus der Kirche, und man besorgte, der Thurm möchte einfallen. Beim Nachsuchen fand man zwei große Keller unter dem Thurme, die man zwar ausfüllte, aber doch traute man nimmer auf eine Dauer des Thurms, und auch die Prozessionen und Umgänge um die Kirche gaben keine genügende Garantie für denselben. Am meisten mußte es der natürlich unschuldige Baumeister entgelten; doch, als er merkte, daß es ihm übel ergehen könnte, machte er sich aus dem Staube und floh nach Eßlingen, wo er als Baumeister der Liebfrauenkirche angestellt wurde, und bis an seinen Tod (1505) verblieben. Nun beriefen die Ulmer aus 28 Orten verständige Baumeister, aber keiner der Berufenen getraute sich zu helfen, außer Burkard Engelberger, Steinmetz aus Augsburg. Der erkannte, daß die beiden Pfeiler, welche die Hälfte des Thurms trugen, nicht stark genug waren. Darum verband er den zehenten Pfeiler auf jeder Seite mit dem äußersten des Thurms vermittelst einer den Pfeilern gleich starken Mauer, doch also, daß zu jeder Nebenseite ein Durchgang blieb. Das wurde im Jahr 1494 ins Werk gesetzt, darum findet man über dem Durchgang, wenn man unter dem Thurm gegen die Mittagsseite in

das Gewölbe gehen will, an der Mauer mit schwarzen Buchstaben gemalet:

Das hat man underfaren in dem Jar da man zalt 1494.

Später wurde auch zwischen dem neunten und zehenten Pfeiler, und endlich vom 10. Pfeiler an auf jeder Seite eine Mauer gegen die Wand der Seitengewölbe aufgeführt, was Alles bis zum Jahr 1502 geschehen, also daß man mit dieser Arbeit acht Jahre zugebracht. Burkard Engelberger wurde von den Ulmern dankbar anerkannt, denn außer seinem Lohn, 400 Gülden, erhielt er noch bis an seinen Tod (1512) ein Leibgeding von 50 Gulden jährlich. In Folge des genannten Unfalls fanden die Ulmer es nicht für rathsam, den Thurm höher zu bauen, obgleich die Opferbereitwilligkeit der Beisteuernden nicht aufgehört hatte. Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick betrachten wir das Aeußere und Innere der Münsterkirche.

Sie steht mitten in der Stadt auf einem rundum freien Platz, der von Linden umgeben ist, die zum Theil schon im J. 1699 gesetzt wurden. Auf der Vorderseite über dem Haupteingang erhebt sich der majestätische Thurm. Die Kirche ist von Backsteinen, der Thurm von Sandstein erbaut. Die Länge der Kirche beträgt einschließlich des Chors nach Innen 416, nach Außen 485 Fuß, ihre Breite nach Innen 166, nach Außen 200 Fuß, die innere Höhe 141 und die des Chors 90 Fuß. (Das Straßburger Münster, außer dem noch unvollendeten Kölner Dom

ist nur 355 Fuß lang, 132 Fuß breit und 72 Fuß hoch.) In die Kirche führen sechs Eingänge. Den Haupteingang bildet das Portal unter dem Thurme auf der schmalen Seite, dem Chor gegenüber. Es ist eigentlich eine Vorhalle, 45 Fuß hoch und 8 Fuß tief, mit drei reichverzierten Spitzbogen und vielen Säulen, auf welchen Statuen stehen. Der Thürsturz des Portals enthält eine merkwürdige Reliefarbeit, welche ganz im Style des 14. Jahrhunderts, oft auf höchst naive Weise, die h. Geschichte von Adam und Eva an darstellt. Ueber den übrigen vier Eingängen sind Bilder, welche noch aus der alten abgegangenen Frauenkirche stammen. Zwischen den Fenstern des Portals erblicken wir auf einem Postament den mit Dornen gekrönten Heiland, der mit der rechten Hand nach der geöffneten linken Seite zeigt. Das Bild ist aus Stein gehauen, und nach der unten stehenden Jahrzahl schon i. J. 1429 hier aufgestellt worden. Ueber dem Hauptportal ist ein großes Fenster angebracht, mit schönen Glasmalereien, welche die Legende des heil. Martins vorstellen. Leider ist vor diesem Fenster im Unterbau des Thurms und dessen Halle quer durchschneidend eine neue große Orgel von Walker angebracht, welche übrigens an der Stelle des geschmacklosen Tonnengewölbs, auf welchem die alte von dem blinden Orgelmacher Conrad Schott aus Stuttgart im Jahr 1596 hergestellte große Orgel stand, von einem schönen gothischen Unterbau getragen wird.

Das Hauptschiff der Kirche ruht auf 10 schlanken,

aber doch starken Säulen. Seitenschiffe waren es dem ursprünglichen Plan nach nur zwei, jedoch wurde später, um die Last leichter zu tragen, in jedes derselben eine Säulenreihe eingesetzt, so daß jetzt neben dem Hauptschiff vier Seitenschiffe vorhanden sind. Das Hauptschiff ist doppelt so hoch, als die Seitengewölbe. An einer der Säulen des Hauptschiffs links vom Hauptgang ist die kunstreiche steinerne Kanzel angebracht. In den drei Nischen derselben sieht man drei alte gut geschnitzte drei Fuß hohe Bilder. Ueber der Kanzel erhebt sich der alte kunstreiche, pyramidalisch aufsteigende Deckel, welcher ein Känzelein sammt einer Treppe mit den Bildern der vier Evangelisten darstellt. Auf diesem Deckel steht zu lesen: Jörg Syrlin anno 1510. Also wurde dieser Deckel von Jörg Syrlin, dem Sohne des bekannten Meister G. Syrlin, gefertigt. In dem Seitengewölbe gegen Mittag, nahe bei der oberen Thüre, steht der Taufstein, ein Werk des älteren G. Syrlin vom Jahr 1470. Der Stein steht auf vier kunstreich gearbeiteten Bögen; um ihn her sind acht Brustbilder aus der biblischen Geschichte, nemlich Jesaias, Daniel, David, Abraham, Moses, Elisa, Ezechiel und Salomo, ein jedes mit einem lateinischen Spruche eingehauen; unter jedem der Bilder ein Wappen: ein einfacher kaiserlicher Adler und die Wappen der sieben Churfürsten. Inwendig ist der Taufstein mit Zinn ausgegossen, der Deckel ist von Holz ohne Kunst.

Die meisten Merkwürdigkeiten enthält der Chor mit

seinen hohen neun Fenstern, in denen noch alte herrliche Glasgemälde prangen. Unter den letzteren ist besonders kunstreich das fünfte Fenster, welches der Magistrat, und das sechste, welches die Krämerzunft gestiftet. Beide stellen Scenen aus dem Leben des Heilandes dar, und sind von dem Ulmer Maler Hans Wild i. J. 1480 vollendet worden. Zwischen Chor und Kirche steht der schöne einfache Altar, welcher zu den gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, so wie im Hintergrunde der Hochaltar. Vor der Reformation standen 51 Altäre in der Kirche, aber die Reformatoren warfen sie unbarmherzig aus der Kirche, wie es auch den Taufsteinen in so manchen Orten ergangen. Nicht ein einziger Altar blieb im Münster stehen. Als aber Kaiser Karl V. im Jahr 1548 nach Ulm kommen wollte, um sich von der Einführung des Interims selbst zu überzeugen, und in eigener Person dem Gottesdienst anzuwohnen, da rüstete man auf's Eiligste zwei Altäre, den Frohnaltar und den Seelenaltar, wie man sie nannte. Am 14. Aug. kam der Kaiser nach Ulm, begab sich zu Pferde, begleitet von einer großen Prozession, in die Kirche, und empfing am hohen Altar im Chor aus den Händen des Bischofs von Arras, der den Altar zugleich einweihte, das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Eine ungeheure Menschenmenge war damals im Münster versammelt, wie ein Chronist sich ausdrückt: „es war so ein merkliche Welt in der Kirchen von Mannen, Weibern, Kindern, daß ich glauben will, weil die

Kirch gestanden ist, daß auf einmal nit so viel Volks darein kommen sey.“ Seit jener Zeit stehen diese beiden Altäre noch, und sind eine Zierde der Kirche und des Chors. Der Altar vor dem Chore, welcher an der Stelle aufgerichtet wurde, da zur Zeit der Reformation nur ein hölzerner Tisch zur Austheilung des heil. Mahls aufgestellt war, hat ein kunstreiches Altarblatt in goldener Rahme, von Hans Scheuffele gemalt (1515). Ueber dem Gemälde erhebt sich eine künstlich geschnitzte Pyramide mit drei Figuren und dem Bild unsers Heilandes. Der schönere Altar ist der im Hintergrund des Chors befindliche. Er wurde im Jahr 1808 aus der Barfüßerkirche hieher gebracht, und vor die mit Sammt bekleidete Wand des im Jahr 1548 errichteten Altars gestellt. Die Bilder dieses Altars sind von Daniel Meth geschnitzt, die Gemälde von Martin Schaffner im Jahr 1521 gemalt. Beide Meister sind geborne Ulmer gewesen. Auf der Staffel des Altars ist das heil. Abendmahl abgebildet. Das Mittelbild stellt die Maria mit dem Jesuskinde vor; knieend nähert sich die h. Anna mit einem Apfel in der Hand, im Hintergrund stehen vier Männer, unter denen Joseph der Pflegvater. Ueber dem Altar liest man in dem vergoldeten Rahmen:

Hilf Sannt Anna selb dritt,
Marie dein kind für uns bitt. 1521.

Auf dem einen der gemalten Altarflügel ist Maria Cleopha mit ihrem Mann Alphäus und ihren Kleinen, Judas Thaddäus, Josephus Justus und Jakobus dem

Jüngern; auf dem andern sehen wir die Maria Salome, ihr zur Seite den Zebedäus, um sie her die Kinder Johannes den Evangelisten und Jakobus den älteren. Unter dem Altar das h. Abendmahl. Auf allen diesen Bildern sieht man das Malerzeichen M S. und die Jahrzahl 1521.

Zur Seite des Chors steht das kunstreiche Sakramenthäuschen. Es stellt einen inwendig 3 Fuß, 4 Zoll breiten und 9 Fuß hohen viereckigten Kasten dar, zu welchem man auf zwei kleinen steinernen, an den Lehnen mit Bildern gezierten Treppen von 8 Stufen gelangt. Zu beiden Seiten sind die Bilder St. Sebastian und Christoph, letzterer mit dem Christuskind im Arme. Ueber dem Kasten steigt eine herrliche Sculptur mit ungemein schönen Bildern pyramidalisch in die Höhe und reicht fast an die Decke. Dieses Sakramenthäuschen wurde i. J. 1469 wahrscheinlich von Jörg Syrlin dem Aelteren verfertigt, und nach dem unten angebrachten Wappen zu urtheilen, vom Magistrat gestiftet.

Das schönste Werk des genannten Meisters Syrlin sind die berühmten Chorstühle, welche auf beiden Seiten des Chors aufgestellt sind. Sie wurden aus dem feinsten Eichenholz vom Jahr 1468—1474 wundervoll geschnitzt. Der älteste dieser Chorstühle ist auf dem Rücken des Altars, an dem man Abendmahl hält. Er ist vom Jahr 1468 und enthält eine Inschrift von sieben lat. Versen. Auf der linken Seite im Hinaufgehen gegen den hohen Altar findet man in den vorderen Reihen des Gestühls zu unterst das Brust-

bild eines Mannes, welches für das Bild Meister Syrlins gehalten wird. Dann folgen die Brustbilder von sieben heidnischen Philosophen. An der hinteren Reihe an der Wand ist über jedem Stuhl (vier ausgenommen) das Brustbild eines biblischen Heiligen oder Propheten, nebst den Namen und einem Spruch in lat. Sprache. Es sind im Ganzen 20 Brustbilder. Ein Stuhl hat kein Bild, aber die Inschrift: Georg Syrlin 1469 *incepit hoc opus.* Unter diesen Brustbildern sind noch andere kleinere, welche die Apostel und einige Heilige vorstellen. Diesen gegenüber rechts auf der mittäglichen Seite sieht man in der vorderen Reihe die Brustbilder von sieben Sibyllen, und das achte Bild stellt ein gewöhnliches Weib dar, welches für Syrlins Hausfrau gehalten wird — in der hintern Reihe an der Wand sind 18 Brustbilder berühmter Frauen aus der biblischen Geschichte. Am Ende steht statt eines Bildes wieder die Inschrift: Jörg Syrlin 1474 *complevit hoc opus.* Ueber diesen Brustbildern sind gleichfalls kleinere, welche heilige Frauen und Jungfrauen darstellen. Nach dem Bericht der Chronisten sollen diese Stühle 1183 fl. gekostet haben. Oben an dem hohen Altar, zur Seite der Neidhardt'schen Kapelle, stehen noch sieben Stühle, welche der jüngere Syrlin von 1484 bis 1521 verfertigte.

Auf beiden Seiten des Chors, im Grundstock von zwei Thürmen, welche sich hier erheben sollten, schließen sich zwei Kapellen an: die Neidhardt'sche mit zwei

Grüften, gestiftet laut der Inschrift von Heinrich Neidhardt, Pleban am Münster im Jahr 1444; so wie die Besserer'sche Kapelle, welche Heinrich Besserer im Jahr 1414 stiftete. In der ersteren ist das von dem Ulmer Schreiner Conrad Metzger im Jahr 1813 gefertigte Modell des Münsters aufgestellt. Die Besserer'sche Kapelle hat schön gemalte hohe Fenster, so wie mehrere Epitaphien, unter andern des Heinrich Besserer, so wie des Conrad Besserer, der im Streit bei Döffingen Anno 1388 gefallen; ferner findet sich darin das Bild des Ritters Ytel Besserer von M. Schaffner im Jahr 1516 gemalt. Eine dritte Kapelle, die Roth'sche, stand an der Seite des Münsters gegen Mittag zwischen beiden Thüren; sie wurde im Jahr 1447 von Hans Roth gestiftet, und hatte ein sogenanntes heiliges Grab, mehrere alte Grabmale und gemalte Fenster, aber sie wurde in neuerer Zeit von Grund aus abgebrochen, und die Steine anderswohin verwendet. Eine schön gemalte Glasscheibe aus dieser Kapelle war in der letzten interessanten Ausstellung von Alterthümern zu Stuttgart im Königsbau zu sehen. — An die von Besserer'sche Kapelle stößt die Sakristei, in welche man von der Kirche aus im mittäglichen Seitengewölbe kommt. Sie ist 47 Fuß hoch, 24 Fuß breit und 33 hoch. Claus Lieb, genannt Kalckschmied, hat sie im Jahr 1452 gestiftet. In dieser Sakristei befindet sich ein Altärchen mit vortrefflichen altdeutschen Gemälden, vielleicht von Holbein, und ein Gemälde von Johannes Rot-

tenhammer aus Augsburg, die Geburt Christi darstellend. Auch hängen darin die Bildnisse berühmter Stadtgeistlichen. — Auf noch manches Merkwürdige in der Kirche wie im Chor könnten wir die Besucher aufmerksam machen, noch mancher alte Grabstein und manches schön gehauene oder gemalte Wappen der alten Geschlechter von Ulm, besonders auch die beiden Bildsäulen des Kaisers Lothar und Conrads III. in der südwestlichen Ecke der Kirche sind der Betrachtung werth; doch wir wenden uns jetzt dem schönen, wenn auch nicht vollendeten Thurme zu, der immerhin 337 Fuß (die Spitze eingerechnet) in die Höhe steigt, und besonders von der Abendseite her in einer Entfernung von ein Paar Hundert Schritten einen majestätischen Anblick gewährt. Jede seiner vier Seiten ist 69 Fuß breit und durchaus mit zwei mächtigen Strebepfeilern versehen. Auf den Thurm führen zwei, von innen an der westlichen Seite angebrachte Wendeltreppen, die sich oben in kleine Thürmchen endigen. Bis auf den Kranz zählt man 328 und bis zur Schlagglocke 401 Stufen. Hat man deren 212 zurückgelegt, so kommt man auf den steinernen Boden, welcher das mittlere Gewölbe der Kirche bedeckt. Fünfzig Stufen über dem steinernen Boden erblickt man von der Wendeltreppe aus das Glockenhaus. Noch fünfzig Stufen weiter hinauf, und wir sind oben auf dem Kranze, der eigentlich aus dem obersten Gewölbe des Thurms besteht, welcher vom steinernen Boden an frei in die Luft aufsteigt. Alle vier Ecken

des Thurms sind nämlich aus großen künstlichen Quadersteinen aufgeführt. Zwischen denselben befinden sich auf jeder Seite zwei schöne, hohe, offene Bogen, durch einen gleich künstlich behauenen Pfeiler von einander getrennt. So wie sich nun von Außen die Bogen schließen, so schließt sich auch von Innen der Thurm mit einem dicken, überaus festen Gewölbe. Der ganze obere Theil des Thurms bekam eine hohe Einfassung von Quadersteinen mit künstlichen Rosen, um auf demselben herumgehen zu können. Daher die Benennung Kranz. Der Boden des Kranzes ist mit doppelt auf einander gelegten und fest zusammengekitteten steinernen Platten, und seit 1634 auch mit Kupfer bedeckt. Von diesem Kranz an sollte nach dem ursprünglichen Plan der Thurm noch zwei Abtheilungen erhalten, wovon die eine ein Achteck, die andre aber ein spitzsäuliges durchbrochenes, 160 Fuß hohes Dach von sechs Abstufungen mit allerlei Verzierungen und Kronen bilden und in der Spitze mit einem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde mit dem Jesuskinde enden sollte. An der westlichen Seite wollte der kühne Baumeister zwei ganz freistehende Wendeltreppen mit den bisherigen gleich laufen lassen, und sie oben durch eine Gallerie wieder mit dem Thurme verbinden, damit man von da in sein Inneres kommen könnte. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte der Thurm eine Höhe von 500 Fuß erreicht. Aber der oben erwähnte Unfall hinderte die Ausführung des großartigen Planes. Dem 15 Fuß hohen

Gemäuer, das bereits im Innern Raume des Kranzes daſtand, gab man blos einen ſchicklichen Aufſatz, das jetzige Dach mit vier Erkern und einer hohen Glockenlaterne, die ſich in ein kupfernes Dächlein zuſpitzt. Auf der Spitze des Dächleins wurden drei über einander liegende vergoldete Knöpfe geſetzt, von denen der unterſte 234 ulmiſche Eichmaaß faßt. In der eben genannten Glockenlaterne hängen vier Glocken: die große Schlagglocke, welche im Jahr 1414 zu Nürnberg gegoſſen worden, das Arbeitsglöcklein im Jahr 1606 v. V. Algeyer gegoſſen, das Steuerglöcklein, nunmehr Feuerglocke, und das Rathsglöcklein, welches jetzt Nachts 10 Uhr und bei herannahenden Gewittern geläutet wird. Die größeren Glocken hängen im Glockenhauſe, und ſind deren ſechs: 1) Die Betglocke, 80 Centner ſchwer, wurde von Hans Eger von Reutlingen gegoſſen, laut der Inſchrift:

Durch unſer Frown Er lut man mich,
Hanß Eger von Rutlingen goß mich.
Lucas. Marcus. Matthäus. Johannes.
A. Domini 1454.

2) Die Schwörglocke wiegt 70 Centner, jetzt Sturm- und Glocke beim Begräbniß der Vornehmen. 3) Die Predigtglocke, im Jahr 1454 gegoſſen mit den Namen der vier Evangeliſten. 4) Die Betſtundenglocke, auch Fürſtenglocke genannt, weil ſie Stephan Fürſt i. J. 1552 gegoſſen, 33 Centner ſchwer. 5) die Frühglocke, daran Maria mit dem Jeſuskind und der Umſchrift:

Zu Ehr vnd Lob Gottes vnd Maria goß mich Jörg Caſtner zu Ulm 1420.

6) Die Weinglocke, welche ehmals Abends 10 Uhr den Weintrinkern in der Taverne das Zeichen zum Aufbruch gab, und nun zum Thorſchluß läutet.

Auf dem Kranze des Münſterthurms hat man eine herrliche Ausſicht, beſonders in das jenſeits der Donau liegende Schwabenland bis zu den Städten Lauingen, Dillingen und Günzburg mit der Reiſersburg. Bei heiterem Himmel, unmittelbar vor einem anhaltenden Regenwetter, kann man ſogar den Säntis mit ſeiner Umgebung und den Arlsberg erblicken. Zu dieſem Zwecke finden wir in dem Erkerhäuschen des Thurmwächters einen guten Tubus, der die Ausſicht nach allen Richtungen hin erleichtert. Daſelbſt finden wir auch eine ungeheure Tabackspfeife, aus der eine ganze Geſellſchaft zugleich rauchen kann, ſo wie eine ſechspfündige Kugel, welche im Jahr 1805 bei der Beſchießung der Stadt durch die Franzoſen vom Michelsberg in das Stüblein des Thurmwächters herüber flog. Auch iſt ein Fremdenbuch hier oben aufgelegt. Da haben ſich ſchon viele Leute, bedeutende und nicht bedeutende, verewigt, aber Einer hat hier oben ſein Andenken erhalten, deſſen Name guten Klang hat in der Geſchichte des deutſchen Kaiſerreichs. Es iſt Kaiſer Maximilian, welcher im Jahr 1492, ehe noch das oberſte Gewölbe des Thurms ſeinen Kranz erhielt, auf den Thurm heraufſtieg. Er trat an die äußerſte Spitze deſſelben, ſtellte ſich mit dem einen Fuß in

der Luft schwebend hin, und sah ganz unerschrocken auf die Stadt hinab. Denen, die ihm die große Gefahr vorgestellt, soll er geantwortet haben: „mir nicht, ich meines Orts wollte die ganze Welt nicht nehmen, daß ich mich in eine solche Gefahr begeben.“ Dem ritterlichsten Kaiser der Deutschen, dem Helden Theuerdank, trauen wir dieses Wagniß zu, wenn wir es auch nicht mit Sigill und Urkunde verbrieft sehen. Aber auf dem Thurme oben ist er in Wahrheit gewesen, denn eine lateinische Inschrift, die sich in der Wand oben auf der nördlichen Seite, rechts bei dem Eingang in das Wächterstüblein befindet, bezeugt es. Sie lautet:

Maximilianus Romanorum primus ac Ungariæ etc. Rex, Archidux Austriae, Burgundiae Dux, hoc opus usque edificatum visitavit Anno Christi 1492.

Deßgleichen wird ein am Thurme angebrachtes Brustbild mit Krone und Ringelbart, das in einer Nische steht, als Bildniß des glorreichen Kaisers bezeichnet. Der bereits genannte Dichter Carl Majer hat einen passenden Reim diesem Bild gewidmet.

Drei Säulen und ein spitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münsters Wand
Herabblickst auf der Menschen Tand.
O Kaiser mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an bess're Zeit,
Als die sich deinem Blicke beut.

Ja wohl an eine bessere Zeit! denn wäre noch die Zeit Kaiser Maximilians, da man so gerne gab, was die Ehre Gottes förderte, so müßte nicht das herrliche Denkmal deutscher Vorzeit, welches so sehr der Hülfe und einer durchgreifenden, unaufschieblichen Restauration bedarf, über das ganze deutsche Vaterland gleichsam bittend um ein Scherflein seine Hand ausstrecken. Es wäre nicht nöthig, daß ein edler, für die Zierde seiner Vaterstadt begeisterter Mitbürger, der edle Haßler, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ginge, um eine rege Theilnahme für die nöthigste Restauration des herrlichen Bauwerks zu erwecken, das schon Felix Fabri im Jahr 1494 im Anstaunen des großartigen Bauwerks nicht ein Haus der Sterblichen, sondern der Himmlischen nannte. Wohl ist der Nestor der deutschen Fürsten, unser edler deutscher König Wilhelm, mit dem Beispiel königlicher Munificenz, durch eine reiche Beisteuer für das Ulmer Münster vorangegangen; wohl haben der gute Kaiser Franz Joseph und der hochherzige Prinzregent von Preußen durch reiche Gaben ihre Begeisterung für das schöne Bauwerk an den Tag gethan. Aber immer ist zunächst in unsrem Wirtemberger Lande noch nicht unter Allen ohne Unterschied, den Reichen wie den Geringeren, den Geistlichen wie den Weltlichen, jene Begeisterung rege geworden, die bereit macht, mitzubauen am großen Werke, denn nur durch unermüdetes opferwilliges Mitwirken kann das Große zu Stande kommen.! —

Die
Gründung des Ulmer Münsters
und
die Blendung des Holzschnitzers Georg Syrlin.

Auf dem grünen Hofe in der Reichsstadt Ulm stand am Ende des vierzehnten Jahrhunderts kein stattlicheres Gebäude, als das Haus des Patriziers Johann Ehinger, genannt Habfast. Sein Giebeldach und die zwei Erkerthürme ragten über die dort ziemlich niedere Stadtmauer weit hinaus über die Donau, und nur der Brückenthorthurm mit seinen gelb, blau und grün verglasten Ziegeln hinderte gegen Mittag die Aussicht Flußaufwärts, und auf den Einlaß, wo die Blau, nachdem sie Ulms zahlreiche Mühlen getrieben, nächst dem Fischerthurm in die Donau mündet. Der Herbst war schon eingebrochen und die dichten Nebel lagen oft bis fast zur Mittagsstunde auf der Stadt und dem Donauthal, da schritt Herr Ehinger eines heitern September-Nachmittags über die Brücke in die Stadt. Er war jenseits der Donau gewesen, wo er einen freundlichen Garten mit einem Lusthäuschen besaß, um nach seinen Obstbäumen zu sehen, die er einst selbst gesetzt hatte, und die seit Jahren bei günstigen Jahrgängen die schönsten Früchte trugen. Eben wollte er links vom Brückenthor abbiegen auf die Stadtmauer, um noch einen Spaziergang um die

ganze Stadt zu machen auf dem bedeckten Gange, der rings herumführte, um dann auf die Weinstube auf dem Schwörhofe zu gehen, wo sich regelmäßig einige Patrizier seiner Verwandtschaft und seines Alters einzufinden pflegten, da eilte seine alte Dienerin, die treue Ursula, auf ihn zu und rief schon auf zwanzig Schritte: Gott sey Dank, daß ich Euch noch hier treffe, hochehrbarer Herr! — ach! was bin ich geeilt, daß ich fast den Athem verliere — doch erschrecket nicht allzusehr — ach! Euer Töchterlein hat einen Anfall bekommen und ist jählings erkrankt — habe gleich den Matthias zum Doktor gesandt, und während die Jungmagd bei der Erkrankten sitzet, bin ich, wie ich gehe und stehe, fortgerannt, Euch aufzusuchen draußen im Garten. Aufs äußerste erschreckt, blieb der Edle Johannes Ehinger stehen und brachte im ersten Augenblick auch nicht ein Wort heraus, denn Katharina war sein einziges Töchterlein, mit dem ihn sein Ehegemahl beglückt, die seit zwei Jahren nicht mehr unter den Lebendigen weilte. Sie war die einzige Erbin seines großen Vermögens, eines Vermögens, wie sich keiner seiner Standesgenossen rühmen konnte, denn „so reich wie der Habfast" war zum Sprüchwort geworden in Ulm. Und doch war der reiche Ehinger in diesem Augenblick so arm, wie der ärmste Weber, als er zitternd und zagend vor seiner Dienerin stund und schon der schrecklichen Verzweiflung preißgegeben sich fühlte, sein einziges Kind, das Ebenbild seiner seligen Apollonia, verloren zu

sehen. Aber so kommt doch — drängte Ursula — bei allen Heiligen und der Mutter Gottes, Ihr steht ja wie versteinert — s'wird nicht so gefährlich seyn, wie Ihr befürchtet. Mit diesem Zuspruch trat sie bescheiden hinter ihren Herrn, als dieser, auf seinen Cedernholzstock gestützt, die ersten Schritte vorwärts that, und dann, als sey er vom Bann des ersten Schreckens erlöst, sich in raschen Lauf setzte. Gleichzeitig mit dem herbeigeeilten Arzte erreichten sie die große eichene Thüre mit vielem künstlichen Schnitzwerk versehen, und stiegen die breite Treppe hinan. Als Ursula das Gemach öffnete, schlug Katharina eben die Augen auf und der zärtliche Vater drückte sie mit einem tiefen Seufzer: mein Kind, meine arme Käthe! an sein Herz. Es war ein hitziges Fieber, welches das schöne, liebliche Töchterlein ergriffen hatte, und obwohl der Arzt meinte, es werde sich die Krankheit mittelst seiner Kölblein in einigen Tagen legen, so wurde es doch fast von Tag zu Tag schlimmer, und die Schönheit der zarten Jungfrau bleichte ab, wie eine Rose, die man aus dem Beete gerissen. Ein unsäglicher Jammer war in das Haus des Patriziers Ehinger eingekehrt, und stündlich saßen die Basen der Kranken an ihrem Leidenslager, um zu trösten, zu lindern und mit dieser oder jener Arznei zu Rath zu seyn. Der bekümmerte Vater selbst verließ das Gemach seines Töchterleins nimmer und brachte seine Nächte schlaflos bei ihr in einem Lehnstuhle zu, wo er auf kurze Zeit, wenn ihn der Schlaf und Kummer

überwältigt, einnickte und ein unruhiges Schläflein machte, um bei dem leisesten Geräusch wieder aufzuwachen und nach seinem geliebten Töchterlein zu sehen. Es war eine sternhelle Herbstnacht und das Feuer knisterte in dem großen Kachelofen, während das Nachtlicht schwach aufflackerte und seinen trüben Schein in das Gemach und an die braune getäfelte Decke warf, da war Käthe eingeschlafen und schlummerte ruhig. Draußen rauschte die Donau, und auf dem Heerdbruckerthor an der Brücke waren eben die letzten Schläge der Uhr verhallt, welche die 11. Stunde verkündete, da senkte auch der Patrizier sein müdes Haupt und nickte, und nach kurzer Zeit war er eingeschlummert. Plötzlich wachte er auf, denn er glaubte die Stimme seiner Tochter zu hören, und die Worte „wie schön, wie schön," welche durch festliches Geläute von Glocken tönte. Er rieb sich die Augen, als träume er noch, er blickte nach dem Lager seines Töchterleins. Da saß sie mit leicht gerötheten Wangen, wie eine junge Heilige — das Haar ringelte sich in goldnen Locken um ihr knapp anliegendes weißes Schlafhäubchen — die Hände hatte sie gefaltet, während ihr Auge entzückt zur Decke blickte, als sähe es in den Himmel. Wie schön — wie schön! rief sie wieder und wandte sich zu ihrem Vater — ach! was habe ich gesehen im Traume, lieber Vater — noch schwebt das Bild vor meinen Augen! So sprich, entgegnete der Patrizier, noch halb versunken in Nachdenken, und fuhr wieder über die Stirne, als ob ihm dort etwas durch

die Gedanken gehe. Ich habe — fuhr Käthe fort — zur heiligen Jungfrau und meiner Schutzpatronin, der heiligen Katharina, gebetet vor meinem Einschlafen um meine Genesung, und bin darauf süß eingeschlummert. Da erblickte ich im Traume hoch oben in den glänzend weißen Wölklein, die wie eine Schafheerde am Himmel langsam vorüberschwebten, die heilige Jungfrau und meine Schutzpatronin, die trugen einen riesengroßen Thurm auf ihren beiden Schultern und ließen sich langsam herab über dem St. Klarakloster, das wie ein Nebel verschwand. Ach! welch ein prächtiger Thurm, er ragte fast bis zu den Wolken, herrlich durchbrochen mit allerlei künstlichen Steinrosen und Knäufen, und einem Kranz in der Mitten, von dem aus die Spitze immer luftiger und durchsichtiger sich zum Himmel streckte, und als spitzig zulaufende Säule mit einem glänzenden Marienbild endete, welche auf einem achteckigen Stockwerk sich erhob. Ich könnte es hinzeichnen und abkonterfeien dieses Bild, so deutlich steht es noch vor meinen Blicken — habe in meinem Leben nie etwas so Schönes und Herrliches gesehen! Wunderbar! nahm Johannes Ehinger das Wort, und erhob sich von seinem Lehnstuhl, um sich an das Bett seines Töchterleins zu setzen — wunderbar! auch ich träumte zur Stunde einen ähnlichen Traum. Ganz denselben Thurm, wie du ihn mir schilderst und beschreibest, habe ich vor meinen Augen gesehen und an der gleichen Stelle. Und ganz Ulm mit Weib und Kind strömte in die weiten hochge-

sprengten Hallen, welche sie alle aufnahm, und aus der eine himmlische Musik heraus schallte. Ich aber starrte hinauf in die schwindlige Höhe und eilte durch einen der beiden engen Schneckenthürme bis zum Kranz, den du mir beschrieben, und schaute hinaus in die gesegneten Fluren des Donau- und Illerthales, und der Thurm warf seine Schatten bis hinüber zum Michaelsberg. Während ich nun so mit klopfender Brust umherblickte — auf einmal ziehen aus dem Blauthale hervor unabsehbare Reihen geharnischter Kriegsleute mit Wagen und Rossen und Belagerungszeug, und wälzen sich wie Meereswogen rings um die Mauern und Gräben der Stadt, als wollten sie selbige überfluthen und überstürzen. Ich wollte hinunter rufen zu dem Volke, das soeben aus dem Thurme herauszieht und in alle Gassen und Gäßlein sich verläuft, aber wie sehr ich auch meine Stimme anstrenge — Niemand hört mich — und immer höher steigt die Fluth des eisernen Meeres. Da eile ich in die Glockenstube dicht unter mir, da hingen gewaltige Glocken von ungeheurem Umfang und mit einem Hammer, der am Boden lag, erklimme ich das Eisengebälke des Glockenstuhls und schlage mit aller Kraft an. Ueber ganz Ulm hin schallt der Klang, und die Glocken beginnen von selbst zu läuten, daß der Thurm schüttert und schwankt, und vor dem gewaltigen Schall mich selbst ein Schwindel und Grausen befällt, also, daß ich hinaustrete wieder auf den Kranz. Aber siehe da, wie regt sich alles so geschäftig drunten —

wie strömt es aus allen Gassen mit bewehrten Bürgern, wie sprengen die Reisigen umher, um ihre Fähnlein und Rotten zu ordnen. Auf dem Hafenmarkt, auf dem grünen Hof und Weinhof und vor dem Rathhause — wie wimmelt es auf allen Thürmen und Mauern! In selbigem Augenblick schwanden die feindlichen Schaaren, als habe die Donau sie verschlungen, und wieder zieht alles Volk unter dem Geläute der Glocken zum Thurme, auf dem ich stehe, da tönt mitten durch den Glockenschall deine Stimme, ich vernehme die Worte „wie schön! wie schön!“ und wache auf. — Des andern Tages wunderten sich alle Freunde und Verwandte, alle Vettern und Basen des seltsamen Doppeltraumes. Herr Johannes Ehinger aber sprach: das ist ein Fingerzeig des Himmels, daß zur Ehre Gottes und der h. Jungfrau, wie zum Schirm und Schutz der Stadt wir ein Münster bauen auf derselben Stätte, wohin es unser Traum gestellt. Dann nahm er einen Tisch, dessen Decke aus einer großen Schiefertafel bestand, stellte ihn vor das Bett seines heute ganz muntern Töchterleins und zeichnete mit einem Griffel den Thurm und die Kirche darauf, wie er sie im Traum geschaut; und siehe da, der Abriß stimmte ganz überein mit dem Bilde seiner Käthe, und indem diese dem Griffel ihres Vaters folgte, rief sie bei jedem Striche: wie wunderbar, ja, das sind die Pfeiler, das die Thürmchen, das ist der Kranz — dort nur fehlt noch ein Laubgewinde, hier eine steinerne Rosette, und bei jedem Rufe sprach der

Patrizier — ja! so ist's, fast hätte ich's vergessen. Die wunderbare Mähre aber durchlief nach wenigen Stunden ganz Ulm, und schon Nachmittags kam der halbe Rath auf Besuch zu Johannes Ehinger und forschte nach dem Abriß, und beschloß, auf Ansinnen und Vortrag des Patriziers und seiner Käthe, einen so gottwohlgefälligen und ehrenhaften Bau zu beginnen, der weit und breit bis zum Rhein und der untern Donau seines Gleichen nicht haben sollte. Freudig rief der Rathsherr Ehinger aus: Gott sey Dank, daß meine hochachtbaren Mitbürger also bereit sich zeigen, dieses herrliche Werk zu befürworten und zu unterstützen. Ich selbst und meine Tochter, deren Krankheit seit diesem Traume gebrochen, durch die Huld der Mutter Gottes, wollen Alles daran setzen, was uns der Himmel bescheerte an zeitlichen Gütern, um einen Thurm in Bau zu setzen, der die Zierde und der Stolz aller schwäbischen Gauen werden soll. O! setzte er hinzu — könnte ich nur diesen meinen schwachen und unförmlichen Abriß von geschickter Hand in ein Modell umgewandelt sehen, damit Ihr Euch mit mir überzeugtet, wie herrlich das Bild war, das ich und meine Käthe im Traume erblickte. Ei! hochwerther Herr Vetter! sprach seine Base, die Rathsherrin Kraft — da weiß ich guten Rath dafür — da wohnt in der Büchsengasse der Schaftschneider und Holzschnitzler, der Georg Syrlin — ist ein armer Schlucker, aber er sucht seines Gleichen in der Kunst, hat uns erst voriges Jahr unsere Hausthüre mit den

schönsten Schnörkeln verzieret — dem will ich es sogleich, wenn ich heim komme, sagen lassen, daß er bei Euch erscheine. Es war auch keine Stunde verflossen, da erschien unter dem Haufen ehrbarer Bürger, welche die wundersame Kunde aus allen Theilen der Stadt in das Haus des Joh. Ehinger lockte, der Meister Georg Syrlin. Die Pelzmütze in der Hand, das Schurzfell um das grob wollene Arbeitsgewand und einen kleinen, niedlich geschnitzten Maßstab im Gürtel stecken, trat er in das Gemach und ward von dem Patrizier freundlich bewillkommt. Erstaunt blickte Meister Syrlin auf den Schiefertisch, wo ihm der wunderschöne und herrliche Bau des Thurmes, welchen der Abriß mit seinen unbeholfenen Strichen darstellte, in die Augen fiel und seiner Phantasie ein weites Spiel ließ, das sich vollends auszumalen, was die Zeichnung nur andeutete. Prächtig! rief Meister Syrlin — ein solcher Bau wetteifert mit den schönsten, die im deutschen Reiche von den geschicktesten Steinmetzen je aufgeführt wurden, wie harmonisch sind diese Pfeiler, welcher Schwung und welches Ebenmaß liegt in diesen Bögen und Zierrathen, in diesen Rosen- und Laubgewinden. Aber, lieber Meister! unterbrach ihn Käthe, getrauet Ihr Euch denn in Holz diesen Abriß abzuformen, daß man eine Abbildung habe von dem, was aus Stein aufgeführt werden soll? Vermöget Ihr denn mit Eurer Einbildungskraft Alles das auszufüllen und hinzuzuthun, was wir mit unserm Griffel nicht darzustellen vermochten, so klar

uns auch das Traumbild vor Augen steht? Mit Gott und Eurer Hülfe — antwortete der Meister, hoffe ich, ein getreues Abbild Eures Traumes darzustellen, nur müßt Ihr mich fleißig besuchen bei meiner Arbeit und mir dieses und jenes recht sorgfältig angeben aus Eurem Gedächtniß! Meister Syrlin! lächelte Johannes Ehinger, der Winter rückt vor die Thüre und der Weg vom grünen Hof in die Büchsengasse ist etwas weit — so meine ich nun, Ihr richtet Eure Werkstätte bei uns ein — seht, da neben ist ein freundlich helles Gemach, hat die Mittagssonne und ist geräumig genug zu allerlei Handthierung. Hier, denke ich, sollet Ihr an die Arbeit gehen, damit wir stündlich um Euch seyn können, um dieses und jenes mit Euch zu sprechen, und Euch Fingerzeige zu geben, damit Ihr das Abbild unseres Traumes genau treffet! Also zog Meister Syrlin mit seinem Arbeitszeug in das Haus des Patriziers und richtete sich gemächlich ein in der freundlichen Stube, und am nächsten Morgen begann er seine Arbeit. Von Stund an aber fühlte sich Käthe wohler, und am ersten Tage, wo Syrlin das Holz zurichtete, brachte sie einen Schmuck von großem, fast unschätzbarem Werthe herbei und sprach: lieber Meister, so mein Vater gewillt ist, mit den hochweisen Rathsherren der Stadt und der ehrsamen Bürgerschaft, diesen kühnen Bau und dieß ungeheuer groß Werk mit eigener Kraft anzufangen und auszuführen, so will ich diesen Schmuck dazu opfern für den zukünftigen Hochaltar, daß Ihr ein Sakra-

menthäuslein für die allerheiligste Hostie verfertiget, so künstlich und fein geschnitzet, daß Ihr ein halbes Menschenalter daran arbeitet! — Am Neujahrstag 1360, also drei Monate nach dem Beginn der Arbeit, war das Modell fertig, und ganz Ulm strömte herbei, das Kunstwerk zu besichtigen, das bis auf die letzte Verzierung hinaus ganz mit dem Traumbild harmonirte, denn der Patrizier und sein Töchterlein saßen fast den ganzen Tag diese Zeit über bei Meister Syrlin und gaben ihm bald diesen, bald jenen Wink, bis sie gar nichts mehr auszusetzen hatten und fröhlich ausriefen: jetzt haben wir Thurm und Kirche ganz so, wie selbige uns im Traume vorgeschwebet. Fünf Schuh hoch stand das Kunstwerk auf dem Tische, und wer es erblickte, war erstaunt und bereit, Alles, was in seinen Kräften stünde, beizusteuern vom Reichsten bis zum Aermsten herab. Als nun der Patrizier inne ward, daß die Theilnahme an seinem Beginnen sich so allgemein zeigte und selbst große Versprechungen zu baarem Vorschuß gemacht wurden, da nahm er Rücksprache mit Meister Syrlin wegen eines Steinmetzen, der den Muth und die Geschicklichkeit besäße, das Modell in Stein auszuführen, denn die Meister der Stadt, die gerufen wurden, zogen die Stirne in Runzeln und sprachen: Wir mögen uns nicht erkühnen, ein solch groß Wagniß zu unternehmen, sintemal uns das Größenmaß der Gewölbe unausführbar dünket. Da setzte sich Joh. Ehinger mit seinem Meister Syrlin auf zwei Rößlein und zogen dem Rhein zu nach

Straßburg, allwo man immer noch an dem ungeheuren Münsterthurme arbeitete und nach dreihundert Jahren noch nicht fertig war. Als sie nun über den Schwarzwald hinunter gezogen und den Rhein überschritten hatten, und von weiter Ferne schon das mächtige Gebäu bewundert hatten, dessen Gestein zugereicht hätte zu einer halben Stadt, da kehrten sie in der Herberge zum Weinstock ein und setzten sich ermüdet von ihrem sechstägigen Ritte in eine Ecke der warmen Zechstube. Woher des Weges, ehrsame Herren, sprach der Wirth, und wo geht die Reise hin? Wir kommen aus Schwaben, aus der freien Reichsstadt Ulm an der Donau, und haben gehört, daß bei Euch zur Stunde die geschicktesten Steinmetzen wären im ganzen deutschen Reiche. Mit diesen möchten wir Rücksprache nehmen im Namen unserer Stadt, dieweil wir an der Donau das Vorhaben uns vor Augen gesetzt, ein großes, mächtiges Gotteshaus zu bauen, das an Umfang sich mit dem Eurigen messen soll. Da seid Ihr zur guten Stunde und im rechten Hause bei mir hier abgestiegen, denn wisset, daß alle Abende dort im Hinterstüblein die Steinmetzen zusammen kommen, welche unsern Bau leiten. Da ist Herr Johannes Erwin, dessen Vater den Riß zu unserm Münsterthurm gemacht und ausgezirkelt, aber über dem Bau gestorben, und dessen Schwester, die ehrbare Sabina, die das Portal und die große Rose am Uhrwerk eigenhändig ausgehauen hat — der ist jeden Abend bei mir, seinen Krug Markgräfler zu trinken, und

vorgestern ist der berühmte Steinmetz Johannes Hilsen aus Cöln am Rhein angekommen, der hat auch seine Herberge hier genommen. Meister Erwin selbst hat ihn hieher berufen, um mit ihm Rede zu pflegen über die Spitze des Thurmes, die wir in wenigen Jahren zu vollenden hoffen. Auch soll dieser Tage Meister Ulrich von Ensingen eintreffen aus Schwaben, um seinen Rath zu ertheilen — doch, wenn es Euch beliebt, so tretet in das Nebenstüblein, denn ich denke, daß jeden Augenblick Herr Erwin und Hilsen kommen können. Höchlichst vergnügt über diese erfreuliche Auskunft, setzten sich die beiden Ulmer in das angewiesene Nebenstüblein, und kaum hatten sie Platz genommen und einige Züge aus ihren zinnernen Weinkännlein gethan, da öffnete sich die Thüre, und der Wirth wies zwei Männer herein mit den Worten: da sitzen die Ulmer Gäste, denen ich schon von Euch erzählt und die Eurer harren! Gott zum Gruß — lieben Brüder! sprach der Jüngere, Meister Erwin, ein schmucker, freundlicher Mann von vierzig Jahren, mit krausem, blondem Bart um Mund und Wangen — seid willkommen in der Stadt Straßburg — mein Name ist Johannes Erwin, und dieser mein Begleiter ist der hochberühmte Steinmetze Johannes Hilsen aus Cöln! Froh erhoben sich Johannes Ehinger und Meister Syrlin, und der Erstere sprach: Viel Dank, hochehrbare Männer, und aufrichtigen Gruß von unserer Stadt, in deren Namen wir kommen — sehet da meinen lieben Mitbürger, Meister Syrlin, wohler-

fahren in der edlen Kunst der Holzschnitzerei, und was mich betrifft, so gehöre ich zu den Geschlechtern Ulms und nenne mich Joh. Ehinger-Habfast! Eine eifrige Unterhaltung begann nun, indem der Patrizier seinen und seines Töchterleins wundersam zusammenstimmenden Traum erzählte und wie Meister Syrlin bereits das Modell gefertigt, und daß der Rath und die Bürgerschaft beschlossen, selbiges in Stein auszuführen, aber wegen Mangel an geschickten Steinmetzen sie hieher gesandt hätte, sich dieses zu erholen. Aufmerksam hörten die Steinmetzen dem Erzähler zu, und wie die Ulmer Anstand nähmen an dem Größenmaß der Gewölbe, daß solches nicht auszuführen — dann lächelten sie und sprachen: lasset uns die Sache näher überlegen und unsere Rechnungen anstellen nach den Regeln der Baukunst, so werdet Ihr, wie wir hoffen, nicht ohne Trost nach Hause ziehen. — Der Schnee war schon geschmolzen und hoch gingen die Wogen des Rheins, an dessen Ufern die ersten Märzveilchen sproßten, da zogen die Ulmer heimwärts und mit ihnen Meister Ulrich v. Ensingen. Sie hatten einige Monate in Straßburg verweilt und abgewartet, bis Erwin und Hilfen ihren Riß gemacht zu den Gewölben und Alles berechnet hatten. Darauf packten sie die Zeichnungen und Aufrisse sorgfältig zusammen, und Ulrich von Ensingen erbot sich, auf den Grund der Aufrisse hin, den Bau zu beginnen mit Gottes Hülfe.

Ein großer Jubel schallte auf dem grünen Hofe im Hause des Patriziers Joh. Ehinger, genannt

Habsast, als derselbe nach seiner Zurückkunft seine Verwandten, Freunde und Rathscollegen zu einem Abendimbiß eingeladen und ihnen Alles mitgetheilt hatte, wie seine Reise abgelaufen, und daß nun der ehrbare und wohlberühmte Steinmetz, Ulrich von Einsingen, bereit sey, das Modell auszuführen, zur Ehre Gottes und zur Freude der christlichen Bürger von Ulm. Gleich des andern Tages ward eine Rathsversammlung gehalten und darin beschlossen, daß man nun alle Anstalten treffe, das große Werk zu beginnen. Darauf wurden alle Innungen und Zünfte in Kenntniß gesetzt, daß man vor dem Rathhause zwei große Becken aufgestellt, darin die ersten Beisteuern niederzulegen, wobei die Bürgermeister und der Rath mit gutem Beispiele vorangehen würden. Als nun die Stunde kam, strömte Alles dem Marktplatz zu, Reich und Arm, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind, um Jedes sein Scherflein, groß oder klein, zu opfern für den Münsterbau, die reichste Habe aber legte Johannes Ehinger ein und nach ihm die Bürgermeister, und so herab bis zum letzten Kinde, das seine Sparbüchse herbeibrachte, wurden an 5000 Goldgulden in den Becken gesammelt und dem Seckelmeister zugestellt. Das erste, was nun geschah, war, daß mit Bewilligung des Grafen Eberhards des Greiners das Nonnenkloster zu St. Klara und das geistliche Haus der Franciskaner, welche unter dem Schutz des Würtemberger Grafen stunden, abgebrochen und darauf der Boden geebnet wurde, um nun ein Fundament zu

graben von 30 Ellen Tiefe und 464 Schritte Umfang. Manches Jährlein ging darüber hin, und des Patriziers frommes Töchterlein war indessen eine stattliche Jungfrau geworden, welche an Schönheit und Holdseligkeit alle ihre Gespielinnen in Schatten stellte. An Huldigungen von Seiten der Ritter, die draußen im Donau-, Iller- und Blauthal auf ihren Schlössern saßen, fehlte es nicht, und ebenso wenig an denen des städtischen Adels, und alle junge Patrizier scherwenzelten um die schöne Käthe, wenn ein Bankett und öffentliche Tanzbelustigung gehalten wurde, und darunter war auch der Edle Hans von Baldinger, ein schmucker Jüngling von angenehmen Sitten und feiner Lebensart. Mit neidischen Blicken sahen seine Nebenbuhler auf ihn, wenn er sich bei öffentlichen Gelegenheiten dem Platze näherte, wo die schöne Käthe saß und sich sittiglich verneigte zum Gruße, den jedesmal die Jungfrau so freundlich zurückgab — und noch höher stieg ihr Neid, wenn er unterm offnen Fenster mit ihr lag und mit ihr zu kosen schien, denn als entfernter Verwandter hatte er längst Zutritt erhalten im Hause des Johannes Ehingers. Auf einmal aber lief die Kunde durch alle Patrizierhäuser, daß Hans Baldinger verlobt sey mit der liebreizenden Tochter des reichen Habfast. Auch sollte die Hochzeit schon im Anfang des Sommers gefeiert werden, und der Vater der Braut hatte dazu die Feier der Grundsteinlegung des Münsters bestimmt. Am letzten Juni des Jahres 1377 war ganz Ulm auf

den Beinen, und auch aus der Ferne zogen schon vor des Tages Grauen Schaaren Volkes und Adeliger zur Stadt und drängten sich unter den Thoren, denn das Geläute aller Glocken verkündete, daß heute ein großes Fest gefeiert werde, während über dem Donauthal ein herrlicher Morgen leuchtete. Um die zweite Vormittagsstunde nach Aufgang der Sonne öffnete sich die hohe Thüre des Patrizierhauses, und heraus trat, unter Vortritt von verwandten Knaben und Mädchen, alle reich bekränzt mit frischen Rosen, Braut und Bräutigam. Die Braut trug ein weißes Kleid von florentiner Seide mit einem golddurchwirkten Gürtel, und ein großer Schleier aus Brabanterspitzen lag wie ein schimmernder Nebel über ihrem myrthengeschmückten blonden Lockenkopfe und floß fast bis zur Schleppe des Kleides hinab, unter welchen hervor beim Vorwärtsschreiten rothe kleine Schuhe mit hohen gelb gesteppten Absätzen sichtbar wurden. Der Bräutigam trug einen hohen schwarzen Filzhut mit goldnen Schnüren verziert. Sein Leibrock war aus gelber Seide zugeschnitten mit rothen Puffen, darüber ein schwarz sammtnes Mäntelchen herabhing. Die Beinkleider waren anliegend aus scharlachrothem feinem Tuch, und schloßen sich unter den Knieen in gelblederne Stiefel mit weiten Stülpen. Ein reich verziertes Schwerdt von silberner Kuppel und die großen, vergoldeten Sporen zeigten an, daß ihr Träger von adeligem Stand und Herkommen war. Hinter ihm folgten die Verwandten, und so begab sich der Zug, ein

Häuflein Musikanten in festlichem Gewande voran, in die nahe Allerheiligenkirche auf dem grünen Hofe. Nachdem die Trauung vorüber war, bewegte sich der Hochzeitszug durch die lange Straße über den Marktplatz und bog rechts ab nach dem Münsterplatze, dessen Häuser bis zum First hinauf alle reich verzieret waren mit grünem Schmucke, mit Maien und Blumengewinden, und alle Fenster und Dächer besetzt mit festlich geputzten Zuschauern. Während sie von dieser Seite den Bauplatz betraten, näherte sich der große Zug, und die Procession der Geistlichkeit, des hohen Rathes, und der Zünfte und Gewerbe nebst vielem Volk unter Gesang und lauten Gebeten unter dem Geläute aller Glocken vom Kornmarkt her, wo der Bürgermeister Kraft wohnte — ihnen voraus die Trompeter und Zinkenisten und Paukenschläger in den Farben der Stadt schwarz und weiß. Nachdem ein großer Kreis geschlossen, in welchen der Hochzeitszug sich eingereiht hatte, stieg der Steinmetz Ulrich von Ensingen, angethan mit grün und gelb gestreiftem Wamms, auf welchem vornen auf der Brust rechts ein silberner Hammer und links eine silberne Kelle hing, in die Tiefe des Fundaments hinab, wo zweihundert Gesellen seiner harrten und um einen Stein aufgestellt waren, der vier Ellen lang und drei Ellen breit war. Derselbe war zu einer Truhe ausgemeiselt und mit einem marmornen Deckel versehen. Hierauf ließen sich die Edelleute und Vornehmsten der Stadt an starken Seilen mittelst einer Drehzunge auf den Grund hinab,

und als diese unten, folgte der erste Bürgermeister Ludwig Krafft, angethan mit einem schwarz seidenen Habit und eine güldene Kelle an silberner Kette um den Hals. Derselbe wurde mit vielen Bücklingen von den Edelleuten sanft aufgefaßt und zur Erde gestellt vor einen Altar, der gleichfalls zur Feier des Festes unten aufgestellt war. Auf ihn folgten die Brautleute und die Rathsherren und die 24 Geschlechter der Patrizier nebst dem Meister Syrlin. Als nun Alles wohlbehalten auf dem Fundament stand, da hielt der Pfarrer von der Allerheiligen-Kirche, Markus Weng, eine Festrede. Er flocht den Traum ein des edlen Johannes Ehinger und seiner Tochter Katharina, nun geehlichte Baldinger, und pries den heutigen Tag glücklich, an welchem dieses herrliche Werk fest begründet, und wies auf den künftigen Tag hin, an welchem der 660 Fuß hohe Münster mit seinem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde weit in alle Gaue hinaus grüßen werde, ein Denkmal des frommen, christlichen Sinnes der freien Reichsstadt Ulm. Darauf, als er geendigt, fiel das Volk mit sammt der Musik in einen frohlockenden Jubel ein, und nun begannen die Rathsmitglieder und Geschlechter Jeder etwas in die Truhe des Grundsteines zu legen: Früchte, Münzen, Weinflaschen, zierliche Kunstwerke und ähnliche Sachen. Als aber das Brautpaar an den Stein trat, so legte Baldinger seinen Degen und Katharina ihren Myrthenkranz in denselben. Auf sie folgte Meister Syrlin mit einer äußerst künstlich geschnitzten Armbrust, die

er auf das Hochzeitsgeschenk legte. Hierauf ward der Deckel geschlossen mit der Ueberschrift: „Anno 1377 am letzten Juni drei Stunden nach Sonnen Aufgang legt im Namen des Rathes allhier zu Ulm Ludwig Krafft, wohnhaft am Kornmarkt, den ersten Fundamentstein an dieser Pfarrkirch an.“ Nachdem dieses geschehen, trat Ulrich von Ensingen herfür, warf mit seiner Kelle etwas Mörtel auf den Rand des Deckels, zog dann seinen silbernen Hammer und bot ihn dem Bürgermeister, der drei Schläge that, und dem Johannes Ehinger, seinem Schwiegersohn, und Tochter, die gleich also thaten, worauf die Andern alle folgten, die unten auf dem Fundament stunden. Alsdann trug der Stadtschenke eine große neue Bütte mit rothem Wein herbei, füllete den großen Kaiserbecher, welcher auf der Rathsstube zu Ulm als Geschenk vom Kaiser Rudolph von Habsburg aufbewahrt wurde, und trank auf Gesundheit des Kaisers, auf den Bürgermeister und seine drei Collegen, auf Johannes Ehinger, genannt Habfast, auf den Edlen v. Baldinger und dessen Ehefrau Katharina — dann auf den großen Rath, bestehend aus 40 Mitgliedern, auf den kleinen Rath, auf die 12 Schöffen, Gerichtsleute, Einiger oder Polizeileute, die allfertigen Zünfte und das Wohl der ganzen Stadt Ulm. Nun griff der Bürgermeister Krafft in seinen Seckel und legte 100 Goldgülden auf den Altar. Ihm folgte Joh. Ehinger und die Brautleute je mit 200 Gülden — und die Uebrigen jeder nach seinem Vermögen, also daß man

3000 Goldgülden zum Weiterbau zurücklegte. Den ganzen Tag aber dauerten nun die Lustbarkeiten, und das Hochzeitsfest des Hans Baldinger war ein Fest der ganzen Stadt und wurde Mittags durch ein Fischerstechen unterhalb dem festen Thurme „Lug ins Land", der sich zunächst der Donau auf einem Hügel erhob, verschönert. Bei diesem fröhlichen Stechen der rüstigen Fischer, die, auf der Spitze ihrer schmalen Kähne oder Zillen stehend, mit einer Schifferstange bewaffnet gegen einander fuhren und jeder den andern herabzustechen suchte, war Alles versammelt und brach in hellen Jubel aus, wenn der Besiegte ins Wasser plumpte durch den herzhaften Stoß seines Gegners. Am zweiten Tage aber hielt man drüben über der Donau im Schießhaus ein Armbrustschießen, und als Hans Baldinger eine fein geschnitzte und mit Elfenbein ausgelegte von Meister Syrlin gefertigte Wiege mit seiner Armbrust gewann und selbige seiner Katharina, die auf einer mit bunten Teppichen ausgeschlagenen Schaubühne im Kreis der jungen Frauen saß, überreichte, schlug diese erröthend die Augen nieder, während alle Schützen in ein schallendes Freudengeschrei ausbrachen. — Während so der Bau des Münsters begonnen und die Fundamente allmählig aus der Tiefe sich erhoben, saß Meister Syrlin von Morgens bis in die Nacht in seiner Werkstätte, und schnitzte aus der rohen Holzmasse an dem Sacramenthäuslein, das Käthe ihm in Auftrag gegeben. Neben ihm am gleichen Werke beschäftigte sich ein junger Geselle

Namens Martin Holzwart aus Reutlingen, der seit kurzem bei dem Meister Syrlin eingesprochen. Gleich am ersten Tage, als derselbe den Abriß zu dem Kunstwerk erblickte, hatte er seinen Meister in bescheidener Weise auf Dieses und Jenes aufmerksam gemacht und mit geschickter Hand einen neuen Riß entworfen, welcher den ersten um Vieles übertraf. Als nun aber bei der Arbeit selbst auch der Geselle sich so geschickt anließ und alle Schnörkel, die aus seiner Hand hervorgingen, viel zierlicher ausfielen, da regte sich in der Brust des Meister Syrlin allmählig der Neid und krallte sich immer giftiger in sein Innerstes ein. Manche Woche saßen so Meister und Geselle an der gemeinschaftlichen Arbeit, da klagte Holzwart von Tag zu Tag mehr über Schmerzen und Schwäche seines Augenlichtes, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, schnürte er seinen Bündel und verließ das Haus seines Meisters, um in seine Heimath nach Reutlingen zurückzukehren. — —

Gegen hundert Jahre später warf in der Büchsengasse zu Ulm ein Bildschnitzer, Meißel, Säge und Hammer aus der Hand und rief, vor einer außerordentlich zierlichen pyramidenartig zulaufenden Holzschnitzerei stehend: Gottlob, das Werk ist fertig! O Georg! setzte er hinzu, indem er sich zu seinem achtjährigen Söhnlein wandte, welches in der Ecke ganz vertieft saß und eben auf ein vier Schuh hohes Modell von Thon, das den Ulmer Münster vorstellte, eine winzige Figur, die Jungfrau Maria, aufsetzte — o

Georg! wenn dein Großvater jetzt vom Himmel herunterſehen könnte, wie würde er ſich freuen über dieſe Stunde! zwanzig Jahre hat er gearbeitet im Auftrag eines Töchterleins des Patriziers Johannes Ehinger auf dem grünen Hof, die all ihren Schmuck daran ſetzte, um ein wunderſam feines Sacramenthäuslein zu vollenden — aber der Tod hat ihn darüber abgefordert und ſein Augenlicht iſt immer ſchwächer geworden über der Arbeit, alſo daß er zuletzt faſt gar nicht mehr den Meißel führen konnte und die feine Lochſäge — doch — ein tiefer Seufzer hob ſich aus des Meiſters Bruſt — Gott habe ſeinen Geiſt ſelig! Ja zwanzig Jahre hat dein Großvater an dieſem Kunſtwerk geſeſſen und ich habe jetzt das Werk vollendet. Komm, reiche mir den Meiſel! Behend ſprang der Knabe hinter ſeinem thönernen Abbild der Münſterkirche hervor, um den Meiſel aufzuheben, da blieb ſein Vater, die Arme in die Hüfte ſtemmend, plötzlich wie eine Bildſäule ſtehen und blickte das Werk ſeines Söhnleins an. Ei, Georg! rief er endlich — du biſt ja auch fertig in dieſem Augenblick mit einem Kunſtwerk, und jetzt erſt gewahre ich, was du für ein herrliches Augenmaß und welche geſchickte Hand du haſt — habe das Ding noch gar nie in Augenſchein genommen während meiner Arbeit, in die ich vertieft bin, und für kindiſch Zeug genommen — das keines Blickes werth wäre! In der That, je mehr ich deine Arbeit anſehe und in ihren einzelnen Theilen prüfe und vergleiche, je mehr muß ich finden, daß du hier

ein Stück Arbeit geliefert, die ich schon dem hohen Rath darf zeigen und die Bitte an ihn richten, daß man dieses Modell zur Augenlust und zum Wohlgefallen des Volkes öffentlich aufstelle, sintemal ohnedieß die Mittel immer schwieriger werden zum Ausbau des Münsters, und der Thurm noch nicht einmal die Hälfte der bestimmten Höhe erreicht hat, allwo der Kranz soll aufgesetzt werden. Gewißlich aber greift jedes wieder gerne in den Seckel, wenn es das Kunterfei vor sich sieht und wie fein und zierlich der Thurm ausläuft nach dem Risse, welcher Stolz und welche Zierde dieses für die Stadt Ulm, und wie weit das Werk noch zurück!

Ein schön Trinkgeld zu einem neuen Habit wird auch für dich abfallen — doch komm, gib den Meisel — auch ich bin fertig mit meinem Werke, dem Sacramenthäuslein, und hoffe Ehre einzulegen, nachdem ich es zu Ende gegibelt, unsere Nachkommen sollen nun auch wissen, wann dieses Meisterstück vollendet. Mit diesen Worten setzte er den feinen Meisel oder Grabstichel an und meiselte die Worte in sein Werk:

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1469 angefangen,

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1474 absolviret.

Dann aber warf er sich in einen Lehnstuhl, ließ sich von seinem Söhnlein eine Kanne Weißbier holen, und indem er nochmalen dessen so wohl gelungenes Modell lobte, begann er ihm zu erzählen, wie ein Traum im

Hause des Patriziers Joh. Ehinger der Grund geworden zur Erbauung der Münsterkirche, und wie der Großvater dabei großen Dienst geleistet und beim Fundamentlegen gewesen, auch ein Modell gefertigt, das aber durch einen Unfall vor geraumer Zeit zerbrochen worden. Dann fuhr er fort: Obwohl Alles Gut und Vermögen daran setzte und die, so kein Geld entbehrlich hatten, ihre Dienstboten und Rosse zu dem überaus großen Werke liehen, und also der Bau seit hundert Jahren immer höher und höher emporsteigt, so will es doch jetzt nicht mehr fürbaß gehen, denn bereits sind gegen 1 Millionen Goldgulden aufgewendet worden und mancher Steinmetze ist drüber gestorben. Herr Ulrich von Ensingen, der erste, ist in die Grube gefahren, nachdem er manches Jährlein mit deinem Großvater geschaltet und gewaltet am Münsterbau, darnach traten an seine Stelle seine beiden Söhne Caspar und Matthäus, tüchtige Gewerbmeister und wohl erfahren in den Berechnungen — alljetzo aber führt der ehrsame Enkel, Herr Moriz von Ensingen, das Werk, nur denke ich mit Betrübniß, daß er nicht allzulange mehr das Richtscheid führt, denn er fällt von Tag zu Tag mehr zusammen. Ja, wenn einer den Stab Mosis hätte und dürfte den Thurm nur so in die Höhe schießen lassen über Nacht, oder man vermöchte das Gebäu so rasch zusammenzufügen, wie der Orgelmacher Kellermann zu Buchau, welchem der hohe Rath den Bau der Orgel übertragen. Das soll ein Fest gewesen seyn — fuhr Meister Syrlin fort, nachdem er einen langen Zug aus dem Kännlein gethan und den

zinnernen Deckel wieder zugeklappt hatte — als die Orgel aufgestellt wurde, die 1690 Pfeifen hatte und wovon die größte Pfeife 315 Maaß hält! O — rief der kleine Georg, drüben der alte Leineweber am Erbsenkasten hat es uns schon oft erzählt und gesagt, da sein Vater ein kleiner Bube gewesen, da sey der Meister aus Buchau gekommen und habe seine Orgel aufgestellt. Als Trinkgeld über den geforderten Lohn habe ihm der Rath 900 fl. geschenkt und die große Pfeife mit Wein füllen lassen. Darauf habe der Orgelmacher in die große Pfeife einen Hahn eingefügt, die Schuljugend zusammen gerufen und ihnen beim Austrinken unter frohen Gesängen die Orgel dazu gespielt. So war es, fuhr Meister Syrlin fort, und beinahe wäre es dem wackern Orgelmacher übel bekommen, denn die Pfaffen wollten ihn strafen wegen Entheiligung eines Kirchengeräthes, da er die Pfeife mit Wein gefüllt, aber der hohe Rath sprach kurzweg: der Wein ist eine Gottesgabe, die nicht allein die Pfaffen verschlingen dürfen — man fuhrwerke alljährlich viel Faß Wein in die Klosterkeller, aber keine mehr gefüllt heraus, daher zu bemerken, daß die Pfaffen, obwohl nicht aus Orgelpfeifen, so doch aus zinnernen Kännlein genugsam ihren Durst löschten. Aber nun laufe hinüber zum Nachbar, dem Zirkelschmied, und hole ihn mir herüber nebst seinem Gesellen, denn ich will meine Arbeit heute noch aus dem Hause schaffen. Der kleine Georg sprang die Treppe hinunter, und nach wenigen Augenblicken stunden die gerufenen Nachbarn in der Werkstube, staunten die künstlichen Schnitzereien

an und halfen Meister Syrlin sein Kunstwerk auf das Rathhaus bringen. — —

Fünfzehn Jahre später saß in einer Weinschenke der Stadt Rom an der Tiberbrücke unter dem Pfeiler des Vordaches ein junger Mann, blaß im Gesicht und abgemagert, mit einem schmutzigen Ueberhemd bekleidet. Er hatte einen Lindenstock in der Hand mit einem starken Knoten oben, an welchem er schnitzte, um daraus ein Menschengesicht zu formen, welcher den Kopf St. Peters vorstellte. Drinnen in der Schenke lärmte es und klangen lustige Lieder von fröhlichen Gesellen, während der Holzschnitzer von Zeit zu Zeit hastig und mit hungergierigen Mienen nach einem Stück trocknen Brodes und einigen Melonen griff, die neben ihm lagen, und dann wieder den Stock hin und her drehte. Endlich wankte einer der Gäste heraus, und als sein Blick zufällig auf die bettlerartige Gestalt in dem elenden Aufzug fiel, der ihm halb im Wege saß, fluchte er laut auf und gab ihm einen Tritt mit dem Fuße, so daß dem Unglücklichen der Stock aus den Händen fiel und über die steinernen Treppen hinabrollte. Schäbiger Strolch! rief der Halbberauschte, der das Gewand und die Tracht eines Malers trug — als er den geschnitzten Kopf St. Petri gewahr wurde, was machst du hier? wie kommst du zu diesem Schnitzwerk — willst du es mit deiner rohen unverständigen Faust verderben? Vergebung! antwortete der bettlerartige, steche Jüngling — Ihr sehet doch, daß ich daran bin, den Kopf zu vollenden, noch ein Viertelstündlein, und der Stock ist fertig, und wenn Ihr Er-

barmen habet mit einem Unglücklichen, so kaufet mir ihn ab für etliche Pfenninge, daß ich meinen Hunger kann stillen! Verwundert blieb der lustige Zecher stehen und betrachtete aufmerksam den Stock; wie? sprach er — die Arbeit ist von dir, bei allen Heiligen, das ist ja eine wundersame Schnitzerei! da — er griff in die Tasche und zog ein Goldstück heraus — gehe hin zu einem Bader und lasse dich reinigen, und kaufe dir beim nächsten Juden ein sauber Gewand, dann komme wieder hieher, damit ich und meine Gesellen das Nähere über dich vernehmen. Freudig sprang die abgemagerte Gestalt auf und eilte, den Worten nachzukommen, und nach einem Stündlein trat er wieder in die Schenke ein, wo ihn die lustigen Brüder erwarteten, die alle neugierig darauf waren, den jungen Meister kennen zu lernen, welcher ein so zierliches Bild geschnitzt. Nachdem er bei ihnen Platz genommen und sie höflichst gegrüßt, sprach ein Gast, der an einem Nebentischlein saß, gar vornehm gekleidet und von freundlicher Miene — wenn ich nicht irre, so seyd Ihr nach Eurer Aussprache ein Schwabe und an der Donau zu Hause. So ist es, edler Herr! entgegnete der Gefragte: Ich bin ein Ulmerkind und mein Name: Georg Syrlin! Dann grüß Euch Gott, fuhr der Andere fort, und setzte sich herüber zu den lustigen Gesellen — da sind wir ja Landsleute, bin auch ein Ulmer, der Sohn des Kaufherrn Molfenter — aber wie kommt Ihr so abgerissen hieher — ja, jetzt Ihr jungen lieben Gesellen sollt Euch nicht mehr wundern über diese künstliche Schnitzerei — denn mein Landsmann gehört ja

zu der Familie des Syrlin und sein Großvater hat das berühmte Sacramenthäuslein für unser Münster gefertigt und dessen Sohn es vollendet. Bei diesen Worten blickte einer der Gesellen im Künstlerhabit den Georg Syrlin mit einem stechenden Blick an. Eine finstere Wolke schien über seine Stirne zu ziehen, und nach einigem stieren Anschauen sprach er: Wie schön sich das zusammen findet hier in dieser Schenke, Landsleute, und Kunstgenossen, und was das merkwürdigste ist, Enkel von Großvätern, denn wisset, daß mein Großvater Christoph Holzwart bei dem Johannes Syrlin in Ulm seine Kunst getrieben, als derselbe am Sacramenthäuslein geschnitzt, hat drauf in Ulm kranke Augen bekommen und ist nach Reutlingen, seiner Vaterstadt, gezogen, hat dort einen Hausstand eingerichtet und bald darauf sein Augenlicht ganz verloren. Nun! rief der Ulmer Kaufherr, wie wunderbar ist dieses Zusammentreffen, aber Ihr lieber Georg! sollt uns jetzt erzählen, wie Ihr in solch dürftige Lage gekommen und was Euch hieher führt. Habt ja daheim im Schwabenland gewiß ein schön Stück Geld verdient, wie ich von meinem Vetter weiß, der mir oft von Euch erzählte. Habt Ihr nicht zu Stuttgarten in die Hospital- und Stiftskirche die schönen Kirchstühle gefertigt, und beim Turnier, welches der Graf von Wirtemberg gab, eine künstliche Armbrust aufgelegt, und den Mönchen in Blaubeuren einen Hochaltar verfertigt, wie weit und breit keiner soll gefunden werden? Ja, schon als Kind habt Ihr ja ein Modell gemacht vom Münster, daß Kaiser Maximilian, als er es später erblickte, ausgerufen:

„dieses Mühwerk ist werth, daß es für alle Jahrhunderte aufbewahrt werde, zumal man daran schon den vollendeten Bau des Thurmes abmerken kann!" So ist es, antwortete Syrlin, und er nahm es mit nach Regensburg, zuvor aber mußte ich sein eigen Bild auf den Thurmrand des Modells stellen. Warum das? fragte einer der Gesellen, die aufmerksam zuhörten, als sie vernahmen, was für ein berühmter Kunstschnitzer der Fremdling sey, den sie so eben noch als Bettler gewahrt hatten. Das will ich Euch erklären, nahm der Kaufherr für Syrlin das Wort, der hungrig über die Speisen herfiel, welche der Wirth aufgetragen hatte. Als der Kaiser nach Ulm kam, war der Thurm eben bis zum Kranze fertig, und da er nun hinaufstieg mit seinen Begleitern und diese gar erschrocken an den Kranz traten, um sich umzuschauen und vor Schwindel ihnen der Kopf brauste, da lachte der Kaiser hell auf, trat einige Schritte zurück und sprang mit einemmale mit freien Füßen auf den Umlauf. Dann umlief er stracks den Thurm auf dem Rande des Kranzes, hielt ob dem Eingang unten plötzlich in schnellem Laufe still und streckte, auf einem Fuße stehend, den andern weit über die schauerliche Tiefe hinaus. Doch — fuhr der Kaufherr fort — mein werther Landsmann, noch seyd Ihr uns Eure Läuften schuldig zu erzählen. Ach! antwortete dieser, mein Leben gleicht einem Rade, das stets umläuft. Glück und Unglück wechselten rasch darin. Mein erster Fehltritt warf mich in die Welt hinaus — war bei einem Oelmaler in der Lehre und sollte im Kloster Wiblingen die Kirche auspin-

seln, da fiel ich in ein Oelgemälde, das man von der Wand genommen, und riß ein Loch hinein. Darüber schrieen die Mönche Mordio und verlangten von meinem strengen Meister Schadenersatz; darauf entlief ich voller Angst vor den Schlägen, die meiner warteten, nach Memmingen, wo ich das Stadtwappen schnitzte über dem Rathhause nächst der Uhrtafel, wofür der Rathsvogt mir seine eigene Halsschnalle vom Hemde schenkte. Drauf ging ich unter die Reisigen des Grafen von Fürstenberg, zog nach Wien und verfertigte dem Kaiser Friedrich, der ein Bein verloren, ein hölzernes mit künstlichen Gelenken. Als nun der Kaiser gestorben, zog ich mit dem Heere seines Nachfolgers, Kaiser Maximilian, nach Salzburg gegen den Bischof als Edelknecht. Aber es sollte mir fast schlecht bekommen, denn unserer Viele wurden gefangen und sollten auf Befehl des Bischofs alle das Leben verlieren durch Henkershand. Vor den Mauern von Salzburg wurden wir an einen Ort geführt, welcher der Mordplatz heißet, und schon lagen zehn Köpfe blutig im Sande und ich hatte nur noch fünf Unglücksgesellen vor mir in der Reihe, da erhob sich ein solch furchtbares Gewitter mit Blitz, Donner und Hagel, daß Alles auseinander lief, sein Leben zu schützen. Nach fünftägigem Irren und halbnackt kam ich wieder in Memmingen an und zog von da mit den oberschwäbischen Rittern als Kolben- und Schaftschneider zum großen Turnier nach Stuttgarten. Wäre gern dort geblieben und hatte Arbeit vollauf in den Kirchen, und ward gut aufgenommen bei den Grafen, aber da erblickte ich in der Hirschgasse

das Töchterlein des Silberschmieds Clayber und begann mit ihr einen Liebeshandel. Darob fiel mich ihr Bruder an, und als ich mich wehrte und denselben fast tödtlich verwundete, entfloh ich selbige Nacht und nahm Dienste in der Republik Venedig. Aber das Kriegsleben machte mich krank und siech, und so beschloß ich, die Armbrust zu verwechseln wieder mit dem Schnitzmesser, und wanderte Rom zu. Entblößt von Allem kam ich hieher und vermochte kaum mich weiter zu schleppen vor Mattigkeit und Schwielen an den Fußsohlen, und nachdem ich einen Lindenstock zu mir genommen, den ein Eselstreiber weggeworfen, beschloß ich, einen Kopf von St. Peter daran zu schnitzen, um mir einige Pfennige zu verdienen. Dem Himmel sey Dank! rief der Kaufherr, daß Ihr gerade hieher gerathen vor die Thüre dieser Schenke, um einen Landsmann in mir zu finden und junge Gönner bei diesen werthen Gesellen, die Euern Stock nicht genug bewundern können. Ich denke, es soll besser mit Euch werden und Euch eine schöne Zukunft blühen, zumal nächster Tage der Grundstein gelegt wird zur neuen Peterskirche, welche die schönste in der Welt werden soll. —

Das Fundament zur prächtigen St. Peterskirche war gelegt und von Pabst Alexander eingesegnet, und rasch schritt der Bau in die Höhe, denn die ganze Christenheit steuerte dazu bei. Auch Meister Syrlin hatte beschlossen, dem Gotteshause eine Stiftung zu weihen zum Dank für das Glück, das ihm in Rom aufgeblüht und für die Rettung seines Lebens aus Meuchlerhänden. Er saß in einem freundlichen großen Gemache,

dessen Fenster mit luftiger Leinwand geschützt, auf einen kleinen freundlichen Garten hinausgingen, und arbeitete an einem vieläftigen Pallisanderstamme, um daraus einen Christus am Kreuz zu formen, umgeben von Joseph, Maria und Magdalena, insgesammt sieben Schuh hoch, und in einem Nebenzimmer, das durch eine offene Thüre verbunden, bückte sich über einen Stickrahmen ein holdes, italienisches Weib in der vollen Blüthe ihrer Jahre. Gesicht und Nacken, wie der halb entblößte Arm waren blendend weiß, das Auge feurig und dennoch so mild, die Nase, Lippen und Kinn fein und edel geschnitten; es war das Bild einer reizenden Römerin. Von Zeit zu Zeit wechselte Syrlin ein freundliches Wort mit ihr, wenn er auf Augenblicke von seiner Arbeit aufstund, um etwas an seinen Werkzeugen zu richten, und eine zärtliche kurze Umarmung, ein flüchtiger Kuß auf die Stirne der schönen Frau, bezeugten, wie glücklich Beide sich fühlten im gegenseitigen Besitz. Strenge dich nicht so sehr an, lieber Georg! unterbrach sie dann immer den Meister — es könnte deiner Brust schaden, denn immer noch ist sie nicht ganz geheilt, die schreckliche Wunde, welche die Meuchelmörder dir versetzt. Beifällig nickte in einer Ecke ein alter Mann mit grauem Lockenhaar, der stumm der Arbeit Georgs zusah und die Arme in weite Aermel verhüllt hatte. Meister Syrlin war nemlich vermählt und sein Ehgemahl Sylvia, Wittwe eines römischen Edlen und Tochter des alten Mannes, welcher der Bildschnitzerei

ein so aufmerksames Auge schenkte, aber stets nur mit dem Kopfe nickte, ohne einen Laut über die Lippen zu bringen. Der Unglückliche war verstümmelt, keine Zunge bewegte sich in seinem Munde; sie war ihm ausgeschnitten, seinen Vorderarmen fehlten die Hände, sie waren ihm abgehauen durch die Henker des Pabstes Alexander, weil Antonio Macinello, der edle Römer und Rechtsgelehrte, in öffentlichen Versammlungen mit unerschrockenem Freimuth die gottlosen Sitten und unerhörten Laster des päbstlichen Hoflebens und des Lebens der Pfaffen geschildert hatte. Zwei Jahre hatte Sylvia im Wittwenstande gelebt, ihr gegenüber aber wohnte der Maler Holzwart und der andere Geselle, welcher Syrlin vor der Schenke angetroffen, ein Bildhauer aus Mailand. Zu ihnen war Syrlin gezogen, reichlich beschenkt von dem Ulmer Kaufherrn, und hatte sich auf die Schnitzerei von Stöcken gelegt, die reißenden Absatz fanden und die er durch einen Diener verkaufen ließ. Dazwischen verfertigte er auch andere niedliche Kunstwerke, kleine Cruzifixe, und ward darum zu der Wittwe gerufen, um ihr aus einem Stückchen Olivenholz, das sie vom heiligen Lande erhalten, ein solches zu fertigen. Anton Holzwart, der Maler, aber war längst von unendlicher Leidenschaft zu der reizenden Wittwe erfüllt, er lauschte halbe Tage am Fenster, bis er sie erblicken konnte; er folgte ihr auf Schritt und Tritt, wenn sie ausging und konnte dennoch nichts von ihr erhalten, als höchstens ein stummes, leichtes Kopfneigen auf seinen Gruß. Wo-

chenlang saß er an seiner Staffelei und malte ihr Bild, um darin zu schwelgen und sich in ihren Besitz zu träumen — ganze Nächte wandelte er im kleinen Gärtchen, das an den ihren stieß, und starrte hinauf an ihr Schlafgemach. Wie beneidete er darum den Ulmer Holzschnitzer, als dieser zu Sylvia gerufen wurde, als sie ihm fort und fort neue Aufträge gab — wie wahnsinnig tobte es darum in seiner Brust, als eines Tages Georg nicht ihm, denn ein geheimer Widerwillen hielt den Ulmer stets von näherem Umgang mit dem Maler zurück — aber dem Mailänder Bildhauer die vertrauliche Kunde mittheilte, daß Sylvia ihm gewogen, ja, daß ihm das hohe Glück blühe, ihre Hand zu erhalten. Das war zu viel! In der nächsten Nacht, als Syrlin von einem Freunde jenseits der Tiber am Ufer des Flusses heimwandelte, wurde er plötzlich von zwei Vermummten überfallen — er fühlte nach kurzem Ringen einen Dolchstoß, der nach seiner Brust gerichtet war, und im nächsten Augenblick ward er über die niedere Wegmauer in die Tiber geworfen. Tags darauf lag er in einem Spital, Fischer hatten ihn herausgezogen, und da sie noch Leben an ihm verspürten, ihm die Wunde verbunden und ihn zu den grauen Mönchen gebracht. Auf die Kunde von diesem Mordanschlag eilte Sylvia herbei und ließ den Verwundeten in ihr Haus bringen — nach zwei Monaten war der Kranke geheilt, um mit dem edlen Weibe am Traualtar zu erscheinen, Bildhauer und Maler aber waren seit jener Nacht verschwunden.

Es war ein neblichter Frühlingsabend des Jahrs 1531, da schleppte sich ein siecher Mann, der schon an sechszig zählen mochte, an einem Pilgerstab mühsam und gebresthaft auf der Straße dahin, die von dem Städtlein Schelklingen nach Blaubeuren führt. Obgleich es immer kälter und feuchter wurde und das zerrissene Gewand kaum die Blößen der fröstelnden Glieder deckte, setzte er sich doch alle Viertelstunden auf einen Stein, um etwas auszuruhen, wobei er stets ein Päcklein aus dem Busen zog, um damit seine Kniee vor der Abendluft zu schützen und es unter heißen Küssen dann wieder in seinen Busen schob. Er mochte die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, da holte ihn ein Reiter auf einem Maulthier ein. Als der den zitternden Pilger gewahrte, stieg er ab und bot ihm aus einer ledernen Reiseflasche einen Trunk Weines an, begann mit ihm ein Gespräch und fragte ihn, woher und wohin, und wessen Berufes? Junger Mann, entgegnete der Greis — ich bin ein Bildschnitzer, komme aus dem h. Lande und aus Italien und sehne mich nach meiner Vaterstadt Ulm, daselbst mein Haupt zur Ruhe zu legen; und wer seid Ihr mit Verlaub? Ein Landsmann von Euch — meines Standes ein Handelsmann, habe mich umgesehen bei unsern Geschäftsfreunden in Mailand, Rom und Palermo auf der Insel Sicilien, denn unser Leinwandhandel macht fast alljährlich eine Reise nöthig. Euer Name? fuhr der Alte fort — Matthias Molfenter! entgegnete der Reisende. Alle Heiligen! seufzte jetzt

der Greis — doch nicht der Sohn des Jakob Molfenter, der einst in Rom mein Wohlthäter geworden, als ich so arm und siech wie jetzt vor den Hallen einer Schenke lag. Meister Syrlin, rief sein Begleiter — solltet Ihr es seyn, denn wohl kenne ich die Geschichte, wie oft hat sie uns Kindern der Vater erzählt, wie er einen Ulmer getroffen in höchster Noth mit Namen Syrlin, der den Blaubeurer Hochaltar und manch ander Kunstwerk geschnitzt, und drauf in Rom im größten Elend vor einer Weinschenke gelegen. Und später erzählte er uns, als er von seinen Reisen aus Italien zurückkam, daß dieser Syrlin sich daselbst großen Ruhm erworben mit einem Christusbild, für das der Pabst einen besondern Altar in der Peterskirche bauen ließ. O! fuhr er fort, als ich das erstemal nach Rom kam, eilte ich sogleich in den prächtigen Tempel, um dieses Kunstwerk zu sehen, von dem ich so viel gehört — darnach in Palermo auf der Insel Sicilien erblickte ich wieder die berühmten Werke von Euch — das war das Stadtwappen von Palermo an der Villena Piazza, und die große aus Ahornholz geschnitzte Altarplatte im Dom, deren Modelei die heilige Jungfrau und Simon im Tempel vorstellt — aber, bei allen Heiligen, wie kommt Ihr nach solchen berühmten Werken zu solch ärmlichem Aufzug — Ihr könntet ja einen Pallast bewohnen in Italien? Lieber Landsmann, antwortete Meister Syrlin, Alles ist vergänglich in der Welt, und wer heute reich und glücklich, ist morgen arm und mit

Kummer beladen. Ja, ich war glücklich, ein edles Weib hat mir der Himmel geschenkt, und durch sie ein liebes Söhnlein. Aber mein Gemahl starb und ich pilgerte aus Schmerz nach dem h. Lande, während ich mein Söhnlein in einem Kloster zurückließ. Drei volle Jahre blieb ich im h. Lande und modelte den Oelberg, Gethsemane, das heilige Grab nebst allen Mauern, Thoren und Kirchen der Stadt Jerusalem. Alles dieses schickte ich dem Pabst nach Rom vor meiner Abreise, ich selbst aber kam arm und ausgeplündert von den Türken nach Italien zurück. Dort sah ich meine ganze Arbeit, in 1700 einzelnen Stücken bestehend und die ganze heilige Landschaft darstellend, öffentlich zur Schau ausgestellt zur Verehrung, und reiche Opfer fielen dabei in den Kirchenschatz. Wieder arbeitete ich manch Jährlein an der St. Peterskirche, da fiel mein geliebter Sohn, der ein geschickter Steinmetz geworden, von einem Gerüste und zerschmetterte sein Haupt. Ein wahnsinniger Schmerz erfaßte mich, zwei Jahre lang lag ich in einem Irrenspital, nahm nichts zu mir, als Wasser und Brod und klagte und jammerte um meinen Sohn. Als ich entlassen wurde, war alle Lust zur Kunst bei mir erstorben — ich hatte nur noch einen Gedanken, meine Vaterstadt wieder zu sehen und zu sterben. Arm, wie ich nach Rom gekommen, verließ ich seine Thore und trug nichts daraus mit fort, als das Todtenhemd meines geliebten Sohnes Carlo — hier — hier schloß der Greis seine Erzählung, dieses Päcklein enthält dasselbe.

Mitleidig betrachtete der junge Kaufherr den zitternden Greis, der krampfhaft das Todtenhemd seines Sohnes an das Herz preßte und vor Aufregung fast in den Boden sank. Steigt auf mein Maulthier, sprach der Kaufherr, denn wir haben noch eine lange Stunde bis nach Blaubeuren und ich sehe, daß Eure Kräfte erschöpft sind, ehrwürdiger Vater! Er half ihm theilnehmend in den Sattel und schritt nebenher die Straße, indessen die Nacht hereinbrach und die hohen Felsengipfel des Blauthales immer näher wie dunkele Schatten ob ihren Häupten zum Himmel sich streckten. Als sie am Kloster zu Blaubeuren anlangten, hielt der Kaufherr an und sprach: Meister Syrlin, ich denke, das Beste für Euch ist, ich führe Euch in die Klosterpflege. Daselbst möget Ihr einige Tage rasten bei Eurer Gebrechlichkeit und dann, wenn Ihr es mir wissen lasset, daß Ihr bereit seid, hole ich Euch ab nach Ulm. Die Kosten aber für die Pflege allhier werde ich besorgen, denn man soll nicht sagen, daß ein Ulmer Kind seinen Landsmann ohne Hülfe lässet. Schweigend fügte sich der bresthafte Greis in den Vorschlag seines Begleiters, und so führte ihn dieser in die Klosterpflege, sprach mit dem Pförtner, drückte dem Meister die Hand und zog mit seinem Maulthier in das Städtlein, daselbst in einer guten Herberge zu übernachten.

Der kranke Meister mochte über 14 Tage in dem Kloster gelegen haben, wo er gute Pflege hatte. Namentlich saß Stunden lange ein bejahrter Mönch neben

ihm, der ihn Alles ausfragte über sein vergangenes Leben und dessen Züge und Stimme ihm manchmal so bekannt dünkten, daß er sie schon einmal vor vielen Jahren gesehen und gehört zu haben meinte. Es war mit Einbruch der Nacht am fünfzehnten Tage, da traten zwei Mönche in das Krankengemach, darunter der Alte, der so oft bei ihm gesessen. Meister Syrlin, sprach der Zweite, ich schätze, daß Ihr jetzt die Klostersuppe satt seid, und einige Kännlein alten Weines und eine schmackhafte Forelle werden Eurem Gaumen besser zusagen — darum kommt mit uns auf unsere Zelle, wir wollen einmal auch einen fröhlichen Abend mit einander zubringen, damit Ihr Euer Unglück und Eure Leiden wenigstens auf einige Stunden vergesset. Mit diesen Worten führten sie den Klostergast über den Hof und durch einige dunkle Gänge in eine Zelle. Nehmt Platz hier im Lehnstuhl, sprach der Jüngere, bis der Imbiß und das Weinkännlein kommen, und ich denke, wenn Ihr unsern Tisch erschmeckt, so bleibet Ihr vielleicht ganz bei uns in unserm stillen Kloster und leget Euch nieder auf Eure Kunst! Und die werdet Ihr, setzte der Aeltere hinzu, nicht vergessen haben, denn wer ein solch Kunstwerk, wie unsern Johannes-Hochaltar gefertigt vor 30 Jahren, und hat so lange in Italien sich seiner Kunst beflissen, der vermag wohl noch etwas Schöneres zu Stand zu bringen. Wohl, entgegnete Meister Syrlin, getraute ich mir einen zweiten Hochaltar zu schnitzen, gegen welchen der Erste ein Lehrjungenstück, obwohl es

mir einst gut bezahlt worden — aber es treibt mich ein unnennbar Wehe nach meiner Vaterstadt und möchte ich um keinen Preis mehr auch nur eine Woche länger in der Fremde verweilen. Ist das Euer Ernst? fragte der Aeltere — wolltet Ihr unserm Kloster nicht für guten Lohn ein Kunstwerk liefern, wie Ihr es zu fertigen Euch getrauet und vorhin versichert habt? Meine Tage sind gezählt, antwortete Syrlin, und wenn ich noch einige Jährlein Frist erhalte vom Himmel, dann gedächte ich sie wohl zu nützen und meiner guten Stadt Ulm ein Kunstwerk zu liefern in die neue Münsterkirche, wie ich selbst für St. Peter nichts gearbeitet — aber hier vermag ich nicht zu bleiben und wenn Ihr mir alle Schätze der Welt anbötet! Wohlan! knirschte der alte Mönch und fiel mit seinem Nebenmönch über Syrlin her — so wollen wir dir dafür thun, daß du dich nicht rühmen kannst, ein größeres Kunstwerk geschnitzt zu haben, denn unsern Altar! Und mit diesen Worten verstopften sie ihm den Mund und banden ihn mit Händen und Füßen an den Lehnstuhl, daß er kein Glied mehr rühren, noch einen Hülfelaut ausstoßen konnte. Dann schritt der Alte hinaus, brachte eine Kohlpfanne mit Glut herein, stellte sie auf den Tisch und legte einen dünnen Eisenstab hinein, wie sehr auch das Opfer sich auf seinem Stuhle zu winden versuchte, als es die Glutschüssel und den Eisenstab erblickte, der drinn glühend zu werden begann, so war doch Alles vergebens. Der alte Mönch aber schob die Kapuze weit zurück, die

sein Gesicht immer halb bedeckt hatte und grinzte ihn an, während seine Hand den Draht in den Kohlen hin und her drehte: Meister Syrlin — kennst du mich nicht mehr — oder ist dein Gedächtniß so schwach — ich habe mit dir Vieles abzurechnen, und eine uralte Schuld deines verruchten Großvaters, wie deine eigene soll durch meine Hand gesühnt werden nach dem alten Gesetze: Zahn um Zahn — Auge um Auge! Ja, fuhr er vor Wuth schäumend fort, und stocherte mit dem Eisendraht in den glühenden Kohlen — dein Großvater, Johannes Syrlin, hat meinen Großvater, der bei ihm arbeitete und an dem Sakramenthäuslein half, aus Neid, daß derselbe ein feineres Kunstwerk liefere, um die Gesundheit seines Augenlichtes gebracht durch ein hölliſches Mittel, das er ihm im Schlaf auf die Augen streute — du aber, alter Sünder, hast mir das Weib meiner rasenden Liebe entrissen durch den Zauber deiner Schnitzwerke, deren Schönheit sie geblendet und ihre Huld dir erworben. Schon damals war dir der Tod geschworen und ich warf dich mit einem Dolchstich in die Tiber, aber die Häscher ergriffen mich fast auf der That und ich wurde auf die Sklavenschiffe gebracht, wo ich erst nach zehn Jahren entfliehen konnte in dem Wahn, daß du längst verfault. An meinem Großvater hat dein Geschlecht gefrevelt, mir hast du Leiden und langes Unglück gebracht und mir meine höchste Seligkeit entrissen — nun willst du auch unserem Kloster den Ruhm rauben, den schönsten Hochaltar zu besitzen

und deiner Vaterstadt diese Ehre zuwenden — darum für all' diese Schuld büße uns dein Augenlicht! Mit diesen drohenden Worten riß der Mönch den glühenden Draht aus den Kohlen und stieß ihn zischend und rauchend nach einander in die rechte und linke Augenhöhle des unglücklichen Meisters, der zusammenschauerte, ohne nur seinen unnennbaren Schmerz durch einen Schrei ausstoßen zu können. Lange lag er zuckend in Ohnmacht, während seine Peiniger die ausgelaufenen Augenhöhlen mit frischem Wasser wuschen und ihm einen Verband anlegten. Aber als er zur Mitternachtsstunde wieder allmählig zum Bewußtseyn zurückkehrte, da trat der rachsüchtige Holzwart, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Cruzifix, vor Syrlin, und während sein Helfershelfer dem Schlachtopfer den Knebel aus dem Munde zog, sprach Ersterer: Ein Laut und du bist des Todes! So schwöre uns nun bei dem Bild des Gekreuzigten und deinem ewigen Seelenheil, daß du nie mehr bis zu deinem Tode dieses Kloster verlassen — auch Niemanden je verrathen wollest, daß wir dein Augenlicht dir genommen und dir Gewalt angethan haben. In größter Todesangst sprach der arme Meister den Schwur nach und bat nur um Schonung seines Lebens.

Durch die Pflege seiner Peiniger genas der Unglückliche bald von seinen gräßlichen Wunden, und seines Augenlichtes beraubt, von Kummer und Langeweile geplagt, versuchte er sich auf's Neue in seiner Kunst.

Er fertigte sein eigen Bild auf's Treueste nach und befestigte es über der Sakristeithüre der Klosterkirche, wo es heute noch zu sehen. Auch schnitzte er in seiner Blindheit viele Stühle und Wappen, und da er stets seinen Eid hielt, so faßten die Mönche Vertrauen zu ihm und ließen ihn auf seine Bitten noch einen letzten Besuch in Ulm machen, wo er das Münster mit einem schönen Christusbild schmückte, das noch an der Vorhalle des Hauptportals prangt. Als er dieses vollendet, kehrte er, treu seinem Eide, an der Hand eines Knaben ins Kloster Blaubeuren zurück, um dort sich im Todtenhemde seines Sohnes zur ewigen Ruhe zu legen.

Fr. Norden.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Die Achalm 1

Die Sage vom Bau der Achalm 21

Kloster Maria Gnadenthal 37

Der Schuß in das Christusbild 43

Schloß Sachsenheim 49

Der Klopferle von Sachsenheim 57

Ober-Klingenstein im Blauthal 60

Wolf von Klingenstein 62

Ruine Reißenstein 66

Der Bau des Reißensteins 70

Hohenentringen 72

Ritter Jörg von Ehingen, der Landfahrer . . 80

Hohenasperg 92

Die Sage vom Asperg 119

Kloster Gnadenthal zu Offenhausen . . 169

Die Nonne von Gnadenzell 187

Pfalzgrafenweiler im Schwarzwald . . . 199

Die Historie von Meister Eppen u. seinen Hunden 202

Seite

Die Kilianskirche zu Heilbronn 208

Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn 224

Hohenstaufen und Lorch 230

Die Belagerung der Burg Hohenstaufen . . . 319

Löwenstein 336

Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein 352

Schloß Lichtenberg 391

Die Brüder von Lichtenberg 397

Das Ulmer Münster 421

Die Gründung des Ulmer Münsters und die Vollendung des Holzschnitzers Georg Syrlin 449

Die

Burgen,

Klöster, Kirchen und Kapellen

Württembergs

und der

Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile

mit ihren

Geschichten, Sagen und Mährchen.

Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller

dargestellt von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Vierter Band.

Stuttgart, 1861.

Verlag von Eduard Fischhaber.

I.

Burg Weinsberg,

genannt Weibertreue.

Nach Weinsberg der gepries'nen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu —

Dahin wollen wir endlich einmal unsere Schritte wenden, denn wo ist ein Ort unsers Vaterlandes, mit Ausnahme der Dichterstadt Marbach, deren Name freundlicher klänge, als Weinsbergs Name? wo auch ein lieber vaterländischer Dichter, der greise Vater Justinus Kerner, sich am Fuße der Weibertreue angebaut hat und den Rest seiner Tage gemüthlich dahinlebt. Wo ist eine Burg, deren Name lieblicher klänge, als Weibertreue? wo ein Denkmal der Vorzeit, das uns freundlicher zuwinkte, als diese Burg, die freilich längst in Trümmern liegt — doch die Treue der Frauen lebt noch fort herrlich und unerschüttert.

Nicht an der Burgen Reste
Ist Treue nur gebannt,
Sie steht im Herzen feste
Bei Frau'n vom deutschen Land.

Dort ist ein Hort, der nimmer
An seinem Werth verliert,
Ein Denkmal, dessen Schimmer
Das Herz der Frauen ziert.

Sonst ist unser edler Justinus Kerner, der Sänger der Weibertreue, unser freundlicher Führer auf die Burg gewesen, aber nun sitzt er

Der Sänger halb erblindet,
Im stillen Kämmerlein —
Doch ist in ihm entzündet,
Des hellsten Lichtes Schein.

Vor seinem Angesichte
Ist doch die äuß're Nacht zerstreut,
Vor ihm im hellsten Lichte
Steht Weinsbergs alte Zeit.

Ist auch sein Auge trübe,
Klar tönt doch sein Gesang
Von treuer Frauen Liebe —
O daß er tön' noch lang!

Wir suchen uns einen andern Führer hinauf zu der Burg Weibertreue, und den finden wir in dem schönen Buche, mit dem uns in neuester Zeit ein

Freund erfreut hat, der auch manch frisches, freies, fröhliches Lied an ihrem Fuß gesungen, und im Anblick der Weibertreue alt und grau geworden, obgleich sein Herz jung und frisch geblieben.

„Ein bequemer, nicht steiler, theilweise durch Staffeln ganz gangbarer Weg — so belehrt unser kundiger Führer — führt von der Stadt aus durch die Weinberge hinauf zu der Burg. Ein zweiter, breiterer, zur Noth fahrbarer Weg, der sogenannte Frauenweg (den einst die treuen Frauen gegangen), führt, den Bergfuß umgehend, von Norden her durch die ehemaligen Burgthore in die Ruinen hinauf. Der erstere Weg beträgt $^1/_8$, der letztere $^1/_4$ Stunde. — Wir kommen zuerst an die äußere östliche und südliche Umfassungsmauer, welche einst die ganze obere Fläche des schönen Berges umschloß, aber seit der Zerstörung etwas niederer geworden. Auch von den beiden Thoren und dem zwischen einer zwiefachen Mauer herabführenden Thorweg (Frauenweg), so wie von den gebrochenen kleineren runden Thürmen zu beiden Seiten des äußeren Thores sind die Spuren noch recht sichtbar. Größere Zerstörung zeigt sich an der Nord- und an einem Theile der Westseite der äußeren Mauer. Tritt man von dem gedachten Weg durch eine enge 8 Fuß hohe und 3 Fuß breite Mauerpforte in den inneren Burgraum, so stößt man zuerst auf einen noch gut erhaltenen runden, gegen oben beim dritten Stock ins Achteck übergehenden Eckthurm des zerstörten Schlosses, welcher mittelst einer hölzernen Treppe

wieder besteigbar ist, und oben einen Ueberblick über den Raum gibt, den die Burg einnahm. Von ihm aus zogen sich die Grundmauern des Ritterhauses in gerader Linie gegen Norden bis zu dem noch stehenden großen runden, gegen 60 Fuß im Durchmesser haltenden Eckthurm, unter welchem das hoch und spitzbogig gewölbte Burgverließ war. Die 18 Fuß dicke Mauer dieses Verließes ist von außen durchbrochen, und man kann jetzt durch diese Oeffnung auf Stufen in dieses vormalige Grab von Lebendigen hinabsteigen, wo namentlich einst ein Raubritter aus dem Murrthal den Hungertod gestorben, darum sein Geist noch jetzt in dem Verließe spucken soll. Durch eine noch vorhandene, mit einem Eisengitter verwahrte Bodenöffnung in der Spitze des Gewölbes wurden die Opfer der ritterlichen Rohheit hinabgelassen. Ein gegen 20 Fuß langer gewölbter Eingang führt weiter auf der Südseite in den mit Steinplatten bedeckten, gegen den Himmel offenen Thurmstock über diesem Gewölbe, in dessen Schießscharten Aeolsharfen angebracht sind, aber sie sind in vernachläßigtem Zustande, seitdem der Sänger am Berge seine Lieblinge nimmer heimsucht. Auf Stufen von außen steigt man auf den abgetragenen und geebneten oberen Theil des Thurmkolosses, dessen Mauern so breit sind, daß weiland der ritterliche Sänger Graf Alexander von Wirtemberg mit dem Pferde rings darauf herumritt. Hier hat man einen herrlichen Ueberblick über die zu Füßen der Burg liegende Stadt, über das gesegnete Weinsberger

Thal, in Ost und Südost begränzt von den Löwensteiner und Mainhardter Waldbergen bis zu der Höhe von Waldenburg; gegen Norden in das Eberstädter Thälchen, mit dem Weißenhof und der Straße nach Oehringen; gegen Nordost über das untere Neckarthal hinüber auf den Odenwald bis zum Katzenbuckel, und westlich auf den Wartberg so wie die Burg Weiler zum Stein. — Von dem dritten, dem ehmaligen Hauptthurm in der nordwestlichen Ecke des inneren Schloßhofs, steht nur noch eine gegen 36 Fuß hohe und etwa 24 Fuß breite Ruine, aus deren Gemäuer die Steinchen für die Weibertreuringe gesammelt werden. In ihrer Mitte ist ein steinerner runder Tisch sammt einer Bank angebracht. — Nahe am gebrochenen Ecke der südwestlichen Ringmauer steht noch von außen sichtbar der Fuß eines runden Thurms in einer Höhe von 10 bis 12 Fuß über die Fläche der Ringmauer vor, die hier Spuren eines gewaltsamen Durchbruchs und einer späteren Wiederausfüllung trägt. Innerhalb des stumpfen südwestlichen, aus trefflichen Quadern bestehenden, noch 30 bis 40 Fuß hohen Mauerecks stand wohl ein viereckigter fester Thurm, durch welchen man zu dem, jetzt von innen verschütteten, außen am Fuße der Mauer wahrnehmbaren rundbogig gewölbten Ausfallthörchen hinabgelangte.

Zu einem alten zertrümmerten Thore der Burg sind wir eingegangen, und nun an dem Ausfallthor angekommen; wir haben so ziemlich die Runde in den

Ruinen gemacht, und nun wollen wir uns auch in der Geschichte der in Trümmern liegenden Burg und ihrer einstigen Bewohner umsehen.

Der Ursprung der Burg Weinsberg, die unstreitig der Stadt ihren Namen gegeben, reicht in die ältesten Zeiten hinauf. Nach der Ansicht mehrerer Kenner des Alterthums, besonders des fleißigen vaterländischen Geschichtsforschers Karl Jäger (S. sein treffliches Büchlein „die Burg Weinsberg, genannt Weibertreue“ S. 24.), wäre auf dem Weinsberge ein römisches Castell gestanden. Wenn nicht unter dem Schutte aufgefundene, angeblich römische Urnen, diese Ansicht einiger Maßen unterstützen würden, möchten wir derselben geradezu widersprechen, denn nicht einmal der gewaltige Thurmrest, in dem wir die schon beschriebene einförmig gewölbte Halle finden, die wie aus einem Gusse zu seyn scheint, ist für ein römisches Bauwerk zu halten. Noch weniger aber nehmen wir an den übrigen Trümmern Spuren römischen Bauwerks wahr. Aber sonderbarer Weise ist es in unsern Tagen Sitte geworden, alle Burgen von hohem Alterthum für römische Bauten, als „von den grimmen Heiden herrührend“ zu betrachten, wie wenn es nicht rühmlicher für uns Deutsche wäre, solche uralte Bauwerke für Denkmale der kräftigen germanischen Vorzeit erklären zu können. Hennen, Riesen sind die Erbauer — so lautet unter dem Volke die Sage von alten gewaltigen Bauwerken, von Kirchen und Burgen, die wir anstaunen; das sind aber nicht die Römer gewesen, sondern unsre

heidnischen Vorfahren, die Germanen und Allemannen. Ein solcher etwa könnte, wie der Verfasser der neuesten und besten Geschichte der Burg und Stadt Weinsberg annimmt, um die Reste eines römischen Wartthurms herum eine Burg sich gebaut haben.

Eine Sage aus dem 14. Jahrhundert, die wir in der fleißig geschriebenen Abhandlung von J. Albrecht „Die Stiftskirche zu Oehringen“ (1847) abgedruckt finden, nennt zuerst den Namen der Burg Weinsberg. Dieser zufolge saß ums Jahr 1037 Frau Adelheid, geb. Gräfin von Egisheim im Elsaß, Mutter Kaiser Conrads des Saliers und Bischof Gebehards von Regensburg, Gründers der Stiftskirche zu Oehringen, auf der Burg Weinsberg. Wir geben sie wörtlich wieder in ihrer naiven Darstellungsweise. „Wir finden also von ihr — so schreibt der mönchische Berichterstatter — daß sie (Gräfin Adelheid) zu Weinsberg auf der Burge, die ihr war mit dem Hause, gesessen ist, bis sie den Stift zu Oehringen gebauet hatte, und hatte ein klein Häuselein in dem Dorfe zu Orengau (Oehringen), darinnen sie ihre Wohnung hatte. Und als dik (so oft) es Noth war, so nahm sie eine Magd zu sich, und ging dazwischen, sie fuhr nit auf Wägen oder Karren, dabei man groß Demuth wohl merket. Auf einen Sonntag nach der Fronfasten, da wollte sie gehen nach ihrer Gewohnheit gen Orengau zu der Kirche, und hatte sich zu lange gesäumt, bis man das Amt ganz vollbracht hatte, darum sie gar leidig war. Zu Stund kam ein Bote zu ihr, und sagt ihr lose

(schlimme) Mähre, wie daß zween Löwen aus dem Walde und Wüsteneien kamen, und ihre zween jungen Söhne, die sie dann zu Drengau in ihrem Hause gelassen, zerrissen und ertödet hätten. Das war wohl billig, daß sie sehr erschrack und fast leidig war. Als nun die Leute zu ihr kamen, und sie klageten um ihr Herzeleid, da antwortete sie gar demüthiglich, wie daß sie viel leidiger wäre, daß sie das Weihwasser als auf heut versäumt hätte, dann um ihrer Kinder Tod, da sie doch ohne Zweifel wäre, die Seelen wären zu den ewigen Freuden. So müßte sie große Sorge haben, wie sie die Säumnisse und Trägheit gebessert und gebüßt. Und zu Stund hieß sie das Beizeichen (Wahrzeichen) mit großen Steinen hauen für die Kirchthür, das man nennet das Löwenthürlein, zu einer ewigen Gedächtniß; das siehet männiglich wohl, wer dafür wandelt."

Wir haben hier vor uns eine Legende des späteren Mittelalters, welche wohl ein müßiger Chorherr erfunden und verzeichnet, um mit Zugrundelegung einer Volkssage die vor dem Portal der Stiftskirche zu Oehringen befindlichen steinernen Löwen zu erklären. Wohl ist es eine dem Geschmack unsrer Zeit vielleicht weniger zusagende Legende — ja diejenigen, welche den innigen und gläubigen (nicht abergläubischen) Geist jener Zeit nicht erfassen, mögen diese Historie bespötteln — aber einen historischen Kern hat sie immerhin, daß nemlich Gräfin Adelheid, die Mitgründerin des Stifts zu Oehringen, in Weinsberg begütert war, denn sie

dotirte ja die Oehringer Stiftskirche hauptsächlich mit Gütern, die in der Nähe von Weinsberg gelegen. Vielleicht war diese Adelheid, zuerst Gemahlin Herzog Heinrichs von Rheinfranken, in zweiter Ehe, wie man nicht ohne Grund vermuthet, an einen Grafen von Calwe vermählt, auf was die beiden Löwen vor der Stiftskirche hinweisen könnten, wenn wir sie heraldisch als für das Calw'sche Wappen erklären. Haben wir muthmaßlich nachgewiesen, daß Weinsberg Calw'scher Besitz gewesen, so können wir desto gewisser darthun, daß die Burg später Welf'sches Besitzthum geworden. Herzog Welf VI. verheirathete mit Uta, einer Tochter des Pfalzgrafen Gottfrieds von Calwe, die Calw'schen Allodialgüter, unter diesen auch die Burg Weinsberg. Somit sind wir einer Begebenheit nahe gerückt, die wahr bleibt bei allem Rütteln und Deuteln der Historiker, die Nichts glauben wollen, als was sie mit Sigill und Urkunden beweisen können, und sich's gleichsam zur Lebensaufgabe machen, die schönsten und rührendsten Züge aus der Geschichte auszumerzen, für was sie sich freilich weder bei der Mit- noch Nachwelt große Verdienste erwerben. Es ist die schöne Geschichte von der Weibertreue, die seit Jahrhunderten einen hellen Schimmer über die Burg Weinsberg verbreitet, welchen noch keiner der genannten Historiker zu verwischen im Stande gewesen.

Wir wollen in der Geschichte nicht weit ausholen. Nach Kaiser Lothars Tod im Jahr 1138 hatten die Erzbischöfe von Cöln und Trier, so wie einige andere

geistliche und weltliche Fürsten den Herzog Conrad den Staufer gleichsam in der Stille zum Kaiser gewählt und in Aachen gekrönt. Zwar erhoben die baier'schen und sächsischen Fürsten gegen die Art der Wahl laute Klagen; allein die Freunde der Staufer entschuldigten die Verletzung der Form durch die listige und gewaltthätige Art, mit der ihre Gegner einst bei Lothars Wahl handelten. Kaiser Conrad, der die Macht nunmehr in Händen hatte, ließ dieses Widerstreben seine Gegner alsbald ernstlich fühlen. Seinem Nebenbuhler, Heinrich dem Stolzen von Baiern, nahm er das Herzogthum Sachsen und gab es Albrecht dem Bären, ja er nahm ihm sogar das Herzogthum Baiern und gab es seinem Halbbruder Leopold v. Oesterreich. Da erhob Heinrich die Waffen, aber inmitten seiner Fehderüstungen wurde er vom Tode abgefordert (1139), und nun trat sein Bruder Welf VI. auf und suchte die Rechte des von Heinrich hinterlassenen Söhnleins und seine eigenen Erbansprüche zu verfechten. In Verbindung mit mächtigen Fürsten schlug er den Markgrafen Leopold im Jahr 1140 in die Flucht. Erst in Mitte November wurde es dem Kaiser Conrad, der in andern Theilen des Reichs beschäftigt war, möglich, dem Welfen in eigener Person zu Leibe zu rücken. Schon bei Ellhofen kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Conrad und seinem Gegner, aber erst um Weinsberg, welche Veste Welf als allodiales Erbstück seiner Gattin an sich gezogen hatte, während Kaiser Conrad an dieselbe als heimgefallenes Reichs-

lehen Ansprüche machte — entbrannte der Kampf. Seit dem 15. November belagerte der Kaiser die Veste, unterstützt von dem Erzbischof Adelbert II. von Mainz, dem Cardinalbischof Dietwin, den Bischöfen Siegfried v. Speier, Embricho von Würzburg, Burkhard von Worms, Herzog Friedrich II. v. Schwaben, Markgraf Hermann III. von Baden, Graf Adelbert (v. Calw), Burggraf Gottfried von Nürnberg. Die auf der Veste hielten sich ritterlich, also daß die Belagerung vom 15. Novbr. bis 21. Dezember dauerte. Herzog Welf, welcher sie zu entsetzen suchte, wurde in einem vor ihren Mauern gelieferten Treffen trotz seiner größeren Mannschaft geschlagen, und konnte sich kaum noch durch die Flucht retten, während seine Leute theils in Gefangenschaft geriethen, theils in den nicht fernen Neckar gesprengt, ertranken. Die Veste Weinsberg selbst konnte den fortgesetzten Angriffen nicht lange mehr widerstehen; da bewilligte der König den Weibern, die auf der Burg waren, mit königlicher Milde ihre Bitte, daß sie, was sie auf ihren Schultern tragen könnten, mit sich nehmen dürften. Die Weiber, die Rettung der Männer als das Höchste erkennend, benützten listiger Weise diese Erlaubniß dazu, daß sie ihre Gatten auf dem Rücken davon trugen. Herzog Friedrich wollte dagegen zwar Einsprache thun, aber der König, erfreut über diesen Schwank, sagte: das königliche Wort ist gegeben, es ist unwandelbar.

Das ist der einfache Verlauf der Geschichte, von welcher die Burg später den Namen Weibertreue

erhalten, eine Geschichte, über die so Viel für und wider geschrieben worden ist; aber wir dürfen sie für wahr annehmen, aus dem einfachen Grunde, weil sie uns von einer der Zeit nahe stehenden Chronik überliefert worden. Dieß ist die lateinische Chronik der Mönche von St. Pantaleon (eines Cölner Klosters), welche mit dem Jahre 1162 schließt, also der Zeit der Begebenheit sehr nahe steht, wenn auch die zu Wolfenbüttel aufbewahrte Handschrift erst zwischen 1220—1250 geschrieben wurde, denn es ist ja nicht erwiesen, ob gerade diese Handschrift die älteste ist. Ihre Worte sind: Im Jahr 1140 belagerte der König Conrad die Stadt Welfo's des Baiernherzog, genannt Winesberg, und bekam sie durch Uebergabe in seine Hand. Den Matronen und Frauen, die sich dort fanden, ertheilte er aus königlicher Gnade die Erlaubniß, daß sie Alles forttragen dürften, was sie auf ihren Schultern zu tragen vermöchten. Diese nun, mehr der Treue gegen ihre Gatten eingedenk, als auf die Rettung des Uebrigen bedacht, ließen allen Hausrath liegen, und stiegen (von der Burg) herab, ihre Männer auf den Achseln tragend. Als aber der Herzog Einsprache that, daß Solches nicht geschehen dürfe, sagte der König, zu Gunsten der Weiberlist: „an einem Königswort ziemt sich nicht zu deuteln."

So lautet wörtlich der Bericht, und mehrere gleichfalls dem 12. Jahrhundert angehörige Berichterstatter melden wenigstens in der Hauptsache dasselbe. So die sogenannte Kaiserchronik, gedichtet um 1146.

Der kunic Kuonrat Winesberc besaz,
Welf samende sine helde,
Er wolde sie ledegen (erlösen, entsetzen),
Mit dem künege er da vaht.
Welf häte merer kraft;
Wie lützel in daz half!
Daz riche vurtraf (siegte),
Welf vil komme entran.
Im wurden gevangen sine man;
Winesberc man da gap.

Das Gleiche erzählen der sogenannte Anonymus v. Weingarten, ferner die Jahrbücher von Weingarten, endlich der fast gleichzeitige Otto v. Freisingen und der Chronist Dodechin in seinen Annalen. Dazu kommt noch die sogenannte Rappow'sche Chronik, welche in niederdeutscher Sprache berichtet:

„Do besat de koning sine burch Winesberch, de hertoge kam mit ime to stride, unde was segelos; dar ward vil ludes geslagen, oc irdranc ir vile innen Nikkere, dar de stride bi was: de koning gewan oc de burch."

Alle Chronisten stimmen also darin überein, daß Herzog Welf vor Weinsberg eine Schlacht verloren, und daß die zuvor belagerte Burg übergeben wurde; wenn sie aber Alle, außer der Chronik von St. Pantaleon, nur die einfache Thatsache überliefern, und selbst Otto von Freisingen, der als Einer von

Staufen von dieser Begebenheit am sichersten hätte berichten können, ebenso kurz berichten, so ist aus ihrem Verschweigen der Geschichte von der Treue der Frauen durchaus nicht zu schließen, daß sich die rührende Geschichte nicht ereignet habe. Denn für's Erste sind alle angeführten Chroniken, mit Ausnahme der Chronik des Otto v. Freisingen, so kurz abgefaßt, daß wir im Verhältniß zu ihren übrigen Berichten keine ausführlichere Darstellung über die Belagerung von Weinsberg erwarten können; und dann können ja noch andere gleichzeitige Chroniken, die vielleicht verloren gegangen sind, jenen Bericht übrr die Treue der Frauen enthalten haben. Auch galt der Bericht schon im 15. Jahrhundert für glaubwürdig. Johannes Trithemius wenigstens, einer der hervorragendsten und glaubwürdigsten Historiker des 15. Jahrhunderts, hat die Geschichte von der Weibertreue in seine Hirsauer Chronik aufgenommen, und setzte keinen Zweifel darein; ihm ist wohl hauptsächlich die Chronik von St. Pantaleon vorgelegen, denn er hat theilweise sogar die Worte der Chronik aufgenommen, wenn er auch Zusätze aus anderen gibt. Wir dürfen doch einem solchen Manne zutrauen, daß er Geschichten von Mährlein zu unterscheiden wußte. Auch muß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg im Anfang des 16. Jahrhunderts schon eine gäng und gäbe Geschichte gewesen seyn, sonst hätte sie gewiß nicht der Weinsberger Peter Nichthonius, freilich kein gar gewaltiger deutscher Poet,

im Jahr 1514 zum Gegenstand eines Schauspiels gemacht, von dem wir eine genügende Probe im bereits angeführten Büchlein von C. Jäger S. 35—40 finden.

Als weiterer Grund gegen die Aechtheit der Geschichte von der Weibertreue wird noch angeführt, daß ähnliche Historien auch bei der Belagerung anderer Städte und Burgen vorkommen. So erzählt dieselbe Chronik von St. Pantaleon, daß im Jahr 1159 bei der Uebergabe von Crema den Bewohnern der Stadt vom Kaiser erlaubt worden, sie dürften aus der Stadt mitnehmen, was sie auf der Schulter tragen könnten; da habe eine Frau alle ihre Habe liegen lassen, und ihren kranken Mann aus der Stadt getragen. So könnte schon damals Sitte gewesen seyn, daß man denen, die sich den Siegern übergaben, erlaubte, was sie auf den Schultern tragen könnten, mit sich zu nehmen. Im späteren Mittelalter kommen solche Beispiele öfter vor. So im Jahr 1333, als Straßburger die Burg der Herren von Geroldseck belagerten, erlaubte der Oberbefehlshaber den Belagerten, daß die Frauen mit ihrer Habe abziehen dürfen, und nun trug die Burgfrau ihren Gemahl auf dem Rücken aus der Burg. Hundert Jahre später trug eine Freifrau von Thengen, geb. v. Roseneck, aus der Burg Blumenfeld ihren Gemahl und wurde noch belobt von dem Befehlshaber der belagernden Feinde. Das sind lauter von Zeitgenossen überlieferte Geschichten, und so könnten wir noch viele ähnliche Historien von deutschen Burgen erzählen, da sich Aehnliches ereignete.

Keine von diesen Geschichten ist der andern nacherzählt, und noch viel weniger ist eine Weibertreue die Nachahmung der andern; wenn aber je dieß wäre, so ist die Weibertreu zu Weinsberg das erste Vorbild gewesen. Ja, das Vorkommen solcher Weibertreue in allen Zeiten und da und dort in allen Gauen des deutschen Vaterlandes, ist ein klarer Beweis, daß die Treue der Frauen nichts Seltenes ist, und vor allem ein Erbstück der deutschen Frauen. Darum hat auch der Verfasser dieser Blätter im Jahr 1840 in einem kleinen Denkbüchlein die Weibertreue gefeiert, die schon seit 700 Jahren sich so herrlich hat erzeiget, und er wirft Jedem, der zweifelt an der Wahrheit der Weibertreue zu Weinsberg, den Fehdehandschuh hin, und wenn es sein bester Freund wäre.

Doch wir kehren wieder zur Geschichte der Burg zurück.

Obgleich Kaiser Conrad seinen Widerpart Herzog Welf besiegt und die Burg Weinsberg erobert hatte, hörte doch die Feindseligkeit nicht auf, aber der Kaiser mußte in andre Gegenden des Reichs ziehen. Die eroberte Burg zog er an sein Haus, denn später nennt sich sein Sohn Friedrich IV., Herzog v. Schwaben, „von Weinsberg," denn er mag sich, wie in der Stadt Rotenburg a. d. T., von der er gleichfalls den Namen führte, auch zu Weinsberg öfters aufgehalten haben. Dabei aber hatte schon Conrad die Burghut einem Manne von edlem Geschlecht übergeben. Zuvor war wohl in gleicher Eigenschaft, als

Dienstmann der Grafen von Calw und später der Welfen, auf der Burg ein edler Mann, Wolfram v. Weinsberg, gesessen, der noch in den Jahren 1140, 1147, 1148 und 1160 in Urkunden vorkommt. Ob jener Thietpert von Weinsberg, der in zwei Urkunden der Abtei St. Blasien vom Jahr 1140 und 1150 zeugte, dem Geschlecht Wolframs angehörte, wissen wir nicht, aber dieser soll es gewesen seyn, dem Kaiser Conrad als seinem Kämmerer die Burghut zu Weinsberg übertragen. Fast gleichzeitig mit ihm erscheinen nunmehr die Engelharde und Conrade von Weinsberg, aber wir finden nirgends, in welcher Verwandtschaft sie mit dem genannten Thietpert gestanden. So zeugt in einer Urkunde vom Jahr 1166 Engelhard von Weinsberg, der Schenke, und ein andrer Engelhard, wohl auch von Weinsberg, aber ob Sohn oder Vetter, ist zweifelhaft. Engelhard I. stand bei Kaiser Friedrich I., so wie seinem Vetter Herzog Friedrich von Rotenburg, dem Besitzer von Weinsberg, in hohen Gnaden, und saß auf dem staufischen Schlosse Weinsberg. Dieser erste Engelhard von Weinsberg führte drei kleine rothe Schilde im silbernen Feld, und so könnten wir vermuthen, daß er mit den Rittern von Ahelfingen, welche dasselbe Wappenbild, nur mit anderen Farben führten, ein und desselben Geschlechts gewesen. Von nun an haben wir eine ununterbrochene Reihe der Reichsdienstmannen von Weinsberg, welche sich bald im Range den gewöhnlichen freien Herren gleichstellten, zumal da die Burg Weins-

berg nach und nach für ein Familienlehen galt, und zuletzt in Vergessenheit kam, daß sie ursprünglich nur ein Lehen gewesen. So tritt bereits sein Sohn Engelhard II. im Jahr 1200 unter den freien Herren auf, die den Grafen fast ebenbürtig gewesen. Mit seiner Gemahlin Jutta, deren Geschlecht unbekannt, zeugte er drei Söhne, Conrad, Engelhard und Conrad II. Letzterer wurde Geistlicher und kommt noch im Jahr 1219 vor. Conrad der ältere erscheint von 1215 bis 1235, und hinterließ einen Sohn, der noch im Jahr 1272 Mönch in Herrenalb gewesen. Engelhard III. pflanzte mit Luitgardis von Limpurg den Stamm der Herren von Weinsberg dauernd fort. Dieselbe wurde im Jahr 1242 Stifterin des Frauenklosters Lichtenstern, in dem ihre Schwester Burkfindis erste Aebtissin geworden. Zwei Söhne, Engelhard IV., genannt der Rothe, und Conrad II., so wie eine Tochter, entsproßten dieser Ehe. Von ihnen bildete Conrad II., zum zweiten Male vermählt mit einer Mathilde von Löwenstein, eine Nebenlinie, die mit einem Sohne, Engelhard V., und einem Enkel Conrad im Jahr 1335 wieder ausging. Engelhard der Rothe wurde der eigentliche Stammhalter des Geschlechts. Im Jahr 1266 kämpfte er neben seinem Neffen, dem genannten Engelhard IV., bei Kitzingen am Main für den von den Grafen von Henneberg befehdeten Bischof Eiring v. Würzburg in dem Treffen zwischen Graf Albrecht v. Hohenlohe und dem Grafen Hermann v. Henneberg. Mit seiner Gemahlin Agnes

von Löwenstein zeugte er zwei Söhne, Conrad III. und Conrad IV. und zwei Töchter. Er † im Jahr 1279. Mit den Söhnen Engelhards des Rothen erhob sich das Geschlecht zu Glanz und Macht. Sie halten sich beide häufig an den Höfen der deutschen Könige auf und werden in ihrem Gefolge genannt. Im Jahr 1298 bestätigt K. Adolf dem älteren der Brüder, Conrad III., um ihn für sein treues Anhängen zu belohnen, seine Privilegien und Lehen, freit ihn und die Seinigen von fremden Gerichten und weist ihm für schuldige 15000 Pf. Heller jährlich 15 Pf. Heller auf die Reichseinkünfte in Heilbronn, Hall u. s. w. an. Wir sehen, daß Conrad III. ein bedeutender Mann, wenn ein König sein Schuldner war. Er war dessen treuer Anhänger, denn beim Kampf um die Kaiserkrone, in dem für K. Adolf unglücklichen Treffen bei Göllheim im Jahr 1298, focht er auf des Königs Seite und wurde gefangen.

Später war er ein ebenso treuer Anhänger K. Albrechts. Letzterer verpfändete im Jahr 1303 an den reichen Conrad für 3200 Pf. Heller, die er ihm und dem Reich geliehen, den dem Reich gehörigen Theil der Stadt Weinsberg. Sein Bruder, Conrad IV., war gleichfalls ein Mann von großem Ansehen, denn er wurde bereits im Jahr 1307 von K. Albrecht zum Landvogt in Niederschwaben bestellt. Die Chronisten geben ihm den Titel Graf um diese Zeit. Im Jahr 1310 zog er in dieser Eigenschaft, als schwäbischer Reichslandvogt an der Spitze der schwäbischen Städte

Ulm, Heilbronn u. s. w., gegen Eberhard den Erlauchten von Wirtemberg, dessen Wahlspruch war: Gottes Freund und aller Welt Feind. Unter seiner Anführung wurden die Burgen Wirtemberg, Asperg u. s. w. gebrochen, ja, selbst das Erbbegräbniß der Wirtemberg'schen Grafen zu Beutelspach zerstört. Graf Eberhard verlor beinahe alle seine Burgen und Städte (1312). Conrad von Weinsberg wurde sodann zum Vogt über die zum Reiche gezogene Grafschaft Wirtemberg bestellt. Im Jahr 1320 gelobte Conrad dem K. Friedrich, auf dessen Seite er übergetreten war, nachdem er es zuvor mit Ludwig gehalten, er wolle ihm mit 80 Helmen gegen K. Ludwig dienen. Später finden wir ihn wieder als treuen Diener Kaiser Ludwigs. Er starb im Kirchenbann, den der Pabst über K. Ludwig und seine Anhänger geschleudert hatte, im Jahr 1333. Conrad IV. und sein Bruder Conrad III. gründeten zwei besondere Linien des Geschlechts. Conrad IV. hinterließ zwei Töchter und vier Söhne: Conrad VI., Engelhard VII., Engelhard Conrad, Engelhard. Der Letztere starb als Geistlicher im Jahr 1336. Engelhard Conrad † unvermählt i. J. 1336. Conrad VI. machte sich nur bekannt durch Stiftungen an das Kloster Schönthal, und hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, von dem wir aber nichts Näheres wissen. Engelhard VII., sein Bruder, muß kein reicher Mann gewesen seyn, denn seit dem Jahr 1335 macht er wegen schwerer Schulden, die von seinem sel. Vater Conrad IV., und seinem Oheim Conrad III. her-

rührten, nach einander Verkäufe, die den Weinsberg'schen Güterbesitz bedeutend geschmälert. Er war es auch, der im Jahr 1329 dem Markgrafen Hermann von Baden die ersten Rechte auf der Burg Weinsberg einräumte. Er † im Jahr 1367 und hinterließ zwei Söhne, von denen aber Nichts Weiteres bekannt ist. Conrad III., sein Oheim, von dem wir bereits gesprochen, pflanzte mit seiner Gemahlin Elsbeth von Katzenellnbogen den Hauptstamm dauernd fort. Von seinen zwei Söhnen Engelhard VI. und Conrad V., die mit einander im Jahr 1300 ihr Erbe theilten, hinterließ der Letztere einen Sohn Wild-Engelhard, der mit einer Tochter Krafts v. Hohenloh vermählt war, aber ohne Erben im Jahr 1324 verstarb. Engelhard VI. zeugte mit seiner Gemahlin, Hedwig von Falkenstein, drei Töchter und drei Söhne: Engelhard VIII., Conrad, Conrad, welche letztere beide geistlich geworden. Der eine brachte es im Jahr 1390 zur Würde eines Erzbischofs von Mainz; er zeigte in der kurzen Zeit seiner Amtsführung großen Eifer, und war strenge gegen seine Geistlichkeit; leider! ist er aber auch ein großer Eiferer gegen die armen Waldenser gewesen; er † im Jahr 1396, nachdem er nur sechs Jahre regiert hatte. Sein Bruder, Engelhard VIII. war es, der i. J. 1388 die Stammburg an das Erzstift Mainz verkaufte. Im Jahr 1393 erhielt er für 7000 fl. jährlich auf vier Jahre von den Herzogen von Oesterreich die Landvogtei in Schwaben, Breisgau und Elsaß; das Amt muß dem-

nach ein einträgliches gewesen seyn. Mit seiner Gattin Anna von Leiningen zeugte er sieben Töchter und drei Söhne: Conrad, Georg und Philipp, und † im Jahr 1415. Von seinen Söhnen werden Georg und Philipp kaum genannt, dagegen sein Sohn Conrad IX. ist der merkwürdigste Mann des Geschlechts nächst Conrad dem Erzbischof von Mainz gewesen. Er war dazu bestimmt, seinem Hause den höchsten Glanz zu geben, aber auch dasselbe seinem Fall entgegen zu führen, und so können wir sein Erscheinen mehr als das letzte Auflodern eines im Verlöschen begriffenen Lichtes betrachten. Seine Erziehung und Bildung zu einem einsichtsvollen Staatsmann und klugen Höflinge hatte er seinem Oheim, Erzbischof Conrad, zu verdanken. An den pfälzischen und badischen Höfen sammelte er noch mehrere Kenntnisse und Erfahrungen, und galt für einen gelehrten Edelmann. Im Jahr 1408 verlieh K. Ruprecht ihm und seinem Vater Weinsberg die Burg und was sie an Rechten und Gütern in der Stadt haben; die Burg muß demnach von Mainz wieder eingelöst worden seyn.

Im Jahr 1411 belehnte K. Sigismund beide, Vater und Sohn, mit dem Unter-Kammermeisteramt des Reichs lehensweise, wie es die von Münzenberg ehemals besessen. Georg von Hohenlohe, Bischof von Passau, dessen Schwester Anna Conrad v. Weinsberg mit einer reichen Mitgift, der halben Herrschaft Brauneck, schon im Jahr 1397 geheirathet hatte, war es wohl gewesen, der seinem Schwager zu dieser Würde ge-

holfen hatte, ohne zu ahnen, daß dieses scheinbare Glück der erste Anlaß zum Fall seines Hauses werden könnte. Vermöge seiner hohen Stellung als Reichskämmerer, besonders, als er noch von K. Albrecht zum Protektor der Kirchenversammlung in Basel ernannt wurde, mußte er natürlich auch einen großen Aufwand machen. Wir haben noch ein Einnahmen- und Ausgaben-Register Conrads vom Jahr 1437—40 (herausg. 1850 von Domänendirektor Albrecht), das höchst interessante Notizen über den damaligen Haushalt Conrads und seine amtlichen Angelegenheiten enthält. Darin sind nicht weniger als 58 Diener verzeichnet, welche auf seine Kosten mit Winterkleidern versehen werden mußten, und darunter sind viele aus ritterlichen Geschlechtern der Umgegend. Auch hatte Conrad von Weinsberg beinahe einen kleinen Hofstaat um sich, denn es werden in dem genannten Hausbuch genannt: Marstaller (Stallmeister), Büchsenmeister, Wildhetzer, Barbierer, Seidensticker, Steinmetz, Schneider, Zimmermann, Koch, Keller, und an Geistlichkeit fehlte es auch nicht, denn in der schon früh vorhandenen Burgkapelle waren bereits im Jahr 1305 vier Priester angestellt. Er hielt Pferde, von denen eines 60 fl. kostete, was ein für jene Zeit enormer Preis gewesen. Seine Knechte bekamen des Jahrs 5 bis 8 fl. Lohn und eine Kleidung. Auch hatte er unter seiner Dienerschaft, in der Eigenschaft als Kriegsknecht, den bekannten Meistersänger Michael Behaim, der aus Sülzbach stammte. Das Alles

kostete Geld, und stand mit dem Einkommen eines Edelmanns nicht in gehörigem Verhältniß. Ob er gleich ein genauer Haushälter war, der über Alles bis auf den Kreuzer Rechnung führte, wie wir überall in seinem Register ersehen können, ob ihn gleich Kaiser Sigmund für bedeutende Vorschüsse, die er ihm geleistet harte, mit den Reichsmünzen zu Nördlingen, Frankfurt und Basel belehnte, und er Macht hatte, an diesen drei Orten sogar Goldgulden mit dem Weinsberg'schen Wappen prägen zu lassen — Conrad v. Weinsberg kam doch in seinen Vermögensumständen zurück, und hinterließ seinen Söhnen nur noch einen Schatten von der Herrlichkeit, zu der mit ihm sein Haus sich erhoben hatte. Er starb im Jahr 1448 und liegt neben seiner Gemahlin Anna in der Kirche des Klosters Schönthal begraben, das seiner Freigebigkeit einen großen Theil seines Wohlstandes zu verdanken hatte. Seine Tochter Anna wurde die Gemahlin Herzog Erichs von Sachsen-Lauenburg; von seinen Söhnen Philipp dem Aelteren und Philipp dem Jüngeren ist wenig Wichtiges zu vermelden. Der Aeltere erscheint im Jahr 1464 in der Würde seines Vaters als Reichserbkämmerer beim Leichenbegängniß des Markgrafen von Brandenburg und trug das burggräfliche Panier vor. Im Jahr 1495 finden wir ihn in seiner Würde auf dem Reichstag zu Worms, da Eberhard im Bart Herzog wurde. Der Aufgang des Wirtemberger Sternes war die Zeit des Untergangs von Haus Weinsberg. Mit seiner Gemahlin Anna

von Stoffelsheim zeugte er nur eine Tochter Catharina. Er † im Jahr 1503, und liegt mit seiner Gemahlin zu Schönthal begraben. Sein jüngerer Bruder Philipp wurde geistlich, und † als Domherr zu Würzburg im Jahr 1515. Mit ihm erlosch das nächst Hohenlohe mächtigste und reichste Dynastengeschlecht im fränkischen Wirtemberg.

Wir kehren zur Geschichte der Burg Weinsberg zurück.

Schon im Jahr 1412 hatte Conrad IX. v. Weinsberg mit seinem Vater Engelhard die halbe Herrschaft Weinsberg, somit auch die Hälfte der Burg an den Churfürsten Ludwig von der Pfalz verkauft; nach dem Tode Conrads i. J. 1450 verkaufte der Vormünder seiner Söhne, Gottfried Schenk v. Limburg, Bischof v. Würzburg, die andre Hälfte der Herrschaft an die Pfalz mit Wiederlösungsrecht, aber es kam nie zu einer Einlösung der Burg und Herrschaft. Im Jahr 1450 ließ Pfalzgraf Friedrich durch den Deutschmeister Ulrich v. Leutersheim und Ludwig v. Sickingen Burg und Herrschaft Weinsberg, sammt der Stadt, die über 200 Jahre reichsfrei gewesen war, in Besitz nehmen und setzte sogenannte Amtleute oder Obervögte darauf. Der erste Obervogt war Hans Horneck von Hornberg; ihm folgten Lutz Schott, Ritter, im Jahr 1460, Marx v. Wolmershausen i. J. 1495, Hans von Helmstadt im Jahr 1499. Wenn es nicht unter einem der Burgvögte Conrads geschehen, so mag es unter einem der pfälzischen Obervögte sich ereignet

haben, was als Sage noch im Munde der Weinsberger Thalbewohner lebt.

Ein Vogt auf Weinsberg hatte einen seiner Knechte erschlagen. Als er einsmals am Sonnabend in der Schloßkapelle seine Andacht verrichten wollte, däuchte es ihm, als öffne sich der Boden und wunderliche Gestalten stiegen vor ihm auf. Je öfter es kam, desto furchtbarer wurde für ihn unter den Qualen seines Gewissens diese Erscheinung. Er erkrankte bald, und nun, da er nicht mehr in die Kapelle kam, ließ sich der Unhold mit Poltern und Werfen im ganzen Schlosse hören; selbst die zechenden Burgwächter, die der Vogt besonders darauf achten ließ, blieben nicht ungeneckt. Unzufrieden, daß sich seine Erlösung so lange verzögere, kam er auch in die Stadt herab und quälte die Wächter auf der Mauer. Doch endlich kam für ihn die Stunde seiner Erlösung. Es hatte seit einiger Zeit eine starke Wallfahrt zu einem Marienbilde in der Nähe von Heilbronn begonnen, und es fehlte nur noch an hinreichenden Summen zur Erbauung eines Klosters an dieser Stelle; daher gab man den Weinsbergern den wohlmeinenden Rath, ein Fasten anzustellen und fleißig zu der Marienkirche zu wandeln. Der Vogt starb, der Unhold begab sich zur Ruhe, und nun konnte das Kloster erbaut werden.

Im Jahr 1460 entspann sich zwischen Pfalzgraf Friedrich und dem Grafen Ulrich v. Wirtemberg eine Fehde. In dieser rückten, während der Pfalzgraf dem Landgraf v. Hessen entgegenzog, 3000 Wirtemberger

vor Stadt und Burg Weinsberg; allein hier empfing sie der pfälzische Obervogt, der tapfere Ritter Lutz Schott, so übel, daß sie sich mit einem Verlust von 60 Todten zurückzogen, unter denen sich ein Graf v. Helfenstein, ein Hans v. Rechberg und noch zwei Ritter befanden. Aber nach wenigen Tagen, da Lutz Schott mit der Weinsberger Besatzung dem pfälz'schen Marschall Albrecht v. Berwangen, der bei Laufen mit den Wirtembergern zusammentraf, zu Hülfe eilen wollte, wurde er mit 20 Edelleuten gefangen. — Härtere Stöße erhielt die Burg Weinsberg im Jahr 1504. Kaiser Maximilian hatte den Churfürsten von der Pfalz in die Acht erklärt, und Herzog Ulrich wurde vom Kaiser beauftragt, sie zu vollziehen. Da rückte der junge Herzog mit seinen und des schwäbischen Bundes Völkern vor Weinsberg. Noch vor der eigentlichen Belagerung wurden von den Wirtembergern bei einem Streifzug vor Weinsberg 263 Stück Hornvieh, der Stadt gehörig, erbeutet. Die Burg Weinsberg wurde durch Kanonen, Schlangen und anderes Geschütz beinahe ganz zusammengeschossen. Sie war so fest, daß man an ihrer Eroberung zweifelt; aber Herzog Ulrich zwang sie durch ein heftiges Feuer nach einer dreiwöchentlichen Belagerung zur Uebergabe. Der wirtemberg'sche Büchsenmeister Wartmann Glaser, der den ganzen Krieg, besonders auch die Belagerung von Weinsberg mitmachte, beschrieb die Geschichte in naiven Reimen, von denen wir die hieher bezüglichen anführen.

Darnach man weiter geruckt hat
Gen Weinsperg für die hohe Veſt,
Seltſam waren ihr ſolche Gäſt.
Den Berg belagert man überall
Zu beiden Seiten bis an das Thal.
Die Mutter iſt dar auf die Kirchweih kommen,
Hat Schweſter und Bruder mit ihr gnommen,
Die haben da ein Hofrecht gemacht,
Und ſechs von Ulm mit her gebracht,
Auch den Drachen von Hall,
Und eine, heißt die Nachtigall;
Vier Carthaunen richt man dazu,
Und eine heißt Unruh.
Der Narr wollt auch ſeyn im Spiel,
Derſelb der gab der Würf ſo viel,
Hat die von Weinsperg übel verdroſſen.
Vier die haben Eiſen geſchoſſen;
Die Schlangen habens auch übel gebiſſen,
Das iſt manchem Mann wohl wiſſen.
Ein Thurn, den ſchoß man eben ab,
Und auch die Mauer bis auf das Grab,
Man zerſchoß den Mantel und das Ritterhaus,
Die Stein, die wüſchten hinden hinaus.
Das Schloß war beſchoſſen nach der Noth u. ſ. w.

Mit der Eroberung der Burg kam auch die Stadt in die Hände des Siegers. Im Jahr 1512 trat die Churpfalz Stadt und Burg Weinsberg an Wirtemberg völlig und für immer ab. Wahrſcheinlich

wurde die Burg von Wirtemberg alsbald wieder hergestellt und aufs Neue befestigt. Hans v. Vellberg wurde der erste wirtemb. Vogt im Jahr 1516, und ihm folgte Sebastian v. Nippenburg im Jahr 1518. Der letztere war kein Mann, wie der pfälz'sche Lutz Schott. Denn, als im Jahr 1519 Herzog Ulrichs Noth anging, und der schwäbische Bund in seine Lande einrückte, war die Stadt und Burg Weinsberg einer der ersten festen Orte, die berannt wurden. Schon am 11. Mai standen die Bündischen vor Weinsberg und warfen ihre Schanzen. Die Stadt ergab sich ohne Widerstand, und die Bündischen rückten ein. Jetzt zog sich Sebastian von Nippenburg auf die Burg und ließ in die von den Bündischen besetzte Stadt feuern. Als aber eine große Büchse zersprang, bekam auch die Treue des Obervogts einen Riß, ob er gleich einen streitbaren Mann Jörg Rüter aus dem Odenwald in der Burg hatte; er kapitulirte auf unrühmliche Weise. Die Adeligen und Reisige durften mit Sack und Pack ab der Burg ziehen, die Knechte aber ohne Wehre. — Alles, was in der Burg war, kam in des Bundes Hände. Hans von Freiberg zog als Pfleger mit einer kleinen Besatzung in der leicht eroberten Burg ein. Der Burg selbst war nichts Uebles geschehen. — Ein desto härteres Loos erging über sie im Bauernkriege. Es war in der Oster- und Himmelfahrtswoche des Jahrs 1525, die so ernst und trüb war, wie Weinsberg noch keine erlebt hatte.

Vom Kloster Schönthal her, wo die aufrührerischen

Bauern bereits ihr Müthlein gekühlt hatten, zog sich der sogenannte helle Haufen unter Anführung des verdorbenen Wirths Mezler v. Ballenberg durch das Hohenloh'sche, wo er wie eine Lawine durch die Schaaren der Gleichgesinnten anwuchs. Auch die schwarze Schaar, unter Anführung des Ritters Florian Geyer, vereinigte sich mit ihnen, und ebenso die Deutschorden'schen und Neckarthalbauern, unter dem schlimmen Jäcklein Rohrbach von Böckingen. Eine Auswahl der wildesten und rohesten hatte sich solcher Gestalt vereinigt, und so zogen sie ins Weinsberger Thal, wo sie viele Gleichgesinnten fanden — bald standen sie vor der Stadt und Burg Weinsberg, um ein schreckliches Loos über sie hereinzuführen.

Auf der Burg von Weinsberg saß als österreichischer Burg- und Obervogt Graf Ludwig Helfrich v. Helfenstein, ein junger Ritter von 27 Jahren, Liebling des Erzherzogs Ferdinand.

Als der helle Haufen in die Nähe von Weinsberg kam, begab sich der Graf in eigener Person nach Stuttgart und ging die österreichische Regierung dringend um Verstärkung an. Seine Bitte wurde ihm in so weit erfüllt, daß ihm, um einstweilen, bis weiterer Beistand käme, dem Eindringen der Odenwälder Einhalt thun zu können, gegen 16 Ritter und 60 Reisige (Knechte) zugegeben wurden, die mit ihm nach Weinsberg eilten (12. April). Kaum angekommen, schrieb er an die Regierung zurück: daß er mit seinen wenigen Leuten dem mit etwa 6000 Mann eindrin-

genden Bauernhaufen aus dem Odenwald und Hohe-loheschen in die Länge nicht werde widerstehen können. „Wo mir," schloß er, „mit Reisigen oder andern Knechten nicht Hilfe oder Zusatz kommt, so will ich meine Ehre hiemit verwahrt haben; wo einiger Nachtheil oder Schaden daraus erfolgen möchte, will ich daran unschuldig seyn; wiewohl ich nichts destoweniger, so lange mein Leben währt, Alles das thun will, was einem frommen und redlichen Amtmann wohl ziemt." Zwei Tage später bat er, ihm doch die zugesagten hessischen Pferde von Stund an herabzuschicken. Noch dringender schrieb er am Ostersamstag, den 15. April, man möchte doch schleunig die ebenfalls versprochenen pfälzischen Reiter schicken mit Geld, „damit nicht Nachtheil, Spott oder Schaden daraus erfolge." Uebrigens hatten Graf Helfenstein und die anderen Ritter, schon als sie von Stuttgart nach Weinsberg hinabeilten, alle Bauern, die ihnen unterwegs begegneten, aufgegriffen und erwürgt. Bei seiner Ankunft im Weinsberger Thal fand der Graf, daß bereits, mit Ausnahme von Eberstadt, alle Dörfer des Amts dem hellen Haufen zugefallen waren. Als die Bauern — am Charfreitag 14. April — von Lichtenstern nach Neckarsulm zogen, forderten sie Weinsberg und die Ritter darin auf, in ihre christliche Brüderschaft zu treten. Während der Graf mit ihnen unterhandelte, um Zeit zu gewinnen, bis die erwartete Hilfe von Stuttgart käme, unterließ er es doch nicht, mit seinen Reitern „den ganzen Tag über ob den Bauern zu

halten und ihnen Abbruch zu thun, so viel ihm immer möglich war." Er that sich aus Weinsberg, fiel hinten in den Haufen in den Nachtrab, erstach und beschädigte ihrer Viele, wodurch der helle Haufen erzürnt und bewegt wurde. Die Bauern, in zorniger Bewegung auf den grünen Wiesen vor Neckarsulm, schickten am Charfreitag Abends ein Schreiben nach Weinsberg, das an den Bürgermeister der Stadt und an den Obervogt Helfenstein gerichtet war; ohne Zweifel ein Ultimatum der Bauern. Der Graf hatte den Hintersaßen seines Amts in's Bauernlager die Drohung geschickt: wenn sie nicht heimzögen, so wolle er ihnen ihre Weiber und Kinder nachschicken und ihre Dörfer verbrennen. Hans Koberer von Bretzfeld erfuhr, daß der Graf solches dem Hauptmann der Weinsberger Fähnlein geschrieben; er kam zu den Bauern im Lager unter den Weiden, wie sie aßen und tranken, und zeigte es ihnen an. Da schrieen die Bauern des Weinsberger Thals: man solle sie heimziehen lassen oder ihnen Frieden machen. Als der Graf von dem Angriff auf den Nachtrab des Bauernheeres nach Weinsberg zurückkam, schien es ihm, als fände er die Bürger in der Stadt eines Theils wankelmüthig; sie waren sehr erschrocken — ohne Zweifel, da sie die Stärke des vorbeiziehenden Heeres gesehen und von dessen Erbitterung über Helfensteins Angriff gehört hatten. — Das Vertrauen, das der Graf zu ihnen gehabt, entfiel ihm, und er versah sich nichts Gutes mehr zu ihnen. Er schrieb der Regierung zu Stutt-

gart: „er halte für gewißlich, wäre er mit den Reisigen nicht hier, so wäre Alles umgefallen. Darum habe er heute (Samstag) mit ihnen gehandelt, und es ihnen gleich auf einen Bündel gebunden, und so sie wieder von ihrem Vorhaben ihres Anschlusses an die Bauern abgewiesen.“ Noch hoffte er, der helle Haufen werde Weinsberg ungestört lassen und ziehe schon gegen Wimpfen. Ins Lager der Bauern aber kamen zu gleicher Zeit eine trotzige, verächtliche Antwort des Grafen auf ihr Ultimatum und eine Botschaft einiger Weinsberger Bürger, die es mit den Bauern hielten. So gut der Graf die Thore der Stadt hütete, so gelang es doch eines Weibes List, hinauszukommen. Wolf Nagels Frau von Weinsberg stahl sich durch nach Neckarsulm zum Haufen, ging von Hütte zu Hütte und sagte: „Jörg Ry, der Bretzel Vickel, Melchior Becker und Bernhard Hellermann von Weinsberg haben sie zu ihnen geschickt, sie sollen kommen, sie wollen ihnen die Stadt aufthun, sie sollen sie nicht in den Nöthen stecken lassen. Dazu kam Semmelhans von Neuenstein, ein Salzführer, in's Lager nach Neckarsulm. Der war in der Weinsberger Burg gefangen gelegen und ausgebrochen. Dieser zeigte dem Bauernrath, Dionys Schmid von Schwabach an: es liegen nicht mehr als 8 Mann oben im Schloß; die anderen alle seyen in der Stadt; er wolle ihnen den Punkt zeigen, wo das Schloß leicht zu stürmen seye. Schmid und der Bauernrath Hans Koberer von Bretzfeld theilten diese Nachricht den Hauptleuten mit,

und machten den Vorschlag, vor Weinsberg zu ziehen und es zu nehmen. Die Antwort des Grafen entrüstete den ganzen Haufen; „die Bauern aus dem Weinsberger Thal wären lustig, Stadt und Schloß zu stürmen, damit sie nimmer frohnen dürfen," und der helle Haufen erhob sich am Osterfeste Morgens früh — 16. April — Weinsberg zu mit großer Furie. Es ging über Binswangen und Erlenbach, auf den der Burg gegenüber liegenden Schemelsberg. Zu Neckarsulm war am Abend des Beschlusses ein Heilbronner Bürger, Einer von der Ehrbarkeit, im Bauernlager anwesend gewesen. Als dieser hörte, wie die Bauern beschlossen haben, Weinsberg zu nehmen und dem Adel zu Leibe zu gehen, ließ er heimlich noch in der Nacht den Grafen durch einen Wächter warnen. Auch durch einen Kundschafter wurde dem Grafen noch vor Tag gemeldet, daß die Bauern bereits aus ihrem Lager ausgebrochen seyen und es geheißen habe: sie wollen bei den Weinsbergern die Ostereier holen. Schon vor Tagesanbruch — 16. April, Osterfest — waren auf diese Nachrichten Ritter und Reisige gerüstet, ihre Pferde in den Stallungen gesattelt und gezäumt, und zur Verstärkung der geringen Besatzung des Schlosses wurden sogleich auch noch fünf Reisige dahin abgeschickt. Mehr konnte man nicht ins Schloß legen, obgleich des Grafen Gemahlin und Kind und Kostbarkeiten darin waren. Der Graf verachtete auch die Bauern zu sehr, als daß er es für möglich gehalten hätte, daß sie ein so festes Schloß erstürmen.

Es galt ihm vornehmlich, die Stadt gegen den ersten Angriff zu vertheidigen; er traf die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung ihrer Thore und der Wehren. Hierauf versammelte er seine Ritter und Reisigen und die Bürgerschaft auf dem Markte, wo er sie ermunterte, herzhaft zu seyn und ihr Bestes zu thun. Sie zeigten alle guten Willen, und der Graf gab ihnen auch von seiner Seite die Zusicherung, da er sein Weib und Kind auf dem Schloß verlassen habe, wolle er auch bei ihnen in der Stadt ausharren und Alles für sie thun. Es werde ihnen auch unfehlbar heute noch ein reisiger Zeug zu Hilfe kommen. Die Thore, Mauern und Wehren waren nach der Anordnung des Grafen bereits alle besetzt. Noch zeigten sich keine Bauern. Die Zeit des Morgengottesdienstes, den der Pfarrer abzukürzen ersucht ward, rückte heran. Mehrere Bürger und Reisige begaben sich in die Kirche, um das Sakrament zu empfangen. Auch der Graf und Dietrich von Weiler waren zur Anhörung einer Messe darin. Da wurde dem Grafen, noch ehe der Gottesdienst zu Ende ging, um 9 Uhr Morgens, in die Kirche gemeldet, die Bauern seyen da; man sehe einzelne Bauerngruppen auf dem Schemelsberg, denen größere Partien nachziehen. Der Thurmwächter wollte sogleich Sturm schlagen, aber der Graf verbot ihm, Lärm zu machen, um die Einwohner nicht noch mehr zu beängstigen. Den Reisigen und Bürgern, die auf der Mauer zur Wehr gerüstet waren, sprach er zu, muthig und unerschrocken zu seyn. Dietrich von Weiler

und der Schultheiß Schnabel sorgten dafür, daß Weiber und Mägde ganze Haufen Steine, die von den Reisigen aus dem Pflaster ausgebrochen wurden, auf die Mauer trugen. Vom Schemelsberg, auf welchem sich die Bauern in Schlachtordnung stellten, schickten sie zwei Herolde, an einem Hute kenntlich, den sie auf einer langen Stange trugen, zur Stadt hinab. Diese erschienen vor dem unteren Thore und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen christlichen Haufen," riefen sie an die Mauer hinauf, „wo nicht, so bitten wir um Gotteswillen, thut Weib und Kind hinaus, denn beide, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben, und es wird dann Niemand geschont werden." Die innerhalb des Thors aufgestellten Bürger und Reisige wußten nicht, was sie den Abgeordneten antworten sollten. Sie schickten nach dem Grafen, und er eilte sogleich selbst dem Unterthore zu. Aber ehe er kam, war (unglücklicher Weise) Dietrich von Weiler ans Thor gekommen. Dieser, ein übermüthiger Rittersmann, glaubte nicht, daß die „Roßmucken," wie er die Bauern verächtlich nannte, einen ernstlichen Angriff wagen würden, wenn sie entschlossene Gegenwehr fänden. Er hielt es für eine Schande, wenn ein Rittersmann mit solchen „Roßmucken" verhandeln wollte. Mit Kugeln sich mit ihnen zu besprechen, sehe das einzige Würdige und Gescheidte. Auf seinen Befehl wurde von der Mauer und dem Thorhause hinab auf die Gesandten der

Bauern gefeuert. Einer derselben stürzte schwer verwundet nieder, raffte sich aber blutig auf und lief mit den Andern, was sie konnten, dem Schemelsberg zu. Dietrich von Weiler freute sich des Laufens — er glaubte aus der Bewegung auf dem Berge schließen zu dürfen, daß eine solche Energie den Bauern imponirt habe. „Lieber Freund," rief er, „sie kommen nicht, sie wollten uns nur also schrecken und meinen, wir hätten vom Hasen das Herz." Anders dachte der mit dem Grafen herbeigekommene Bürgermeister Bretzel. Er äußerte dem Grafen die Besorgniß, daß es den Bauern, wenn sie, was jetzt wahrscheinlich seye, mit aller Macht heranrücken, eben doch gelingen möchte, durch die Thore einzudringen. Man solle das untere Thor verterrassen und dazu aus dem nahen Spital Fässer und Mist schnell herbeischaffen. Aber der Graf meinte: dadurch würde den pfälzischen Reitern unter dem Marschall von Habera, die er stündlich erwarte, der Weg versperrt, weßhalb er es nicht zugab. Auch er glaubte nicht an den Ernst der Bauern. Während der Verhandlung, die sie von ihren Gesandten erwarteten, standen die Bauern in drei Haufen ruhig, aber in Schlachtordnung; voran Florian Geyer mit der schwarzen Schaar, hinter ihm ein zweiter Haufen —, die größere Zahl hielt noch gegen Erlenbach und Binswangen hin. Die Schüsse von der Mauer und dem Thorhaus, welche Einen der Gesandten blutig niederwarfen, waren das Signal. Auf einmal bewegte sich Florian Geyer mit der schwarzen

Schaar gegen den Burgberg; der Haufen hinter ihm eilte vor die Stadt hinab; der noch gegen Erlenbach stehende große Haufen kam im Sturmschritt nach. Die schwarze Hofmännin, eine alte Hexe aus Böckingen, sprach den Zaubersegen über die Bauern, daß die feindlichen Büchsen ihnen nicht schaden. Während das Schloß angerannt wurde, ergossen sich die Haufen um die Stadt, und der erste Angriff geschah auf das untere Thor, welchem sich die Bauern von dem Siechenhaus her in einem Hohlweg mit Leitern und Büchsen genähert hatten. Die Bürger in der Stadt hielten sich wohl mit dem Grafen. Bürger und Reisige wetteiferten auf der Mauer. Vom Schloß, wie von den Mauern und Wehren der Stadt wurde ein lebhaftes Feuer aus den Schießlöchern unterhalten, und ein heftiges Steinwerfen über die Mauern hinab, um die andringenden Bauernfähnlein abzuhalten. Doch wurden nur drei Bauern von der Stadt aus erlegt, dagegen Viele weniger oder mehr verwundet, was die Wuth der Bauern noch mehr reizte. Sie schwuren den Weinsbergern Mord und Brand zu. Es war Jäcklein, der hier stürmte. Da gewahrte man plötzlich von der Stadt aus zwei Fahnen auf dem Schloß aufgesteckt, es waren — Bauernfahnen, es waren die Siegeszeichen Florian Geyer's und seiner schwarzen Schaar. Diese, meist Bauern der Rotenburger Landwehr, eingelernte Kriegsmänner, die schon mehr dabei gewesen, wo es galt, Mauern zu stürmen und zu brechen, waren mit denen vom Weinsberger Thal im

Grünen vor das Schloß gezogen und hatten es in Kurzem erstiegen und erstürmt. Schon waren auch am dreifachen unteren Thore der Stadt die zwei äußeren Thore von den Bauern eingehauen. Das und der Fall des Schlosses schlug den Muth der Bürger nieder. Es waren ohnedieß nicht alle Bürger von Anfang an in der Vertheidigung so eifrig gewesen, sondern nur „die Ehrbarkeit," nur die am unteren und oberen Thore. An der nördlichen Seite der Stadt, bei dem kleinen Thor an der Kirche, wo Dionys Schmid von Schwabach den Sturm anlief, wehrten sich die Bürger gar nicht. Hier arbeiteten die Freunde Jäcklins und Schmids, namentlich Adam Franz, Wendel Hofmann, Melchior Becker, Jörg Schneiderhänslein und Jörg Ry den Bauern in die Hände. Einer hieb innen am Pförtlein, Einer von außen, um es aufzuhauen. Jetzt, bei der furchtbar anschwellenden Gefahr, als die Sturmblöcke und Balken, die Hämmer und Aexte schon am letzten innersten Thore des Unterthores schmetterten, entsank auch den ehrbaren, den ergebensten Bürgern der Wille des Widerstandes. Es war umsonst, daß Dietrich von Weiler noch immer in der Stadt herumritt, und die Bürger und Reisigen, die zum Theil schon die Wehren verließen, zu unausgesetzter Gegenwehr aufrief. Zugleich umringte den Grafen ein Haufen Weiber, welche schrieen und flehten, es doch nicht auf's Aeußerste kommen zu lassen, da ihnen bei längerer und doch nutzloser Gegenwehr mit Mord und Brand gedroht

werde. Diese Drohung Jäckleins hatte furchtbaren Eindruck auf die Einwohner gemacht, und während die Ritter noch immer zum Widerstand riefen, beharrten die Bürger auf Uebergabe „gegen Sicherheit für Leib und Leben.“ Die Bürger entzweiten sich mit den Rittern, und der gemeine Mann fing an, die Herren mit Gewalt von den Wehren und Mauern herabzuziehen. Dieß geschah namentlich gegen Hans Dietrich von Westerstetten, der mit dem Hauptmann Geßlich und dem Amtsknecht von Bottwar die Mauer wieder erstiegen und gerade von dort einen Bauern erschossen hatte. Die Bürger drohten ihm mit dem Tode, wenn er nicht herabginge. Der Graf sah nun selbst die Unmöglichkeit ein, sich zu halten. „Ihr habt Euch wohlgehalten, Ihr Weinsberger! und den Bauern genug gethan; das will ich Euch vor Gott und der Welt bezeugen!“ rief der Helfensteiner, und gab es zu, daß Einer der Bürger, der Schwabhannes, mit dem Hut auf einer Stange den Bauern über eine Zinne des Unterthors hinaus Friede zurief, und das Anerbieten machte, ihnen, wenn sie Alles am Leben ließen, die Stadt zu übergeben. Auch der Priester Franz und noch Mehrere schrieen: Friede, Friede! zu den Bauern hinaus. Diese aber schossen dem Schwabhannes den Hut von der Stange herab und riefen hinauf: die Bürger sollen beim Leben bleiben; die Ritter aber müssen Alle sterben. Graf Helfenstein stand darneben, als Schwabhannes wenigstens um eine Ausnahme für den Grafen bat, und mußte mit ei-

genen Ohren die Antwort hören: daß er sterben müsse, wenn er auch von Gold wäre. Jetzt faßte der Graf, dem es zu grauen anfing, den Entschluß zur Flucht. Er wollte noch einmal die Bürger zu kurzem Widerstand aufmahnen, um während desselben zum oberen Thore auszubrechen. Er theilte diesen Entschluß etlichen Bürgern, die ihm vertraut waren, mit, und bat sie, ihm und seinen Rittern zum Thore hinauszuhelfen. Aber auch hier fanden sie die Wehren und das Thorhaus meist von den Bürgern schon verlassen. Nur wenn die Bürger ihn von der Mauer aus kräftig unterstützten, war es möglich, sich zum Thore hinaus durchzuschlagen; denn bereits war auch das obere Thor von den Bauern angerannt. „Wo sind meine frommen Bürger?“ rief der Graf verzweifelnd. Aber sein Ruf wurde betäubt durch das Jammergeschrei der Weiber, die zu Eröffnung des Thores bereits die Schlüssel in den Händen hatten — und von dem Geschrei der Bürger, welche die Besatzung nicht entfliehen lassen wollten. Als sie die Ritter und Reisige sich auf ihre auf dem Markt bereit stehenden Pferde schwingen sahen, schrieen sie, die es nicht mit den Bauern hielten, in der Angst vor den Stürmenden den Rittern zu: „wollt ihr uns allein in der Brühe stecken lassen?“ Andere schrieen unter Verwünschungen: „durch sie seye die Stadt ins Unglück gekommen; zum Entfliehen sey es jetzt keine Zeit.“ Die Uhr war wirklich auch abgelaufen; von vier Seiten zumal ergoß sich der Strom der Bauern in die Stadt. Zuerst

sprang das Pförtlein bei der Kirche auf; hier stürzte im Gedräng Dionys Schmid und ein Schwarm, der vom Schloß herab kam, in die Stadt herein. Auf einer anderen Seite beim Spital, half ein Spitalpfründner, Hans Mösling, „ein einfältiger Mensch," einem Bauern über die Stadtmauer herein und diesem stiegen die andern nach. Mit wüthendem Mordgeschrei wälzte sich die Hauptmasse der Bauern durch das von ihnen vollends eingehauene untere Stadtthor, gerade in dem Augenblicke, als sich die Reisigen auf ihre Rosse geschwungen hatten. Man hörte das Geschrei an die Bürger: „geht in eure Häuser mit Weib und Kind, so soll euch nichts widerfahren!" Die Bürger flohen in ihre Wohnungen und schloßen Thüren und Läden. Jäckleins Hause aber schrie nach dem Grafen und den Rittern, man müsse sie durch die Spieße jagen. Während dessen drangen die Bauern auch vollends zum oberen Thore herein. Es bleibt nach den Zeugenaussagen ungewiß, ob sie es selbst sprengten, oder ob die Bürger es ihnen öffneten. Alle Ritter und Reisige suchten die höher gelegene Kirche und den Kirchhof zu erreichen, um sich hier noch ihres Lebens zu wehren, oder sich im Innern der Kirche zu retten. Auch der Graf flüchtete sich dahin. Ein Priester zeigte ihm und mehreren Rittern eine Schneckenstiege in der Kirche, durch die sie auf den Kirchthurm kommen und sich vielleicht dort noch vor ihren Feinden retten möchten. Etwa 18 Ritter und Knechte flüchteten sich durch diese Schneckenstiege auf den

Thurm. Die Blutdürstigsten unter den Bauern waren die Böckinger (unter Jäcklein), die vom Weinsberger Thal und einige aus der Stadt, wovon fünf schon in Lichtenstern zu den Bauern gefallen, drei derselben mit nach Weinsberg gekommen und bei Erstürmung der Stadt und des Schlosses thätig gewesen waren. Auf dem Schlosse hatte Einer von Oehringen fünf Ritter niedergestoßen. Clemens Pfeiffer von Weinsberg, der vom Schloß herabgekommen war, rief: „ich habe den Burgpfaffen Wolf erstochen; hätte ich den Claus Maler von Weinsberg, ich wollte ihn gleich erstechen.“ Auf dem Kirchhof wurden Sebastian von Ow, Eberhard Sturmfeder und Rudolf von Eltershofen ereilt; sie fielen sogleich unter den Streichen und Stößen der Bauern. Wen diese mit Waffen auf dem Platz fanden, der ward erstochen oder erschlagen. Selbst aus den Bürgern kamen während des Sturmes und jetzt im Gedränge des ersten Hereinbruchs 18 um; in die 40 wurden verwundet. Die verschlossene Kirchthüre wurde aufgesprengt; alle Reisigen, die sich im Schiff der Kirche versteckt hatten, wurden erstochen. Einige hatten sich in die Gruft verborgen; die Bauern erbrachen die Gruft und erschlugen die Aufgefundenen. Nun entdeckten sie auch die Schneckenstiege. Ein wildes Freudengeschrei erscholl: „hier haben wir das ganze Nest beisammen; schlaget sie Alle todt!“ Alle wollten sich zugleich hinaufdrängen. Es konnte aber hin und her nur Einer um den Andern durchkommen, und dadurch, daß sie in einem auf der Treppe er-

stochenen Ritter das Schwert stecken ließen, wurde der Zugang auf kurze Zeit von ihnen selbst gesperrt. Jetzt gab Dietrich von Weiler alle Hoffnung auf. Er trat auf den Kranz des Thurmes und rief hinab auf den Kirchhof: sie wollen sich gefangen geben und 3000 fl. zahlen, wenn man sie am Leben lasse. „Und wenn ihr uns," riefen die Bauern hinauf, „auch eine Tonne Goldes geben wolltet, der Graf und alle Ritter müssen sterben." „Rache, Rache für das Blut unserer Brüder, für die 7000 bei Wurzach Gefallenen!" schrieen Andere; und in demselben Augenblick sank Dietrich von Weiler rückwärts nieder. Ein Schuß von unten hatte ihn tödtlich in den Hals getroffen. Und schon stachen auch die Schwerter derjenigen Bauern nach ihm, die jetzt den Thurmschnecken herauf gekommen waren. Dann warfen sie den noch Röchelnden noch über den Kranz auf den Kirchhof hinab. Auch andere Ritter theilten sein Loos; darunter der Forstmeister Leonhard Schmelz. Matthias Ritter stürzte ihn und zwei Andere vom Thurm hinab. Beckerhans von Böckingen trat unter gräßlichen Flüchen auf dem Leichnam des Forstmeisters herum. Der junge Dietrich von Weiler, des Erschlagenen Sohn, erkaufte von Beckerhans sein Leben mit acht Goldgulden; aber dieser schlug ihn dennoch, wie er sich wandte, von hinten mit der Büchse nieder. Georg Metzler, der oberste Hauptmann der Bauern, und Andreas Remy von Zimmern, ein anderer Anführer, ritten herbei und gaben den Befehl, keinen Ritter und Reisigen mehr zu tödten, sondern

Alle gefangen zu nehmen. So wurde der Graf von Helfenstein mit den Andern vom Thurme herabgeführt. Im Durchführen über den Kirchhof stieß ihn ein Bauer mit der Hellebarde in die rechte Seite; auch Georg von Kaltenthal wurde am Kopf verwundet. Die Gefangenen waren mit Stricken gebunden und wurden in die festen Mauern- und Thorthürme gelegt, der Graf von Helfenstein wahrscheinlich in den Thurm am unteren Thore, nahe dem nachmaligen Mordplatze. Alles, Sturm, Eroberung, Gefangenschaft, war das Werk einer Stunde. Um 10 Uhr Morgens war Alles vorüber. Da mehr gesattelte Pferde erbeutet wurden, als den Bauern Reiter in die Hände gefallen waren, so schloßen sie nicht unrichtig daraus, daß noch manche Reisige sich in bürgerlichen Häusern versteckt haben möchten. Unter Trommelschlag wurde sogleich bekannt gemacht, daß jeder Bürger sich in sein Haus begeben und bei Leib- und Lebensstrafe die in den Häusern und Scheunen versteckt liegende Reisigen ausliefern sollte. Nur Wenigen gelang es, durch die Gutmüthigkeit ihrer Hauswirthe zu entkommen. Einer verbarg sich im Backofen und entrann darauf in Weiberkleidung. Ein junger Knecht Dietrichs von Weiler, Marx Hengstein, wurde von einigen Weibern im Heu versteckt, und entkam wie der vorige. Jörg Metzler von Ingelfingen, ein Fähndrich der Bauern, rettete einen Dritten, ihm befreundeten, indem er ihn für einen Koch ausgab. Jetzt wollten die Bauern plündern. Da sie die Stadt mit Leib- und Lebensgefahr haben

erobern müssen, behaupteten Viele, so gehöre ihnen nun auch Grund und Boden von Weinsberg zu. Nicht ohne großes Murren des Haufens brachten es endlich die Hauptleute dahin, daß nur die Häuser der Geistlichen, des Kellers (Binder), des Schultheißen (Schnabel), des Stadtschreibers (Rößlin) und des Bürgermeisters (Pretzel), die sich besonders thätig an die Ritter angeschlossen hatten, der Plünderung preisgegeben, die übrigen Bürgerhäuser verschont wurden. Für die Verschonung wurde den Bürgern zur Bedingung gemacht, die vielen Verwundeten sorglich zu pflegen und die Bauern mit Wein und Lebensmitteln zu versehen, so lange sie in Weinsberg lägen. Auch in der Kirche und Sakristei wurden alle Truchen erbrochen, das Almosen, die Monstranz, die Kirchengefässe genommen. Die Bauern waren mit ihren Gedanken so sehr nur beim Plündern, daß Wolfgang Schäfer, der Schulmeister, ihnen unter dem Geschäft zwei Altarkelche wieder heimlich wegnehmen konnte. In der Stadt plünderten sie jedoch selbst in den preisgegebenen Häusern mit Rücksicht. Als sie ein Trüchlein mit Geld in einer Kammer fanden, und Schäfer, der Schulmeister, sagte: es gehöre armen Kindern zu Weinsberg, ließen sie es geschehen, daß er es davon brachte. Im Schlosse fanden sie die reichste Beute. Der Eine trug einen Becher davon, ein schönes Silbergefäß, das dem Grafen gehörte; der Andere seidene Decken und seidene Gewande, Zinngeräth und Leinwand. Dionysius Schmid erbeutete allein bei 60 fl.;

Koberer so viel, daß er sagte: Lukas schriebe nicht davon. Es war ein solches Reißen und Zerren um die Kostbarkeiten, daß sie oft das Beste übersahen. So lag ein Futteral am Boden, es sah aus wie ein Löffelfutteral. Einer und der Andere hob es auf und warf es wieder weg. Zuletzt nahm es Einer und öffnete es: „da stack es voller Ring und Ding.“ Dionysius Schmid allein verkaufte um 50 fl. Ringe und Kleinodien an einen Nürnberger Goldschmid, sein Bruder Caspar um 15 fl. Der reiche Weinvorrath des Schloßkellers wurde ins Lager geschafft. Beutemeister war Hans Wittich von Ingelfingen; er vertheilte Früchte und Wein. So verging der Mittag und Abend mit Plündern, Beutevertheilen, mit Wohlsein im Essen und Trinken und Zusammenreißen der Burg. Dieses Geschäft leitete wahrscheinlich Florian Geyer, der den Grundsatz ausgesprochen, daß alle Herrensitze, weltliche, wie geistliche, zerstört werden müßten. Zum Schluß warfen die Bauern noch den Feuerbrand in die Burg, daß man weithin in der Gegend am feuerrothen Firmamente sehen konnte, was die Bauern zurücklassen, wenn sie Meister geworden sind. Florian Geyers, des Ritters mit einem Bauernherzen, That war eine rohe, aber die blutigste That war diejenige, welche Jäcklin von Rohrbach, der Robespierre unter den durch Rachsucht verthierten Bauern, ausbrütete und schrecklich ausführte. Auf seinen Antrieb wurden schon $^1/_2$ Stunde nach der Erstürmung Weinsbergs, während der größte Theil des Heeres

plünderte, oder in den Wirthshäusern „zum Stärlen, zum Rößlen ꝛc.“ zechten, in der Mühle beschlossen, die Gefangenen alle zu erstechen. Jäcklein war es, der die Gefangenen sogleich herausführte auf eine Wiese beim Unterthor. Es waren Graf Ludwig von Helfenstein, Obervogt zu Weinsberg, Hans Conrad Schenk zu Winterstetten, Vogt zu Vaihingen und Maulbronn, Burkhard von Ehingen, Sohn des tapfern Rudolfs von Ehingen, Conrad von Ehingen, Friedrich und Jörg Wolf von Neuhausen, Hans Dietrich von Westerstetten, Burgvogt von Hohen-Neuffen, Philipp von Bernhausen, Sohn des Vogts zu Göppingen, Jakob von B., Hans Conrad Spät von Höpfigheim, Bleickhard von Rieringen und Weiprecht von Rieringen, Rudolf von Hirnheim, Wolf Rauch von Winnenden und Helfenberg, Jörg von Kaltenthal, der Jüngere. Auch mehrere Knechte wurden mit ihnen herausgeführt, junge Reitersknaben — mit Stricken gebunden. Man führte sie in einen Ring, um ihr Urtheil zu hören. Da kam die Gräfin von Helfenstein, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, welche gefangen von der Burg herabgeführt worden war. Sie trug ihr zweijähriges Söhnlein Maximilian auf den Armen; ihr Frauenzimmer folgte ihr. Sie warf sich vor Jäcklein und den Anderen auf die Kniee, hielt ihnen ihr Kind entgegen und bat flehentlich, dem Kleinen den Vater, ihr den Gatten zu lassen. Aber alle Macht ihrer Thränen, ihrer Schönheit, ihres Unglücks rührte die Horden nicht. Jahrelange, unmenschliche Behandlung

hatte Viele zu Unmenschen gemacht. Sie stießen die jammernd zu ihren Füßen liegende Kaiserstochter zurück, und Einer stach mit seinem Spieß „das kleine Herrlein“ auf ihrem Arm auf die Brust. Helfenstein selbst bot für sein Leben allein eine Lösungssumme von 30,000 fl. „Und gäbst du uns zwei Tonnen Golds,“ antworteten sie, „so müßtest du doch sterben.“ Die Rache lechzt nach Blut. Auf Jäckleins Befehl bildete sich von Bauern eine Gasse, welche Hans Winter aus dem Odenwalde commandirte. Wilmerhans von Neckargartach schlug die Trommel, wie es bei Hinrichtungen der Art alter Brauch war. Die Bauern in der Gasse streckten ihre Spieße vor, und der Erste, der unter Trommelschall in die Gasse gejagt wurde, in die Spieße der Bauern, war Hans, ein Knecht des Conrad Schenk von Winterstetten. Er wurde sogleich niedergestochen. Der Zweite, an den die Reihe kam, war sein Herr. Der Dritte, der zum Eintritt in die Gasse commandirt wurde, war Graf Ludwig von Helfenstein. Jakob Cunz, ein zu Rom geweihter Priester, bei dem Ausbruch des Aufstandes Pfarrverweser in Winzenhofen, jetzt Feldschreiber der Bauern, hörte ihn beichten und empfing von ihm seinen Rosenkranz, den er fortan selbst am Arme trug. Urban Metzger von Waldbach und Claus Schmids Sohn von Rappach führten den Grafen in ihrer Mitte heraus auf die Gasse. Es sollte ihm doppelt bitter werden. Melchior Nonnenmacher, ein Pfeifer von Ilsfeld, der die Zinke blies, war früher in seiner

Gunst gestanden und mehrtheils zur Tafelmusik bei ihm zu Tisch gesessen. Diesen aus seinem Dienst entlassenen Nonnenmacher sah der Graf jetzt vor sich auf seinem letzten Gang. Der trat vor ihn, wie sie ihn daher führten, nahm ihm Hut und Feder vom Kopf, mit den Worten: „Das hast du nun lange genug gehabt; ich will auch einmal ein Graf seyn," und setzte ihn sich selbst auf. Und weiter sagte er: „habe ich dir lange genug zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen." Damit schritt er vor ihm her und blies lustig die Zinke bis an die Gasse. Urban Metzger von Waldbach stieß ihn gegen die Spieße. Beim dritten Schritte schon stürzte der Graf unter vielen auf ihn hineinstechenden Spießen zu Boden. Ihm folgte sein Knappe Pleyberger und sein Hausnarr; dann nach einander kamen die Ritter daran, und wie Einer in die Gasse trat, hörte man Zurufe, wie: „Du bist mir über den Samen geritten; Du hast mir das Schwert über den Kopf geschlagen; Du hast mir dies und das gethan." Die jungen Reitersknaben wurden mit Spießen in die Höhe gehoben und so ermordet. Noch der Leichnam des gefallenen Grafen wurde verhöhnt und mißhandelt. Melchior Nonnenmacher nahm das Schmalz von ihm und schmierte seinen Spieß damit. Die schwarze Hofmännin stach mit einem Messer in seinen Bauch und schmierte sich mit dem herauslaufenden Fette die Schuhe. Man sah Einen, der Haut und Haar eines Ermordeten auf

einem Spieß herumtrug. Andreas Remy v. Zimmern steckte die Helmfedern des Grafen auf seinen Hut; Jäcklein Rohrbach legte den Koller und die damastene Schauppe des Grafen sich selbst an, trat damit vor die unglückliche Gräfin und sprach: „Frau, wie gefall' ich Euch jetzt, in der damastenen Schauppe?“ Die Gräfin verging vor Schrecken und Betrübniß, als sie den Mörder ihres trauten Herrn in dessen Waffenkleidung vor sich sah. Den Panzer legte Jäcklein wieder ab und schenkte ihn an Hans Seckler von Neuenstein. Rohe, raubgierige Hände nahmen der Gräfin ihr Geschmeide, ihre Kleider, und zerfetzten ihr noch den Rock, den sie am Leibe hatte. Hierauf setzte man sie auf einen Mistwagen mit ihrem Kind und ihrem Frauenzimmer und schickte sie nach Heilbronn. Spottend riefen sie zu ihr hinauf: „in einem goldenen Wagen bist du nach Weinsberg eingefahren, in einem Mistwagen fährst du hinaus.“ Sie aber dachte der eben verflossenen Leidenswoche des Herrn und sprach: „ich habe viele Sünden. Christus mein Herr ist auch am Palmtag unter dem Jubel des Volks eingezogen, und bald darauf hat er Spott und Kreuz leiden müssen, nicht um seiner, sondern um anderer Sünde willen; der tröste mich!“ So fuhr die edle Dulderin von dannen, ihr verwundetes Kind in den Armen, das noch in späteren Jahren die Narbe behielt; und sie that ein Gelübde, wenn Gott diesem ihrem Sohne aufhelfe, so wolle sie ihn Gott opfern und er müsse geistlich werden.

Wo die Gebeine der Opfer wilder Bauernrache begraben wurden, ist nicht zu ermitteln; noch am Ostermontage lagen die Leichname nackt am Wege. Am Mittag des Osterfestes (16. April) war das blutige Drama vollendet, am Osterdienstag zog der helle Haufen weiter; aber schneller, als man vermuthete, ereilte die gräulichsten dieser Blutmenschen die Rache.

Schon zu Anfang des Mai zog Georg Truchseß, Oberfeldherr des schwäbischen Bundes, genannt der Bauernjörg, das Wirtemberger Land herab. Es ereilte zuerst nach der blutigen, unglücklichen Schlacht bei Sindelfingen (12. Mai), den allda in einem Taubenschlag versteckt gefundenen Melchior Nonnenmacher, den Pfeifer von Ilsfeld, welcher bei der Weinsberger Blutthat den Grafen von Helfenstein mit der Zinke bis an die Gasse begleitet hatte. Der Truchseß, der ihn wohl kannte, ließ ihn im Lager unweit Maichingen mit einer eisernen Kette an einen Apfelbaum binden, so daß er zwei Schritte weit um denselben laufen konnte, befahl gut Holz herbei zu bringen und dasselbe $1\frac{1}{2}$ Klafter vom Baum herumzulegen. Er selbst, Graf Ulrich v. Helfenstein, Graf Friedrich von Fürstenberg, Herr Frowen von Hutten, Dietrich Spät und die andern Ritter trugen Jeder ein großes Scheit herzu, dann wurde es angezündet. Es war Nacht; weithin über's Feld zerstreut standen und lagen verlassene Wagen und Karren, Geschütze, Zelte, Waffen; zwischen hinein lagen die Todten, still röchelten die Sterbenden und Verwundeten. Im weiten

Lager lärmte das Zechgelag der Sieger. Um den gefesselten Pfeifer im Ring frohlockten die Edlen, und der Holzstoß schlug in Flammen auf, in dessen Feuerkreis der Unglückliche, den Herren zum Gelächter, immer schneller und schneller umlief, „fein langsam gebraten.“ Lange lebte er, schwitzend und brüllend vor Qualen. Bilder des Entsetzens, weiß wie Stein, standen die andern Gefangenen umher. Endlich schwieg er und sank zusammen. Das zweite Opfer war noch unterwegs der aus der Schlacht von Sindelfingen entronnene, bei Hohenasperg vom dortigen Vogt gefangene und dem Truchseß bei seinem Vorüberzug ausgelieferte Jäcklein Rohrbach. Auch er wurde, wie der Pfeifer, im Lager zwischen Neckargartach und Fürfeld am 20. Mai an eine Felbe mit eiserner Kette gebunden und mit Feuer umlegt, daß auch er langsam bratend den gräßlichen Todtentanz in dem Feuerkreis um den Baum tanzen mußte unter Trommel- und Pfeifenschall. Kinder auf den Achseln der Kriegsknechte sahen zu, und umher standen die Edlen, bis er, nicht mehr er selbst, keine Gestalt mehr, zusammensank.

Noch mehrere von denen, die an dem Tod der Ritter Schuld waren, empfingen den wohlverdienten Lohn: der Semmelhans, der die Burg Weinsberg verrathen, sowie der Pfarrer Wolfgang Kirschenbeißer, wurden zu Hall enthauptet. Einer von denen, welche den Ritter von Weiler vom Thurm gestürzt, wurde von einem Ritter v. Vellberg in den Graben seines

Schlosses zu todt gestürzt. — Ein schreckliches Schicksal erging über die Stadt Weinsberg. Am 21. Mai erschienen gegen 5000 Mann vom rächenden Bundesheer vor der Stadt, und ihr Anführer, der bairische Trautskircher, ließ auf Befehl des Truchsessen von Waldburg Feuerbrande in die Stadt werfen, um die Stadt mit allem Gut darin zu verbrennen. Vom Vieh und allem Geräthe durfte weder ein Kriegsknecht noch einer der Ausgetriebenen Etwas nehmen. In wenigen Stunden war die Stadt vom Boden weggebrannt. Der Himmel über der unglücklichen Stadt war in jener Schreckensnacht wie ein Feuermeer. Nur 10 Häuslein und die Kirche waren stehen geblieben. Dann ließ der Truchseß im Namen der österreichischen Regentschaft verkünden: „es soll nimmermehr an diesen Ort gebaut werden, man soll ihn sammt dem Schlosse, künftigen Zeiten ein Zeichen, unbebaut stehen lassen.“ Mit Verzweiflung ringend irrten die Einwohner in den Wäldern umher. Und doch ist, obgleich Chronisten aus jener Zeit, wie Peter Haarer in seinem „Bauernkrieg“ die Weinsberger für Theilnehmer an der Gräuelthat gegen die Ritter erklären, zur Stunde noch nicht erwiesen, ob sie wirklich mitschuldig gewesen. Als kräftiger Beweis dafür gilt, daß später Graf Sebastian von Helfenstein, des Ermordeten Bruder, bei Herzog Ulrich, der Worte seines Bruders eingedenk, sich für die Weinsberger sehr thätig verwendete. — Nicht genug, daß den Bürgern von Weinsberg die Stadt mit aller Habe verbrannt wurde,

sie wurden von König Ferdinand noch um eine große Summe Gelds gestraft. — Endlich nach langem Flehen und nachdem sie eine harte Urfehde unterschrieben, erhielten einzelne Bürger die Erlaubniß, wieder bauen zu dürfen. Aber Stadtmauer und Zwinger wurden abgebrochen und die Gräben geschleift. Alle Freiheiten und Rechte der Stadt wurden für null und nichtig erklärt, und Weinsberg hieß von nun an nur Dorf. Die Bürger durften weder Wehr noch Harnisch mehr tragen. Auf dem Platze der Gräuelthat mußten die Bürger eine Kapelle bauen und ein steinernes Kreuz errichten, worauf die böse That verzeichnet war. Erst mit dem Jahr 1534, als der vertriebene Herzog Ulrich, der rechtmäßige Landesherr, wieder ins Land zurückkehrte, ging die Sonne der Gnade wieder auf über den armen Weinsbergern. In Neckarsulm legten sie ihren Jammer dem Regenten ans Herz, und dieser verhieß feierlich, sie wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, und sie Thürme und Thore bauen zu lassen. Aber die fürstlichen Beamten suchten die Erfüllung der Verheißung zu hintertreiben. Erst Herzog Christoph heilte die Wunden von Weinsberg und setzte die Weinsberger wieder in ihre alten Rechte ein.

Wir kehren wieder zur Burg zurück. Diese blieb seit jener schrecklichen Zerstörung in Trümmern liegen, denn zu einem Wiederaufbau derselben, den die österreichische Regierung das Jahr nach der Zerstörung beabsichtigte, kam es nicht. Ja, als im schmalkaldi-

schen Kriege im Jahr 1546 die Spanier die Stadt Weinsberg eroberten, mußte die jämmerlich zerrissene Burg nochmals das Loos der Zerstörung erfahren, und die spanische Besatzung ließ durch drei Jahre hindurch ihren Muthwillen an ihr aus. Auch der dreißigjährige Krieg, besonders das Jahr 1634, brachte Jammer und Leid über die Stadt Weinsberg, und auch die Burg blieb wiederum nicht unverschont von den Händen wilder zerstörungssüchtiger Horden. Im Jahr 1635 schenkte K. Ferdinand Stadt und Ruine, denn eine Burg war sie nimmer zu nennen, dem Grafen Maximilian von Trautmannsdorf. Erst im Jahr 1646 ging Weinsberg wieder an das Haus Wirtemberg über. Seit jener Zeit zerfiel die Burgruine immer mehr, und was nicht selbst zerfiel, wurde zusammengerissen. Nach dem großen Brande der Stadt im Jahr 1707 wurden viele Steine der Burg theils zu herrschaftlichen, theils zu Privatgebäuden verwendet. Ums Jahr 1769 ging der Schloßberg durch Kauf an den Hofkammerrath Ziegler und seinen Vater über, welche Beide einfallen ließen, was einfallen wollte, denn in jener Zeit hatte man wenig Sinn für Erhaltung solcher Denkmale der Vorzeit. Von diesen ging der Berg mit seiner Ruine in andere Privathände über. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde die links vom alten Burgthor gelegene Wüstenei zu einem Weinberg angelegt, und dem Unternehmer gestattet, einen Steinbruch innerhalb der Räume anzulegen. War ein fataler Gedanke, denn von nun

an wurde die Ruine selbst ein Steinbruch, aus dem man die besten Steine brach, um sie bei der Weinbergsmauer zu verwenden. Um dieselbe Zeit widerfuhr der Ruine eine Ehre, die ihr seit Jahrhunderten nimmer zu Theil geworden war, denn der gute Kaiser Franz von Oesterreich bestieg den Berg und besichtigte die Ruine als ein ihm ehrwürdiges Ueberbleibsel aus dem Alterthum (1813). Eilf Jahre darnach nahte ein besseres Loos der alten zertrümmerten Weibertreue, die schon in Gefahr war, von dem damaligen Besitzer des Schloßbergs ganz und gar abgetragen zu werden, denn er mochte gedenken, man könne aus solchen schönen Steinen, die er anderswo anbringen könnte, noch ein schönes Profitchen machen. Im Jahr 1824 bildete sich auf Anregung unsers Justinus Kerner ein Frauenverein, der sich hauptsächlich zur Aufgabe setzte, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln die noch stehenden Trümmer vor weiterer Zerstörung zu schützen, die denkwürdige Stätte zu verschönern und die bequeme Anschauung der Ruine zu erleichtern. Der Frauenverein erließ zu dem Ende einen Aufruf an alle deutschen Frauen zu gleichthätiger Theilnahme. Von allen Seiten kamen reichliche Gaben, mit deren Hülfe bereits Manches geschehen konnte. Eine noch höhere Weihe gab, nach dem Wunsche der vielgeliebten Königin Catharina v. Wirtemberg, der Verein seinem Unternehmen, indem er die Bildung eines Fonds zu Unterstützung unbemittelter Frauen, die sich durch eheliche Treue und besondere Opfer aus-

zeichnen, mit seinem ursprünglichen Zwecke verband. Als der edle König Wilhelm dem Verein die Burg schenkte, wurde der Hofbaumeister Thouret berufen, um seinen Rath zu vernehmen über das, was nun geschehen sollte. Sofort wurde der im Innern der Burg befindliche Weinberg angekauft, um Platz für Anlagen und Ausgraben der verschütteten Ruinen zu gewinnen. Der alte Burgweg, der durch das Hauptthor führt, wurde gangbar gemacht und zu beiden Seiten mit Bäumen ausgesetzt, ebenso der von der Stadt aus führende Fußpfad breiter gemacht und mit Kies belegt. An einigen durch die Aussicht besonders reizenden Absätzen brachte man Rasenbänke an, und trug Sorge, durch angebrachte Bäume und Gesträuche den Besuchern Schatten zu verschaffen. In den Resten der Burg, besonders den Thürmen, wurde überall der Schutt herausgeschafft, und zu bequemerer Besteigung und Besichtigung Mittel geboten. So sieht man noch jetzt nach mehr als 30 Jahren, daß die Aufmerksamkeit, welche Heidelbergs Bewohner ihrer großartigen Schloßrnine widmeten, hier zum Muster diente. Zu einer wohl beabsichtigten, durchgreifenden Restauration der Burg Weibertreue hat es der Frauenverein nicht bringen können, denn wie bei allen Vereinen zu geschehen pflegt, so ist auch hier im Lauf der Jahre ein Nachlaß eingetreten, in Folge dessen Wenig mehr für die Burg geschehen. Seitdem sind auch die Ringlein von der Weibertreu, das schöne sinnige Symbol der schönsten Frauentugend, welche der Frauenverein

gestiftet, so selten geworden an den Händen deutscher Frauen, daß man fast glauben sollte, ein Weibertreu-Ringlein gelte für keine Zierde mehr. Doch vor fünf Jahren hat der ehrwürdige Künstlergreis, der für deutsche Vorzeit begeisterte Carl Heideloff, unser theurer Landsmann, seinen Fuß auf die Weibertreue gesetzt, und alsbald mit seinem lieben Justinus Kerner einen schönen Gedanken zur Verherrlichung der Weibertreue ausgeheckt. Und der schöne Gedanke war der: die Ruine soll zu einer Walhalla für deutsche Frauen hergestellt werden, in derselben Weise, wie die Walhalla der deutschen Männer auf dem Donaustauf. Der schöne Gedanke ist durch alle Blätter gegangen, und hat großen Anklang gefunden in deutschen Männer- und Frauen-Herzen, aber der Plan ist wieder zergangen, wie eine Seifenblase — warum? darüber kann uns am genauesten Vater Heideloff berichten. Doch könnte auch der neueste Historiograph von Weinsberg Recht haben, wenn er in seiner Chronik mit lakonischen Worten sagt: der Plan schläft allmählig wieder ein, da es an Nichts fehlt, als am — Geld. Und doch ist der Gedanke nicht ohne Frucht gewesen, denn seit jener Zeit ist das Interesse für die Burg Weibertreue wieder rege geworden, der längst eingeschlafene Frauenverein ist wieder freudig und rüstig ins Leben getreten, und entfaltet, wie in früherer Zeit, seine Thätigkeit durch Aufrufe in alle deutschen Lande, sich wieder zu betheiligen mit freundlichen Gaben zur Verherrlichung der alten fast wieder ver-

gessenen Weibertreue. Vielleicht kommt es doch noch zu einer Walhalla für deutsche Frauen, wenn treue deutsche Frauen recht freundlich und reichlich steuern. Mit dieser Hoffnung scheiden wir von der Burg Weibertreue, aber noch nicht von Weinsberg, denn es wäre nicht recht, wenn wir nicht auch der uralten Kirche der Stadt und dem in derselben befindlichen Gemälde von der Weibertreue einen Besuch machen würden.

Die Kirche liegt nicht ganz auf der Hälfte des Schloßbergs, steinerne Stufen führen von dem Marktplatz aus die Höhe hinan, auf der sie steht. Ihre von Alter (vielleicht auch vom früheren Brande) ganz schwarz gewordenen Steine zeugen, daß schon viele Jahrhunderte mit ihren Stürmen an ihr vorübergegangen sind, und die Grabesstille, die sie umweht, da nur wenig vom Treiben der Menschen zu ihr hinaufdringt, erhöht noch ihren alterthümlichen Reiz. Die Kirche selbst ist eine altbyzantinische dreischiffige Basilika, deren ältester Theil, das Schiff, im Style des 11. Jahrhunderts gebaut ist. Die Fenster sind noch nicht gedoppelt, sondern einfach, enge, nach innen sich erweiternd, theils zirkelrund, theils länglich viereckigt mit einem Halbzirkelbogen. Die Dachfriese haben rundbogige Verzierungen mit allerhand roh ausgehauenen Figuren, als Larven, Köpfen mit Bischofsmützen, Drachengestalten, Lilien, wie sie an der Johannis-Kirche zu Gmünd, zu Brenz und an der Kapelle zu Schwärzloch bei Tübingen vorkommen. Höchst

merkwürdig ist das unter einem langen und breiten Rundbogenfenster befindliche Hauptportal. Dieses besteht aus vier auf niedrigen Sockel gestellten und etwa 10—12 Fuß hohen Säulen, die eine nähere Betrachtung verdienen. Der Säulenschaft der ersten Säule rechter Hand besteht aus sich durchschlingendem Epheulaub; das Kapitäl stellt eine große Larve mit einigen Schnörkeln und Verzierungen dar. Der Schaft der zweiten Säule besteht gleichfalls aus vielen in regelmäßiger Form sich durchschlingenden Epheuästen; Weinlaub und Epheublätter bilden das Kapitäl. Die erste Säule linker Hand zeigt auf ihrem Schaft lauter sich durchschlingende Rebenblätter, das Kapitäl bilden einige undeutliche Verzierungen, in welchen man bald zwei Bocksfüße, bald Geierfüße als figurirende Haupttheile erkennen wollte. Der Schaft der zweiten Säule ist beinahe auf dieselbe Art, wie der vorhergehende, geformt, nur bilden Trauben das Kapitäl. Der Halbkreis über dem Thürsturz ist in zwei gleiche Theile getheilt, in jedem Feld ist ein Kreuz in Form eines Deutschordenskreuzes. Neben dem nördlichen Kreuz ist eine Linie und ein Spaten; das südliche steht zwischen zwei Lilien. Auf dem Thürsturz und um den Portalbogen herum steht in Unzialbuchstaben:

o qui terrenis inhians homo desipuisti!
His quid in obscenis gaudes? tota numina
Christi conanda.

Zu deutsch:

Sinnlos bist du, o Mensch, wenn das Irdische
gierig du haschest.
Wie magst freu'n du des Unflaths dich?
Nein, Wesen und Willen Christi such!

Auf derselben Giebelseite, wo das Portal steht, sind Wappen mit sehr alter Schrift zu sehen. An dem v. Weiler'schen Wappen steht: Gebwin v. Weiler, am Enzberg'schen: Albrecht von Enzberg. Im Innern der Kirche trennen spitzbogige Arkaden das Mittelschiff von den Seitenschiffen. Die Säulen der Arkaden stehen auf Sockeln, die Schafte sind gleich dick, zum Theil achteckig, darüber ein Wulst. Das Kapitäl ist würfelförmig, doch breiter, als hoch, mit Muscheln, Korallen, verschlungenen Ranken, mit Blättern, Palmzweigen u. s. w. An einem der Kapitäle erscheinen zwei Fuchsköpfe. Da, wo die Kirche verlängert ist, stehen statt der Säulen plumpe viereckigte Pfeiler. Diese Säulen und Pfeiler tragen Halbkreisbögen, welche nur wenig in Spitzbogen übergehen. Darüber sind Rundbogen, durch welche das Licht in das Mittelschiff fällt. Hoch oben, zunächst unter dem Dach ist auf der nördlichen und südlichen Seite eine Reihe von kleinen, schmalen, kaum vier Fuß hohen, nach innen sich verengenden Rundbogenfensterchen. Die Decke der Kirche ist flach, und besteht aus übertünchten verschaalten Brettern. Der schöne achteckigte Thurm der Kirche ist im Aeußeren dem der Johanniskirche zu Gmünd ähnlich. Er hat Lisenen an den

Ecken und Rundbogenfriese, und war früher wohl um einen Stock höher. Er steht über dem älteren Chor der Kirche, oder vielmehr seine untere Halle bildet einen quadraten Chorraum mit einem eigenthümlichen Gewölbe. Dasselbe hat außer den halbkreisförmigen Kreuzgurten auch noch sogenannte Scheitelrippen, die von einem Ring in der Mitte ausgehen, weßhalb die Stirnen spitzbogig sind. Sämmtliche Rippen zeigen von vorn eine breite Einziehung, die mit Rosetten ausgefüllt ist. Auf der Ostseite schließt diese Thurmhalle mit einem hohen Spitzbogen, über welchem drei schmale lange Fensteröffnungen mit Halbkreisbögen sind, das mittlere höher als die beiden anderen. Die ohne Zweifel runde Absis mußte einem östlich angebauten längeren spitzbogig gewölbten Chore aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts Platz machen, in welchen der romanische Altartisch mit schlanken Säulen ohne Zweifel aus dem Chor in der Thurmhalle versetzt wurde. Im Plafond des Chors, wo die Spitzbogen zusammenlaufen, befinden sich vier Rosetten, auf deren einer das Bild eines Männleins, wahrscheinlich des Erbauers, zu sehen. Im südöstlichen Ecke der Thurmeshalle befindet sich noch die im Bauernkrieg so verhängnißvoll gewordene Schneckenstiege; zu beiden Seiten derselben sind zwei feuerfeste Gewölbe, die für das städtische Archiv dienen, das südliche hängt mit der Sakristei zusammen. Unter demselben befindet sich die im Bauernkrieg genannte Gruft, vom Volk das Pfaffenloch genannt. Vielleicht ging von

hier aus ein Gang auf die Burg, obgleich die Herren von Weinsberg ihr Begräbniß an verschiedenen andern Orten hatten. Im neueren Chore befindet sich das bekannte Gemälde von der Weibertreue, welches, auch im historischen Interesse, wohl verdiente, näher ins Auge gefaßt zu werden. Oberhalb des Gemäldes sind die Worte aus Prov. 31. 11. „Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen.“ Die Unterschrift gibt in naiver Darstellung die Geschichte von der Weibertreue. Die Burg erscheint auf dem Gemälde, wie sie vor der Zerstörung gewesen; durch die Burgthore ziehen die Frauen in langem Reihen herab, die kleinste der Frauen, die den schwersten Mann trägt, und unter ihrer Last beinahe zu erliegen scheint, voraus. Auf dem Vordergrund hält in einem stattlichen Zelte Conrad und schaut den Frauen ruhig zu, ohne sich durch die dringenden Vorstellungen Herzog Friedrichs irre machen zu lassen. Wir können das Gemälde weder ein Kunststück, noch ein Alterthum nennen, denn ein gewisser Keller Elsäßer aus Möckmühl hat es nach einer alten, in seinem Besitz befindlichen Tafel, im Jahr 1650 malen lassen. So haben wir auf diesem Bilde zum Wenigsten noch ein Conterfay der Burg, wie sie früher gewesen, was uns schon von Interesse seyn kann. Wollen wir eine schöne Darstellung der Geschichte sehen, so haben wir ja das treffliche Gemälde, welches der talentvolle Künstler Alexander Bruckmann über diesen Gegenstand geliefert hat, und in gelungener Lithographie verbreitet ist.

Nun noch eine kurze Einkehr im Kernershause, und einen warmen Händedruck vom lieben Dichtergreis, mit dessen schönem Liede wir schließen, das er am 22. September des Jahrs 1846 unsrer allgeliebten Kronprinzessin Olga mit einem Weibertreuringe übergeben.

Seht ihr vom Berg des Schlosses Trümmer ragen?
Hier war es, wo in starker Vorzeit Tagen,
Errettend aus der feindlichen Gewalt,
Die Frauen ihre Männer treu getragen;
Und hier macht treue Liebe gerne Halt.

Hier, Lieblichste, laß eine Bitte wagen:
Nimm zu des Nordens reichem Diamant,
Gedenkend unsrer Burg der Frauentreue,
Aus ihr ein Steinchen an die schöne Hand!
Ob glanzlos auch, wird's nicht von Dir verkannt.

Fahr freudig weiter in Dein schönes Land,
Wo immer Berge grüßen Dich auf's Neue
Mit goldnen Trauben von der Felsenwand,
Hin, wo der Fruchtbaum seinen grünen Bogen
Zum Schattendach Dir wölbt an Neckars Strand,
Der zu Dir eilt in himmelblauen Bogen,
Ins Land, wo Bürgerherzen hell gezogen
Um's Königshaus ein diamant'nes Band.

Und, wer hat Dich, Du Liebliche! gesandt?
Der Engel, der zu früh sich fern gewandt,
Der Engel, der, wie Du, ein Stern aus Norden,
Zum Liebessterne unsrem Land geworden.

Die Weiber von Weinsberg.

Im Jahr als man zählte von der Geburt unsers Herrn und Heilandes 1140, da eilte König Conrad von Staufen nach Schwaben, um seinen Widerpart Herzog Welf auf seinem Erbgut heimzusuchen und ihn zu demüthigen. Als Welf vom Anzug des Königs hörte, zog er im Dezember des genannten Jahrs aus Oberschwaben, wo er eben den Herzog Leopold den Babenberger bei der Belagerung der Burg Phalei überfallen und in die Flucht geschlagen hatte. Er wandte sich einer seiner entlegensten Besitzungen zu, der Burg und Stadt Weinsberg, auf der Grenze von Schwaben und Franken, einer Burg, welche durch seine Heirath mit Ida, der Erbtochter des Grafen Gottfried von Calwe, an ihn gekommen war. Auf diese Burg mußte Herzog Welf am ersten sein Hauptaugenmerk richten, denn auf derselben wohnte seine Gemahlin Ida von Calwe, die sich das liebliche Weinsberg mit seinen Rebgütern zum Aufenthalt erwählt hatte, während ihr Gemahl, nirgends lange verweilend, dem Treiben des Kriegs nachging. Seit dem Tode Herzog Heinrichs wohnte Ida nicht mehr allein auf der Burg Weinsberg. Gertrud, des Verstorbenen Wittwe, sowie Richenza, ihre Mutter, und der 12jährige Knabe Heinrich waren aus Norden gen Weinsberg gezogen, denn hier auf der Burg des mächtigen und tapfern Welfen hatten sie einen Schutz und

Schirm unter allen Verhältnissen, wie sie sich auch gestalten mochten; hier, bei den einzigen Verwandten des Hauses, fand besonders Gertrud Trost, Beruhigung und Zerstreuung in der schmerzlichen Stimmung, die seit dem Tode des Gemahls ihr Herz bewegte. Solche theure Pfänder, so kostbare als die Reichskleinode, bewahrte diese Burg. Darum schien auch König Conrad auf diese Burg sein Absehen gerichtet zu haben. Hatte er sie gewonnen, mit dem, was sie Kostbares in ihren Mauern hielt, so hatte er den unbändigen Welfen in seiner Macht, und konnte mit diesem leichten Gewaltstreich dem Streit ein Ende machen. Ehe jedoch König Conrad herannahte, war Herzog Welf schon in der Nähe seiner Burg angelangt. Zwischen Löwenstein und Weinsberg, da, wo jetzt noch das Dörflein Elnhofen liegt, schlug er sein Lager. So gerne wäre Welf hinaufgeeilt auf die Burg, um die Frauen zu begrüßen, und ihr Herz zu stärken, aber es war keine Zeit mehr, denn es war eben Kunde gekommen, daß Conrad mit seinem Heere nur noch wenige Stunden von Weinsberg entfernt sey. Darum schickte Welf einen Boten auf die Burg und ließ sagen: ihr Frauen, erschrecket dessen nicht, daß ein Heer im Thal sich gelagert hat — es sind lauter Freunde, die euch von Ferne grüßen — sendet herab von den Burgleuten, die unsere Schaar mehren; vor Allem, verwahret wohl die Burg, denn es könnt' ein harter Strauß werden zwischen uns und den Königischen. Der König nahet sich mit schnellen Schritten und wird

uns bald hart zusetzen. Aber zaget nicht, holde Frauen, sondern vielmehr gedenket unsrer im Gebet, wenn ihr uns sehet kämpfen im Thal. Als solche Botschaft auf die Burg kam, da weinten die Frauen und klagten, als ob es gar aus mit ihnen wäre. Da zeigte der 12jährige Knabe Heinrich zuerst seinen Muth und Stammesart, denn er begehrte Schild und Speer, um gen Elnhofen zum Oheim zu reiten, und ihm zu helfen im Streit; und als 2 Fähnlein der Burg hinabritten, hatte man Mühe, das Herrlein zurückzuhalten, daß es nicht mitzöge. — Bald geschah, was Herzog Welf vorausgesehen hatte. Gleich den Tag darauf, als er sich bei Elnhofen gelagert hatte, erschien der König mit seinem Heere im Angesicht der Burg Weinsberg, und lagerte sich gegenüber dem Welfen. Das königische Heer hatte zwei streitbare und erfahrene Führer, den König, der als einer der ersten Kriegshelden seiner Zeit prangte, und seinen Bruder Herzog Friedrich von Schwaben, der noch nicht lange von der Demüthigung des Zähringers zurückgekehrt war, und an der Grenze von Schwaben und Franken mit dem königlichen Bruder seine Kriegsmacht vereinigt hatte. Ihre Gegenwart, geschickte Anordnung und Leitung erhöhten den Muth desselben, wohl mehr aber die Abläße und Einsegnungen zum Kampf von Seiten der anwesenden hohen Geistlichen; unter diesen waren der Cardinal Dietwein, welcher den König gesalbt hatte, der Erzbischof Adelbert von Mainz, sowie die Bischöfe Emmerich von Würzburg, Siegfried von Speier und

Burkard von Worms, mit körperlicher und geistiger Rüstung bewaffnet und waffnend. Einzelne Fähnlein führten: die Grafen Theobald von Vohburg, Herrmann von Winzenburg, ein Sachse, der letzte Sprosse seines Geschlechts, und Graf Albrecht von Löwenstein, der wegen des Erbes von Calwe ein Widerpart seines Vetters Welf geworden war. Nicht lange lagen die Königischen und Welfischen einander gegenüber. Welf hatte durch Kundschafter erfahren, daß der König beabsichtigte, die Burg Weinsberg in der Nacht zu überrumpeln. Dem wollte er zuvorkommen, und er war der Erste, der in wohlgeordneter Schlachtreihe heranrückte, um die Burg zu entsetzen, und so den Anschlag des Königs zu vereiteln. Zur Verhütung einer, an dem düstern Wintertag leicht möglichen Trennung, sowie zur Belebung des Muthes in seiner Heersäule und zur Schreckung der Feinde ließ er die Seinigen mit dem Ausruf hie Welf! hervorbrechen; Herzog Friedrich von Schwaben aber ließ die Seinigen mit dem Feldgeschrei hie Waiblingen! antworten. Das war das erste Mal in jenen Zeiten, daß man in der Schlacht rief: hie Welf! und hie Waiblingen! Seitdem wurde es ein Partheiruf, der unter mannigfachen Bedeutungen und Beziehungen auf Jahrhunderte hinaus in Deutschland wie in Welschland zum Vereinigungspunkt diente, um bisweilen das Große, öfter aber das Frevelhafte zu vollbringen. Bald waren die Heere an einander und stritten hitziglich, und man hörte nur Klingen der Schilder und Schlagen

der Schwerter. Als nun der Kampf laut ward, und der Klang der Schlachttrommeten und Hörner mit dem Geschrei der Streitenden hinaufdrang bis zu der Burg Weinsberg, da traten die Frauen Ida, Gertrud und Richenza auf die Warte, zu schauen, wie sich der Streit entscheide, aber nicht nur, um zu schauen, sondern auch, um zu beten, daß Gott den Sieg den Ihrigen zuwende. Auch Heinrich das junge Herrlein stand dabei, das stampfte und weinte vor Ungeduld, daß man ihm seinen Willen nicht ließ, denn es wäre jetzt noch so lieber auf dem Kampfplatz gewesen. Aber dießmal war es anders beschlossen im Rathschluß des Himmels. Herzog Welf konnte trotz seines raschen Muths und seiner kühnen Tapferkeit dem zu sehr überlegenen Gegner nicht stehen — der Kampf war ungleich. Sein Heldenmuth konnte den unglücklichen Ausgang der Schlacht nicht abwenden, die Folge des zu unvorsichtigen und hitzigen Angriffs. Nicht lange wogte die Schlacht, nicht lange schwankte das Glück. Welf mußte weichen der Uebermacht, denn die Königischen drängten schwer auf ihn. Das Banner von Bayern war in den Händen des Grafen von Phalei, der dem Herzog als treuer Dienstmann des welfischen Hauses hieher gefolgt war. Das Banner sank, der Graf mit ihm, und er hielt es noch mit den Händen krampfhaft umschlungen, als ein Königischer ihm mit einer Lanze den Todesstoß gab. Aber auf Seite des Königs ragte das Reichsbanner in den Lüften, und der schwarze Adler schaute verderbenkün-

digend auf die Welfischen. Ein junger Graf von Wirtemberg, der ritterliche Emicho, trug es hoch in den Händen, und drang immer weiter vor in den Reihen der Welfischen, wenn auch manche Lanze an seinem zerstoßenen Schild prallte, und mancher Schwertschlag auf seinem Helm erklang. Als Herzog Welf sah, daß er siegelos war, warf er sich mit denen, die überblieben im Kampfe — und das waren nicht Viele, denn die meisten wehrten sich bis zum Tode — auf sein Roß — er sah vor sich seine Burg Weinsberg, die Frauen auf der Warte, und den Knaben, der keinen Vater und Verwandten mehr hatte, denn ihn; da gedachte er, sich zu retten für sie, und jagte der Burg zu. Die erreichte er mit Noth sammt seinen Kampfgenossen, und als er ankam, schloßen die Seinigen den Kampfmüden, ja Todtwunden in die Arme. Die waren jetzt sein einziger Trost, da er der Macht seines Gegners erlegen war. Aber nicht lange sollte Welf Ruhe haben vom Kampf in den Armen der Seinigen. Stracks ihm nach auf der Ferse folgte der König mit seinem Heer; schnell nahm er das Städtchen Weinsberg weg und legte sich vor die Burg, festen Willens, sie nicht eher zu verlassen, als bis sie gewonnen wäre, und er seine Erbitterung an ihr und ihren Bewohnern ausgelassen hätte. Sie wurde von allen Seiten eingeschlossen, so daß Niemand aus der Burg heraus noch hineinkommen konnte. Gleich am ersten Tage ließ der König die Burg zur Uebergabe auffordern. Ein Herold und mit ihm Graf Emicho

von Wirtemberg ritt bis zu der Zugbrücke vor dem ersten Thore, und forderte die Burg zur Uebergabe. Mit zitternden Füßen und bebendem Herzen trat Ida mit dem Burgvogt auf die Zinne, als sie hörte, daß eine Botschaft vom Lager der Feinde vor dem Thore stehe. Sie mußte die Stelle des Gemahls vertreten, denn der lag in einem der entlegenen Gemächer der Burg, schwer erkrankt an seinen vielen Wunden. Wie erschrack sie aber, als sie die Worte des Herolds hörte, die am Schluß also lauteten: und wenn ihr die Burg nicht zu Handen stellt, so sollen alle Männer, die die Belagerung überleben, zur Strafe des hartnäckigen und trotzigen Widerstandes, durch Henkershand sterben — das entbeut mein Herr und König, und er hat hoch und theuer geschworen, daß er halten will, was er gesagt hat. — Wie Dolchstiche stachen diese Worte in das Herz der zärtlich liebenden Gattin, denn sie wußte wohl, wer mit den Hartnäckigen gemeint war. O Gott! rief sie klagend von dem Thore hinab — wird doch nicht unser Herr und König, den man ja den Freundlichen und Milden nennt, so grausam verfahren. Saget uns'rem Herrn und König, daß mein Gemahl todtwund und im Gaden liegt, darum bittet und flehet in meinem und seinem, ja in unser aller Namen, daß er doch uns'rer sich erbarme, und einen Stillstand von drei Tagen mache, bis mein Gemahl sich wieder aufgerichtet von seinem Schmerz, und selbst reden und handeln kann wegen der Uebergabe der Burg. Kommet und sehet selbst, wie wir ihn legen und heben

müssen, und nicht nur er liegt todtwund, sondern auch die meisten seiner Getreuen, die mit ihm der unseligen Schlacht entronnen sind. O so mög' sich unser Herr und König doch erbarmen dieser Todtwunden, und verziehen mit seiner Strenge, dann soll die Burg übergeben werden ohne Widerstand. Lautes Schluchzen unterbrachen ihre Worte, und diese waren nicht umsonst geredet. — Ich will eure Bitte dem König hinterbringen, edle Frau, rief der von Wirtemberg hinauf, indem er sich verbeugte und dann sein Roß wandte. — Er wurde ein treuer Fürsprecher für Frau Ida und Alle, die auf der Burg waren. Aber es kostete ihm viel Bittens bei dem König, da besonders auch Herzog Friedrich zur Strenge rieth, denn er war erbittert über den Welfen, dessen Klinge manche seiner Wackersten in der Schlacht im Thale getroffen hatte. Doch nur zween Tage soll Stillstand seyn, rief der König, als er das Ansuchen der Herzogin vernommen. Frau Ida soll nicht sagen, daß ihre Bitte an mich umsonst ergangen, aber wenn der morgende Tag vorüber ist — er wandte sich mit ernster Miene zu Herzog Friedrich — dann, mein Bruder, laßt Ihr stürmen auf allen Seiten, und wenn wir eine Burg mit lauter todtwunden Männern und schwachen Frauen gewinnen; und es sollen Alle die Strenge meines Armes fühlen, das sey Gott und allen Heiligen geschworen. — Was die Botschaft der aus dem Lager des Königs Abgesendeten für einen Eindruck auf die Burgbewohner machte, können wir uns denken. Alle, die Männer

wie die Frauen, die Kleinen wie die Großen erschracken über der Drohung des Königs. Wohl waren die Mauren der Burg feste und konnten eine Belagerung aushalten, aber die Zinnen waren leer von Vertheidigern, denn die meisten der Burgleute waren hinabgezogen gen Elnhofen, um den Tod zu finden. Das Schlimmste aber war, daß sie nicht nach Nothdurft versehen war mit Lebensmitteln, denn die Botschaft des Herzogs vom Anzug des Königs war zu spät eingetroffen; dazu waren alle Mittel zur Unterstützung von Außen her abgeschnitten, und die Stadt, von der aus die leichteste und sicherste Zufuhr hätte geschehen können, war von den Königischen schon weggenommen und besetzt. Demnach, wenn es auch nicht an Vertheidigern der Burg gefehlt hätte, und sie vermöge ihrer Festigkeit sich einige Zeit hätte halten können, war keine Möglichkeit dazu vorhanden, da der Proviant sowie das Wasser nur auf kurze Zeit hinreichte, denn das letztere wurde aus einer einzigen Cisterne gewonnen, die gerade um diese Jahreszeit fast vertrocknet war. Der Gedanke an schmähliche Verhungerung, wenn die Burg nur wenige Tage umzingelt wäre, vollendete die verzweifelte Stimmung im Herzen der Belagerten. Darum stimmten die Meisten auf Uebergabe der Burg, ehe daß man den Stillstand zu Ende gehen ließe, damit nicht die Erbitterung des Königs noch mehr gereizt würde. Andere, die Entschlossenen und Beherzteren, stimmten für rühmliche Vertheidigung und für den Entschluß, nur über ihre

Leichen den Weg in die Burg offen zu lassen, weil der König ja doch unter allen Umständen den Herzog und seine Getreuen mit Strenge behandeln würde. Der Herzog vor Allen war es, der für Vertheidigung auf Leben und Tod stimmte. Dem war erst später als allen Uebrigen die Botschaft aus dem Lager kund gethan worden, denn, während Ida auf den Zinnen stand, lag er im schrecklichsten Wundfieber. Erst, als er davon erwachte am Morgen des andern Tags, ward ihm der Inhalt der Botschaft mitgetheilt. Was, rief er heftig, indem er sich schnell emporrichtete — durch Henkershand will der König uns sterben lassen, so wir die Burg nicht alsbald aufgeben? Will er noch so thun am Geschlecht der Welfen, nachdem der Gram über sein ungerechtes Verfahren die Krone unsers Geschlechts, den edlen Bruder in der Blüthe seiner Jahre in das Grab gezogen — will er sich noch beflecken an dem Blute eines Welfen? Nein, ich wäre der erste Welf, der den Kampf auf Leben und Tod fürchtete — mit den Waffen in der Hand will ich sterben, ich will die Burg vertheidigen bis auf Leben und Tod. Wo sind meine Getreuen? sie sollen alsbald sich versammeln. Drüben im großen Gaden, mein Herr und Gemahl, sagte Frau Ida, indem sie den im Bette Aufgerichteten mit ihrer Linken umfing und an ihre Brust lehnte — drüben liegen sie Alle neben einander, die vom Kampf übergeblieben sind, und keiner kann sich noch vom Lager erheben, vielweniger eine Rüstung anlegen und ein Schwert handhaben; einige,

die mit euch entronnen, sind an den Wunden erlegen und gestern im Burgzwinger eingescharrt worden, die meisten aber haben im Thal ihr Grab gefunden, dazu haben wir nicht 6 fähige Burgmänner, mit denen ihr die Zinnen besetzen könnet. So will ich mit diesen sechsen auf die Brustwehr mich stellen — Ida, reich' mir meinen Wamms und Leibrock, daß ich mich anlege. Dieß sprechend wand sich Welf aus dem Arm der Gattin, richtete sich hoch auf und wollte über die Lagerstätte hinunter; aber auf einmal sprang der Verband von seinen vielen Wunden, das Blut quoll in Strömen hervor, und ließ sich kaum zurückhalten. Todesschwach wie noch nie, sank er zurück auf das Lager, und verfiel in ein neues Fieber. Ida jammerte und rang die Hände über dem Gemahl; aber während sie so dastand, kam ihr ein Gedanke in die Seele, den sie alsbald auszuführen gedachte. Als ihr kranker Gemahl in Schlummer sank, verließ sie das Gemach; alsbald versammelte sie alle Bewohner der Burg, und that ihnen ihren Entschluß kund, in eigner Person beim König um Verlängerung eines Stillstands zu bitten, da nicht zu hoffen wäre, daß der kranke Gemahl sobald fähig seyn würde, einer Unterhandlung zu pflegen. Am Abend des Tags, da der Stillstand ablief, trat Herzogin Ida mit einem Herold, dem Burgwart, aus dem Thore, von dem man zuerst die Felsblöcke hatte wegnehmen müssen, mit dem es auf den Fall einer Berennung verrammelt worden war. Als Frau Ida mit ihrem Begleiter in das Lager kam,

und dem Zelt nahte, wo der König war, kam gerade der junge Graf von Wirtemberg heraus. Der König hatte ihn rufen lassen, um ihm den Befehl zu geben, daß Morgen mit dem Frühesten die Sturmfahne gegen die Burg geführt werden müßte, denn sie sollte bestürmt werden. Die Herzogin erkannte in dem Jüngling den, der mit dem Herold vor dem Thore der Burg gestanden war. Der Burgwart trat ihm auf ihren Wink in den Weg und rief: edler Junkherr! ist das dort das Zelt unseres Herrn und Königs? Wohl, erwiederte Graf Emicho, indem er sich gegen Ida verbeugte und stehen blieb. Ihr seyd wohl der edle Herr — nahm die Herzogin das Wort, der uns einen Stillstand bei dem König erwirkt hat? o so thut uns doch auch die Gnade, und begleitet uns zu dem König, daß wir wieder einen Fürsprech haben, wenn wir noch eine flehentliche Bitte vor ihn bringen. Der von Wirtemberg ließ sich nicht lange von dem Burgwart bitten; er kehrte wieder um und führte die Beiden in das Zelt des Königs. Es war ein glücklicher Zufall, daß er allein war und nicht der strenge Herzog Friedrich in der Nähe. Gerade hatte er die Feder in der Hand, um eine Urkunde für das Kloster Einsiedeln zu unterzeichnen. Mein Herr und König, begann Graf Emicho, als derselbe die Feder zurücklegte; hier sind Abgesandte aus der Burg, um euch ihre Bitte zu Füßen zu legen, und neue Gnade anzuflehen. Von Weinsberg? fragte der König mit ernstem Blick und rasch — er wollte schon ein strenges

Wort an die Kommenden richten, da erblickte er die Herzogin, und schnell lenkte er wieder ein mit sanfter Stimme, indem er sich gegen dieselbe verbeugte: ach, Frau Herzogin, ihr habt euch selbst hieher bemüht, und bringt wohl von eurem Gemahl den Bescheid, daß ihr die Burg übergeben wollt? Nein, mein Herr und König, entgegnete Ida, indem sie vorwärts trat, mit bebender Stimme, denn der zuvor so ernste Blick des Königs hatte sie etwas eingeschüchtert — ich lege nochmals im Namen aller Burgbewohner euch die flehentliche Bitte zu Füßen, daß ihr euch unserer erbarmen, und Verlängerung des Stillstands uns angedeihen lassen wollet, so lange mein Gemahl — der König unterbrach sie — eben euren Gemahl, Frau Herzogin, hätte ich heute vor mir erwartet, als sich Unterwerfenden, der die Burg auf Gnade und Ungnade übergeben hätte. Ach, mein königlicher Herr, sprach Ida, und ihre Worte wurden durch Schluchzen und Weinen unterbrochen — mein Gemahl liegt noch im Wundfieber schwer darnieder, und ist weder eines Gedankens noch Wortes fähig, darum habe ich den Gang hieher gemacht, um für ihn Gnade zu erflehen, wenigstens, bis er sich wieder von seinen Wunden erholt hat, und er euch selbst die Burg übergeben kann. Ob er das thun wird? sprach der König — das ist noch die wichtige Frage — seine Hartnäckigkeit hat uns eines Andern überzeugt. Nein, Frau Herzogin, ich kann eurer Bitte kein Gehör geben, einen weiteren Stillstand zu gewähren, denn des Reichs Geschäfte drängen,

wie ihr aus den Pergamenten dort ersehen könnt; drei Tage bereits liege ich vor eurer Burg, meine Mannschaft ist unthätig und ich vergeude die Zeit, die mir so kostbar ist — hoch und theuer habe ich geschworen, daß, wenn 3 Tage vorüber sind, ich die Burg stürmen lasse, und ich werde mein Wort erfüllen, wenn nicht morgen mit dem Frühesten die Thore offen sind, und die in der Burg auf Gnade und Ungnade sich ergeben haben. Schon sind die Sturmleitern in Bereitschaft, und die Sturmfahne wird der, den ihr vor euch sehet, gegen die Burg tragen. Wenn ihr anders euch nicht noch erbitten lasset, mein Herr und König, nahm Graf Emicho das Wort — mit Vergunst, ihr habt so eben gegen ein Kloster einen Erweis eurer königlichen Huld und Gnade gegeben, so lasset auch dieser Flehenden eure Gnade angedeihen, und erfüllet ihre Bitte. Du bist ein guter Fürsprecher für Frauen, sagte der König, aber dießmal wird deine Artigkeit ohne Erfolg bleiben. So will ich euch nur für die Frauen gebeten haben, sprach Graf Emicho, daß ihr ihnen Gnade widerfahren lasset, und ihr werdet meine Bitte erfüllen, mein Herr und König, denn ihr seyd ja noch nie strenge gegen Frauen gewesen. Ja, mit Frauen haben wir auch nie Krieg geführt, und wir werden es auch jetzt nicht thun — dieß sprechend, chend, faßte der König seinen Bart, was er gewöhnlich that, wenn er über etwas nachdachte — er besann sich lange, dann wandte er sich zu der Herzogin und sprach: Frau Herzogin, ihr habt um Verlängerung eines

Stillstands gebeten, das kann nun und nimmer seyn, wie wir euch schon gesagt, sondern die Burg muß bis morgen mir zu Handen gestellt werden; aber daß ihr sehet, wie wir doch auf eure Bitte Acht haben und gegen Frauen nicht strenge seyn wollen, so sey euch und allen Frauen auf der Burg erlaubt, ungehindert abzuziehen aus der Burg, und ihr dürfet noch mitnehmen, was ihr auf euren Schultern zu tragen vermöget. Mit unserer besten Habe dürfen wir abziehen, hoher Herr und König? fragte Ida. Es bleibt bei meinem Worte, sprach der König. Einigermaßen beruhigt, doch noch nicht froh, verließ Ida das Zelt des Königs. Ob sie gleich den Ihrigen keine Nachricht bringen konnte, daß der König ihrem Gemahl Gnade angedeihen lassen wolle, so wurde es in ihrem Herzen doch leichter, je näher sie dem Thore ihrer Burg kam — sie wiederholte sich die Worte des Königs, dachte weiter darüber nach — ein zweiter Gedanke stieg in ihrer Seele auf, und dieser Gedanke wurde bald zur That. Sobald sie auf die Burg kam, versammelte sie alle Frauen, entdeckte ihnen den Bescheid des Königs, und nun wurde eine lange Berathung gehalten, von der wir den Lesern nichts mittheilen wollen, da wir ja bald das Ergebniß davon erfahren werden. — Am Morgen des folgenden Tages erschien der Thorwächter zu Weinsberg auf der höchsten Zinne, er stieß laut in sein Hörnlein, daß man es unten im Lager des Königs deutlich vernahm. Zu gleicher Zeit wurde eine weiße Fahne auf dem Thurme sichtbar, und es war hiedurch angezeigt, daß

sich die Burg übergebe. Als man den Ton des Horns im Thale vernahm und die Fahne auf der Burg erblickte, ritt der König mit seinen Rittern und Herren aus dem Lager, um die Burg zu Handen zu nehmen. Schon hatte sich das Thor geöffnet, und ein Zug von Frauen kam ihnen entgegen. An ihrer Spitze ging Herzogin Ida, im Kleid ohne Schmuck und Zierde. Auf den Schultern trug sie den Gemahl, der, weil er schwach und krank war, in den Willen seiner liebenden Gemahlin sich hatte fügen müssen. Nach ihr folgte die Herzogin Gertrud: sie trug den kleinen Welfen auf der Achsel, und die Kaiserswittwe Richenza ging neben ihr, um zu halten, daß das unruhige Herrlein nicht von der Mutter Schulter fiele. Hinter diesen sah man im langen Zuge alle Frauen der Burg, deren jede ihren Eheherrn auf dem Rücken trug. Den Zug schloßen kleine Knaben und Mägdlein. Als der Zug vor den Herren ankam, hielt er stille. Herzogin Ida trat vor den König und sprach mit einer Stimme, die keine Furcht verrieth: mein hoher Herr und König, ihr habt uns gestattet, aus der Burg zu ziehen, und von unsrer besten Habe mitzunehmen, so viel wir auf unsern Schultern zu tragen vermöchten; nun habe ich keine bessere und liebere Habe, als diesen meinen Eheherrn — so gemahne ich euch des Worts, das ihr mir gegeben, lasset uns frei und frank ziehen mit unserer Habe unter sicherem Geleit bis hinüber zu der Burg Löwenstein. Der König blieb die Antwort schuldig, denn das seltene Schauspiel hatte seine ganze Auf-

merksamkeit in Anspruch genommen; die Hand am Bart, schaute er geruhig dem Thun der braven Frauen zu — man sah wohl, daß es ihm nicht mißhagte. Dagegen nahm Herzog Friedrich, der neben ihm hielt, das Wort und rief: so war es nicht gemeint — das ist gegen den Vertrag. Aber der König sprach: laßt sie ziehen, das Königswort ist gegeben, es ist unwandelbar. Der Anblick der treuen Weiber hatte sein Herz gerührt, und diese Rührung ließ keinen Schein von richterlicher Strenge aufkommen, wozu Herzog Friedrich ihn hatte ermahnen wollen; vielmehr fand er in dem Wagniß nicht allein eine sehr verzeihliche, sondern selbst löbliche Weiberlist, ja ein schönes Zeichen ehelicher Liebe und Treue. — Mit Thränen des Dankes in den Blicken zogen die Frauen mit ihrer theuren Bürde durch das Lager, und schlugen den Weg zur Burg Löwenstein ein. Aber der König ließ nicht nur die Frauen ungehindert von dannen ziehen, sondern er verschaffte ihnen auch ein stattlich Geleit bis zu der mit den Welfen befreundeten Burg Löwenstein. Graf Emicho von Wirtemberg, der so gerne den Frauen diente, erhielt vom König den Auftrag, mit einer Schaar Reiter und Fußgänger den Zug zu begleiten. Dieser hatte bald ein anderes Aussehen gewonnen. Nicht ferne vom Lager wurden die Frauen ihrer theuren Bürde enthoben. Arm in Arm zogen dann die von ihren Wunden genesenen Männer mit ihren Frauen daher, die noch wundsten aber wurden von den geleitenden Knechten auf Bahren getragen. Voran ritt der Reichs-

fähndrich mit wehender Fahne, und den Zug schloßen die geleitenden Reiter. So feierten die Frauen gleichsam einen Triumphzug, und mit allem Rechte, denn ihre Treue hatte sich ja so herrlich erzeigt. Unter der Burg Löwenstein verließ der edle Begleiter die treuen Frauen und ihre Männer, aber nur, um schnell wiederzukehren. — Während die Frauen mit ihren Männern von dannen zogen, ritt der König mit seinen Herrn und Rittern in die offene Burg ein. Alles, was darin war, übergab er seinen Kriegsschaaren. Nur die Habe der Frauen, als Kleider, Schmuck und andere Kleinodien, welches sie zurückgelassen hatten, da ihnen ihre Männer viel theurer und lieber waren, mußte unangetastet bleiben. Das Alles — so war es des Königs ausdrücklicher Befehl — wurde gewissenhaft gesammelt, in Kisten verwahrt, und auf ein Saumroß gelegt. Mit diesem kam Graf Emicho wieder auf Schloß Löwenstein zurück und überraschte die Frauen mit einem neuen Erweis der königlichen Gnade. Er stellte Alles der Herzogin zu Handen, und nicht das Geringste fehlte an dem, was die Frauen auf der Burg zurückgelassen hatten. Dankend drängten sich jetzt Alle um den treuen Fürsprecher und Geleitsmann, und lobten und priesen die Milde und Gnade König Conrads, der noch Mehr gehalten, als was er versprochen hatte. Unter Segenswünschen schied der junge Wirtemberger aus der Mitte der Frauen und kehrte in's Lager zurück. Noch lange sprachen die Frauen mit freudiger Dankbarkeit von dem guten Könige —

aber noch länger pries man die Treue der Frauen, welche ihre Männer, die sie für die liebste Habe achteten, aus der Burg trugen, und ihnen also das Leben retteten. Solches geschah am 21. Wintermonat des Jahrs 1140, und seit jener Zeit nannte man die Burg bei Weinsberg die Weibertreue. Die Burg liegt jetzt in Trümmern, aber die Geschichte lebt noch fort im Munde des Volks. Die Aeolsharfen, welche der ergraute vaterländische Dichter voll deutschen Sinnes und Gemüths in einem verfallenen Thurm der Burg angebracht hat, singen noch jetzt den Besucher der Ruine in jene poetische Zeit zurück, wo die Frauen ihre Männer allen andern Kostbarkeiten vorzogen; sie flüstern den zarten Frauen das Wort zu: seyd treu wie die Weiber von Weinsberg.

II.

Der Wunnenstein.

Beinahe in der Mitte des Wirtemberger Landes erhebt sich nördlich von einem sanft abhängigen Wiesenthal ein fast einzeln stehender Berg, und ragt weit über die umliegenden Hügel empor — der Wunnenstein. Auf der Südseite steigen Reben, die hier ein treffliches Gewächs geben, fast bis zum Gipfel hinauf;

gegen Norden zieht sich ein Eichenwald, wie ein dichter Mantel bis an den Fuß herab. Die Burg, die einst auf dem Berge prangte, ist zerfallen, aber auf dem zu einem Belvedere eingerichteten Thurme genießen wir eine der schönsten Aussichten, die irgend eine vaterländische Höhe bieten kann. Das ganze Land ringsum, bis auf einen kleinen Strich gegen Nordost, liegt vor dem Blicke des Beschauers ausgebreitet.

In einem Halbkreise, wie in einem Walde fruchtbarer Bäume, vor sich das lachende Grün eines Wiesthales, lagert sich zunächst unten auf der Südseite das Dorf Winzerhausen. Weiter abwärts zwischen hohen Bergen mit trefflichen Weinbergen und schönen Waldungen, Bottwar, eine der ältesten Städte, die in ihrer großen Markung das Andenken weit größern Umfangs trägt; verbunden südwärts durch ein fruchtbares Thal mit einem Dorfe gleichen Namens (Klein-Bottwar), das, hinaufgebaut an einer sanften Anhöhe und herrlich bekränzt von dem Schlosse Schaubeck, die erste Linie des Prospektus gegen Süden schließt. Hinterwärts über mäßigen, mit Fichten und Buchen bewachsenen Hügeln, öffnet sich nun die Aussicht in einem weiten Kreis umher. Gegen Abend hin erhebt sich der Schwarzwald, dessen einzelne Höhen und Gebirgszüge deutlich unterschieden werden; östlich die Albkette: der Roßberg, die Achalm, Neufen mit seinen Trümmern, die Teck, unter sich hier die Sulzburg, dort den Rauber, bis an den Hohenstaufen und Rechberg, und die waldigen Höhen bei Backnang

und Welzheim, geben dem Auge Ruhepunkte und Wegweiser auf dieser weit ausgebreiteten Landcharte. Näher herwärts, zwischen der Alb und dem Schwarzwalde, gibt die Solitude mit ihren großen weißschimmernden Gebäuden einen herrlichen Anblick. Die Weinsteige, auf der sogar die Landstraße erkannt wird, bereichnet die Lage Stuttgarts, das sich Abends durch den auf dem schmalen Thale ruhenden blauen Duft noch deutlicher verräth; ja, im Sonnenschein zeigen sich an den Bergen hinauf Landhäuser und Gärten, und Degerloch oben auf der Höhe. Ganz nahe dehnt sich Ludwigsburg aus mit seinen langen Straßen, Alleen-Wäldern und dem prächtigen Schlosse. Der Asperg scheint ein unbedeutender Hügel, über den man weit hinaussieht; eben so der durch seine Aussicht bekannte Lemberg und das Stammschloß Wirtemberg, hinter welchem die Albberge hoch emporragen. Ungemein groß ist die Zahl der Orte, die man innerhalb dieses großen Amphitheaters bald in der Ebene, bald in Höhen hinauf, bald zwischen Weinbergen oder Wäldern, wie hingesät vor sich sieht; auch der Neckar zeigt an mehreren Stellen seinen glänzenden Wasserspiegel. Nicht minder schön ist die Gegend nach Westen hin. An die Höhen des Schwarzwaldes, die, so wie die Alb, oft im Frühling, während um den Wunnenstein herum alles grünt, noch mit ihren Schneefeldern schimmern, schließt sich der Stromberg an, an seinem östlichen Ende der Michaelsberg, oben mit dem berühmten Wallfahrtskloster, in der Mitte das Schloß

Magenheim, unten das freundliche Bönnigheim, ein fürstlicher Wittumssitz; vorwärts die Burg und runden Thürme von Hohenstein über waldige Hügel hervorblickend. Rechtshin, wie ein Garten, breitet sich aus das Zabergäu, mit Rebhügeln, Wiesthälern, Wäldern und zahlreichen Ortschaften, bis zur Stadt Brackenheim mit ihren Alleen malerisch daliegend; im Hintergrunde auf weißen Felsen die Ruinen des Ritterschlosses Stockheim, sonst ein Eigenthum des Deutschordens; der Heuchelberg, wie eine grüne Mauer, schließt die Gegend. Hinterwärts über den Stromberg hin zeigen sich von den Vogesen zwei hoch hervorragende Gipfel; jenseits des Heuchelberges — fast scheinen sie auf seinem Rande aufzustehn — sieht man die Mauern und Thürme des Schlosses Weiler zum Stein. Hier senkt sich in Sommertagen die Sonnenscheibe hinab, so daß ihr Gold durch die Zacken der Thurmzinne und die Oeffnungen der Mauer hindurchblitzt. Jetzt nördlich, Franken zu, findet das Auge keine Grenze, als den Odenwald und den hohen Melibocus. Aber weiter gegen Osten hin, liegen nahe die Gebirge des Weinsberger Thales und von Löwenstein, deren äußerste Höhe, der Stocksberg, fast an die Wolken zu stoßen scheint. Innerhalb ist ein schönes, an Getreide und Wieswachs fruchtbares Thal; an dessen östlichem Rande das uralte Beilstein, an einem Rebenhügel sich hinaufziehend; oben der hohe Langhans, ein in der Geschichte des Mittelalters berühmter Thurm. Südwärts hin, ganz nahe dem

Wunnenstein, gleichfalls auf dem Gipfel edler Weinberge, liegt jetzt noch bewohnt die Burg Lichtenberg, bekannt durch die schreckliche Bruderrache, die wir bereits in einer romantischen Erzählung gegeben. Zwischen hier und Beilstein, in einem schönen Thale, wechseln Matten — Weinberge und Buchenwälder. Auf hoher Spitze blinkt aus den Waldungen ein freier, bebauter Raum hervor und zeigt die Häuser von Prevorst; unten im Hintergrunde des Thales liegen Gronau und Schmidhausen. Westlich von Beilstein zieht wieder ein Bergrücken herab, oben die Ruinen von Wildeck, unfern davon Helfenberg; am Fuß des Berges auf hochliegendem Felde das Dorf gleichen Namens. Wo der Berg sich westlich schließt, sehen einzelne Häuser von Heinrieth hervor, weiter hinab sieht man das schön gebaute Abstatt, und näher gegen den Wunnenstein her, in derselben Thalfläche, Auenstein; zur Seite Wüstenhausen, berühmt durch die Fehde des Pfalzgrafen mit Graf Ulrich von Wirtemberg. Weiter abwärts zeigt sich auf einem mit Reben bewachsenen Berg das schöne Schloß Stettenfels, noch jetzt vom Fugger'schen Reichthum zeugend, unten mit den beiden Dörfern Gruppenbach, die sich in der Ferne wie Eines darstellen. Gegen Heilbronn hin, das durch einen Waldrücken dem Auge entzogen wird, liegen zerstreut Thürme und Ruinen von Schlössern bis hin zu der Heuchelberger Warte. Das schöne Thal, nördlich vom Wunnenstein, schließt sich endlich mit dem großen Marktflecken Ilsfeld, der weit ausgebreitet,

wie eine Stadt daliegt, und oberhalb dessen die Straße nach Heilbronn mit dem Landthurm sichtbar ist.

Wegen dieser schönen Aussicht hat wohl der Berg schon in alten Zeiten den Namen Wunnenstein (Winnenstein) geführt, denn Wunne, Wonne heißt bei den altdeutschen Dichtern der Inbegriff aller Lust und Freude, besonders in der schönen Natur. Warum der Berg beim Volke Winsterberg heißt, wissen wir nicht anzugeben. Schon in den ältesten Zeiten stand hier oben eine Burg, die von einem kriegsfreudigen Ritter-Geschlechte bewohnt wurde, das zu Beilstein in der alten Magdalenenkirche sein Begräbniß hatte. So liegt daselbst ein Conrad von Wunnenstein begraben, der erste des Geschlechts, von dem wir aus dieser steinernen Urkunde Etwas wissen, und der im Jahr 1349 verstorben. Vielleicht ist er der Vater des berühmten Ritters, genannt der gleißende Wolf v. Wunnenstein, gewesen. Letzterer war im Jahr 1360 Obervogt zu Beilstein, und bewohnte zuverläßig die Burg über dem Berge, von der noch die äußeren Mauern, sowie der 75 Fuß hohe Thurm übrig sind. Obgleich Obervogt des Städtchens war Wolf doch kein rechter Vogt, sondern trieb das unritterliche Gewerbe der Weglagerer, und hat viel Geld und Gut zusammengebracht. Im Jahr 1408 verpfändete ihm Graf Eberhard v. Wirtemberg, wegen seiner an die Herrschaft gehabten Forderung von 10,000 fl., die Stadt und Schloß Vaihingen. Er lebte noch im Jahr 1413, und liegt mit seiner Hausfrau in der

Kirche zu Beilstein begraben. Beide haben allda ihr Monument. Wolf steht in Lebensgröße an der Wand, die Füße auf einen Löwen gestellt. Seine linke Hand hält das Wappenschild mit drei Barten, wie wir sie bei den Herren von Stetten am Kocher finden. Auf den daneben befindlichen Helmen befinden sich gleichfalls die Stetten'schen Barten. Aus diesem Grunde haben Manche behaupten wollen, die Ritter von Wunnenstein stehen mit denen von Kocherstetten in einer Familienverbindung. Neben dem Grabmal des Wolfs v. Wunnenstein ist das seiner Gattin zu sehen. Sie steht auf dem an der Wand aufgerichteten Denkmal in Lebensgröße. Aus der Umschrift des Denkmals entnehmen wir, daß sie ihren Gemahl weit überlebte, denn sie starb erst im Jahr 1436. Wolf war der Letzte seines Geschlechts, obgleich in einer Urkunde der Schleglergesellschaft vom Jahr 1396 unter den 21 Mitgliedern der Schleglergesellschaft auch ein Hans v. Stayn zum Wunnenstein aufgeführt wird. Nach dem Hingang Wolfs v. Wunnenstein kam sein Erbe an Furderer v. Wunnenstein und Erpf v. Venningen. Schon im Jahr 1410 kam die Burg Wunnenstein an Wirtemberg. Dieses gab sie als Lehen an die von Rippenburg, von denen sie im Jahr 1449 an die von Sachsenheim gekommen. Ueber die Schicksale der Burg wissen wir so Viel als gar Nichts; ob sie im Städte- oder Bauernkrieg zerstört wurde, darüber haben wir keine Kunde. Selbst der kundige M. Crusius kann nicht angeben, wann und von wem sie

zerstört wurde; aber durch ihn wissen wir, daß sie bereits am Schluß des 16. Jahrhunderts Ruine gewesen. Jetzt sieht man nur noch wenige Spuren von Grundmauern und von einem verschütteten Brunnen, die mehr östlich auf dem Berge liegen. Dagegen stand noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts das alte Wallfahrtskirchlein, St. Michael geweiht. Als dieses durch Menschenhände niedergerissen wurde, blieb ein alter Thurmrest mit drei Mauern stehen. Im Jahr 1829 thaten sich etliche Freunde der Natur und Geschichte zusammen, an ihrer Spitze der damalige Pfarrer Scharfenstein von Winzerhausen, und faßten den Gedanken, die Thurmruine herzustellen und besteigbar zu machen, um von ihr aus recht bequem der herrlichen Aussicht genießen zu können. Es wurde so viel Geld gesammelt, daß man zur Noth den Gedanken ausführen konnte. Doch das auf der Ruine erbaute Gerüste wurde nach 10 Jahren so baufällig, daß man es ohne Lebensgefahr nimmer besteigen konnte. Man zog noch einmal am Bittglöcklein, und nicht umsonst. Unser geliebter Landesvater Wilhelm, so wie der edle Kronprinz Carl und der ritterliche Graf Wilhelm von Wirtemberg spendeten so reichlich, daß man den Thurm viel dauerhafter als früher herstellen konnte. Am 6. Juli 1841 wurde der neuhergestellte Thurm zum ersten Mal von vielen Hunderten seiner Besucher unter Jubel und Freude wieder bestiegen.

Seitdem kann man ohne alle Furcht und Sorge

den Thurm wieder besteigen. Treppen und anderer Einbau bestehen aus Eichenholz. Unter dem Kranze des Belvedere's sind zwei Fensterlein angebracht, aus deren einem das alte Wölflein im Conterfai heraussieht, durch das andere hinein erblickt man seine Wehr und Waffen. Zwischen beiden Fenstern unter gothischen Bogen liest man auf einer verzierten Bretterwand die Aufschrift:

Dem gleißenden Wolf von Wunnenstein für seinen Dienst bei Döffingen im Jahr 1388.

Historien

von dem gleißenden Wolf und von der Glocke Anne Susanne auf Wunnenstein.

In jenen Tagen, als der kriegsfreudige Graf Eberhard, genannt der Rauschebart oder Greiner, in Wirtemberg regierte, hauste Ritter Wolfgang oder Wolf auf der Burg Wunnenstein. Weil der Ritter gewöhnlich in einer glänzenden Rüstung auszog, so hieß man ihn den gleißenden Wolf. Dieser ging von seiner Jugend auf dem Kriegswesen nach, und war in vielen Feldzügen dabei. Das wachsende Haus Wirtemberg war ihm ein Dorn im Auge. Deßwegen setzte es fortwährende Feindschaft zwischen ihm und dem Greiner. Ein Gleichgesinnter war Wolf von Eberstein. Ihrer aber waren noch Viele, die es un-

gerne sahen, daß dem Greiner meistens glückte, was er unternahm. Diese sagten zu einander: Laßt uns zusammenhalten, und unsere Freiheit behaupten gegen den Wirtemberger und die Städte; und sie legten den Grund zu dem Bunde, welchen man später „die Schlegler" nannte.

In dieser Gegend war Wolf von Wunnenstein der angesehenste und gefürchterste unter ihnen, denn er war tapfer und hatte viel Gut. Hatte er nicht das Zehentrecht zu Beilstein, Auenstein, Helfenberg, Leonbronn, Gärtringen und Neuenbürg, und auch Güter daselbst? — Lasset uns hören, wie der gleißende Wolf von Wunnenstein zu einer Frau gekommen. — Eines Tags, wie er oft gewohnt war, erlustigte er sich des Jagens, kommt, weiß nicht wie, von seinen Jagdgesellen ab, und verliert den Weg und Steg. Die Nacht überfällt ihn, und er gelangt nach langem Irren zu einer Fischerhütte. — Diese nimmt ihn auf. Daselbst traf Wolf eine stattliche, kühnmüthige Maid, die ihm baß gefällt, also, daß ihm dünkt, sie stamme von einem vornehmeren Geschlechte ab, als von den Fischersleuten. Sie setzten sich um den Tisch her, und der vornehme Gast nahm mit Allem vorlieb mit Fischen, Brod und ein wenig Schimmel darauf. Die Noth lernt beten und Genügsamkeit. Es war von Allerlei die Rede. Unter Anderem erzählt Wolf, wie es ihm vor einem Jahre auf einer Jagd in diesem Walde fast übel hätte ergehen können. Einem Eber sey er auf der Fährte gewesen, habe ihn gefunden,

und sich mit ihm eingelassen. Hab er doch in seinem Leben schon manchen abgefangen, dießmal aber fehlt es ihm, und weiß nicht, wie ihm geschah. Das Thier wollte eben seinen Weg durch seine Beine hindurch nehmen, als ein unbekannter Knappe seinen Spieß dem Thier in den Leib rannte. Die Bestie wendet sich behende nach ihrem neuen Feinde, und läßt dem Wolfe Zeit, zum zweiten Anlaufe sich zu rüsten. Die Sau habe er glücklich erlegt, den Knappen aber, der ihm so weidlich gedient, habe er nicht wieder zu Gesichte bekommen, und seye ein feiner schmucker Geselle gewesen, so daß ihn dünkte, es habe der liebe Gott ihm einen Engel vom Himmel zu Hülfe zugesendet. Die Fischersleute schauten einander an und verzogen ihre Gebärden zum Lachen. Wolf merkts, und fragt: warum lacht Ihr? — So hat sich doch unsere Hildegard einen Dank um Euch verdient, Herr Ritter! — Wie meint Ihr? — Die wars, welche Euch von des Ebers Zähnen befreite. — Wolf verwunderte sich baß, schaute sie groß an und lobte sie über die Maßen. Sie aber, die kühne Maid, schlug die Augen nieder, erröthete bis an die Ohrläpplein, und hub sich bescheidentlich davon. Wie aber, fragte Wolf weiter, kommt sie zu der Mummerei? — Herr, entgegnete der Fischer, sie ist eine seltsam wunderbare Maid. Sie hat Mannsverstand und Mannesmuth, und der liebe Gott hat mit dieser Dirne besondere Wege vor. Wisset, sie ist nicht meine leibliche Tochter, sondern ein Findelkind. An einem

Morgen, wo wir unsere Hütte aufthun — nein — doch! was liegt vor unserer Thüre? Ein Kindlein, schön wie ein Engel Gottes, sauber eingewickelt in einem Korbe. Noch spüre ich den Schrecken in allen meinen Gliedern, sagte die Fischerin. Im Korbe lag ein Briefslein mit einem kostbaren Siegelring und einem Batzer. Das Kindlein nahmen wir in's Haus und hat uns nie gereut. Bruder Anton las uns, was im Briefslein stund: „Erhört ihr guten Leute das Bitten einer unglücklichen Mutter, und erbarmt euch des Kindleins, das ein argwöhnischer Vater verstoßen hat. Der liebe Gott vergelt eure Gutthat, wenn ich nicht mehr euch geben kann, als beiliegender Ring und Halsschmuck werth sind.“ Es war auch wirklich ihre letzte Gabe, und erfahren konnten wir nicht, wem das Kindlein angehöre. Nun! der liebe Gott, der die Raben speist und das Würmlein im Staube erhält, hat es auch diesem Waislein nicht fehlen lassen. Es wuchs, ward stark und kräftig, und darf sich keines von meinen eigenen mit ihm messen. Bruder Anton unterwies sie in der Gottesfurcht und in allerlei Weisheit, und hatte an ihrem geistlichen Gedeihen eine große Freude, so daß er seinen Gang zum Kloster hin und her nicht ohne Einsprache in unsere Hütte machte, weil ihn sein Weg vorüberführte. In Haus und Feld ward sie gewandt; ja mit den Waffen, mit der Armbrust und dem Spieße geht sie um, trotz Einem; sie mag von tapferem Blute stammen, oder ist eine Heldenseele in ein Weib gefahren. — Verdenkt

es ihr, Herr Ritter! nicht, wenn sie Euch je und je in das Gehege geht, und einen Hasen, oder ein Rehböcklein, oder was sie sonst an Wild erhaschen konnte, in unsere Küche jagte. In der Jacke eines Buben machte sie ihre Streifzüge. Sie ist ihr aber zu enge geworden und sie fertigte sich daher einen eigenen Zeug dazu. War's nicht ein gekremmter Hut mit Hahnenfedern, ein grüner Rock mit gelbgeschlitzten Aermeln, worin Euch der Erretter aus der Noth erschien?

Ja, ja, sagte Wolf, dem es mit jedem Worte wärmer unter seinem Brustlatz wurde, und er schaute einmal über das andere zur Thüre hin, wo sie hinausging; aber vergebens, denn sie kam heute nicht zurück. Dem Ritter bereitete man ein Bett, so gut man konnte. Wäre es aber das beste gewesen, er hätte doch nicht schlafen können. Die Dirne kommt ihm nimmer aus dem Sinne. Mit bewegtem Herzen verließ er am andern Tag die Hütte. Es stund nicht lange an, so jagt er wieder in diesem Revier, und gelangt zur Fischerhütte. Dießmal aber nicht von Ungefähr. Nein, er hatte keine Rast und keine Ruh; es treibt ihn fort zum Walde und zu der ritterlichen Maid. Er wirbt um ihre Hand. Ernsthaft überlegte sie die Werbung, und sagte nicht sogleich „Ja," denn sie hatte ihren eigenen Kopf. An den Fischersleuten hat es nicht gefehlt. Die waren hoch erfreut ob dem Glücke, das ihrer Hildegard widerfahren sollte. Zwar war der Junker Wolf als Wildfang Jedermänniglich bekannt; trotzdem war er von wegen seines

Reichthums und seiner Schlagfertigkeit ein angesehener Rittersmann. Er mußte aber noch einmal umkehren, er mochte wollen oder nicht, und wieder kommen, bis sie endlich mit züchtigem Erröthen ihre Hand ihm gab. Herr Ritter, sagte der Fischer außer sich vor Freude und Leid, Ihr führt uns zwar fast Alles mit ihr aus dem Hause weg, was uns erfreute, aber zieht in Gottesnamen hin; — sie hat's um uns verdient, daß sie zu Glück und Ehren komme. Als sie Abschied nahmen, übergab der Fischer dem Wolfe den Ring und Batzer. Dieß ist Alles, sagte er, was wir ihr geben können; wir habens auf ihre Ehe für sie aufgespart; denn was wir an ihr thaten, hat sie uns mit ihrer freundlichen Pflege im Alter reichlich vergolten. Hildegard empfing auf den Knieen unter Thränen des Dankes und der Liebe den Segen ihrer Pflegeltern. Wolf aber sagte: ich werde Euer gedenken! und er hat Wort gehalten. Wenn es ihnen an Etwas mangelte, so wußten sie, wo sie keine Fehlbitte thun werden. Ihre Buben und Mägdlein versorgte er, so daß die Alten mit Frieden hinfahren konnten. Der Wolf aber zog nun mit seiner stattlichen und heldenmüthigen Ehefrau zum Wunnenstein. Die Trauung geschah im Michaelskirchlein auf Wunnenstein, und wurde hochgefeiert auf der Wolfsburg, und es ging Vieles darauf an diesem Tage. Es lebte noch der alte Wolf, des Gleißenden Vater. Wie dieser die junge, schmucke Söhnerin erschaut, so mahnt es ihn an liebe vergangene Zeiten, an eine Minne,

um welcher Willen er manchen Ritt gethan und manchen Speer gebrochen hatte. Ist sie nicht, sagte er, das leibhaftige Ebenbild meiner Brunhildis, die wider ihren Willen verkuppelt wurde? Der junge Wolf zeigte ihm Ring und Batzer. Hu! rief der Alte, das ist ja ihrer Mutter Familienwappen. Siehst du den Bären im Schilde? wie er schwingt ein gewaltiges Schwert! Ihrer Mutter Vater war ein Herr von vielem Land und Leuten und gut im Streite. In der Pfalz hatte er seine Güter. Aber ein Filz war es und hatte nie genug. Er ließ nicht nach, bis sie das Jawort einem Haustyrannen gab, den er sich seines großen Reichthums wegen zum Eidam ersah. Nun hatte er's! Sein einziges Kind stürzte er in's Elend. Sie litt zwar keinen Hunger, aber desto mehr Kummer. Der Narr plagte sie, weil sie ihm nicht im ersten Jahre schon einen Prinzen gebar; und als sie endlich einmal eines Kindleins erfreut wurde, und war kein Sohn und sah ihm nicht gleich, so rappelte es ihm, als wäre sie ihm untreu, und er jagte Weib und Kind zur Burg hinaus. — Vater und Mutter waren todt, — und wer wollte sich der beschimpften Frau gegen den mächtigen Gangrafen annehmen?! Die Mutter starb bald darauf vor Herzeleid — und aus dem Kinde ward — der alte Wolf lachte, daß ihm die Zähren über die Backen liefen — die junge Edelfrau von Wunnenstein — was ihre Mutter hätte werden sollen! seufzte er hinzu. — Nun, es war Gottes Wille so! — Dein Ring und Batzer,

mein Kind, sind ein Rittergut werth. Du bist reicher, als Du und deine Pflegeltern glaubten — beschaue die funkelnden Steine! die hat dein Urältervater in einem heiligen Kriege im Morgenland einem Sarazenenfürsten abgejagt, dem er den Turban vom Kopfe riß. Der Mann selbst, der einen flüchtigeren Gaul hatte, als er, ist ihm entwischt, sonst wär's ihm schlecht gegangen. Er hatte Bärenkraft in den Knochen, die er in mancher Bärenjagd erprobte. Deßhalb führen sie das Bild im Schilde.

Die junge Edelfrau hatte zu diesen Neuigkeiten vorderhand Nichts als Thränen. Ihr Gemahl aber knirschte mit den Zähnen, und sagte: Will dem Rabenvater zu Hof reiten, und ihn Mores lehren. Zu spät! erwiederte der Alte; er hat schon seinen Lohn. Auf einer Jagd stürzte er vom Pferde — und ein Knecht, den er kurz zuvor grausam mißhandelt hatte, benützte sein Unglück und erschlug ihn. — Aber das Erbe? ist meine Frau nicht seine leibliche Tochter? — Beweis! sagte der Alte. — Grimmig stampfte Wolf mit den Füßen, und seine Gebärden verstellten sich. Die junge Edelfrau aber streichelte sänftiglich seine Wangen: Lieb Wölflein, sagte sie, hast mich doch als eine arme Fischersmaid erkoren zu deinem ehelichen Gespons; begnüge dich mit mir, und trachte nicht nach Gütern, die wie der Schnee vom vorigen Jahre sind; haben wir nicht genug für uns? — Und er ließ es gehen.

Der alte Wolf hatte seine Freude und seinen Trost

bei ihr, und verschied bei gutem Alter in den Armen ihrer treuen Kindespflege.

Das Wölflein aber — so genannt, weil er etwas kleiner war, als die Männer seiner Zeit — obgleich ihm keine Nachkommenschaft von ihr erwuchs, lebte froh an der Seite seiner rüstigen Edelfrau, die alle Mühen und Freuden mit ihm theilte. Ei, man sagte sogar, sie habe nicht nur gejagt mit ihm, sondern sie sey auch mit ihm zu seinen Fehden ausgeritten. Man wußte lange nicht, wer der Kamerad sey, der mit geschlossenem Visir unzertrennlich von ihm an Wolfens Seite stritt im grimmigsten Gefechte, und manchen Hieb auffing, der ihm gegolten hat — obs der Geleitsmann des jungen Tobias, oder gar der Schwarze seye; — bis sie einmal an den Unrechten kam, der ihr eins versetzte, daß sie vom Rosse fiel. Es war nur eine Ohnmacht. Da kam es aber auf, als man das Visir öffnete, daß es des Wunnensteiners Heldenfrau ist, die seine Sträuße mit ihm durchmachte.

Sie war nicht immer dabei, wenn er auszog, er verwickelte sich auch in Händel, an welchen sie kein Gefallen hatte. Denn er gehörte eigentlich nicht zu den guten Nachbarn und dergleichen. Hatte er keine Fehde, so machte er eine, und seine ungeladenen Besuche waren fast nirgends die wertheften. Die nicht mit ihm hielten, oder die er fürchten zu müssen glaubte, hatten viele Ungelegenheiten von ihm. Er hatte ein unruhiges Blut. — Dem Grafen von Wirtemberg, dem Greiner, war er gar nicht grün. Wen

man einmal nicht leiden mag, wider den hat man bald Ursache zum Streit. Er sagte: der Wirtemberger hat mir mein Erbe vorbehalten wider Recht. Dieser Handel wäre nun leicht abzumachen gewesen. Aber er wollte keinen Frieden, sondern Krieg mit dem Greiner haben, und trachtete, wie er ihm Schaden thue. Der Wolf jedoch und seine Kameraden waren nur Wölfe und konnten es im offenen Kampfe mit dem Löwen von Wirtemberg nicht aufnehmen. Deßwegen suchten sie ihm heimlich Abbruch zu thun und stellten ihm nach.

Z. B. hört! wie sie dem Eberhard einen Streich spielten, der ihn beinahe seine Freiheit gekostet hätte. — Es geschah im Jahr 1367. — Der Wunnensteiner hatte ihn angezettelt.

Die Wölfe von Eber- und Wunnenstein erfahren, daß der Greiner ohne großes Gefolge nach Wildbad reitet, um seinen benarbten Heldenleib zu pflegen und den Landfeinden traut wie ein Kind. — Wie meint Ihr, sagte Einer zum Andern, wir machen dem Eberhard einen Besuch im Bade, und nehmen ihn mit uns nach Haus? Wir thun ihm, versteht sich, kein Leid; aber einen Fanggulden lassen wir uns von ihm bezahlen, der uns auf lange gut thun solle. — Und sie zogen mit großem Heergefolge nach Wildbad, und meinen, sie haben ihn schon. — Der Greiner versieht sich keines Ueberfalls und ist fröhlich und guter Dinge.

„Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab:
„Herr Graf! es zieht ein Hause das obre Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde, und einen Eber wild."

Gib mir den Leibrock Junge, das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie hat so scharfen Dorn.

Da kommt ein armer Hirte in athemlosen Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt.

Das ist der Wunnensteiner, der gleißend Wolf genannt,
Gib mir den Mantel Knabe, der Glanz ist mir bekannt.
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut,
Bind mir das Schwert zur Seite, der Wolf der lechzt nach Blut."

Die wollen das Bad mir gesegnen, setzte er hinzu. — Herr, sagte der Hirt, deß kann noch Rath werden. Ich führe Euch ein Weglein, das nur meine Geisen kennen. Folgt mir! Und er folgte, so sauer es ihn ankam. Hat ihn nicht der Hirte sogar auf den

Rücken genommen, wenn es nimmer gehen wollte. Denn Retiraden, besonders solche, war der alte Held nicht gewöhnt. Glücklich entkam er der Falle. — Wie die Wölfe heransprengen und jauchzen, fanden sie das Nest leer; der Vogel war ausgeflogen und sie hatten das Nachsehen. Dieß verdroß sie nicht wenig, und sie ließen ihren Zorn am armen Städtlein aus; sie plünderten, sengten und brennten darin.

Indem sie aber abziehen, sagte der Wolf zum Ebersteiner: jetzt ist's doppelt gefehlt! Wir haben nicht nur die Beute nicht, auf die wir's abgesehen haben, sondern kommt er heim, so wird er uns die Hölle heiß machen. Denn der ist der Rechte, dem darf man so kommen. Thut nichts, sagte der Ebersteiner. Wir sind unsrer Viele, wir werden uns wehren. Auch Viele der Seinen, die seiner Fehden schon lange überdrüssig sind, kriegen wir auf unsere Seite. — Ich fürchte mir nicht, sagte der Wunnensteiner, aber denkt an mich, der Greiner sitzt uns, ehe wir uns versehen, auf der Haube und wird uns laufen.

Der Greiner gedachte nach seiner Heimkehr zuerst des seinetwegen drangsalirten Städtleins und ließ es mit Mauern umgeben, um es vor Ebern und Wölfen zu verwahren. Er gedachte des Hirten, und ließ ihm zu Ehren eine Münze schlagen, wovon er manch Müsterlein den Wölfen schenkte; sie sollen es in Schatz legen, wenn sie mögen. Er vergaß aber auch ihren Schelmenstreich nicht, und verklagte sie beim Kaiser. Dieser befahl den Städten, dem Eberhard bei der

Züchtigung der Landfriedensbrecher an die Hand zu gehen. Obgleich die Städte von der Freundschaft des Greiners nicht viel Gutes rühmen wollten, so ließen sie sichs doch nicht zweimal sagen, sondern freuten sich auf die Wolfsjagd, zu welcher auch viele Bauern hielten, die dem Wölflein ein Leid heimzugeben hatten.

Als das Kriegsgewitter heranzog, schmähte Frau Hildegard ihren Eheherrn und sagte: hab' ich es Euch nicht prophezeiht, daß es so kommen werde? Aber Ihr wolltet nicht hören. Euer Groll auf den Wirtemberger ist vor Gott und Welt weder recht noch gut, und wird Euch wenig frommen. Gott ist mit ihm! wer mag nun wider ihn seyn? Bruder Anton — mein frommer Jugendlehrer — der Herr vergelte ihm, was er an mir that in Ewigkeit! erzählte mir Vieles von diesem berühmten Geschlechte, dem eine Krone gebühre, und wie es schon einmal nahe dabei gewesen sey, daß ihm die Kaiserkrone zu Theil geworden wäre. Ich sage Euch, es sind gesalbte Häupter zum Voraus. Der Vater schickte mich einmal mit Fischen nach Stuttgart in die Hofburg. Es wurde just auch ein großes Fest daselbst gefeiert. Da sehe ich den Herrn zum Erstenmale, der vielleicht in den ersten Tagen schon Sturm laufen wird auf unsere Mauern. Ein stattlicher Rittersmann! Ein ächtes Heldengesicht und Königshaupt! Denke ich daran, so fallen mir die Worte Davids ein: Tastet meine Gesalbten nicht an! Thut meinen Propheten kein Leid! Ihr solltet das auch wissen! — Was weiß ich von Mose und den

Propheten! erwiederte lachend der Wolf. — Eben das ist der Fehler, sagte hierauf Frau Hildegard; es ist keine Gottesfurcht unter Euch, und wo diese mangelt, da geht es nicht mit rechten Dingen zu. Menge dich nicht unter die Aufrührerischen, denn ihr Unfall wird schnell über sie kommen. Nun wehrt Euch Eurer Haut! — Der Wolf ließ kein Wort verlauten, so viel er auch dagegen auf seinem Herzen trug; — denn er fühlte sich durch den Erfolg seines angelegten Handels geschlagen. Er hatte Respekt vor seiner mannhaften Ehehälfte, und wollte gegen sie nicht, wie es so Viele machen, Gewalt vor Recht ergehen lassen. — Indessen brach Eberhard eine Burg nach der andern, und rückte dem Wunnenstein immer näher. Wolf ließ es nicht auf einen Sturm ankommen. Sein Nest war wurmstichig und baufällig. Er war ein Knicker und wollte Nichts darauf verwenden, weil er noch andere Gruben hatte, wohin er flüchten konnte. Nun mußt er auf und davon — wußte kein Mensch wohin? Er räumte zuvor auf, daß eine Maus zwischen seinen Mauern verhungerte. Als Eberhard vor den Thoren der Wolfsburg ankam, war auch der Vogel ausgeflogen, wie zu Wildbad, und das Nest leer. Er warf die Lotterfalle über einander, und wandte sich stracks gen Neu-Eberstein. Dort gabs halsbrechende Arbeit. Er stürmt und rannte drauf und dran, und half ihm nichts. Der Muth und Ingrimm wuchsen mit dem Widerstand; deßwegen nahm er keine Sühne an, weil er sich schämte, leer abzuziehen. Aber

er mußte. Denn den Städtern entleidete das Sturmlaufen, wobei weiter Nichts zu kriegen war, als blutige Köpfe. — Sie meinten, es sey jetzt überhaupt dem Greiner genug zu lieb geschehen, liefen davon und ließen ihn im Stich. — Dieß hatte er ihnen nie vergessen. Bald nachher bedurften die Städte auch seines Beistandes. Da war ihm dann auch kein Schuh recht und er war nirgends zu finden. Kurz, sie drückten's einander in's Wachs. —

Es gab bald wieder Mäuse genug zwischen dem Greiner und den Städten. Diese erhoben ihr Haupt immer kühner, schloßen sich enge an einander an und wurden trotzig. Wer mit Einer sich verfeindete, hatte es mit der ganzen Sippschaft zu thun. Graf Eberhard verwickelte sich mit den Reutlingern. Sie fügten einander Schaden zu, wo sie nur konnten. Einmal (im Jahr 1377) gingen diese auf Beute aus. Eberhards Sohn, der Ulrich, sieht's von der Achalm herab:

„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zu Thal."

Waren die Reutlinger eines solchen Angriffs auf ihrem Heimwege nicht gewärtig, so nahe an der Stadt, und glaubten schon, jetzt geh' es einen andern Weg; — ebenso dachten auch Herr Ulrich und seine Ritter an keinen Hinterhalt. Denn auf thut sich ein altes,

eingerostetes Thor der Stadt, die Reutlinger thaten einen Ausfall, —

Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt ein Bürgerhauf:
Den Rittern in den Rücken, fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!
Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf;
Sie hauen durch, sie kommen, zur festen Burg hinauf.

Er griff sie an — und siegte nicht!
Er kam gepanscht nach Haus.
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht.
Der junge Kriegsmann floh das Licht,
Und Thränen drangen raus.

Dem Vater gegenüber, sitzt Ulrich an dem Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen beiden das Tafeltuch entzwei. —

Kein Wunder, daß sich der Graf darob erzürnte. Er verlor seine beste Mannschaft bei diesem Strauß, und er mußte lange feiern mit dem Schwerte, so

gerne er den Reutlingern die Schlappe heimgegeben hätte.

Der Greiner erfuhr nach diesem Mißgeschicke, wie die Freunde in der Noth rar werden. Selbst der Kaiser verließ ihn und hielt es mit den Städtern. Diese pochten nicht wenig darauf, und fingen jetzt an, aus einem andern Tone mit ihm zu reden.

Graf Eberhard von Wirtemberg aber ließ sich diese barschen Reden nicht lange gefallen, sondern sammelte ein Kriegsheer. Er wußte bald wieder Freunde zu gewinnen; die Anmaßung der Städte half dazu, und es wurde auch an ihnen das Sprichwort wahr: „Hochmuth kommt vor dem Falle.“ Denn wie sie es dem Greiner machten, so thaten sie es auch Andern, die es nicht minder wurmte, — und man rüstete sich zum Kriege. So begann es nun wieder überall lichterloh zu brennen in Schwaben. — Wie die Städte hören, daß sich der alte Leu zum Kampfe erhebe, so fuhr ein großer Schrecken durch das Land; und sie beschlossen, ihre Hauptmacht vorerst gegen den gefährlichsten ihrer Gegner loszulassen. Wohl 30 Städte sandten ihre Fähnlein zusammen, und es kommt nun zu einem Treffen, das in der Chronik von Wirtemberg von großer Wichtigkeit wurde.

Der Wolf von Wunnenstein hätte in diesem Strudel die beste Gelegenheit gehabt, dem Greiner einen Tuck zu thun und zu seinem Untergange beizutragen. Aber er sah die Sachen anders an, und sagte zu sich selbst: „daß der Greiner mich wegen des Besuchs im Wild-

bad auf das Korn nahm, finde ich natürlich und in der Ordnung; ich hätte es auch so gemacht. Was hilft es mich, wenn ich ihm schade? Den Städten erweise ich damit den größten Gefallen. Bleibt der Greiner Meister, so kommt es nur auf uns an, wie wir mit ihm stehen wollen. Er ist ein Mann von Ritterwort und Ehre, der uns ungereizt nicht anficht. Die Städter aber wüßten sich in ihrem Siegesübermuthe nicht zu fassen, und unser Einer müßte mit Mann und Maus zu Grunde gehen. Diese Spieß- und Pfahlbürger, die ohnehin bei mir noch Vieles auf der Nadel haben, sollen mir nicht die Oberhand kriegen, — und ich halt es mit dem Wirtemberger." — Frau Hildegard, die alte Fürsprecherin des Greiners, hatte Nichts dawider einzuwenden, — und ein Bote geht an ihn ab: „Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Diensten seyn." Der alte Herr schüttelte den Kopf und ließ ihm sagen: „er habe sein nicht begehrt, und danke ihm." — Einen Andern hätte dieß verdrossen, und — sich flugs zu den Städtern gewendet. Der Wolf aber lachte: „Was gilts, der Greiner traut mir nicht? Ich kanns ihm nicht verdenken, denn ich hab' es ihm darnach gemacht. Beweisen aber will ich ihm, daß dem Wolf von Wunnenstein zu trauen ist, wenn er ein Wort sagt." Und er bereitete sich zur Fehde. — Zieht hin mit Gott! sprach segnend Frau Hildegard zu dem scheidenden Gemahl und zu den Reisigen, und macht Euer altes Unrecht wieder

gut! Sie sprengten lustig durch das Burgthor, — und zogen Eberhards reisigem Zeuge nach, — stellten sich seitwärts auf im Walde, um im rechten Tempo einzufallen. —

Sie freuen sich schon darauf, bis sie dem Greiner zu Hilfe kommen dürfen, und darein schlagen können, daß es Funken gibt. Einstweilen rückt der Greiner vor Döffingen mit seinen Rittern und Knechten, wo die Reutlinger Mannen bereits Sturm laufen auf den festen Kirchhof, und fest meinen, es könne ihnen gar nicht fehlen.

Der Bauer

Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit ins Grab.

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städte Schaaren steh'n,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner weh'n;
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll."
Er sprengt zu seinem Vater: „Heut' zahl ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!

Nicht darf ich mit dir speisen an einem Tuch, du Held,
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

Der Alte nickt ihm freundlich zu. Er weiß nicht, daß es der letzte gütige Vaterblick an seinen Sohn in dessen Leben war. —

Die Schlacht begann. Die Ritter vom Löwenbunde und andere Herren saßen ab von ihren Pferden und stritten zu Fuß Mann vor Mann. — Die Reiter rannten wider einander an, die Schwerdter schlugen, es krachten Helm und Schilde, Bolzen flogen, ein Wald von Lanzen starrte wider und durch einander, es schmetterten die Aexte und Kolben; — Menschenknäuel ballten sich um und über einander; und dieses entsetzliche Gemenge und Gedränge, umgeben und durchdrungen von dem fürchterlichen Gebrülle von Tausenden, die ringen, siegen, unterliegen.

Aber — hoch fährt der Graf die Reiter an:

Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
Marsch, Kinder, in den Feind!

Dem Ungestüm des alten Recken und seines neubelebten Heers kann hinfort nichts mehr widerstehen. Tief dringt er in die Städter-Reihen ein, und wie sie hören den Donnerlaut des Rauschebarts: Seht! wie die Feinde fliehen! so schauen sie sich erschrocken um und vergessen ihre Wehr. Ehe sie sichs versahen,

war ihnen der Greiner auf dem Halse und ließ ihnen keine Zeit mehr, sich gehörig in die Brust zu werfen. Wie's Wetter schlug sein Schwerdt darein, und seine Schaaren mähten rechts und links. Aus der vermeinten Flucht ward, wo der alte Held stritt, bald eine wirkliche.

Während auf der andern Seite der Sieg noch schwankte, was geschah?

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein!
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht;
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Weh uns, der Wolf, der gleißende Wunnenstein! so heult es durch das ganze Städterheer. Nein! dessen versahen sie sich nicht. Entsetzen lähmte die Glieder. Der Greiner tobte zur Rechten, zur Linken der Wolf in der fliehenden Heerde. Die Ritter schwangen sich wieder zu Roß und verfolgten in eiliger Hast den Feind, dessen Flüchtige Berg und Thal bedeckten. Der mühsam und theuer errungene Sieg ward aufs Beste gewonnen.

Diese Schlacht geschah am Bartholomäustag 1388, und die Scharte von Reutlingen war ausgewetzt. —

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„Hab' Dank, du tapfrer Degen und reit mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß."

Der Wolf nahm die Einladung an, und sagte: Ich will's einmal mit eurer Gastfreundschaft probiren. Er blieb, und genoß den Jubel des Wirtemberg'schen Lagers mit.

Doch unser Graf, was thut er itzt?
Vor ihm der todte Sohn.
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne blitzt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Aber weit mehr noch als Eberhard und die Seinen, hatten die Städter zu beklagen, und mancher Tapfere, z. B. Konrad Besserer von Ulm, blieb auf dem Felde. Ueber 1000 fielen, und darunter viele hoffnungsvolle Söhne, Bräutigame und Väter vieler Kinder. Allein aus Weil fielen 60. Gefangen wurden 600. —

Es wird zum Abzug in die Heimath aufgebrochen. Unter den Rittern, die den Eberhard umgeben, ist auch der Wolf von Wunnenstein. Sinnend reitet er neben her, zieht seine Brauen zusammen und es geht ihm etwas Finsteres im Kopfe herum:

„Was werden die Ebersteiner und die Andern sagen, wenn sie hören, der Wolf von Wunnenstein hat dem Wirtemberger bei Döffingen zugeholfen, und tafelt nun mit ihm in seiner Hofburg zu Stuttgart?“ — Sie werden die Nasen rümpfen über mich und sagen: „Es ist kein Freier mehr, er ist des Greiners Knecht und Spießgeselle worden, — und werden mich verachten. — Nein! daraus wird Nichts! Ich sein Hofschranz werden? für seine Macht und Ehre kämpfen, wenn er es haben will? — Nein, nein! so weit ist's noch nicht mit unserer Freundschaft! Noch hält er mir mein Erbe zurück. Ich habe keine Kinder. Da käm ich ihm just, mich mit Haut und Haaren zu beerben. Nein, nein, nein!“ Und der Wolf gibt in der Hast seinem Gaule einen Sporen in die Rippen, daß er sich bäumt. — Der Greiner meint, es sey dem Wunnensteiner wohl zu Muthe, schaut zu ihm hin, streckt ihm die Rechte freundlich dar und spricht: Ei, tapferer Wolf! wie habt ihr uns so baß gedient! Nie soll man unsers Dankes gegen euch vergessen! —

Hui, sprach der Wolf mit Lachen, gefiel euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte, und nicht um euren Dank.
Gut Nacht und Glück zur Reise! Es steht im alten Recht.
Er sprachs und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Der Graf sieht dem seltsamen Kauz verwundert nach, und als er ihm aus dem Gesichte war, versinkt er in trübe Gedanken. Des Sohnes Tod schwebt ihm jetzt vor der Seele. Wenn nicht gewisse Hoffnungen in Erfüllung gehen, so kommen vielleicht einmal die Früchte aller meiner Siege in fremde Hände. — Er erreichte aber seine Hofburg nicht, als ihm ein Edelknecht im Festtagsgesicht und festlichen Gewand entgegeneilt:

Ich bring' Euch frohe Mähre, Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein zart und fein.
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sey Lob und Preis!

Bei den großen Herren wechseln Freuden- und Hiobsposten schneller, als bei unser Einem. Kaum hatte er der Fröhlichkeit sich aufgethan, so wurde ihm gemeldet, der Wolf von Wunnenstein habe auf seinem Heimwege den Zuffenhäusern Heerdevieh mitgenommen.

Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölflein holt sich Kochfleisch; das ist des Wölfleins Art."

Die Zuffenhäuser aber lachten nicht. Der Greiner jedoch wußte sie zu trösten, und zahlte ihnen einen Theil der Schuld für Wölfleins Dienst.

Frau Hildegard empfing ihren Gemahl mit seinen Reisigen mit aller Huld und Freundlichkeit, und hatte

ihnen ein leckeres Mahl zubereitet. — Ihr mögt nun getrost Eure kriegerische Laufbahn mit diesem ehrenvollen Siege schließen, auf daß es von Euch heiße: Ende gut, Alles gut! — Aber konntet Ihr eure Wolfstücke gegen die Zuffenhäuser nicht unterdrücken? Was haben diese an euch verschuldet? — — Und sie war ernstlich an ihm, die vom Greiner angebotene Sühne anzunehmen. — Ihr seid beide alt und wohlbetagt. Versöhne dich mit deinem Widersacher bald, so lange du noch mit ihm auf dem Wege bist, — heißt es, — auf daß du nicht dem Richter überantwortet werdest. — Sie brachte auch zu Stande, daß er kein Feind mehr war des Eberhards.

Nur vier Jahre überlebte der Greiner seinen Sieg bei Döffingen. Im Jahr 1392 starb er.

War es doch, als ob man schon lange darauf gewartet hätte. Kaum war die Kunde von diesem Tode durch das Land gedrungen, so rüstete man sich schon wieder zum Kriege. Die Städte- und Ritterbunde erhoben sich zumal, und wollten sich für von Wirtemberg erlittenen Schaden bezahlt machen. Eberhard, des Greiners Enkel, ein ebenso friedfertiger als tapferer Herr, versuchte es, die Beschwerde in Güte beizulegen. Vergebens. Man fürchtete ihn so lange nicht, bis er ihnen mit dem Schwerte bewies, daß er auch sie nicht fürchte.

Am frechsten erhoben sich die Schlegler. Diese strickten ein Netz von Verbindungen in und um Wirtemberg herum, daß nach ihrer Meinung nicht viel

fehlte, daß sie das ganze Land einthun könnten. Sie theilten das Gebiet ihrer Macht und ihres Einflusses in vier Bezirke, und nannten, um ihrer Sache ein rechtes Ansehen zu geben, die, welche ihnen vorstunden, Könige. Von diesem also gestellten Schleglerbunde zeugt eine Urkunde vom Jahr 1393. Eberhard, genannt „der Milde," hat es nicht um sie verdient, daß sie wider ihn mit solcher Hinterlist umgingen. Der Mensch denkts, aber Gott lenkts. Drei der Schlegelkönige wollten sich eben zu Heimsheim berathen, wie und wenn sie einmal gegen den Wirtemberger losschlagen wollten: als ihnen derselbe unvermuthet über die Glatze kam. Sie wehrten sich tapfer und wollten sich nicht ergeben. Er trieb aber die Füchse mit Feuer aus der Grube. Ein Spaßvogel sagte, als er die drei Könige herauskriechen sah: Schade, daß nicht der vierte auch dabei ist; es gäbe ein Kartenspiel. Die Schlegler wurden zu Paaren getrieben, und ihr Bündniß löste sich im Jahr 1396 auf.

Der Wunnensteiner aber war nicht in diesem Rath und nicht zu Heimsheim. Nein, sagte er, ich will nichts von Euren Händeln mehr. Seine Hildegard hat sich von ihm erbeten auf ihrem Todtenbette, daß er sich von diesem ungerechten Bündnisse lossagen solle. Er trug herzlich Leid um sie, und ihre Sprüchlein hat er nie vergessen. Sein zunehmendes Alter söhnte ihn mit Vielen aus. Namentlich wußte er des Greiners Heldenleben immer besser zu ästimiren, so wie er auch von seines Enkels Friedliebe hoch dachte. Er

überzeugte sich, daß man mehr Ehre davon habe, und mehr Seide dabei spinne, als in der rühmlichsten Fehde, obgleich es ihn noch immer juckte, wenn von Lanzenspiel und Schwertertanz die Rede war. Er schämte sich jetzt nimmer, wie damals, zur Hofburg nach Stuttgart zu reiten und des friedsamen Eberhards getreuer Rathgeber zu werden. — Als er kein Rößlein mehr besteigen konnte, und ein Kaminhüter seyn mußte, um seinen alten Leib zu wärmen, so verjüngte seine Seele sich an den Erinnerungen der vorigen Jahre, und er erzählte seinen Knappen in den Winterabenden von seinen Jagd- und Ritterabenteuern, von der Fischerhütte und welch' ein Kleinod er darin in seiner Hildegard gefunden habe. Die Sehnsucht nach ihr und seiner Leibesruhe ward ihm gestillt im Jahr 1413; in Frieden und Ehren er verschied. — Zu Beilstein, wo er sich zuletzt aufhielt, liegt er begraben mit seiner frommen und getreuen Hildegard. Viel Gutes hat sie an ihrem Gemahl zuwege gebracht, von vielem Bösen ihn abgehalten. — Alles aber hat sie ihm nicht abgethan, — z. B. den Haß der Städte, den er mit ins Grab nahm.

So verschwand das Geschlecht der Wölfe von Wunnenstein und ihre Burg. Nie aber das Andenken des letzten Wolfes That bei Döffingen. Es lebte mit dem des Kirchleins fort, das nahe bei dem alten Schlosse stand, und dem Ritter Wolf von Wunnenstein zur Burgkapelle diente. Dieses Kirchlein stammte aus uralten Zeiten. Ein Ritter von Stein zum

Wunnenstein soll es in Folge eines Gelübdes gegründet haben. Als der Ruf zur Befreiung des h. Landes auch durch Schwaben erscholl, ließ sich auch der Ritter von Wunnenstein mit dem Kreuze bezeichnen. Nach langer mühsamer Fahrt betrat er mit seinen Brüdern den heiligen Boden, und unwillkührlich sanken Alle zur Erde, zu dem Herrn flehend, daß er ihnen vergönnen möchte, in Demuth das schwere Werk zu seiner Ehre zu vollenden. Es war eben Wonnemond, als schon die Zinnen von Jerusalem ihnen aus der Ferne entgegenstrahlten, ein unendlicher Jubel erfüllte die Luft und Freudenthränen strömten aus aller Augen. Aber noch stand den Kreuzfahrern der heißeste Kampf bevor, und nun that mancher Kreuzfahrer ein stilles Gelübde, und auch unser Ritter gab das fromme Versprechen, daß, sollte es ihnen mit des Herrn Hülfe gelingen, das h. Werk auszurichten, er eine Kirche auf seiner väterlichen Burg bauen wolle, um darin den Herrn für solche Gnade zu preisen. Der fürchterliche Kampf begann um die Mauern der h. Stadt, doch wehte bald das Panier der Christen auf den Zinnen. Als die siegreichen Kreuzfahrer in der h. Stadt einzogen, eilten sie mit bloßem Haupte und barfuß nach den heiligen Orten, und die Stadt, die noch eben von dem wilden Geschrei des Mords erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes. Nach Jahren kehrte auch der Ritter von Wunnenstein in die Heimath und auf seine Burg zurück, und begann, seinem Gelübde getreu, den Bau

eines Kirchleins. Er weihte es dem Erzengel Michael. Bald wurde es eine weit und breit berühmte Wallfahrtskapelle. Viele Tausende strömten herbei, hinterließen manche Spenden, und machtens reich. Um dasselbe her war ein Begräbnißplatz. Auf dieser Kirche ruhte ein besonderer Segen. Eine große geweihte Glocke hing auf ihrem Thurme: Anne Susanne ward sie getauft. Wenn diese ihren schönen Klang anschlug, so gingen ihr die Wetter von Ferne aus dem Wege.

Nachdem der gleißende Wolf schon lange todt war, geschah es, daß mehrere Male die Gewitter, von der Glocke abgewiesen, ihren Zug über die Heilbronner Markung nahmen und daselbst übel hausten. Die Heilbronner sagten: Ist denn der alte Wolf in die Glocke gefahren, daß sie uns alle Wetter zuschickt? und er thut uns noch nach dem Tode Schabernack an. Als er es ihnen einmal gar zu arg machte, so daß auch kein Hälmchen stehen blieb, so hielten sie Rath, wie sie ihres Erbfeindes auch in der Glocke vollends los werden könnten. Denn damals waren die Leute dieser Stadt noch nicht so fein und klug wie wirklich, und der Aberglaube hatte hier sein Wesen wie überall. Die Einen riethen, wir machen kurzen Prozeß und thun sie ab. Die Andern aber sagten: Gott behüte, diese Gewaltthat könnte uns ihr Schutzpatron übel vergelten. Was Raths? Es erhob sich einer mit dem klugen Einfall? wenn wir dem heiligen Michael die Glocke ehrlich und redlich abhandelten? Die Frauen zu Oberstenfeld, die darüber zu entscheiden

haben, hätten vielleicht nichts dawider einzuwenden, wenn man ihnen ein schönes Stück Geld dafür bezahlte. So kriegen wir einen alten Feind vom Halse, und den Segen dafür auf alle künftige Zeiten. — — Der Vorschlag gefiel und den Klosterfrauen ward der Reverenz gemacht. Diese wollten Anfangs nicht darauf eingehen, und fürchteten das Volk, das einen großen Glauben an die Glocke hatte. Endlich aber überwog die Betrachtung: thuts eine kleinere Glocke nicht auch, wenn sie einen kräftigen Weihsegen kriegt? Zudem erweisen wir dem heiligen Kilian eine große Ehre, wenn er diese berühmte Glocke beherbergen darf, wo sie ohnehin ein honetteres Quartier hat und besser paßt. Auch ists um eine gute Nachbarschaft mit den Herren von Heilbronn zu thun. Der Handel wurde richtig und die Silberlinge floßen in den Gotteskasten.

Jetzt haben wir den Alten (Wolf) gefangen! frohlockten die Heilbronner. Im Triumphe zogen sie mit der Glocke in ihren Thoren ein. Die Reichsbürger machten Parade und empfingen und begrüßten sie aufs Feierlichste. Nun wird die Glocke auf den Thurm gebracht:

Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute!
Friede sey ihr erst Geläute!

Wer aber keinen Sterbenslaut von sich gibt, das ist die Anne Susanne. Vergebens zieht man an ihren Sailen. Sie will nicht Heilbronnisch seyn. — Man

weiß ja, wie es die Weibsleute machen, wenn sie sich einen Kopf gesetzt haben. — Nicht für ungut, Ihr Frauen! — Also geberdete sich die Glocke. — Es hat ihr doch gewiß die Zunge sehr gelüpft, wenn ein Heilbronner hie und da sie aus Aerger und Ungeduld eine alte Hexe schalt. Aber sie thut, als hörte sie es nicht, und schnauft nicht.

Die Herren vom Rathe fingen an zu brutteln und zu sagen: Was gilts, das ist wieder ein Spuck vom Alten vom Berge? Es war wohl der Mühe werth, so viele Ceremonien zu machen, und diesen Schelmen wie Contreband in unsere Mauern einzuschleppen. Wir wollen ihm aber den Weg weisen. Geisterbanner wurden berufen. Aber vergebens. Der Wolf thut keinen Ruck, und lacht zu ihren Faxen. Es hilft kein Bitten und kein Beten, es bleibt beim Alten. —

Nun, sagte Einer: hört! das Ding gefällt mir nicht. Hier ists nicht geheuer. Die Glocke gehört uns nicht, obgleich wir sie theuer genug bezahlten. — Der Himmel ist so schwül; rings donnerts um uns herum, und es ist, als warteten die Wetter nur auf Befehl, um über unsere arme Stadt hereinzubrechen. Zwingt sie nicht zu einem Laut! Sie wäre capable und heulte ein Dutzend Wetter über uns zusammen, und zündete ein Feuer an, wie seit Sodom und Gomorrha keines mehr auf Erden brannte. Und so ein Brändlein würde dem Wölflein baß gefallen, und er nicht säumen, fleißig dazu zu schüren. — Am Besten ist, wir schicken sie heim. Das Geld, mit dessen

Herausgeben es ohnehin seine bekannten Schwierigkeiten haben würde, sollen sie als Sühnopfer des h. Michael behalten. Gesagt, gethan! So wie die Philister nun auszogen, an Israel die eroberte, für sie hochgefährliche Bundeslade zurückzugeben, gleichermaßen zogen die Heilbronner mit der Glocke heran und förderten sie über die Grenze.

Es war wieder große Freude um den Wunnenstein herum, als die Kunde von der Wiederkehr der Frau Anne Susanne in das Land kam. Schaaren fröhlicher Landleute, die sie wie eine Mutter vermißten, zogen ihr entgegen. War es doch, als ob sich die Glocke selbst darüber freute, denn sie klingelte, wenn sie nur ein Finger berührte, und in Heilbronn war sie gegen alle und jede Ansprache taub und stumm. Zwölf Pferde brachten sie kaum von der Stelle, als man sie von ihrer Klause auf dem Wunnenstein herunter holte, und es war ihr keine Thüre und kein Weg breit und recht genug. Jetzt zogen sie zwei muntere Stiere den Berg hinauf, ohne umzusehen und anzuhalten, und ohne viele Umstände bezog sie ihr gewohntes Stüblein wieder. Sie ließ sich sogleich ohne allen Zuspruch laut und schön vernehmen, und that Jedermänniglich kund und zu wissen, daß sie ihr hohes Segensamt wieder angetreten habe. Ja, sie that ein Uebriges aus Leibeskräften, — läut'st nicht, so gilts nicht! und ein Windlein half dazu, daß man sie auch in Heilbronn hören konnte. — Die Leute dort merkten ihre Schalkheit, und sagten zu einander:

„hört ihr das alte Muster vom Wüsterberg? die hat uns schön angeführt, und foppt uns jetzt noch hintendrein. Es hat eben nach ihrem Kopfe gehen müssen.“ — Ein Weib geht eben vom Markte heim, vernimmt wie die Leute murren, und sagt: „Was scheltet Ihr die Glocke? — die hat Recht daran gethan, — und ich hätt' es auch gerade so gemacht. Ihr Stadtleute meint, Ihr müsset und könnet Alles haben für Euer Geld, und gönntet den armen Leuten um den Wunnensteiner Berg herum den Segen ihrer Glocke nicht. Nun hat sie Euch den Meister gezeigt.“ — Und sie lachte dazu. — Die Heilbronner aber waren klug genug und machten zum bösen Handel eine gute Miene, und lachten mit. — Das Sühnopfer indessen hat seine Wirkung auch nicht verfehlt. Dem Wölflein wurde ausgeboten und die Wetter zogen meist friedlich über Heilbronns Gefilde hin.

Nun hing sie wieder an ihrem Platze und man war recht froh an ihr. Der Wanderer und der Bauersmann erbauten sich in Leid und Freud an ihrem frommen Kling und Klang. Er nahm sein Käpplein ab, wenn's noch so sehr pressirte, und betete ein Ave Maria, Vater unser, oder ein „Ach bleib bei uns u. s. w. Er ging mit ihr zu Bette, und ließ sich von ihr wecken, wenn es tagte. Deßwegen haben sich auch folgende zwei Reimlein aus einem alten Wallfahrtsliede bis auf diesen Tag unter dem Volke erhalten:

Anne Suſanne!
Mußt ſchwebe und hange
Uf'm Wunnſtemer Berg!
Mußt läute und ſchlage,
Mußt Wetter verjage
Und hüte das Feld.

Anne Suſanne!
Thuſt lieblich erklinge;
Wir ſteige und ſinge,
Und komme von Fern.
Du ruefſt es de Sege
Des Heilands entgege,
Di höre mer gern. —

Aber Alles nimmt ein Ende. So gings auch dem Michelskirchlein und ſeiner Glocke. Die Reformation ſtellte das Wallfahren ein, mit welchem viel Aberglauben getrieben wurde. Die Unſchuldigen müſſen gar oft mit den Schuldigen leiden. Weil in der abgelegenen Kapelle häufig ſolcher Unfug vorkam, ſo wurden alle dergleichen Kirchlein für ſolche Herbergen frommen Betruges angeſehen. Der hochſelige Herzog Chriſtoph beſonders zog ſcharf gegen ſie zu Felde, und befahl im Jahr 1555, daß man dieſe abgöttiſchen Feldkirchen niederreißen ſolle. Dem Vogt Schad von Großbottwar aber liefen die Leute faſt das Haus weg. Sie wollten es nicht zulaſſen, daß dem Kirchlein nur das geringſte Leid widerfahre. Sie ſagten: es wäre ja ein Jammerſchade, wenn unſer Michels-

kirchlein auch darunter leiden müßte, so es doch unschuldig ist, wie der h. Michael selbst; — und der Vogt berichtet: „daß dergleichen Ungebühr allhie niemals stattgefunden habe, auch halte er sich nicht für ermächtigt, den herzoglichen Befehl auf die Michelskirche anzuwenden, sintemalen sie den hochwürdigen Frauen zu Oberstenfeld erb- und eigenthümlich zugehöre und den Winzerhäusern zur Pfarrkirche diene." Der Vogt hat einen guten Bericht gemacht, sagten die Leute, und waren getröstet. Aber nicht lange. Der durchlauchtigste Herzog, als er im Jahre darauf von Neustadt her am Wunnenstein vorbeikommt, um sein Schlößlein zu Beilstein zu besuchen, schaut er eben hinauf, — ließ sich die Frau Anne Susanne hören, und hätte zu keiner ungelegeneren Zeit einen Laut von sich geben können, — er sieht, wie sie eben noch dasteht, die in die Acht erklärte Michelskirche! da runzelt er die Stirne und sagt: „mit dir ist's Matthäi am Letzten."

Der Vogt, er mochte nun wollen oder nicht, muß jetzt den vorjährigen Befehl vollziehen, des Kirchleins Mauern brechen und seiner Herrlichkeit zu Grabe läuten lassen.

Den Klosterfrauen entging Vieles dadurch, sowie dem Heiligen zu Winzerhausen. Doch dieser hatte sein Schäflein im Trockenen. Denn aus seinem Schatze erbaute man daselbst im Jahr 1834 bereits seitdem die zweite Kirche, ein stattlich schönes Gotteshaus.

Was aus der berühmten Glocke geworden, weiß

Niemand gewiß. Wahrscheinlich war ihr erster Gang nach Winzerhausen. Denn zu den Frauen des Stifts wollte sie nicht gehen, von wo aus man sie schon einmal verkaufte. Zuletzt kam aber doch ihr Stündlein auch, und sie fiel in die Hände, welche nicht, wie zu Heilbronn geschah, so viele Complimente mit ihr machten. Kurz, — sie ist verschollen — aber nicht verklungen ist die sinnige Sage von der alten Anne Susanne.

III.

Schloß Stettenfels.

Hoch auf einem mit Reben bepflanzten Berge über dem Dorf Obergruppenbach, das sich mit Untergruppenbach in einem Thälchen lagert, welches ein der Schotzach zufließender Bach bildet, liegt das alte Schloß Stettenfels. Es ist glücklich den Stürmen der Zeit, besonders auch des Bauernkrieges, entgangen, und auch im dreißigjährigen Kriege unangefochten stehen geblieben. Ein Revierförster hat auf dem schön gelegenen Schlosse seinen Wohnsitz.

Von den frühesten Besitzern der Burg Stettenfels wissen wir Nichts. Schloß und Herrschaft erscheint zuerst im Besitze der Dynasten von Weinsberg. Im

Jahr 1277 tragen Engelhard der Aeltere und Conrad der Jüngere von Weinsberg dem Pfalzgrafen Ludwig II. Unter- und Ober-Gruppenbach, Kapfenhard und den Hof zu Donbronn um 300 Pfund Heller zu Lehen auf. Alles Genannte gehörte zur ehemaligen Herrschaft Stettenfels, und somit haben sie auch ihre Burg Stettenfels dem Pfalzgrafen zu Lehen aufgetragen. Später erscheint die Herrschaft im Besitze der Herren von Sturmfeder, die die Burg und Herrschaft im Jahr 1462 an die Pfalz verkauften. Im Jahr 1504 im Pfälzerkrieg eroberte Herzog Ulrich das Schloß Stettenfels mit den dazu gehörigen Orten. Im J. 1507 wurde die Herrschaft von Herzog Ulrich dem Herzogthum Wirtemberg dermaßen einverleibt, daß die Erbmarschallen sie zu Lehen tragen sollten, und belehnte der Herzog den Hans Conrad Thumb von Neuburg und dessen Geschlecht damit, also, daß sie solche als ein Eigenthum und Zugehörde des Herzogthums Wirtemberg nießen sollten. Allein im Jahr 1527 verkaufte der von Thumb das Schloß und das Dorf Gruppenbach mit den dazu gehörigen Weilern und Gütern an Wolf v. Hirnheim. Nachdem aber Wolf Philipp von Hirnheim ohne Erben verstorben, so wollte Herzog Christoph solches Lehen einziehen. Weil nun Hans Walter von Hirnheim, wiewohl ohne Recht, bei damaligen trübseligen Zeiten das Schloß und die Herrschaft in Besitz nahm, so belehnte endlich Herzog Christoph, auf Fürbitte des Herzogs Albrecht von Baiern, dieses Geschlecht damit. Von

diesen kam es an die Grafen von Fugger. Als aber Graf Ludwig v. Fugger verschiedene dem Haus Wirtemberg unleidentliche Neuerungen unternahm, unter andern im Jahr 1734 auf Stettenfels ein Capuziner-Kloster erbauen wollte, da erhob Wirtemberg dagegen Einsprache. Als der Graf nicht im Frieden nachgeben wollte, wurde das bereits angefangene Gebäude von Wirtemberg mit Gewalt niedergerissen. Es entstand daraus ein kostspieliger Prozeß, der bis an den kaiserlichen Reichshofrath gelangte. So fand es der Graf v. Fugger endlich für gerathener, um allen Streitigkeiten ein Ende zu machen, sein Schloß im Jahr 1747 an Wirtemberg zu verkaufen.

Eine der frühesten Bewohnerinnen des Schlosses Stettenfels ist der Gegenstand einer ernsten Sage geworden.

Bertha von Stettenfels.

Vor mehreren Jahrhunderten stand in der Nähe des Köpferwaldes bei Heilbronn, auf demselben Platze, der heute noch „das Burgmal" heißt, der Ritterstz der Edlen von Tannenberg. Cuno von Tannenberg war nach dem Tode seines Vaters Eberhard in den Besitz der Burg und der Güter gekommen, welche er jedoch als ein rauher Jägersmann fast gänzlich zu Grunde gehen ließ. Für ihn hatte nichts Werth, was sich nicht auf Waffenspiel und Jagd bezog. Seine Mutter war ihm früh: gestorben, und sein Vater,

ein menschenfeindlicher Murrkopf, hatte ihn dem alten Jäger Philibert zur Erziehung übergeben. Dieser wohnte inmitten des Köpferwaldes, und konnte seinen Zögling, da er selbst sonst nichts verstand, nur das edle Waidwerk und die Kunst des Gebrauchs der Waffen lehren, welche er in früherer Zeit in Diensten des Ritters von Tannenberg auszuüben Gelegenheit genug gehabt hatte. Außerdem besaß er aber auch noch die für Kinder und junge Leute so sehr ergötzende Gabe, Mährchen und Geschichten zu erzählen, im hohen Grade. Jeder müßige Augenblick, den Cuno dem Waffenspiel und dem Waidwerk entzog, benützte er, um sich von dem alten Philibert etwas erzählen zu lassen. Nach dem Tode seines Vaters zog Cuno in die Burg ein, und sein alter Gesellschafter und Lehrer mußte ihn dorthin begleiten, worauf bald die schon baufällige Jägerhütte an der kühlen Quelle so verfiel, daß jetzt keine Spur derselben mehr vorhanden ist. Eines Abends hatte Philibert dem horchenden Cuno erzählt, wie der Urahn derer von Tannenberg dadurch — daß eine Feenkönigin ihm ihre Gunst zuwendete, aus einem armen Hirtenknaben Ritter und Gemahl einer der schönsten, tugendhaftesten und reichsten Jungfrauen der Gegend geworden sey. Die Erzählung, mit allem Reiz der Sage ausgeschmückt, machte solchen Eindruck auf den jungen Ritter, daß er beschloß, da ihm das einsame Leben in der Burg doch endlich nicht mehr recht behagen wollte, die Feenkönigin, welche seinem Urahn so hold gewesen,

aufzusuchen, und sie um Stillung seiner bis jetzt ihm selbst unerklärlichen Sehnsucht zu bitten. Nachdem er diesen Vorsatz noch während der Nacht lange überlegt hatte, begab er sich mit Anbruch des Tages in den Wald und kam endlich, nach langem Hin- und Herjagen, an die Quelle, wo ehedem die Hütte seines Lehrers stand. Hier erinnerte er sich der frohen Tage seiner Kindheit, es war ihm, als ob er damals viel glücklicher gewesen wäre, denn jetzt, da eine Sehnsucht nach etwas Unbekanntem seine Seele füllte. Die Geschichte von der Feenkönigin, die ihm Philibert erzählt hatte, trat vor seine Seele. In diesem Gedanken legte er sich bei der Quelle unter der noch jetzt grünenden Eiche nieder ins Gras, und sank alsbald in einen tiefen Schlaf. Da träumte ihm, die Feenkönigin, die Geliebte seines Urahns, ein hohes, wunderbares Weib, steige aus der Quelle zu ihm herauf, und ziehe mit einem elfenbeinernen Stäbchen einen magischen Kreis um seine Lagerstätte. „Lieber Cuno," sagte sie, indem sie ihn selbst mit ihrem Stäbchen berührte, „wie ich von jeher Deinem Hause mit Liebe zugethan war, so will ich auch Dir meine Hilfe angedeihen lassen. Nur wisse, daß schon Dein Vater dadurch, daß er seine Gemahlin, Deine Mutter, übel behandelte, meine Gunst verscherzte. Ich werde Dir den Weg zeigen, auf welchem Du die Jungfrau, welche, ohne daß Du es weißt, Dein Herz beherrscht, finden kannst, und werde allen meinen Einfluß aufbieten, um sie Dir geneigt zu machen. Nur merke, wenn sie Deine

Gemahlin geworden, daß Du sie auch stets als solche achten sollt, und nicht ob der Jagd und dem Waffenspiel vernachläßigen darfst. Würdest Du je diese meine Warnung unberücksichtigt lassen, so müßte ich, wie ich schon bei Deinem Vater thun wollte, meine Gunst Deinem Hause gänzlich entziehen, Dein Name würde verlöschen und Deine Burg in Trümmer fallen.“ Hierauf berührte die Fee Cuno abermals mit dem elfenbeinernen Stäbchen, und der Ritter erwachte. Die Gestalt war verschwunden und es war völlig Nacht; ein kleines Licht, welches vor ihm herhüpfte, schien ihm einen Weg bezeichnen zu wollen, und er begann demselben zu folgen. Mit Anbruch des Tages befand er sich an der Zugbrücke der Burg Stettenfels. Er bat um Einlaß und wurde von dem Burgherrn und seiner lieblichen Tochter Bertha freundlich bewillkommt. Der Ritter von Stettenfels war ein inniger Freund des nicht ferne hausenden Eberhards von Tannenberg gewesen, und Cuno war daher bald mit seinem Wirthe bekannt. Der Ritter lud den Sohn seines Freundes zum Morgenimbiß ein, und dieser fand an der lieblichen Bertha so großen Gefallen, daß er auch die Einladung zur Mittagstafel nicht ausschlug. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen warb Cuno schon beim Vater um Bertha, und der Alte, so ungerne er sich auch von der geliebten Tochter trennte, gab bald seinen väterlichen Segen. Als das junge Paar nach Tannenberg zog, bat der alte Stettenfels Cuno nochmals inständigst, doch ja

seine Bertha in Ehre und Achtung zu halten, da bei ihrem weichen Gemüthe sie sonst gewiß bald dem Kummer erliegen würde. Cuno versprach dieß aufs Heiligste und Theuerste. Mit den Neuvermählten zog Friede und Lust in Tannenberg ein. Die fast verödeten Güter wurden wieder hergerichtet, die Burg ausgebessert, und die wilden Jagd- und Waffenfreunde machten einem friedlichen Familienleben Platz. Cuno sehnte sich nun, so sehr er sich vordem nach einer Gemahlin gesehnt hatte, nach einem Kinde, aber leider blieb dieser Wunsch schon seit mehreren Jahren unerfüllt. Da ergab er sich nach und nach wieder der Jagd und ließ Bertha einsam und allein in der Burg zurück. Stets mehr opferte er seine Gemahlin der früheren Jagdlust, und Bertha starb nach kurzer Zeit aus Gram über seine Vernachläßigung. Wenige Wochen nach ihrem Tode befiel ihn auf derselben Stelle, wo ihm einst die Feenkönigin erschienen war, ein gewaltiger Schlaf, und die Fee erschien ihm abermals, indem sie sprach: „Du hast meine Ermahnung nicht befolgt, deßhalb soll Dein Geschlecht mit Dir aussterben. Du wirst den folgenden Tag nicht mehr erleben, Deine Burg wird in Trümmer fallen — das Flämmchen, eine meiner dienstbaren Feen, die Dir den Weg nach Stettenfels zeigte, soll so lang auf dem verödeten Burgplatze von Tannenberg umherirren, bis es ein Knabe wagen wird, den Deine Gruft bewachenden Hund von jener Stelle zu bringen und Dir die Augen zuzudrücken.“ Damit verschwand die

Feenkönigin. Cuno begab sich sinnend nach Hause, und stieg noch selbige Nacht in die Familiengruft hinab, um seine Bertha um Verzeihung zu bitten; da ertönte ein dumpfer Knall, die Thüre zur Gruft war niedergefallen, und begrub den wilden Jäger Cuno lebendig bei seiner dem Waidwerk geopferten Gemahlin. Noch jetzt sieht man oft bei Nacht im „Burgmal" ein umherirrendes Flämmchen, und Viele wollten schon in der Mitternachtsstunde auf der unter dem Schutt vorhandenen Gruftthüre den Hund gesehen haben, der aber Alle, die nachforschen wollen, durch ein gräßliches Zähnefletschen verjagt und bis jetzt durch keine Gewalt von seinem Platze zu bringen gewesen seyn soll.

IV.

Kloster Schönthal.

Eine der lieblichsten Parthieen des mittleren Jagstthales ist unstreitig die Strecke von der schönen Brücke bei Hohebach, welche sich mit vier Bogen, gestützt von gewaltigen massiven Pfeilern, über den jäh dahinströmenden Fluß zieht — bis Kloster Schönthal. Vor unserem Blicke haben wir zur Linken ein waldiges Ufer, aus dem die schönsten Tuffsteinfelsen hervorragen,

die man irgend im Thale finden kann, und an dem mächtigsten Vorsprung derselben klebt die kleine Kapelle St. Wendelins zum Stein — zur Rechten breiten sich fruchtbare Rebengelände aus, die meistens goldgelben Rebensaft spenden. Vor uns liegt der liebliche Flecken Dörzbach mit seinem alterthümlichen aber wohnlichen Schlosse, und einer der freundlichsten Kirchen im ganzen Thale. Unter Dörzbach wird das Thal immer breiter, und es erhält zuletzt seine größte Ausdehnung da, wo der herrliche Wiesengrund bei Klepsau beginnt. Dieser erstreckt sich bis Krautheim, von dessen steiler Bergwand die Ruinen der einst stattlichen Herrenburg herabblicken. Bei dem ansehnlichen Pfarrort Gommersdorf, gerade unterhalb der schön gelegenen, nun Privatbesitz gewordenen Brauerei, tritt das Thal näher zusammen und gewinnt erst dann wieder an Breite, wenn wir die freundliche Rotunde auf dem sogenannten Kreuzberg und unter ihr die beiden stattlichen Thürme des Klosters erblicken, das mit Recht den Namen Schönthal führt, denn es ist in einem schönen und lieblichen Thale gelegen. Wenn je eine geistliche Niederlassung geeignet war, der Sitz eines einsamen und gottgeweihten Lebens zu seyn, so war es Kloster Schönthal; und noch jetzt ist es, vermöge seiner Abgeschlossenheit von den Störungen des Weltgetümmels, ein Ort, so recht geschaffen, um ein gemächliches Stillleben im Dienste der Musen daselbst zu führen. Das Kloster liegt am linken Ufer der Jagst, die aber nur in einiger Entfernung an dem-

selben vorüberfließt, und ihm einen Arm zusendet, wodurch die Klostermühle getrieben wird. Auf beiden Seiten ist das Kloster von Bergen umgeben. Zur linken Seite des Flusses, dicht an die Klostermauer sich hinneigend, erhebt sich eine ziemlich steile mit Wald bewachsene Höhe; es war in früherer Zeit ein Thiergarten, jetzt führt sie den Namen „Studentenwäldchen." Einzelne Fichten ragen schlank in die Höhe als Beherrscher des Waldes; an ihrem Fuße stürzen sich Waldbächlein herunter, und rauschen in einem gewaltsam gegrabenen Bette von der schroffen Bergwand herab, um sich unten mit dem Flusse zu vereinigen. Im Walde sieht man Spaziergänge durch Kunst und Natur angelegt, da und dort ein stilles Mooshüttchen, das den Besucher einladet, sich ein wenig zu verweilen, und die Natur zu genießen, umweht vom frischen Duft der Bäume und umgeben von dem schmetternden Gesang der Waldvögelein. Unter diesem Wäldchen, zunächst an der Klostermauer, ist für die Seminaristen ein Turnplatz und eine Kegelbahn angebracht. Auf der östlichen Seite des Klosters, da wo die Straße in das Thal herabführt, steigt man auf einem mit Pappeln bekränzten Pfade diesen lieblichen Bergvorsprung hinan, der unterhalb mit fruchtbaren Gärten angelegt, und oben auf dem äußersten Ende mit einer freundlichen Kapelle geziert ist. Diese ist thurmartig, und den Sockel abgerechnet, ganz rund gebaut, nach Art der alten römischen Rotunden. Durch die doppelte Kuppel fällt das Tageslicht herein

und macht ihr Inneres gar freundlich. Im untersten Raume der Kapelle ist eine Art von Krypte angebracht, in welcher das heil. Grab sich befindet, mit einem aus Stein gearbeiteten Bild des Gekreuzigten. Zunächst an die Kapelle stößt der Friedhof, auf dem schon Manches den Frieden gefunden, den es im niederen Thale vergebens gesucht. Fürwahr ein Plätzchen, wo man gerne das Haupt zur Ruhe legt, denn ist nicht die Luft, welche um die Todtenkreuze weht, eine reinere Luft, als im Thale, eine süße Himmelsluft? Sind wir nicht hier oben weit erhaben über das Getümmel des Erdenlebens, und schon näher dem Himmel, dem Ort, wo keine Sorge mehr das Herz bewegt, wo kein Leid mehr ist und wo keine Thräne mehr geweint wird? Nicht ferne von der Kapelle steht das niedliche Meßnerhäuschen, aus dessen Fenster man die lieblichste Aussicht auf den von der Jagst durchströmten Thalgrund und das Kloster genießt. Von Osten her schlängelt sich die Jagst durch üppige Wiesen und Gärten; beim Dorfe Bieringen, dessen Schlößchen (nun Pfarrhaus) gar lieblich heraufblickt, macht sie einen bedeutenden Bogen, und kehrt sich der Höhe zu, auf der wir stehen, so daß wir in ihre klaren Wellen schauen können; aber sie wendet sich wieder nach Westen und umschließt eine breite Flur von üppigen Saatfeldern. Dort wo das ehemalige Lustschlößchen der Prälaten (jetzt eine Ziegelhütte) mit seiner Pappelallee uns zuwinkt, nimmt die Jagst wieder eine südliche Richtung; sie zwingt sich durch die

Pfeiler einer stattlichen Brücke, stößt weiter unten an die schon genannte waldige Höhe, welche der Südseite des Klosters zugekehrt ist, und lenkt dann dem stattlichen Pfarrdorf Berlichingen zu. Zunächst unter uns haben wir das Kloster in seiner ganzen Ausdehnung mit seinen vielen stattlichen Gebäuden, an die sich die lieblichsten Gartenanlagen, der große Abteigarten außerhalb, und der schöne Conventgarten innerhalb der Klostermauern anschließen, wo das feinste und schmackhafteste Obst im ganzen Thale erzielt wird. Wollen wir jedoch eine ausgedehntere Ansicht des Klosters genießen, so steigen wir vom lieblichen Kreuzberg herab, gehen vorbei an dem Kloster, und wandeln durch eine duftende Kastanien- und Pappel-Allee der Brücke mit hochgesprengten Bogen zu, auf der das Bild des St. Nepomuks aufgestellt ist. Ueber der Brücke am linken Ufer des Flusses erhebt sich allmählig ein mit Weinreben und Reihen junger Obstbäume bepflanzter Berg, dessen Gipfel ein schöner Wald krönt. Am Saume dieses Waldes steht ein einsames Thürmchen, das zwar einen weißen Anstrich hat, wie denn unsere Zeit alles Alte mit ihren weißen Farben zu übertünchen sucht, aber es ist zuverläßig ein Denkmal aus alter Zeit. Man heißt es noch jetzt den Götzenthurm, denn Götz v. Berlichingen, der Ritter mit eiserner Hand und eisernem Sinn, soll dieses Thürmchen vor alter Zeit erbaut haben, um es als Warte gegen seine Feinde zu gebrauchen. Wie oft stand der Verfasser dieser Blätter hier, in den Tagen seiner Jugend, der schön-

sten Zeit seines Erdenwallens, mit Begeisterung denkend des biedern und mannhaften Ritters, der unten im Kreuzgange des Klosters schlummert — und träumte von vergangenen Tagen, in denen, vorbei an den stillen Zellen der Mönche, der Ritter mit Jagdgefolge durch das Thal ritt, oder umgeben von seinen Knappen im gleißenden Waffenschmuck zum Turnier in Scherz und Ernst, oder in den heiligen Krieg zog. Gut gewählt war hier der Standpunkt zu einer Warte, denn thalauf- und thalabwärts schweift ungehindert das Auge des Beschauers, besonders auch thalabwärts, wo vom Kreuzberg aus die Aussicht ein wenig mehr gehemmt ist. Zu unsern Füßen liegt das neue Kloster mit den vielen Thürmen und Fenstern, um welches das Aeltere im Halbkreis sich gelagert hat. Schüchtern blickt das alte Kirchlein St. Kilian mit einfachem Thürmchen empor zu dem großen prächtigen Tempel mit zwei Thürmen, deren Spitzen mit herrlichen Kuppeln geziert sind; an diese Kirche schließt sich das Conventgebäude, das mit seiner stolzen Façade mehr dem Palast eines weltlichen Fürsten, als der klösterlichen Wohnung geistlicher Herren gleicht, welche nach der Regel des heil. Benedikt leben sollen, der Armuth und Entbehrung seinen Söhnen empfohlen. Sehr gering und niedrig erscheint dagegen das ältere Conventgebäude, welches in der Nähe des genannten Kirchleins noch im Umfang der alten Klostermauer steht. Wie haben sich doch die Zeiten geändert!

Als die Mönche groß gewesen im Glauben und in der Zucht, lebten sie in Armuth und in geringen und unscheinbaren Wohnungen, als sie zunahmen an Gütern und Reichthümern, und ihre Wohnungen stattliche wurden, sind sie klein geworden im Glauben und in der Zucht; darum sind sie jetzt gewandert aus ihren Palästen, und die Prunkgemächer stehen einsam und öde, wo sie ohne Zucht lebten und schwelgten, wo statt der frommen Hora viel häufiger der Gesang der lustigen Zecher aus heiseren Kehlen ertönte. — Wir wenden uns von dem Nahen zu dem Entfernteren. Oben und unten im Thal blicken uns aus den gebogenen Winkeln des Runds zwei Dörfer entgegen, das eine, Bieringen, haben wir schon näher gesehen, das andere ist Berlichingen, dessen in schönem Styl neuerbaute Kirche einen besonders lieblichen Anblick gewährt. Je höher wir auf unserm Standpunkte treten, desto mehrere auf der Hochebene liegende Ortschaften, z. B. Neusaß und andere Orte, werden wir gewahr. Aus blauer Ferne winkt uns sogar der hohe Melibokus, der Grenzwächter des Odenwalds, der wohl 10 Meilen von Schönthal entfernt liegt. Einen Theil dieser Höhe, wo das Götzenthürmchen steht, bildet der Storchberg, in alter Zeit Storchnest genannt. In früheren Zeiten war er, wie die ganze Höhe, ein Rebgarten, den die noch jetzt stehende Mauer mit einem Portal umschloß, auf dem der h. Benedikt aufgestellt ist. Umsonst mahnt er jetzt seine Zöglinge, im Schweiße des Angesichts die Reben zu bauen,

aus denen einst ein goldner Nektar quillte; die fleißigen Brüder wandeln schon lange nicht mehr in dem Garten, darum sind auch längst die edlen Reben von dem Platze verschwunden, und der Rebgarten sieht öde aus im Vergleich zu denjenigen, welche die ganze Bergwand thalabwärts bedecken.

Haben wir uns an dem schönen Thale und der lieblichen Lage des Klosters erquickt und seine Prachtgebäude mit Bewunderung überschaut, so wollen wir auch einen Blick in die Vergangenheit werfen, und die Schicksale des Klosters, sowie seiner ehemaligen Bewohner betrachten. Wir entfalten vor uns die Chronik des Klosters.

Unweit Schillingsfürst und Rotenburg, kaum eine Meile von Blaufelden entfernt, liegt das Schloß Bebenburg, welches jetzt unter dem Namen Bemberg bekannt ist und nur noch in einem Thurm und einigen Mauerresten besteht. Das war das Stammhaus und der Wohnsitz der edlen Herren von Bebenburg. Der erste des Geschlechtes, welcher genannt wird, ist Wolfram von Bebenburg — er war der Stifter des Klosters Schönthal. Von seinen jüngeren Jahren wissen wir nichts, als daß er, wie alle Junkherren seines Standes, den ritterlichen Uebungen sich widmete. Als Mann finden wir ihn in großem Ansehen stehend, vorzüglich an den Höfen von Bamberg und Würzburg; Kaiser und Könige zogen ihn zu Berathschlagungen und besonders schätzte ihn Friedrich Barbarossa, der theuerste Held seiner Zeit. Ums Jahr 1146

predigte der heil. Bernhard von Clairvaux in Frankreich und Deutschland das Kreuz. Bereits hatte die außerordentliche, durch den Ruf der Heiligkeit unterstützte Beredtsamkeit dieses Mannes, König Ludwig VII. von Frankreich zur Annahme des Kreuzes bewogen; nun sollte auch Kaiser Conrad III. dazu bestimmt werden; da aber dieser nicht sogleich Lust dazu bezeugte, so folgte ihm Bernhard von Frankfurt, wo ihm der erste Antrag gemacht worden, nach Speier und in die Rheingegenden, wo er öffentlich mit solchem Eifer und Nachdruck aufforderte, daß der bisher unbiegsame Conrad auf einmal mit weinenden Augen ausrief: ich will nicht länger undankbar seyn, ich bin bereit, Gott zu dienen, weil ich doch selbst dazu ermahnt werde — worauf ihm Bernhard sogleich das Kreuz anheftete. Wie der Kaiser, so nahmen auch viele Fürsten, Grafen, Herren und Leute aus allen Ständen, durch dieselbe Rede begeistert, das Kreuz. Unter diesen war auch Wolfram von Bebenburg, der im Gefolge des Kaisers oder des Bischofs von Würzburg hieher gekommen war, und von Bernhard so bezaubert wurde, daß die Folgen davon durch sein ganzes Leben sich nie verloren. Denn nicht nur nahm auch er das Kreuz und zog mit Conrad in das gelobte Land gegen die Ungläubigen, sondern er that auch das Gelübde, daß er, wenn ihn Gott wieder glücklich zurückkommen lassen werde, ein Cisterzienser-Kloster stiften wolle. Der Kreuzzug endete sehr unglücklich; Conrad und Ludwig führten den armseligen

Ueberrest ihrer Truppen zurück, ohne Etwas für das Wohl der Christen geleistet zu haben. Mit dem ersteren kam auch Wolfram von Vebenburg zurück, der von nun an keinen andern Gedanken mehr im Herzen trug, als wie er sein längst gegebenes Gelübde erfüllete. Bald schritt er zur Ausführung desselben, obgleich seine Gattin, seine zwei Söhne und seine Tochter seinem Vorhaben alle Hindernisse entgegenstellten. Vorerst bestimmte er große Güter und Summen für das zu gründende Kloster. Alsdann unterhandelte er mit Diether, dem Abt des nicht sehr weit entfernten Klosters Maulbronn, das im Jahr 1138 durch Walther, Herrn von Lomersheim gestiftet, schon so blühend war, daß es in einem Jahr zwei neu errichtete Klöster bevölkern konnte. Derselbe sandte ihm drei Brüder, Bernhard, Niebeling und Siboto, mit denen er den auszuführenden Plan weiter überlegte. Waren zuvor Hindernisse aller Art der Gründung des längst beabsichtigten Klosters entgegengestanden, so bot sich jetzt eine schickliche Gelegenheit dar, das nun beginnende Werk zu fördern, und ihm Dauer zu verleihen. Im Jahr 1156 war Kaiser Friedrich, den Wolfram längst persönlich kannte, in Würzburg anwesend, um daselbst mit Beatrix, der Tochter Herzog Reinolds von Burgund sein Beilager zu halten. Dahin begab sich nun Wolfram mit den drei Brüdern aus Maulbronn und bat um Confirmation seiner Stiftung, welche ihm auch wirklich im März des Jahres 1157 zu Theil wurde. Diese Confirmation

oder vielmehr das erste Privilegium für das neue Kloster lautet also:

„Kund und zu wissen sey hiemit den Getreuen unsers Reichs, die jetzt leben oder später nachkommen, daß der edle Mann Wolfram von Bebenburg aus einem guten Schatze Gutes darreichend zu seinem und seiner Eltern Seelenheil, auf seinem Allod, welches man Nuwesehen nennet, ein Kloster gegründet hat, in welches er geistliche Brüder nach der Regel des h. Benedikt, und zwar vom Cisterzienserorden, Gott auf immer zu dienen, verordnet. Auf daß aber dieses beginnende gute Werk für alle Zeiten Dauer erhalten möge, so hat Wolfram mit den daselbst dienenden Brüdern uns angegangen, daß wir, sowohl das Kloster, als auch Alles, was ihm bis jetzt vergabt worden und in Zukunft noch vergabt werden wird, bestätigen und unter unsern und des Reiches Schutz nehmen mögen. Wir willfahren nun ihrer Bitte und nehmen das Kloster Nuwesehen mit allen seinen Gütern, welche ihm genannter Wolfram vergabt hat, nämlich den Ort Nuwesehen selbst mit den dabei liegenden Waldungen, sowie die Höfe Hallesberg, den am Stein und den Hof Brechelberg mit ihrer Zugehör, und alle dem, was das Kloster noch mit Recht erlangen kann, in unsern Schutz, und bestätigen demselben all das Genannte zu ewigem Besitz. Auch wollen wir, daß die Brüder den Blutzehenten, sowie den von dem Neubruch, was sie mit eigenen Händen bebauen, ohne alle Hinderung sowohl von

Seiten der Geistlichen als der Laien auf immer so besitzen mögen, wie es ihnen vom Pabst Eugenius verwilligt worden. Wer von Geistlichen oder Laien gegen diesen unseren Schein handelt, soll 100 Pfd. reinen Silbers unserer Kammer und ebensoviel dem genannten Kloster abtragen."

In demselben Jahr, wenige Monate später, erlangte Wolfram auch einen Bestätigungs- und Freiungsbrief von Seiten des Bischofs Gebhard von Würzburg, in welchem derselbe kündet, wie daß der edle Mann Wolfram von Bebenburg ein Cisterzienser-Mönchskloster gestiftet, sich selbst allda zum Dienste Gottes gewidmet und das genannte Kloster, so man Nueseze nennet, mit allem dazu gehörigen Grund und Boden, sowie den Höfen Hallesberg, Brechelberg und Stein, der Kirche des h. Kilian unterworfen habe — und das Alles ohne jeglichen Widerspruch. Wer diese Stiftung in künftigen Zeiten anzugreifen oder zu schwächen unternehmen sollte, wird mit dem Bann des h. Petrus und der ewigen Verdammniß bedroht. Die Urkunde unterschrieben außer einigen angesehenen Herren der Gegend die drei Klosterbrüder aus Maulbronn.

Allein noch mangelte Etwas, die päbstliche Confirmation. Vielleicht aber war diese oder etwas Aehnliches der Bestätigung durch den Kaiser vorangegangen, denn in der letzteren heißt es ja ausdrücklich, daß Papst Eugenius III. den Brüdern schon eine Bewilligung in Beziehung auf den Zehenten ertheilt habe.

Es mochte wohl diese Verwilligung, um die sie einkamen, nur eine päbstliche Erlaubniß gewesen seyn, daß Wolfram mit seinen Genossen eine kleinere geistliche Niederlassung begründen dürfe, welche gewiß vor dem Jahre 1157 begann, denn es heißt ja schon in dieser Zeit von Wolfram, daß er als Convers eingetreten sey. So nur können wir es uns auch erklären, daß die Gründung des Klosters von einigen Chronisten um einige Jahre früher gesetzt wird. Eine eigentliche päpstliche Confirmationsbulle ist übrigens nicht vorhanden; die 19 Jahre später ertheilte wird für die erste gehalten. Der Mangel einer päbstlichen Bestätigung hielt den Stifter nicht ab, das neue Kloster nicht nur auszubauen, sondern auch einzurichten und einzuweihen, was er um so eher thun konnte, da auch das Kloster zu Citeaux eine Zeitlang der päpstlichen Confirmation ermangelt hatte. Kurz, alle Hindernisse wurden besiegt, und das Werk mit Freuden und Liebe fortgeführt. Der Ort, der zum neuen Kloster bestimmt wurde, war Neuwensen oder Maria Neusaß, ein Allodialgut der Herren von Bebenburg. Dieses mit geringen diesseits und jenseits der sogenannten hohen Messe gelegenen Bezirken, einigen Waldungen und dem Ackerfeld auf dem sogenannten Brechelberg und Stein (jetzt das steinerne Kreuz genannt), und endlich dem Maierhof Hallesberg mit den dazu gehörigen Gütern und Gerechtigkeiten, trat der von Bebenburg ohne einigen Vorbehalt dem neuen Kloster ab. Da auf dem Berge eine Gott und der h. Maria

gewidmete Kapelle stand, in der ein weit berühmtes und wunderthätiges Muttergottesbild aufbehalten war, zu dem seit undenklichen Zeiten eine Menge von Menschen aus nahen und fernen Orten, ihre Andacht zu verrichten, strömte, so schien auch Dieses dem Ort größeren Werth und vorzügliche Angemessenheit für die neue Stiftung zu geben. Allein, noch ehe der Bau des Klosters begann, oder doch ehe er vollendet war (denn man ist noch nicht recht einig, ob derselbe schon angefangen hatte oder nicht), da ereignete sich Etwas, wodurch auf einmal dieser ganze Plan aufgegeben wurde. Nach dem Zeugniß aller vorhandenen Chroniken, die sich auf die Aussagen der älteren Brüder, auf etliche Beschreibungen und eine alte Abbildung des Klosters berufen, war die Geschichte folgende: Als eben die Stifter und die drei Mönche von Maulbronn auf dem zum Kloster bestimmten Platze wegen des neuen Baues sich berathschlagten, stand plötzlich ein unbekannter, alter, aber sehr ansehnlicher Mann vor ihnen, der sie fragte, über was sie sich so eifrig unterreden? und als er ihre Absicht vernommen, zu ihnen sagte: verlasset diesen Platz und sehet bergabwärts, dort unten ist ein schönes Thal — worauf er sich plötzlich ihren Augen entzogen. Da man nicht zweifelte, daß der Unbekannte vom Himmel gesandt sey, um sie von einem Platze zu entfernen, der es allerdings unmöglich machte, der Regel des h. Benedikt ganz getreu zu leben (die Cisterzienser sollten nur in Wüsten und Einöden wohnen) — und

um ihnen einen zu diesem Zweck angemessenern Ort anzuweisen, so warfen sie Alle sogleich ihr Auge auf das bezeichnete Thal. Wolfram von Bebenburg unternahm es bei seinen Verwandten (seine Mutter war eine Geborne von Berlichingen), um dasselbe anzusuchen. Sogleich war das zur Stiftung nöthige Ackerfeld nebst dem daran stoßenden Grund und Boden von der Berlichingen'schen Familie dem Kloster abgetreten; nur wurde die Bedingung hinzugefügt, daß den Herren von Berlichingen das Begräbniß in dem zu bauenden Kreuzgang auf alle Zeiten gestattet werde. Abt und Convent sollen die vor die Klosterpforte gebrachte Leiche prozessionsweise in die Kirche begleiten, und daselbst die gewöhnlichen Exequien für den Verstorbenen halten lassen, was zur Zeit der Reformation aufgehoben wurde, da die Herren von Berlichingen, wie die Chronik sagt „ein oder andere ausgenommen, dem liederlichen Luther beigepflichtet." Nun wurde also Neusaß aufgegeben, und das Kloster unten in dem abgetretenen Thale, nahe der Jagst erbaut. Jetzt mußte auch an Bevölkerung gedacht werden. Auch für diese sorgte der Abt von Maulbronn, indem er außer den früher schon angegebenen noch neun andere Religiosen schickte, so daß also, wie in den Cisterzienser-Klöstern gewöhnlich geschah, nach der Zahl der Apostel 12 Mönche den Anfang des neuen Klosters machten. Herwig war der erste Abt, Bruder Heinrich der erste Prior und Bruder Bernhard der erste Großkeller; die Regel des h. Benedikt wurde einge-

führt und die Disciplin, sowie die ganze Einrichtung auch im Aeußeren dem Zwecke und den Gewohnheiten des Ordens gemäß angeordnet. Das Werk stand nun vollendet da, obgleich allerdings das Aeußere, die Wohnung, das Essen u. s. w. anfangs nur sehr armselig, aber eben dadurch dem Geist des Ordens vielmehr gemäß war. Und nun, da sein theuerster Wunsch befriedigt, sein Gelübde erfüllt war, hätte sich Wolfram von Bebenburg wieder seiner Familie und dem Dienste der Fürsten widmen können. Aber der Eindruck, den der h. Bernhard auf sein Herz gemacht hatte, war zu stark und dauernd, und die Beschäftigung mit Gründung des Klosters hatte ihn noch vermehrt: das Irdische eckelte ihn an, nur das Uebersinnliche hatte Reiz und Interesse für ihn, und diese Sehnsucht nach dem Höheren glaubte er nach Denk- und Gefühlweise jener Zeit durch Verlassung der Welt und Verschließung in das Kloster am besten befriedigen zu können. Sogar war es seinem Herzen nicht genug, als Mönch in das Kloster zu treten, nur Laienbruder, nur der Niedrigste von Allen wollte er seyn. Von jetzt an verschwindet er gänzlich aus der Geschichte; selbst der Tag seines Todes und der Ort seines Begräbnisses sind unbekannt, und es ist keine bloße Vermuthung eines Chronisten, daß er auch im Grabe von seinen lieben Mitbrüdern nicht habe abgesondert seyn wollen, und daher auf dem gemeinen Kirchhof beigesetzt sey. Jedoch zu Schönthal liegt er begraben. Es wurde ihm zum immerwährenden Ge-

dächtniß eine Statue errichtet, die ihn im Conversenhabit vorstellt und die Aufschrift hat:

Anno Domini MCLVII.
Wolfram de Bebenburg fundavit hoc monasterium, et postea induit habitum conversorum, cujus anima requiescat in pace.

Auch war sein Gedächtniß auf den 12. Nov. bestimmt, und es wurde für ihn sowohl, als seine Nachkommen beiderlei Geschlechts ein Amt abgesungen, laut des Schönthaler Seelbuchs, wo er mit seinen Söhnen Wolfram und Dietrich, sowie einer Tochter Sophie, und seinen Nachkommen Rudolf v. Bebenburg, dessen Gattin Sophie von Rechberg und ihrem Sohn Engelhard angemerkt ist.

Als Abt Herwig, einer der neun nachgekommenen Maulbronner Mönche, das Amt antrat, war es seine erste Sorge, den Streit beizulegen, der sich in der Familie des Stifters wegen der Gründung des Klosters erhoben hatte. Zwar scheint dieser nach der Confirmation des Bischofs Gebhard wieder gehoben gewesen zu seyn, da die Begabung des Klosters ohne allen Widerspruch geschah; allein bald nach dem Jahre 1157 wurde der Streit aufs Neue angeregt, und zwar in Folge von Aufhetzung von Leuten, die nicht mit Namen genannt sind, die aber keine Freunde von Klosterstiftungen gewesen zu seyn scheinen. Da trat Bischof Heinrich von Würzburg als Vermittler auf und bewirkte, daß der Streit ein Ende nahm und

bestätigte im Jahr 1163 den Freiungsbrief seiner Vorfahren, in dem zugleich das Ergebniß seiner Friedensstiftung dargelegt ist, wie folgt: „Allen Gläubigen in Jesu Christo, so jetzt und künftig leben, sey kund und zu wissen, daß der edle Mann Wolfram von Bebenburg auf seinem Gut ein Kloster gestiftet und den Ort selbst, welcher damals Nueseze hieß und nun Schönthal (speciosa vallis) genannt wird, mit aller seiner Zugehör der Kirche des h. Kilian in ewigem Schutz übergeben hat. Zwar haben die Söhne des Genannten diese Stiftung anfangs weniger gut aufgenommen, in Folge einer unrechten Beredung von Seiten gewisser Leute, jedoch nachher sind sie durch göttliche Eingebung zur Reue geführt worden, und haben in unserer Gegenwart, sowie vor den älteren Geistlichen des Domkapitels und andern edlen Herren öffentlich ihre Zustimmung abgelegt, auch feierlich ihr Wort gegeben, daß sie nie mehr der Stiftung hindernd entgegen treten wollen.“ Sechs und zwanzig Zeugen unterschrieben die Urkunde. Die neue Stiftung hatte indessen auch noch andere Anfechtungen zu erdulden, indem die Grundbesitzer der Gegend von den Leuten, welche die Ernte von den dem Kloster zugewiesenen Grundstücken einheimsten, Zehenten und Zinse verlangten, was ein großer Schaden für die Einkünfte des noch sehr armen Klosters war. Außerdem ließen sich Beamte des benachbarten Ortes Bieringen beikommen, auf jede Weise die Freiheiten des Klosters zu beeinträchtigen und ihm zum Nachtheile zu handeln.

Gegen alles dieß beschwerte sich nun Abt und Convent in einer an den h. Stuhl gerichteten Denkschrift, in der sie baten, der heilige Vater möge das Kloster gegen solche Beeinträchtigungen schützen und es in ungestörtem Genusse seiner Privilegien erhalten. Außerdem baten sie noch auf das Demüthigste, da das Einkommen des Klosters selbst bei der allergrößten Sparsamkeit kaum für den Haushalt der Mönche hinreiche, der heilige Vater möge ihnen einen Indulgenzbrief verleihen, vermöge dessen Diejenigen, welche das Kloster und seine Kapelle besuchen, und besonders hülfreich die Hand bieten (mit Darreichung von Opfern und andern Schenkungen), an den sieben Festen des Herrn, den vier Tagen der heiligen Jungfrau Maria, an den Festen aller Heiligen und aller Apostel, für jeglichen Festtag drei Jahre und an gewöhnlichen Sonntagen 100 Tage Ablaß erhalten sollen. In wie ferne indessen der heilige Vater den Bitten des Convents entsprach, ist nicht bekannt, das jedoch ist gewiß, daß das Kloster von Stund an durch Schenkungen und Vermächtnisse aller Art so zunahm, daß die Geschichte der Schenkungen und Privilegien-Ertheilungen in jener Zeit den Hauptinhalt der Klosterchronik bilden. Die erste wichtige Abtretung an das Kloster war die der Kirche zu Bieringen, an welche die Mönche bisher den Zehenten aus ihren Gütern zu entrichten hatten, und die Bischof Herold aus eigenem Mitleiden und auf flehentliche Bitte des Probstes zu Würzburg Richolfus, sowie des ganzen Kapitels

dem Abt und Convent sammt ihren Zehenten, unter folgender Bedingung übergab: „Die Mönche zu Schönthal sollten den Zehenten von ihren Höfen, welche innerhalb ihrer Parochie liegen, oder von denen, die sie noch erwerben werden, ruhig besitzen, und zur Aufnahme und Bewirthung der Fremdlinge und Pilgrime verwenden, das Uebrige aber sollen sie dem Pfarrer überlassen u. s. w.“ — Unter Abt Herwig im Jahr 1176 erhielt das Kloster von Papst Alexander III. die sogenannte erste Confirmationsbulle, die sich wohl auf die ersten Punkte der oben angeführten Bittschrift, welche Abt Herwig an den päpstlichen Stuhl richtete, bezieht, und ihrem Hauptinhalt nach also lautet: Der Papst willfahrt huldreich dem Ansuchen des Abts und Convents zu Schönthal, und nimmt das Kloster in des heil. Petrus und seinen Schutz. Alle Güter, die das Kloster bisher mit päpstlicher Bewilligung vermöge der Freigebigkeit der Könige, Fürsten und Edlen u. s. w. besitzt oder ferner besitzen wird, soll es unverkümmert haben und besitzen, namentlich die Höfe Stein, Brechelberg, Hallesberg, Hohenhard, Durne, Kocherthurn, Binswangen, ein Gut zu Erlebach, den Hof Logheim und Kessach, ein Gut zu Bieringen und Berlichingen, und ein Grundstück zu Gommersdorf. Von Allem dem, was die Mönche mit eigenen Händen bebauen oder bauen lassen, auch von ihrem Viehstand dürfen sie Niemanden Zehenten entrichten. Innerhalb ihrer Güter und Höfe soll Niemand Gewalt thun, auch Niemand wagen,

zu rauben, Brand anzulegen, oder Menschen zu fahen und zu morden. — Abt und Convent dürfen Geistliche oder Laien, die aus freiem Willen der Welt entsagen, als Conversen aufnehmen und ohne Widerspruch von irgend einer Seite im Kloster behalten. Auch soll kein Bruder, so er im Kloster Profeß gethan, ohne des Abts Erlaubniß das Kloster verlassen, so einer aber doch entriche, soll Niemand wagen, ihn zu behalten, wenn er nicht schriftlich sich ausweist. — Es soll Niemand das Kloster Schönthal irren, seine Besitzungen ihm entreißen oder entrissene in Handen behalten, oder sie mindern, auch auf keine Weise seine Bewohner plagen und schädigen." — Das Jahr darauf erließ derselbe Papst eine zweite Bulle zu Gunsten Abt Herwigs und des Convents zu Schönthal, in welcher die unter Abt Herwig gemachten Klostererwerbungen theils näher bestimmt, theils neu hinzugekommene genannt werden, und zwar werden aufgeführt: der Hof Neusatze, das Gut Erlache mit der Bergwand, die sich bis Berlichingen erstreckt, ein Gut zu Berlichingen, eines zu Eselsdorf, ein Hof zu Gommersdorf, ein Gut zu Durne, eines zu Dahenfeld, eines zu Erlenbach und endlich eines zu Binswangen mit Weinbergen und Allem, was dazu gehört. Auch die durch Vermittlung Probst Richolfs erworbene Kirche zu Bieringen wird erwähnt. Außerdem gebent der heil. Vater, daß in einer Entfernung von einer halben Meile vom Kloster Schönthal keine Kirche gebaut werden darf, wodurch dasselbe geirrt werden

könnte. Herwig starb im Jahr 1177, und ihm folg im Amte „Heinrich," dessen Regierungszeit durch kein wichtiges Ereigniß merkwürdig geworden und der im Jahr 1186 starb. Sein Nachfolger „Siboto" war einer der drei Brüder, die aus dem Kloster Maulbronn nach Schönthal gekommen. Unter ihm vergabte der Edelherr Conrad von Aschhausen im Jahr 1194 seinen Hof zu Gommersdorf, mit Allem, was dazu gehört, zum Heil seiner Seele. Dem Abte Siboto, der im Jahr 1200 starb, folgte Bruder „Albert" in der Leitung des Klosters, das nun schon in bessere Umstände gekommen zu seyn scheint, denn wir hören bereits von bedeutenden Gütererwerbungen. So erkaufte er u. A. zwei Theile eines Waldes bei Gommersdorf, sowie ein Gut daselbst von Berenger von Ravenstein. Auf diese Weise wurde Gommersdorf bald eine der bedeutendsten Besitzungen des Klosters, woselbst es später auch seinen größten Maierhof und ein Vakanzhaus errichtete. Unter ihm wurde auch im J. 1217 der Vertrag zwischen Engelhard II. von Berlichingen und dem Kloster abgeschlossen, kraft welchem alle Irrungen, welche unter diesen bestanden, beigelegt wurden. Dieser Vertrag wurde aber noch in späterer Zeit öfter der Gegenstand weiterer Erörterungen. Im Jahr 1218 finden wir als Alberts Nachfolger den in ganz Deutschland berühmten Visionär, Abt „Richalmus," der zuvor Prior des Klosters gewesen war. Seine Visionen, die dem Inhalte nach viel denen des Mönches Wetin gleichen,

der ums Jahr 824 im Kloster Reichenau im Bodensee lebte, wurden gesammelt und erschienen unter dem Titel: Richalmi V. abbatis in speciosa Valli Visionum liber. Er starb 1219, und Abt „Gottfried“ folgte ihm in der Würde. Unter diesem wurde das Kloster von Herrn Engelhard von Berlichingen und seinen Söhnen mannigfaltig begabt, aber es scheint dagegen auch von anderer Seite manche Anfechtungen und Bedrückungen erfahren zu haben, in Folge deren Abt und Convent sich an den Papst Honorius III. wendeten, und veranlaßten, daß im Februar des Jahrs 1222 an den Erzbischof von Mainz und seine Suffraganen eine Bulle erging, in der dieselben angewiesen wurden, dem Abt und Convent Schönthal zu Hilfe zu kommen und sie gegen die Bedrückungen ihrer Feinde zu schützen. Kurz zuvor hatte derselbe Papst zu Gunsten der Schönthaler Mönche, sowie der Cisterzienser überhaupt, ein Breve erlassen, daß kein Legat des römischen Stuhls ohne ausdrückliche päpstliche Erlaubniß über Abt und Convent den Bann verkünden dürfe, auch sollen die Cardinäle und Legaten keine sogenannten Prokurationsgelder von ihnen fordern, und wenn sie die Klöster besuchen, hätten sie mit den Speisen vorlieb zu nehmen, welche dem Orden vorgeschrieben sind; auch von allen Novalzehenten hatte er sämmtliche Klöster des Cisterzienserordens freigesprochen, was besonders dem Kloster Schönthal zu Gut kam. Von den schlimmen Zeiten scheint sich in Folge dieser Begnadigungen Schönthal bald wieder erholt zu haben, denn es macht

von nun an wieder neue Erwerbungen, und einige Jahre darauf erhielt das Kloster von König Heinrich dem Hohenstaufer folgendes wichtige Privilegium: „Die Brüder zu Schönthal, welche der König in besonderen Gnadenschutz genommen, sollen frei seyn von allen Abgaben an ihre Schirmherren, Schultheißen und jegliche königliche Beamten; auch sollen, wenn der König oder die Königin zu Wimpfen oder an jener Grenze sich aufhält, weder die Pferde auf des Klosters Kosten unterhalten, noch irgend eine sogenannte Heersteuer von den Brüdern gefordert werden, überhaupt hat das Kloster keinerlei Dienste zu leisten; nur wenn Boten des Königs in das Kloster kommen, sollen sie darin Herberge haben." Im Jahr 1230 legte Abt Gottfried sein Amt in die Hände des Abts „Arnold" nieder, unter dem das Kloster von Seiten König Heinrichs dem Hohenstaufer neue Beweise königlicher Gnade erhielt, und zwar ertheilte er ihm im Jahr 1231 Befreiung von der Salzsteuer, ferner im Jahr 1235 das wichtige Privilegium, „alle Güter, welche das Kloster jetzt und künftig in Städten und Dörfern oder anderswo haben wird, und die unmittelbar zum Reich gehören, sollen frei seyn von allen Diensten und Abgaben, welche dem König und Reich gewöhnlich zu leisten sind." Im folgenden Jahr finden wir den Abt „Rupert" im Amte, unter dem das Kloster wieder Bedrückungen erfahren haben muß, da er und der Convent sich klagend an den päpstlichen Stuhl wandte, in Folge dessen Papst

Gregor IX. am 1. Mai des Jahres 1237 an sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe des Landes die Aufforderung ergehen ließ: „sie sollten über alle Diejenigen, welche gegen die Mönche zu Schönthal Gewaltthat üben, oder ihre Güter und Besitzungen frech antasten, auch über die, welche ihnen vorenthalten, was denselben durch Vermächtniß zugekommen, oder sie sonst beeinträchtigen oder gewaltthätig gegen sie handeln, den Kirchenbann verkünden, und wenn es Geistliche wären, so sollen dieselben von Amt und Pfründen entfernt, und erst dann wieder eingesetzt werden, wenn sie den Mönchen vollkommen Ersatz geleistet haben." Noch in demselben Monat erfolgte eine zweite Bulle, die da unter Anderem sagt: „Kein Klostergut darf ohne Beistimmung des ganzen Capitels oder wenigstens des größeren Theils verschenkt oder veräußert werden. Kein Mönch oder Converse darf ohne Erlaubniß des Abts oder wenigstens des größeren Theils vom Capitel Jemanden Geld leihen, oder von Jemanden entlehnen, es sey denn zu des Klosters Frommen. — Kein Bischof kann die Mönche zu Schönthal zu einer Synode citiren, noch viel weniger sind sie einem weltlichen Gericht unterworfen. — Kein Bischof darf die Wahl eines Abts hindern, noch wegen Removirung eines gewählten auf irgend eine Weise einschreiten. Sollte der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster liegt, sich weigern, einen gewählten Abt zu weihen, und das an ihm zu vollziehen, was seines Amts ist, so kann sich der Abt von einem

andern Bischof weihen lassen. — Für die Weihe der Altäre oder der Kirchen, oder für das heil. Oel, oder Ertheilung der kirchlichen Sakramente, darf der Diözesanbischof Nichts verlangen, sondern hat Alles unentgeldlich zu leisten. — So ein römisch-katholischer Bischof, der die apostolische Weihe hat, an dem Kloster vorbeikommt, darf derselbe angesprochen werden, die Altäre, heilige Gefässe und Paramente zu weihen und die Mönche zu ordiniren. — Wenn Bischöfe über das Kloster den Bann verkünden oder über des Klosters Leute, wenn sie keinen Zehenten geben, so er durch apostolische Gnade dem Kloster erlassen ist, oder über Solche, welche mit den Leuten des Klosters arbeiten, während andere Feiertag halten, so soll dieser Bann keine Wirkung haben. Ist das Land mit dem allgemeinen Interdikt belegt, so darf dennoch im Kloster Schönthal Gottesdienst gehalten werden, dem aber keine Exkommunicirte anwohnen dürfen." Der bereits unter Abt Albert und Engelhard v. Berlichingen im Jahr 1217 abgeschlossene Vertrag, welcher den Zweck eines ewigen nachbarlichen Friedens haben sollte, aber keine 20 Jahre dauerte, wurde unter Abt Rupert im Jahr 1234 erneuert, und zehn Jahre darauf von Bischof Hermann von Würzburg bestätiget, mit Hinzufügung einiger neuer Punkte, aber auch diese Bestätigung hatte keine dauernde Wirkung. Mit dem Jahre 1238 wurde Abt „Heinrich II." Ruperts Nachfolger. Unter ihm muß Schönthal schon zu den mächtigen Klöstern gehört haben, da im Jahr 1246

das neugestiftete Kloster Gnadenthal dessen Abte unterworfen wurde. Auf Heinrich II. folgte „Hildebrand“ in der Abtswürde. Papst Alexander IV. verlieh im Jahr 1258 ihm und dem Convent das Privilegium, Grundstücke, sowie bewegliche und unbewegliche Güter von Solchen, welche sich ins Kloster begeben, beerben zu dürfen. Im Jahr 1267 bestätigte Papst Clemens IV. alle früheren Privilegien. Drei Jahre darauf starb Hildebrand, dessen Nachfolger im Amte Abt „Thomas“ war. Im Jahr 1274 bestätigte König Rudolf von Habsburg den Freibrief, den Heinrich der Hohenstaufer gegeben, und im Jahr 1282 übertrug Abt Johann von Citeaux im Namen des Generalcapitels dem Abt und Convent zu Kaisersheim (Augsburger Diözese) die Visitation des Klosters Schönthal, aber die darüber ausgestellte Urkunde läßt uns den Zustand des Klosters in einem traurigen Lichte erscheinen, da sich wahrscheinlich schon um die Zeit, als Abt Thomas das Amt antrat, eine solche Schuldenmasse angehäuft hatte, daß es auch bei der besten Wirthschaft nicht mehr möglich war, dem immer mehr einbrechenden Verderben des Klosters Einhalt zu thun. Zuletzt war Kloster Schönthal so reich an Schulden und arm an Einkünften geworden, daß die Mönche nicht mehr im Kloster unterhalten werden konnten, und wahrscheinlich auf Anrathen des Abts von Maulbronn in 20 Stifte vertheilt wurden. Aber auch selbst dieses Mittel konnte nicht abhelfen und es war nahe daran,

daß die so schön heranblühende Stiftung gänzlich untergegangen wäre. In der Verzweiflung wandte sich der Abt von Maulbronn, dem Mutterkloster Schönthals, weil er selbst nicht helfen konnte, an Abt und Convent zu Kaisersheim, und bat, sie möchten um Gottes und des Ordens willen dem verlassenen Kloster zu Hilfe kommen. Diese ließen sich erbitten, und tilgten schon im ersten Jahre alle laufenden Schulden des Klosters durch ein Darlehen, und stellten die gänzlich zerfallenen Gebäude soweit her, daß sie den wiedereinziehenden Mönchen wieder zum Aufenthalt dienen konnten. Als der Abt von Maulbronn sah, wie die von Kaisersheim so thätig des hülfsbedürftigen Klosters sich annahmen, entsagte er für sich und seine Nachfolger der schon seit alter Zeit geerbten Patronität über Schönthal, und trat alle kanonischen und bürgerlichen Rechte, die ihm in Folge der Paternität auf das Kloster zugekommen waren, an Abt und Convent zu Kaisersheim mit der Verbindlichkeit zur Hilfeleistung ab, welche Uebertragung das Generalcapitel zu Citeaux bestätigte. Seit dieser Zeit besserten sich wieder zusehends die Umstände des Klosters, doch hatte es immer noch mannigfaltige Beeinträchtigungen von Mächtigeren zu dulden. So ließ beispielsweise im J. 1283 der edle Herr Heinrich v. Brunneck den Schönthaler Mönchen von den Gütern ihres Hofs, den sie zu Königshofen a. d. Tauber hatten, durch seine Knechte wider Fug und Gerechtigkeit die Frucht wegnehmen, mußte jedoch in Folge eines Spruchs von

Würzburg aus bedeutenden Schadenersatz leisten. Abt Thomas überließ den Hirtenstab dem Abt „Heinrich," dessen Name zuerst im Jahr 1284 genannt wird. Stiftungen reihen sich nun an Stiftungen, Käufe an Käufe, besonders aber ist eine Erwerbung auf Mergentheimer Grund und Boden für das Kloster wichtig geworden. Im Jahr 1291 nämlich verkaufte ein gewisser Phosch von Mergentheim seine Behausung sammt Zugehör, Keller, Kelterhaus und Garten hinter dem Haus für 20 Pfd. Heller an das Kloster, und diese erkaufte Behausung wurde die Grundlage zu dem später errichteten bedeutenden Schönthaler Hofe. Die Verhältnisse des Klosters hatten sich unter diesem Abt so sehr gehoben, daß es im Stande war, den edlen Herren der Umgegend noch Geld zu leihen. Im Jahr 1293 widerfuhr dem Kloster eine große Ehre: König Adolf von Nassau kehrte nämlich zu Schönthal ein; er wurde mit Jubel von Abt und Convent empfangen und in die Kirche geführt. Man bot Allem auf, um dem Könige den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und erwies ihm alle denkbaren Ehren. Heiter und zufrieden verließ er wieder das Kloster, und gab den Mönchen noch einen Beweis seiner Huld, indem er ihnen das Privilegium welches weiland König Heinrich im Jahr 1225 dem Kloster gegeben hatte, bestätigte, wobei der Zusatz neu hinzukam: „von keinem der Güter, welche, ehe sie an das Kloster kommen, frei und von jeglichem Dienst sind, darf ein Dienst verlangt werden, dagegen bleiben

diejenigen, welche mit einem Dienst oder einer Last an das Kloster kommen, auch damit belastet." Heinrich III. starb im Jahr 1294, sein Nachfolger war Abt „Walchimus," Edler von Crailsheim, zuvor Kellermeister des Klosters. Wieder eine gute Wahl für das Kloster. Ums Jahr 1295 wurde das Hospital zu Dinkelsbühl unter seine Aufsicht gestellt. Zu Anfang des Jahres 1297 sah sich Abt und Convent nach langer Zeit wieder veranlaßt, bei dem päpstlichen Stuhl gegen bösartige Menschen Klage vorzubringen, welche das Kloster an Zehenten, Zinsen und Gülten betrogen, an Häusern, Weinbergen, Wiesen, Wäldern und andern Gütern beeinträchtigten und öffentliche Instrumente verheimlichten, worauf Papst Bonifazius VIII. an den Dekan zu Oehringen die Weisung erließ, alle diejenigen, welche sich solche Dinge gegen das Kloster zu Schulden kommen ließen, öffentlich in der Kirche aufzufordern, ihr Unrecht dem Abt und Convent zu erstatten. Im Jahr 1299 bestätigte König Albrecht die von König Heinrich und Rudolf gegebenen Privilegien. Im Jahr 1301 schenkte Bischof Mangold von Würzburg mit Bewilligung des Capitels dem Abt und Convent zu Schönthal die Kirche zu Neuenstatt (a. d. Linde) mit ihrem Zehenten, Einkünften und Rechten, „in Betracht der geringen Einkünfte, welche das Kloster besitze." Da es jedoch gerade in dieser Zeit nicht unbedeutende Einkäufe machte, so dürfte die Geldverlegenheit des Klosters wohl nicht übergroß gewesen seyn. Auf Wal-

chimus folgte Abt „Gottfried II.“ Unter ihm behauptete Schönthal einen bedeutenden Rang unter den Klöstern der Gegend, und hatte mit folgenden Klöstern und Stiften eine sogenannte Fraternität oder Bruderschaft geschlossen: mit Amorbach, Onoldesbach, Feuchtwangen, Oringen, Limburg, Wimpfen, Mosbach, Sinsheim und Möckmühl. Eine noch vorhandene alte Urkunde überliefert uns die Ordnungen einer solchen Fraternität, die wir im Auszug hier folgen lassen: „Am Montag nach dem Trinitatisfest wird eine kirchliche Feier zu Ehren der Fraternität gehalten, und zwar soll das Andenken aller Stifter und Vorgänger, sowie sämmtlicher Conventualen der durch die Fraternität verbundenen Klöster und Stifte, der lebenden Brüder, sowie der verstorbenen mit Vigilien und einer Todtenmesse begangen werden; hierauf folgt eine Prozession durch den Kreuzgang mit Weihwasser und Weihrauch sammt Responsorium und sonstigen Ceremonien, wie sie in jeglicher Kirche gebräuchlich sind. An diesem Tage müssen Alle, die zur Sammlung gehören, sich einfinden und da bleiben, bis die ganze Feier vorüber ist. Alle Priester innerhalb der Fraternität haben an diesem Tage eine besondere Todtenmesse zu halten. In Klöstern sollen die Brüder außer dem gewöhnlichen Essen ein Mahl bekommen, in Collegiatkirchen aber sollen die Gaben an Brod und Wein verdoppelt werden. — Wenn ein Abt, Dekan, Chorherr, Vikar oder sonstiger Conventual von einer Kirche oder Confraternität zu einer anderen mitver-

bundenen kommt, soll der Abt oder Dekan daselbst, und in dessen Abwesenheit der Prior oder Kellermeister dafür besorgt seyn, daß der Gastfreund in Ehren aufgenommen werde, und soll ihm Brod und Wein, auch Futter für sein Thier auf zwei Tage darreichen. Das soll in Collegiatstiften geschehen, in Klöstern aber sollen solche Gäste am Tische des Abts gespeist werden. Die Gäste jedoch sollen das nicht als Schuldigkeit, sondern als Zeichen der brüderlichen Liebe betrachten. — Die Klöster und Stifte der Confraternität sollen einander mit Rath und That treulich und redlich in Nöthen beistehen, und besonders, wenn eine der verbundenen Kirchen in irgend einer Verlegenheit zu einer andern sendet, und um einen oder zwei Brüder ersucht, um sich mit ihnen berathen zu können, so sollen die Kirchen und Klöster der Confraternität solche einander gegenseitig zusenden. — Auch sollen sie einander weder in weltlichen noch geistlichen Dingen irren, sondern Frieden halten und Frieden vermitteln, wo es Noth thut. Endlich soll kein Oberer seinen Untergebenen, oder umgekehrt, in irgend einer Sache bei weltlichen Richtern belangen, sondern stets vor Personen der Confraternität bringen und durch sie vortragen lassen. — Von je 30 zu 30 Jahren soll solche Confraternität erneuert und bestätigt werden.“ — Nachdem Abt Gottfried nur ein halbes Jahr regiert hatte, folgte ihm Abt „Friedrich“ als der fünfzehnte in der Reihe der Aebte. Im Jahr 1309 bestätigte Kaiser Heinrich VII. die Privilegien des

Klosters, welche es von K. Heinrich dem Hohenstaufer empfangen. Der Wohlstand des Klosters nimmt auf außerordentliche Weise zu und Käufe folgen auf Käufe, wogegen die Schenkungen seltener werden. Abt Friedrich legte im Jahr 1310 in die Hände „Walthers" sein Amt nieder. Unter ihm erhält Schönthal mehrere zum Theil bedeutende Schenkungen, worunter die wichtigste die von Conrad Kübel, Bürger zu Heilbronn, ist, der dem Kloster seinen Hof daselbst, nebst Kelter und Weinkeller schenkte, und den Grund zu dem später in der Stadt errichteten Schönthaler Pfleghof legte. Im Jahr 1312 läßt Papst Clemens VI. an den Dekan der Kirche zu Mosbach die Weisung ergehen: „da ihm zu Ohren gekommen, daß Abt und Convent zu Schönthal, sowie ihre Vorgänger mehrere Güter und Rechte des Klosters gewissen Geistlichen und Laien auf ihre Lebensdauer, andern auf nicht geringe Zeit entweder zum festen Besitz oder unter Abgabe eines jährlichen Zinses verliehen haben — so soll er dafür sorgen, daß solche dem Kloster zum großen Nachtheil entzogenen Güter und Rechte demselben wieder zu Handen kommen." Walthers Nachfolger wurde Abt „Conrad I." aus der Heilbronner Familie des oben genannten Conrad Kübel. Trotz der noch im Jahr 1315 andauernden Hungersnoth und darauf folgenden Pest, hatte Schönthal im Jahr 1318 bereits wieder genug Mittel, um in seinen Erwerbungen und Käufen fortzufahren. „Albert III." folgte auf Conrad Kübel. Er, wie sein Vorfahre,

regierte nur ein Jahr, und Abt „Reinold“ wurde im Jahr 1321 an seine Stelle gewählt. Die erste Zeit seiner Regierung war keine für das Kloster günstige, denn im Jahr 1326 sahen sich Abt und Convent genöthigt, ihre bedeutende Besitzung zu Niedernhall um 300 Pfd. Heller an den Erzbischof Matthias von Mainz zu verkaufen. Noch verhängnißvoller waren die darauf folgenden Jahre, weßwegen auch diese Periode von den Chronisten „die Zeit der vierten Plage“ genannt wird. Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich stritten um die deutsche Krone, und da der Papst Ludwig den Baiern als König verworfen hatte, so ließ er, um sich an dem Papst zu rächen, an allen Anhängern des päpstlichen Stuhls in Deutschland seinen Groll aus. Unter die Heimgesuchten gehörte auch Kloster Schönthal, das nun Feindseligkeiten und Drangsale jeder Art von den Anhängern Kaiser Ludwigs erfahren mußte. Um Abt und Convent für die vielen Leiden, welche sie als Anhänger des Papstes erduldet hatten, einigen Ersatz zu geben, ließ Papst Johannes XXII. im Juli 1327 an den Bischof Wolfram von Würzburg eine Bulle ergehen, zufolge der Bischof Wolfram die Parochialkirche zu Sindringen dem Kloster einverleibte, womit ein Wunsch erfüllt worden, den Abt und Convent schon früher flehentlich vor den päpstlichen Stuhl gebracht hatten. Aus der päpstlichen Bulle erfahren wir, wie groß die Drangsale gewesen seyn müssen, welche das Kloster um jene Zeit erfuhr, in der es

unter Anderem heißt: „der heilige Vater fühle sich dazu bewogen, wegen der Plünderungen und Verheerungen, sogar durch Niederbrennen, welche des Klosters Güter von Seiten einiger Feinde der römischen Kirche, sowie von Rittern, die jener Parthei angehörten, erfahren haben, und noch erfahren, also, daß es in geistlichen und weltlichen Dingen einen großen Schaden erlitten, und wenn nicht Freunde des Klosters jenen Räubern Widerstand geleistet hätten, gänzlich verödet worden wäre." Die Incorporirung der Kirche zu Sindringen war von wichtiger Bedeutung für das Kloster, da ihre Einkünfte nach der Zehentschätzung 36 Mark Silbers betrugen. Das Jahr 1333 war das ergiebigste Weinjahr seit Menschengedenken, es gab so viele Trauben, daß man deren viele hängen lassen mußte, wegen Mangel an Gebinden. Im Jahr 1335 läßt Papst Benedikt XII. eine Bulle ergehen, in welcher er alle jetzigen und künftigen Besitzungen des Klosters in seinen Schutz nimmt, und in einer zweiten bestätigte er alle Freiheiten und Privilegien des Klosters. Eine Stiftung eigener Art machte im Jahr 1341 Herr Gerner, Pfarrherr zu Oedheim; er vergabte nämlich 200 Pfd. Heller an das Kloster, welche zum Besten der Brüder also verwendet werden sollen: „10 Sommerkutten und Scapuliere für die Laienbrüder sollen aus sogenanntem Berwertuch, von dem die Elle 30 Heller kostet, gekauft und an die Mönche verabreicht werden." — Im Jahr 1345 hatte das Kloster viel Ungemach zu

ertragen, da mächtige und gewaltthätige Nachbarn und Raubritter der Gegend es durch Verwüstung, Raub und Brand so beschädigten, daß es im Zeitlichen in merklichen Verfall gerieth. Darum wandte sich Abt und Convent wieder an den Bischof zu Würzburg, um durch irgend ein Mittel den zerrütteten Verhältnissen des Klosters zu Hilfe zu kommen. Der Bischof hörte auf das Flehen seiner Söhne und incorporirte die Parochialkirche zu Oedheim mit ihren reichen Zehenten, Gefällen und Gülten dem Kloster, in Betracht seiner ärmlichen Umstände, wie es in der kurz vor Johannis des Täufers Tag ausgestellten Urkunde heißt, und weil die Brüder daselbst sich durch treue Observanz der Regel, eine eifrige Gastfreundschaft und andere Werke der christlichen Liebe in sonstigen Zeiten besonders thätig erzeigt. Bald darauf machte das Kloster eine andere Erwerbung, die ihm gerade jetzt auch gut zu Statten kam, nämlich Bischof Otto von Würzburg übergab im August des genannten Jahres dem Kloster das Patronatsrecht zu Sulzbach bei Weinsberg nach Wunsch und Willen Engelhards von Weinsberg, der dasselbe vom Bisthum zu Lehen gehabt hatte. Die Gründe, die den Bischof dazu bestimmten, sind in der Urkunde genannt, indem es heißt: „1000 Pfd. Heller haben Abt und Convent in einer Zeit der Noth dem Bischof und dem Hochstift vorgestreckt“ — eine edle Handlung, die der Bischof nie vergaß. So war die Uebertragung des Patronatrechts an das Kloster zugleich als eine dankbare

Wiedervergeltung zu betrachten. Die Beeinträchtigungen des Klosters durch feindselige Nachbarn, unter die auch Rudolf v. Bebenburg gehörte, dauerten noch fort, dieser aber scheint es bitter bereut zu haben, denn noch vor dem Jahr 1347 vermachte er dem Kloster 10 Pfd. Heller, und in der von Rudolfs Hinterbliebenen ausgestellten Bestätigungs-Urkunde des Vermächtnisses heißt es u. A.: „Abt und Convent mögen mit solcher Gabe sich begnügen, welche als Ersatz für den Schaden zu betrachten, welchen er mit Andern dem Kloster zugefügt; auch möchten sie ihm, dem Verblichenen, um Gottes Willen verzeihen, und vielmehr eingedenk seyn dessen, was ihnen und dem Kloster von ihm und seinen Vorfahren Gutes geschehen. Auch wollen sie — so ist am Schlusse angeführt — von nun an des Klosters Wohlwollen zu verdienen suchen.“ Im Jahr 1358 erneuert Kaiser Carl IV. die Rechte und Privilegien des Klosters, welche sein Großvater Heinrich VII. diesem verliehen hatte. Abt Reinold übergab seinem Nachfolger „Conrad II.“, genannt Schatz, von Paris, ein wohlhabendes Kloster und einen gut geordneten Haushalt. Im Jahr 1367 machte er sich durch einen „sehr wichtigen Gegenstand“ verdient; er ließ nämlich einen Weinkeller, den sogenannten Mittelkeller graben, der den ersten Bau im Kloster bildet, von dem man Bericht hat. Ueber der Thüre liest man noch die Inschrift: »Conradus fecit me.« Unter seiner Leitung wurde auch im Jahr 1371 die Capelle im Schönthaler Hof zu

Mergentheim vollendet. Zur Zeit seines Nachfolgers Abt „Werners“ wurde in Folge einer Stiftung ein eigener Priester auf ewige Zeiten für diese Capelle verordnet. Im Jahr 1374 starb Werner, ihm folgte Abt „Marquard“ im Amte, unter dessen dreijähriger Regierung sich nichts Bemerkenswerthes zugetragen hat. An seine Stelle wurde Abt „Raban“ erwählt. Die Umstände des Klosters müssen wieder einmal nicht die besten gewesen seyn, denn im Jahr 1382 ertheilte ihm Kaiser Wenzel von Miltenberg aus folgenden Freibrief: „In Betracht des unerträglichen Schadens, in welchen das Kloster Schönthal wegen seiner Kostenaufwendungen und verschiedener anderer Verluste gekommen, haben wir zur Erleichterung und Wiederherstellung desselben alle seine Höfe und Güter in den nächsten vier Jahren von der Pflicht, zu beherbergen bei Tag wie bei Nacht, Abt und Convent befreit, so daß sie innerhalb dieser Zeit Niemanden, seyen es Reiter oder zu Fuß Reisende, Herberge und Nachtlager gewähren dürfen, wenn es nicht ihr eigener freier Wille ist. Darum ergeht an weltliche und geistliche Fürsten, an Grafen, Herren, Ritter und Knechte, an Reichsstädte und Gemeinden, auch an alle des Reichs Getreuen und Unterthanen die Weisung, Abt und Convent des genannten Klosters in dieser ihrer Freiheit nicht zu irren, noch sie auf irgend eine Weise zu beschweren und zu belästigen.“ Dem Abt Raban folgte als Abt „Heinrich IV.“ mit dem Familiennamen Hirsch, ein Mann von ausgezeich-

neter Gelehrsamkeit. Im Jahr 1397 ertheilte Kaiser Wenzel in Betreff der Capelle zu Neusaß dem Kloster folgendes Privilegium: „Da Abt und Convent zu Schönthal nicht ferne vom Kloster eine zur Ehre „Unserer Frauen“ erbaute Capelle haben, zu der die Umwohner wegen der dort zu findenden Abläße viermal des Jahrs in großer Menge wallfahren, — so erweisen wir mit vorbedachtem gutem Rath in gemäß dieses Briefs die besondere Gnade, daß Niemand, wer es auch sey, bei jener Capelle zur Zeit der Wallfahrten Wein oder andere Getränke ausschenke oder verkaufe, sondern nur Abt und Convent und ihre Unterthanen, wenn sie die Erlaubniß geben. Alle geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, Herren und Städte, und sämmtliche des Reichs Unterthanen und Getreuen sollen das Kloster in diesem Rechte keineswegs irren, sondern vielmehr in demselben schützen; die gegen das Gebot des Königs handeln, verfallen einer Geldbuße von 10 Mark Silber. Gegeben zu Würzburg am Dienstag nach Mariä Empfängniß.“ Durch die Ertheilung jenes Privilegiums erhielt wohl später der so frequente noch bestehende Neusaßer Markt seine Entstehung und Bedeutung. Im Jahr 1406 tritt ein neuer Abt „Heinrich V.“, genannt Rosenkain aus Forchtenberg, auf. Er wurde im Jahr 1415 auf dem Conzil zu Constanz von Kaiser Sigmunds Gemahlin Barbara zum Beichtvater erwählt und durch den Vorsitz vor allen andern Cisterzienser-Aebten ausgezeichnet. Unter ihm im Jahr 1415

erlassen Wilhelm von Bebenburg der Jüngere, Ritter, seßhaft zu Burleswag, und Rudolf von Bebenburg, sein Vetter, den Mönchen zu Schönthal ihre Schuldigkeit, vermöge der sie Denen von Bebenburg von Alters her jedes Jahr zween Filzschuhe oder ein Gürtelgewand und noch andere Stücke abgeben mußten; dafür sollen die Mönche einem ehrbaren Manne, den die von Bebenburg vorschlagen, eine Bruderpfründe reichen, und das Bild des Stifters, ihres Vorfahrs, in Stein hauen lassen, welches sodann im Chor der Kirche aufgestellt werden soll. Abt Heinrich benützte das Wohlwollen des Kaisers auf das Beste zum Vortheile seines Klosters, und zwar erneuerte Kaiser Sigmund im Jahr 1418 von Constanz aus alle Privilegien und Freiheiten des Klosters, die in demselben Jahre auch Papst Martin bestätigte. Im Jahr 1424 vermacht der reiche Erbkämmerer Conrad von Weinsberg dem Kloster 160 Gulden; daran sollen Abt und Convent 6 Gulden und 4 Malter Korn weiger Gült erwerben, und zu sechs bestimmten Zeiten je ein Gulden für Fische zu einer Mahlzeit für die Brüder verwendet werden. Dagegen haben Abt und Convent viermal des Jahrs Vigilien und eine Todtenmesse mit angezündeten Lichtern, in eben der Weise, wie dem Stifter des Klosters zu halten. Dabei sollen sie im Gebet eingedenk seyn Herrn Engelhards von Weinsberg und der Frauen Anna, einer Edlen von Leiningen, der beiden Eltern des Stifters, ferner Herrn Craftos von Hohenloh und der Frauen Anna von

Hohenloh, Landgräfin zu Leuchtenberg und Gräfin von Hals, der genannten Anna von Weinsberg Eltern; ferner noch der Frauen Ida von Waldsee, Margaretha's, Gräfin von Hohenstein, der Frauen Elisabeth, Landgräfin zu Leuchtenberg, und ihrer beiden Töchter, Agnes, Gräfin zu Helfenstein und der Herzogin Elisabeth von Sachsen, welche alle Basen Herrn Conrads von Weinsberg gewesen. An jedem dieser Jahrestage soll aus 1 Malter Korn Brod gebacken und an die Armen, welche in das Kloster kommen, vertheilt werden. Wenn das Familienbegräbniß Herrn Conrads und seiner Hausfrau in der Klosterkirche vollendet seyn wird, soll der jeweilige Küster Sorge tragen, daß es rein und unbeschädigt bleibe. Sollte von Seiten Abts und Convents der Verordnung des Stifters, in Beziehung auf den Jahrestag, nicht Genüge geschehen, so soll $1\frac{1}{2}$ Gulden, sowie 1 Malter Korn dem Spital in der Stadt Weinsberg zufallen, und der Spitalmeister soll alle Schönthaler Zehenten zu Weinsberg dafür zum Pfand haben. Abt Heinrich V. starb im Jahr 1425, nachdem er 20 Jahre regiert hatte. An seine Stelle trat „Heinrich VI.", genannt „Höfling." Er war es, der im Jahr 1426 mehrere wichtige Urkunden aus dem Original in ein Copialbuch durch Hans von Gremmingen, Dekan zu Oehringen, sowie den kais. Notar Herrn Hans Conzer, übertragen ließ. Im Jahr 1427 erhält Conrad von Weinsberg vom römischen Stuhle die Erlaubniß, daß an den vier Jahrtagen seiner Familie auch Frauen

an den Todtenmessen Theil nehmen dürfen. Dasselbe Recht erwarb Conrad von Berlichingen im Jahr 1487 vom Papst Innocenz VIII. für seine Familie. Im Jahr 1434 läßt die Kirchenversammlung zu Basel eine Bulle für die Rechte und Freiheiten der Kirchen und Klöster ergehen, worin das Kloster Schönthal besonders erwähnt wird, und aus der wir erfahren, wie gerade um diese Zeit ernste Klagen erhoben wurden, daß gewisse Fürsten, Grafen und Herren, auch andere Laien, mit Zöllen, Steuern und anderer Schatzung Abt und Convent bedrängt, auch sonst das Kloster an Hab und Gut beeinträchtigt und in seine Rechten und Freiheiten Eingriffe gethan haben. Zur Unterdrückung solcher Ungerechtigkeit läßt das Conzilium ernste Drohungen ergehen, und bietet sogar den weltlichen Arm auf, gegen die Uebertreter strenge zu verfahren. Das wichtigste Privilegium aber ertheilte die Kirchenversammlung auf Bitte Conrads von Weinsberg, dem Abt und Convent im Jahr 1439; nämlich der Abt und seine Nachfolger dürfen sowohl außerhalb als innerhalb des Klosters an festlichen Tagen, namentlich an jenen Jahrtagen, da der Herr von Weinsberg mit seiner ganzen Familie beiwohnt, unter der bischöflichen Inful gehen, und bei Processionen und feierlichen Sitzungen den Abtsstab sowie andere Pontifikalien tragen, auch nach der Messe und dem Schlusse solcher Feierlichkeiten dem Volke feierlich den Segen ertheilen, in so fern kein päpstlicher Legat anwesend seyn sollte; auch darf derselbe

die Altartücher, die heil. Gefässe, und die Paramente im Kloster, sowie in allen dem Kloster angehörigen Kirchen weihen, so oft es geschehen soll. Im Jahr 1442 wurde dem Abt Heinrich Höfling eine neue Ehre zu Theil, indem Kaiser Friedrich III. ihn, in Betracht des guten Rufes, in dem er bei seiner Majestät stand, und weil er auch noch von einigen Männern von Bedeutung sehr empfohlen worden war, zu seinem Capellan aufnahm, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er von nun und immer alle Ehren, Rechte und Freiheiten, wie die übrigen kaiserlichen Capellanen, aller Orten genießen sollte; zugleich nahm er auch das Kloster mit allen seinen beweglichen und unbeweglichen Gütern sammt Leuten und andern geistlichen und weltlichen Zugehören in seinen und des h. römischen Reichs besonderen Schutz. Die letzten Zeiten des Abts müssen für das Kloster keine glänzenden gewesen seyn, denn nachdem bisher von lauter Käufen und Erwerbungen die Rede war, sahen sich Abt und Convent jetzt genöthigt, Güter zu verkaufen. Abt Heinrich starb im Jahr 1445, nachdem er 20 Jahre regiert hatte. Sein Nachfolger war Abt „Simon" von Marlach, dem Geschlechte von Berlichingen angehörend. Unter ihm schlichen sich im Jahr 1447 Hussiten in der Gegend ein, von denen 130 eingezogen, aber nachdem sie ihren Glauben abgeschworen, wieder entlassen wurden. Er war wider den Willen seines Vaters Mönch geworden, und wurde vielfach mit auswärtigen Missionen betraut. Abt

Simon starb im Jahr 1465 nach 20jähriger Regierung, und hatte den Abt „Johann II.“ aus der Familie „Hübner“ von Heilbronn zum Nachfolger. Käufe und sonstige Erwerbungen werden nun immer seltener, entweder weil der fromme Glaube mehr abgenommen, oder weil das Kloster immer reicher und stattlicher geworden war, so daß es der Beisteuer weniger mehr bedurfte. Auch von der Regierung des folgenden Abtes „Bernard,“ die 18 Jahre dauerte, ist nichts Bemerkenswerthes überliefert. Mehr wissen wir von seinem Nachfolger Abt „Johann III.,“ genannt „Hofmann aus Neustadt“ zu erzählen, der, wenn er auch kein Höfling im eigentlichen Sinne des Worts war, doch Viel auf äußere Dinge hielt, denn im Jahr 1488 ertheilte ihm Papst Innocenz VIII. — wohl auf Ansuchen — die Erlaubniß, das Riemwerk seiner Pferde mit güldenen Spangen zu zieren, und güldene Sporen zu tragen. Wir können daraus entnehmen, daß der damalige Zustand des Klosters ein glänzender gewesen seyn muß, und des edlen Metalls in der Schatzkammer genug vorhanden war. Unter diesem Abte erhielt das Kloster im Jahr 1489 auf Fürbitte des bekannten Ritters Conrad von Berlichingen vom Papste die Erlaubniß, daß die Aebte in ihrem Sigill sitzend abgebildet werden dürfen, sowie zwei Jahre später auch wieder auf Fürbitte Conrads von Berlichingen von Kaiser Friedrich III. die Erlaubniß, ein größeres Schild und Wappen zu führen, das, wenn wir noch die späteren Sammlungen hinzu

nehmen, folgende sieben Felder hat: Das erste enthält auf rothem Grund ein Schloß mit zwei Thürmen, als des Stifters Schild; das zweite auf gelbem Grund enthält ein Rad, von der Schutzherrschaft Mainz herrührend; im dritten Feld befindet sich auf rothem Grund ein Löwe mit aufgeschlagenem Schweife und offenem Rachen, von der Herrschaft Aschhausen herrührend; auf dem vierten schwarzen Feld schaut ein Rittersmann aus einer Wolke hervor mit einem Knüttel in der Hand; das fünfte gelbe Feld hat einen Eber, wegen der Besitzung Ebersberg; das sechste Feld ist schwarz und hat eine Leiste roth und weiß schachbrettweise abwechselnd; und im siebenten endlich ist auf rothem Grund ein schwarzer Mannsarm mit einem goldenen Bischofsstab, was bedeutet, daß der Convent seinen Abt selbst wählen durfte. Abt Johann erwarb sich außerdem auch wichtigere Verdienste um das Kloster, als nur jene zur Verherrlichung der Abtswürde. Er ließ nämlich einen Bau zur Abtei nebst einem großen Saal aufrichten, und baute auch den großen Keller im Schönthaler Hof zu Heilbronn. Doch wurde er im Jahr 1492 von dem Orden bewogen, zu resigniren, nachdem er nicht ganz sechs Jahre regiert hatte, und starb im Jahr 1514. Ihm folgte im Amte Abt „Georg," ein geborner „Hertlin von Geroldsbrunn," zuvor Bursarius (Säckelmeister) des Klosters. Er muß ein Mann von gutem Ruf gewesen seyn, denn im Jahr 1493 wurde er von Pfalzgraf Philipp nach Heidelberg be-

rufen, um dort die Exequien für den Kaiser Friedrich zu halten; auch für die wissenschaftliche Ausbildung der Brüder scheint er Viel gethan zu haben, da er einige derselben auf die Universität Heidelberg schickte, mit der das Kloster schon seit den Zeiten Abt Heinrichs IV. in freundschaftlicher Verbindung stand. Sein Amt übernahm Abt „Eberhard Oeser aus Möckmühl" und führte es länger als alle seine Vorgänger seit Abt Reinold. Unter ihm wurden wieder manche neue Erwerbungen gemacht, und auch sonst handelte er in jeder Beziehung zum Frommen des Klosters. Er führte ordentliche Ausgabe- und Einnahme-Register ein, baute eine neue Brücke über die Jagst, als ein heftiger Eisgang die frühere weggerissen, und legte einen Weinberg von 10 Morgen (das Mittelgewänd) im Storch (berg) an. Durch den Bauernkrieg aber, der mit Recht die fünfte Plage des Klosters genannt ist, wurde das eifrige Wirken Abt Eberhards auf traurige Weise unterbrochen. Kloster Schönthal war einer der ersten Orte, wo der lang verhaltene Grimm der los gewordenen Bauernrotten zum Ausbruch kam. Wir lassen die Geschichte dieser wichtigen aber unglücklich endenden Schilderhebung der Bauern in dieser Gegend nach den eigenen Worten des gleichzeitigen Chronisten Peter Haarer's hier folgen: „Nachdem der gemeine Pöbel, so ohne das selbst zur Freiheit geneigt und lieber meisterlos, als in Geboten und Unterthänigkeit lebt, etliche aufrührerische Artikel, mehrentheils auf die Freiheit des Fleisches gerichtet (welche

allenthalben deutscher Nation ausgebreitet worden und von einem verkehrten Mann zu Mühlhausen in Thüringen, Thomas Münzern, ursprünglich hergeflossen), mit begierigem, wohlgefälligem Herzen angenommen, wurden Etliche und der mehrere Theil in ihrem vorigen bösen Fürnehmen gestärkt; Etliche hingen diesen Artikeln ganz eifrig nach, andere begaben sich auf Ueppigkeit, Jubiliren und alles leichtfertige Wesen. Ward der Handel hierdurch ganz von Neuem erweckt, fast bei Jedermann, an allen Orten und Enden, dann Viele verführte der Geiz, daß sie groß Gut verlangen möchten, dergestalt, daß allenthalben die Unterthanen und Gemeinden um und um bei allen Herrschaften sich widersetzten und sich zu empören unterstunden. In Summa, dieß merkliche Uebel nahm von Tag zu Tag augenscheinlich überhand, und fraß um sich allenthalben, wie eine ungestüme Fluth, und ward von solchen Leuten weder Ehr, Pflicht, noch Eid bedacht. Insonderheit erhob sich durch Anstellung eines ehrbaren Mannes, Georg Metzlern, der ein Wirth war, in einem Mainz'schen Flecken, Ballenberg genannt, auf dem Odenwald gelegen, und seine Tage mehrentheils mit Spielen, Prassen und allem leichtfertigen Wesen zugebracht hatte, eine Rottirung und Zusammenlaufung aus allen umliegenden Orten, sturmlichen zu Haufen, gleichwie die Bienen, wann sie stoßen. Nahmen obvermeldete Artikel vor die Hand, untrem Schein, das Wort Gottes dadurch zu beschirmen und gleichsam Hand zu haben, hatten (aber) in Willens,

alle göttliche, menschliche und langhergebrachte gute Gesetze, Regierung, friedliches Wesen und Einigkeit umzustoßen. Versammelten sich um den Sonntag Lätare (26. März 1525) viele Bauern aus der Rotenburger Landwehr, ungefährlich an die 2000 als zum Anfang, darnach täglich, fast alle Stund, dazu noch eine gute Summe Pfalzgräfischer, Mainzischer, Würzburgischer, Deutschherrischer, der edlen und anderer Herrschaften Bauern im Schüpfergrund am Odenwald, stoßen also in kurzer Zeit zu Haufen; denen war der gemeldete Georg Metzler zum obersten Hauptmann verordnet, unangesehen sie noch viele Nebenhauptleute und gute Ordnung hatten. Sie rüsteten sich als Kriegsleute nach ihrem besten Vermögen, fingen an, um sich zu greifen, nahmen, wo sie fanden, erforderten und zwangen die Andern, die nicht ziehen wollten, ihrem Thun bei und anhängig zu seyn, mit Bedräuung, Diejenigen, die sich dessen weigerten, zu besuchen und mit ihnen zu hausen. Damit haben sie sich gehäuft und in Kurzem schrecklich gemehret." Während sich die Bauern im Schüpfergrund sammelten, die wir unter dem Namen des Odenwälder Haufens kennen, und von Rotenburg her durch den Taubergrund ein anderer großer Zug sich in Bewegung setzte, erhoben sich bei 500 Bürger von Mergentheim, die längst schon der Obrigkeit widerspenstig waren, und richteten ihren ersten Angriff gegen den Schönthaler Hof, der mit reichen Vorräthen an Wein und Getreide versehen war. Sie sprengten die Thore und besetzten zuerst

den Keller. Da tranken und schwelgten sie nun zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, bis an die fünf Fuder ausgesoffen waren. Die übrigen Vorräthe wurden ausgeraubt. Das geschah am Sonntag Lätare, und feierten die Mergentheimer in solchem Sinne einen Freudentag, weil sie ja das Wort Gottes handhaben wollten. Das war der erste Schaden, den das Kloster Schönthal durch die Bauernfreiheit erlitten hatte. Aber es war nur ein Vorspiel von dem Schlimmeren. Wenige Tage darauf brach Metzler von Ballenberg unter Trommelklang und Vortragung des Bundschuhs auf einer Stange mit seinem zusammengelaufenen Gesindel aus dem Schüpfergrund gegen das Jagstthal auf, um auch die Weine im Kloster Schönthal selbst zu versuchen. Bald darauf setzten sich die Hohenloher Bauern zu Oehringen „denen es in der Stadt zu eng geworden war“ in der gleichen Richtung Schönthal zu, in Bewegung, den berüchtigten Jäcklin von Böckingen an der Spitze. — Ihnen folgten die hällischen Bauern, nachdem sie vor den Hallern Bürgern und Söldnern bei Gottwollshausen schimpflich geflohen waren. Ein sauberer Troß traf jetzt bei dem Kloster zusammen. Metzler von Ballenberg mit seinen Verbündeten nahm am 4. April von demselben förmlichen Besitz. Sobald die Bauern daselbst angekommen waren, schickten sie nach allen Gegenden (Buchen, Burken, Bischofsheim u. dgl.) Boten aus und riefen die Bauern nach Schönthal zu sich, um sich mit ihnen zu verbinden und Rache und Beute

zu theilen. Nun machten sie Anordnungen, vertheilten sich in besondere Heerhaufen und verstärkten überhaupt ihre Macht ansehnlich, also daß sie bald 8—10,000 Mann stark waren. Der Aufenthalt im Kloster schien ihnen zu gefallen, denn sie hielten sich fast eine Woche daselbst auf. Wie sie in dieser Zeit hausten, davon erzählt der Abt Erhard in seinem Tagebuch, das er in seiner Leidenszeit verfaßte: „die rasenden Bauern und erbliche Unterthanen (wohl des Klosters selbst), haben nicht allein allen Wein im Kloster, an 21 Fuder, ausgesoffen und verkauft, sondern auch den Hof Veltersberg angezündet, das Dorf Oberkeßach aber bis auf zwei und drei Häuser, die zu unterst im Dorf gestanden, abgebrannt, die gemalten Gläser an den großen Kirchenfenstern, so hoch sie mit der Stange hinaufreichen mögen, und andere eingeschlagen; die Altäre entheiligt, vieles Geräth hinweggeraubt, wozu einige Berlichinger und Ballenberger Bauern trefflich geholfen.“ Briefschaften und kostbare Mobilien waren glücklicher Weise schon vorher nach Frankfurt geschickt worden. Gegen die Klostereinwohner begingen die Bauern den zügellosesten Muthwillen. Kaum war eine Art von Schimpf oder Mißhandlung auszusinnen, die sie nicht gegen den Abt und Convent ausübten, auch war der Vorsatz gefaßt, sie umzubringen. Doch änderte sich dieser auf einmal wieder. Abends zwischen 4 und 5 Uhr wurden alle Conventualen mit dem Abt aus dem Kloster hinausgestoßen und weggejagt. Traurig war der Ab-

schied, groß die Gefahr unter dem in der ganzen Umgegend herumschweifenden Gesindel. Als wir (so schreibt der Abt in seinem Manuale) uns zur Flucht geschickt, hab' ich den Fratribus auf den Weg geben 81 fl., denen, die zu Heilbronn bei ihren Eltern sich aufgehalten, 42 fl., denen Conventbrüdern nacher Maulbronn 6 fl. Ihm selbst erging es sehr traurig, wie er weiter berichtet: „bin erstlich mit dem Bursario Elia Wurst nacher Krautheim, Dürne und Miltenberg geflohen, das andre Mal sammt dem Bursario von den Bauern in Westernohr (Westernach) gefangen, nachher Oehringen und Krautheim geführt worden; hin und wieder verzehrt 37 fl. 14 Schillinge." Endlich wurde er gegen ein Lösegeld von den Bauern wieder frei gegeben, und erhielt die Erlaubniß, in seinen Hof nach Heilbronn zu ziehen, damit der alte Herr seine Ruh' und Wohnung haben möge. Ja, die Bauern waren noch so gnädig gegen den Abt, daß sie den Rath von Heilbronn in einem besonderen Schreiben baten, ihn und Diejenigen, so sein Würden gern bei ihr haben, einkommen zu lassen. Der einzige Vater Laurentius Dolling von Reutlingen erhielt von den Bauern die Erlaubniß, im Kloster zu bleiben unter der Bedingung, daß er ihnen als Knecht diente, was er auch that, und dadurch von dem Kloster manchen Schaden abwendete. Der Nachtheil, der dem Kloster durch die Bauern erwuchs, wurde späterhin auf 20,000 fl. angeschlagen. Am übelsten war es der Kirche ergangen, aus der die Orgel herausgerissen

und stückweise unter den Haufen vertheilt wurde, wie denn ein gewisser Hans Volz von Erlenbach, einer von Jäckleins Haufen, als seinen Antheil eine Orgelpfeife bekam. — So hielten es die Bauern beim Theilen — sie zerrissen zuletzt die Scheeren, damit Keiner leer ausgehe! Die silbernen Kirchenkelche hatten auch ihre Liebhaber gefunden, wurden aber wieder eingelöst. — Auch Fremde hatten im Kloster Mißhandlungen zu erfahren, — so der Kellner Johann Sigginger von Oehringen, den die Hohenloher Rotte auf einem Wagen mit sich nach Schönthal geschleppt hatte, wo sein Glauben geprüft werden sollte, indem die Bauern unter sich ausmachten, ihm am Freitag einen Braten vorzusetzen, und wenn er davon essen würde, so sollte ihm das Leben geschenkt seyn, widrigenfalls aber sollte er gespießt werden; allein der Anschlag war ihm von einem Bürger verrathen worden, und als man ihm nun Braten brachte, aß er davon, so sehr es ihm schwer gefallen seyn mag, und wurde dann nach Hause entlassen. — Von Schönthal aus pflegten die Hohenloher Bauern ihre Unterhandlungen mit den beiden Grafen Albert und Georg von Hohenlohe. Es gingen Boten zwischen Neuenstein und Schönthal hin und her, aber es kam zu keinem rechten Endziele. Da rief Einer Namens Wolf Gerber: wollen die Grafen unsere Artikel annehmen und darein willigen, so soll Friede seyn, wo nicht, so soll man des Papiers sparen, man bedürfe keines Schreibens mehr. Es wurde nun ein Ultimatum an die

Grafen gesandt, und da dieses auch keinen Erfolg hatte, so wollten die Bauern nun mündlich mit ihren Herren unterhandeln. Der ganze Haufe zog am Palmsonntag (10. April) gen Schloß Neuenstein, das die beiden Grafen aber schon verlassen hatten und das nun geplündert wurde. Darauf lud die Schaar den auf Schloß Waldenburg befindlichen Grafen Albrecht schriftlich zu einer mündlichen Unterhandlung ein, welche denn auch am 11. April auf dem Grünbühl zu Stande kam, und bei der ein gewisser Wendel Kres aus Niedernhall an die Grafen von Hohenlohe folgende rührende Ansprache hielt: „Bruder Albrecht und Bruder Georg, kommet her und gelobet den Bauern, bei ihnen als Brüder zu bleiben und Nichts wider sie zu thun. Denn ihr seid nimmer Herren, sondern Bauern, und wir sind Herren von Hohenlohe, und unseres ganzen Heeres Meinung ist, daß ihr auf unsere zwölf Artikel, so von Schönthal kommen sind, schwören und mit uns auf 101 Jahr zu halten euch unterschreiben sollet.“ Die Grafen, ob sie wollten oder nicht, mußten in die Forderung der Bauern willigen, und gingen mit ihnen einen Vertrag ein, dessen Abschluß sie durch ein Freudenfeuer aus all' ihren Geschützen feierten, und dann im Frieden wieder von Neuenstein abzogen. Die Freundschaft dauerte aber nicht sehr lange, wenigstens nicht 101 Jahr, wie verabredet war. — Bei Neuenstein theilte sich der Bauernhaufe; die Odenwälder und Neckarthaler mit den Hohenlohern zogen weiter, um fernere Thaten,

wie die zu Weinsberg, schrecklichen Andenkens zu üben — der größere Theil der Rotenburger und Mergentheimer aber wendete sich wieder der Jagst und Tauber zu. In der Charwoche hatte das arme Kloster Schönthal noch einmal die Ehre, die ungebetenen Gäste in seinen Mauern zu sehen, die aber dießmal bald wieder abzogen, weil sie schon vorher Alles ausgeraubt hatten. Zwar blieb seit jener Zeit das Kloster verschont von ferneren Besuchen der Bauern, aber Abt und Convent mögen noch lange mit Schmerz an diese Zeit gedacht haben, denn abgesehen von den Mißhandlungen mögen auch die Verluste, welche das Kloster in jenen stürmischen Tagen erlitten, lange nicht vergessen gewesen seyn, trotzdem, daß der wackere Abt Erhard aufs Neue wieder die Ausgabe- und Einnahme-Register mit Sorgfalt und Strenge revidirte. Noch zehn Jahre in besserer Zeit führte Abt Erhard sein Amt zum Segen des Klosters und starb am 19. Juni 1535. Ihm folgte der Bursarier „Elias“ mit dem Familiennamen „Wurst“ im Amte, der aber nur zwei Jahre Abt war. Als die Brüder nach seinem Hingang (1537) über die Wahl eines Nachfolgers nicht einig werden konnten, schlug der Wahlpräsident Abt Conrad von Kaisersheim den Bruder Sebastian Stadtmüller vor, der nun unter dem Namen „Sebastian I.“ als Abt des Klosters eingesetzt wurde. Unter ihm beherbergte das Kloster in seinem Hofe zu Heilbronn einen hohen Gast, nämlich Kaiser Carl V., der im Jahr 1547 nach dem Sieg über

den Schmalkaldischen Bund feierlich in der Stadt einzog. Er hielt sich vier Wochen zu Heilbronn auf, und trank alle Tage von dem gesunden Wasser des Siebenröhrenbrunnens, das ihm so gut bekam, daß er, der in einer Sänfte hereingetragen worden war, wieder frisch und gesund zum Thore hinausreiten konnte.

Zum Andenken an diesen Aufenthalt des Kaisers stehen am Hofe noch die Reime:

Der Anfang unsres Lebens
Vergeht im Unverstand,
Der Fortgang wird vergebens
Und unnütz angewandt.
Das Mittel heget Quälen,
Das End ist Angst und Noth,
Die Rechnung kann nicht fehlen,
Das Ende ist der Tod.

Abt Sebastian regierte 20 Jahre, er starb im Jahr 1557. Ihm folgte „Sebastian II.," ein geborner „Schanzenbach" aus Möckmühl. Er ließ den Kreuzgang und das Kapitelhaus im Jahr 1560 mit Fenstern versehen, machte aus dem Brunnen im Kreuzgang einen Springbrunnen und starb den 21. Dez. 1583 unter fürchterlichem Donnerwetter, wie mitten im Sommer. Sein Nachfolger war „Johann IV." aus der Familie „Lurtz" von Amorbach. Er war der Erbauer der neuen Abtei. Unter ihm verehrte Graf Wolfgang von Hohenlohe dem Kloster einen silbernen gut vergoldeten Pokal, worin zwölf kleine

Becher, auf denen die 12 Apostel gestochen, eingeschoben waren; er starb 1606; an seine Stelle trat „Theobald I.," der Familie Koch von Amorbach angehörend. Im J. 1607 ließ er durch einen Baumeister von Hall eine steinerne Brücke statt der hölzernen über die Jagst bauen, und starb im Klosterhof zu Heilbronn im Jahr 1611. Sein Amt übernahm Abt „Theobald II." von der Familie „Fuchs" aus Walldürn. Er erlebte noch den Beginn des 30jährigen Krieges, der aber noch nicht sein Wehe bis nach Franken verbreitet hatte, und erst sein Nachfolger hatte den Jammer dieser verhängnißvollen, beklagenswerthen Zeit durchzumachen. In seines Nachfolgers „Sigmund Fichtlin" von Carlsstadt Zeit fällt die sogenannte sechste Plage des Klosters. Als die Schweden unter dem siegreichen Gustav Adolf im Jahr 1631 bis in die gesegneten Gegenden des Frankenlandes vorgedrungen waren, und bald darauf Schloß Neuhaus und die Stadt Mergentheim in Besitz nahmen, streiften am 15. Okt. 40 schwedische Reiter ins Jagstthal. Sie kamen in das Kloster und gaben sich für Kaiserliche aus, aber bald sah man mit Schrecken, wen man eingelassen hatte, denn sie drangen in das Abteigebäude und die Sakristei, nahmen hier weg, was sie tragen konnten, und machten noch Späße bei der Plünderung, indem die Einen sich in Mönchskutten steckten, die Andern aber kostbare Chorröcke und Dalmatiken anlegten, in der einen Hand brennende Kerzen, in der andern den Degen trugen, und so gleichsam

in Prozession wieder aus dem Kloster abzogen. Im Dezember darauf wurde Schönthal abermals von einer Schaar heimgesucht und mußte zu guter Letzt noch 2000 Thaler Brandschatzung zahlen. Wohl schon bei diesem feindlichen Einfall entfloh Abt Sigmund mit seinen Conventualen, und nur ein einziger Bruder, Michael Diemner, blieb unter schwedischer Salva Guardia zurück. Die Mönche fanden sich aber bald darauf größtentheils wieder in dem Kloster ein, Abt Sigmund jedoch sah dasselbe nicht mehr. Indessen gingen die Zurückkehrenden neuen Drangsalen entgegen, denn als der schwedische General Gustav Horn im Sommer des Jahres 1631 die Stadt Heilbronn besetzte, schenkte er dem neuen von Schweden bestellten General des schwäbischen Kreises, Grafen Craft von Hohenlohe, den Schönthaler Hof, und bald nach der Besitznahme dieses Hofes erhielt Craft von Gustav Adolf das Kloster selbst zum Geschenk. Nachdem Graf Craft von Hohenlohe am 13. April nach Schönthal kam, und es in Besitz genommen hatte, erhielten die Mönche Befehl, sich zu entfernen, worauf das „lutherische Exercitium," wie sich der Chronist ausdrückt, in der Kirche eingeführt wurde. Den Unfug, der mit den Altären, den Gebeinen der Heiligen und dem heiligen Gute getrieben wurde, wollen wir nicht weiter berühren, sondern ihn theilweise dem Fanatismus, theilweise der Roheit, in der noch die Masse in jener Zeit aufwuchs, zuschreiben. Dagegen müssen wir des Muthes und der Berufstreue des Pfarrers Michael zu Ber-

lichingen gedenken, der von der Entweihung der Hostien hörte, und darüber so entrüstet war, daß er ohne Furcht in das Kloster eilte, mit dem Offizier, der daselbst befehligte, eine Unterredung hielt, und es dahin brachte, daß er die noch übrigen Hostien mit sich in seine Pfarrei nehmen durfte. Bald darauf wurde auch der Schönthaler Hof in Heilbronn überfallen, das Archiv und die Kasse geplündert, und das Silber und die Kleinodien nicht gerechnet, wurden an 7000 Thaler baares Geld vom Feinde fortgeschleppt. Nachdem der Graf Craft von Hohenlohe in das Kloster völlig immittirt war, wies er es einer Gräfin von Hohenlohe zum Aufenthalt an, die sich dann „Aebtissin von Schönthal" nannte. Von den Einkünften des Klosters lebten die Aebtissin und der zur Abhaltung des Gottesdienstes aus Tübingen berufene evang. Prediger Jakob Müller mit seiner Familie, sowie die Protestanten, die mit ihnen daselbst eingezogen waren. Wie Allen, so wurde auch dem Grafen Craft von Hohenlohe viel Uebles nachgeredet, doch gar so arg, als der Chronist erzählt, ist er gewiß nicht mit dem Kloster und den Mönchen verfahren, denn in einem unterm 13. April 1632 erstatteten Bericht der schwedischen Commissarien an den König Gustav Adolf von der geschehenen Immitirung Graf Craft's von Hohenlohe wird deutlich und glaubwürdig berichtet, „die noch anwesenden Mönche seyen theils mit einem Vikario dimittirt, die übrigen eilf aber auf beschehene Interzession und versprochene beharrende Devotion aus Barmherzigkeit auf

ihr Wohlverhalten gegen einen Revers geduldet, mit genügsamen Unterhalt versorget und (nur) ad tempus an andere Orte transferiret, doch dabei vermittelt worden, daß sie die Ordenskutten ablegen und hingegen schwarze ehrbare Röcke und Kleider, wie geistlichen Personen ziemt, tragen sollen; dessen sie sich denn auch nicht geweigert, sondern gutwillig accommodiret. Der gewesene Probst aber, dessen Domicilium und Unterhalt zu Mergentheim gewesen, habe sich, nachdem er seinen vorigen Habit abgelegt, für einen Amtmann bestellen lassen." Nicht ganz drei Jahre dauerte das sog. „lutherische Exercitium" und das Regiment der genannten Aebtissin im Kloster Schönthal; denn als Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht bei Nördlingen in Franken einrückte und bei dem Städtchen Borberg sich lagerte, erließ er am 6. Okt. 1634 von da aus ein Restitutions-Edikt, in Folge dessen das Kloster dem Grafen von Hohenlohe wieder abgenommen und seinen früheren Besitzern zurückgegeben wurde. Alles, was fortgeschleppt worden war, sowie 9 Fuder Wein (der Rest von 1200 abgeführten Fudern) wurden wieder ins Kloster zurückgebracht, und nach und nach stellten sich auch die Mönche wieder ein, aber nicht Alle, da sich einige an andern Orten angesiedelt hatten, andere dagegen im Ausland verstorben waren, unter letzteren auch Abt Sigmund, der im Kloster Stanz in Unterwalden schon am 19. März 1633 in die Ewigkeit heimgegangen war. Statt seiner wählten die Conventualen „Jo-

hann Leonhard" Meynhard von Heuchlingen zu ihrem Abte, der aber wegen den immer noch fortdauernden Kriegsunruhen nicht einmal geweiht werden konnte. Er trat sein Amt unter traurigen Umständen an, denn im Kloster herrschte der äußerste Mangel, und auch in der Zahl der Conventualen hatte das Kloster sehr abgenommen, indem der nicht so zahlreiche Convent nach der Wiederbesetzung nur aus etwa acht Brüdern bestand. Darum halfen andere Klöster von Zeit zu Zeit mit Brüdern aus, um mit Rath und That an die Hand zu gehen. Leonhard Meynhard war nicht ganz zwei Jahre im Amt, starb den 17. Oktober 1636 und hatte den Abt „Christoph" Hahn von Buchheim zum Nachfolger. Unter ihm begann aufs Neue eine unheilvolle Zeit für das Kloster, indem Theurung und Kriegsnoth Hand in Hand gingen und unendlichen Jammer über die Mönche, die sich kaum von den früheren Plagen erholt hatten, verhängten. Die Theurung im Jahr 1637 war so groß, daß der Scheffel Korn 24 fl. kostete! Trotzdem aber wurde täglich an 3—400 Arme vom Kloster Speise und Wein ausgetheilt. Im Jahr 1640 erhielt Schönthal wieder eine 5monatliche feindliche Einquartirung von eine Compagnie Reiter (Schweden) mit einem so rohen Führer an der Spitze, der sich nicht schämte, den Abt in der Neujahrsnacht mit gezogenem Degen anzufallen. Im Januar 1648 kamen die Sachsen nach Franken, und besetzten die Aemter Borberg und Krautheim, und da wurde natürlich auch Schönthal

von den fremden Gästen nicht vergessen. Der Convent schickte einen Pater nach Berg-Krautheim, um vom Amtmann ihres Schirmherrns von Mainz eine Salvaguardia zu erlangen, allein dieser hätte eher noch eine solche für sich bedurft und konnte daher der Bitte natürlich nicht willfahren, ja er konnte dem unglücklichen Mönch nicht einmal ein sicheres Geleite in das Kloster zurückgeben, was zur Folge hatte, daß der arme Mann unterwegs angefallen und arg mißhandelt wurde. Zweien anderen Conventualen erging es noch schlimmer, denn diesen wurden von der rohen Soldatesca die Kleider abgenommen, dann wurden sie jämmerlich geschlagen und auf alle mögliche Art gepeinigt, und endlich wollte man den Einen mit dem eigenen Leibgürtel an einen Brunnenpfeiler aufhängen, indessen entkam er wie durch ein Wunder glücklich in das Kloster! Der andere aber — es war der Pater Matthias — wurde blutig geschlagen — auf eine dürre Mähre gesetzt, und mußte ohne Sattel, ohne Schuh und Strümpfe auf den Storchwald traben, wo auch er gehängt werden sollte, durch einen Knecht aber, der Mitleiden fühlte, gerettet wurde. Nach solchen Vorgängen machte sich der Abt sammt den Conventualen davon und flüchtete sich auf den Hof zu Heilbronn, wo sie Sicherheit fanden. Während dem wurde das Kloster geplündert, die Früchte und der Wein (an 106 Fuder) weggenommen, ausgeschüttet oder verschenkt, das Vieh weggetrieben, die Fischweiher durchstochen und viele andere Gräuel verübt. Als die

Feinde im Februar dieses J. abzogen, hielt es Abt Christoph für Pflicht, wieder in das Kloster zurückzukehren. Dieses war aber so verarmt und ausgesogen, daß er wegen Mangel an allem Nöthigen die meisten Conventualen in andere Klöster schicken mußte, wo sie vor der Hand Unterhalt fanden. Den Zurückgebliebenen aber zog die schlechte Kost eine Art Colik zu, welche Epilepsie und Gicht zur Folge hatte, und bei Manchen mit dem Tode endete. Es wurden von Ueberall Aerzte zu Rathe gezogen, und alle möglichen Mittel angewendet, aber Alles vergebens. Zwei Jahre lang grassirte diese Colik unter den Mönchen auf entsetzliche Art. Endlich wurde auf den Rath des Franziskaner-Generals, Pater Innocentius, der wegen seiner Wunderkuren durchs Gebet weit berühmt war, ein dreitägiges Bittgebet angeordnet, was nicht ohne segensreiche Folgen war, denn die Krankheit hörte — nach der Klosterchronik — von nun an auf. Kaum hatte sich das Kloster nur Etwas erholt, so ging der Jammer von Neuem an. Im März 1645 überfiel der schwedische General Rosa unvermutheter Weise das Kloster, in das schon die Brandfackel geworfen werden sollte, als der edle Reinhard von Berlichingen sich an den Commandirenden wendete und um Schonung des Klosters bat. Die Bitte war nicht vergebens; die Feinde zogen ab, brannten aber am folgenden 21. Oktober das Wohnhaus der Conventualen in dem zu Schönthal gehörigen Ort Wimmenthal nieder. Im August des Jahrs 1646 wurde das Kloster abermals

von den Schweden heimgesucht, die alle Vorräthe wegführten, so daß zum Leben für die Conventualen gar nichts mehr vorhanden war. Sie verließen daher das Kloster und zerstreuten sich in der Umgegend, um ihr Leben zu fristen, weil das Elend bis in den Februar des folgenden Jahres dauerte. Kaum waren sie zurückgekehrt, so mußten sie wieder fliehen, denn die Königsmark'sche Schaar rückte an, und wo diese hinkam, da blieben höchstens die Mühlsteine liegen. Am 9. Juli d. J. 1647, als die Mönche kaum zurückgekehrt waren, plünderten 25 Reiter das Kloster und verbreiteten solchen Schrecken, daß sich abermals Alles flüchtete. Nicht lange darnach, am 17. August, quartirten sich 125 Franzosen ins Kloster ein; sie tranken aus lauter Thatendurst einstweilen den noch übrigen Weinvorrath aus, und ließen vom sonstigen Proviant nicht so viel übrig, daß selbst nur eine Maus noch hätte satt werden können. Der Abt und noch ein Pater hielten sich während dem im nahen Walde verborgen, und als sie nach Abzug dieser Feinde oder Freunde — je nachdem — wieder in das Kloster zurückkehrten, war kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, kurz kein einziges Hausgeräthe wieder zu finden, so sauber hatten diese Weltbeglücker aufgeräumt, die schon damals lediglich nur Krieg führten in der humanen Absicht, „die Civilisation zu verbreiten." Das so wichtige Friedensjahr 1648 brachte endlich auch dem Jagstthal und dem so schwer geprüften Kloster Schönthal den Frieden. Abt Christoph starb im Jahr

1655 und hinterließ ein für die Geschichte des Klosters nicht unwichtiges Diarium. An seine Stelle wurde „Franziscus Kraft“ aus Weingarten erwählt. Wie eine solche Abtswahl vor sich ging, seit Churmainz Schirmherr des Klosters geworden war, möge bei dieser Gelegenheit genauer erörtert werden. Gleich nach dem Tode eines Abtes kam von Krautheim der Obervogt des Churfürsten von Mainz mit Miliz, die gewöhnlich aus 30 Mann bestand, nach Schönthal. Sobald der Obervogt vor dem Klosterthor anlangte, wurden ihm die Thorschlüssel überreicht, und mit seiner Ankunft begannen die Feierlichkeiten zur Abtswahl also: Morgens früh wurde eine Messe: »de spiritu sancto» gehalten, und wenn diese vorüber war, schritt man zur Wahl. Das Scrutinium wurde in der Sakristei unter Vorsitz des visitirenden Abts von Kaisersheim und zweier geschworenen Zeugen gehalten. War die erste Abstimmung nicht einstimmig, so schritt man zu einer zweiten und dritten. Nach der Wahl ging man in das Capitelhaus, wo der Erwählte öffentlich ausgerufen und im Namen des Generals von Cisterz vorläufig als Abt bestätigt wurde. Zu dieser Proklamation wurde auch der Obervogt von Krautheim eingeladen. Nach diesem empfing der neue Herr Abt die Profession vor allen seinen Geistlichen und wurde alsdann von dem Visitator und den Zeugen, sowie den sämmtlichen Conventualen in Prozession aus dem Capitelhaus durch den Kreuzgang in die Kirche begleitet, unter Zusammenläuten aller Glocken und Absingung

des Ambrosianischen Lobgesangs; darnach wurde er mit Einhändigung des Stabs und unter gewissen Gebeten installirt und aus der Kirche in die Abtei geführt. Gleich nach der Wahl gab der Obervogt die Schlüssel ab und zog mit seiner Miliz wieder von dannen. Sofort wurde die Wahl an den Ordensgeneral berichtet, der den Gewählten zu bestätigen hatte. Die förmliche Weihe geschah durch den Bischof von Würzburg und den Erzbischof von Mainz. — Unter Abt Franziskus wurde das große Altarblatt von dem Niederländer Maler Oswald Onghers für 400 fl. gemalt. Er starb im Jahr 1683, und hinterließ eine lateinische „Schönthaler Chronik" in fünf Quartanten. „Benedictus Knüttel" von Lauda, der merkwürdigste aller Schönthaler Aebte, wurde sein Nachfolger. Er war voll Eifer, für sein Kloster zu wirken, war ein großer Liebhaber vom Bauen und suchte auf alle Weise den äußern Glanz des Klosters zu vermehren. Fast alle Pracht, die wir noch jetzt am Kloster bewundern, stammt aus seiner Zeit. Im September des Jahrs 1701 legte er den ersten Stein zu dem neuen großartigen Conventbau, wie auch zum Schlafsaal und Krankenhaus. Der Bau wurde in demselben Jahr vollendet und kostete 16,000 fl. Auf einem Stein, im Winkel des Conventgartens, ist folgende Inschrift eingehauen:

Neunthalb Schuh von hier hin und
Liegt der erste Stein im Grund,

Acht Tage nach Mariä Geburt
Selber eingeweihet wurd!

a Me. F. BeneDICto. Abbate Schönthalense.

Am 27. Februar 1708 wurde mit dem Graben des Fundaments die neue Kirche begonnen, und in demselben Jahre noch bis zum Dach vollendet. Im Jahr 1716 wurde die Heiliggrab-Kapelle auf dem Kreuzberg erbaut. Außerdem schaffte Abt Knüttel viele kostbare Gegenstände für die Kirche, hl. Gefässe u. dgl. an. Im Jahr 1716 ertheilte Kaiser Carl VI. dem Abt den Titel eines kaiserlichen Caplans, aber die Würde kostete schwer Geld, denn für das Diplom mußten 336 fl. bezahlt werden. Unter Abt Benedikt wurde das große, 219 Eimer haltende Faß, zum ersten Mal mit Zehentwein aus Gommersdorf gefüllt. Im Jahr 1726 wurde das Muttergottesbild von geschlagenem Kupfer und vergoldet sammt Knopf auf das Dach der Kirche gesetzt, das 8 Schuh hoch, 133 Centner schwer ist, und dessen Knopf 1 Eimer 5 Maaß fassen kann. Im folgenden Jahre wurde der obere Chor der Kirche eingeweiht und somit der Kirchenbau nach 20 Jahren zu Ende gebracht. Fünf Jahre darauf starb Abt Benedikt, nachdem er noch sein 50jähriges Priester-Jubiläum gefeiert hatte. Er war ein sehr gelehrter Mann und soll von Kaiser Carl VI. zum Dichter gekrönt worden seyn. Von ihm haben die sogenannten „Knüttelverse" den Namen. Er ver-

faßte die große Schönthaler Chronik oder Tagebuch vom Jahr 1157 bis zum Jahr 1723. Auf Abt Benedikt folgte „Angelus Münch“ aus Gommersdorf. Unter ihm wurden viele kostbare Gegenstände zur Ausstattung der Kirche angeschafft, unter Andern ein Kelch um 490 fl. und ein Abtsstab um 600 fl. Er war es auch, der den letzten Theil der neuen Abtei vollendete. Abt Angelus resignirte im Jahr 1761; an seine Stelle wurde Bruder „Augustin Brunnquell“ aus Lauda zum Abt gewählt, jedoch nicht nach kanonischer Wahl; aber er war so vorsichtig, seine Wahl vom römischen Hofe bestätigen zu lassen. Abt Augustin, ein junger Mann von 35 Jahren, führte ein so strenges Regiment, daß die Conventualen bei dem Bischof in Würzburg Schutz suchten, worauf er suspendirt, und vom Bischof Husaren zu seiner Bewachung gesandt wurden. Abt Augustin entfloh hierauf bei Nacht und ging nach Wien, wo er sich als Reichsprälat einen kaiserlichen Befehl erwirkte, mit dem ins Kloster zurückkehrte und von nun an noch strenger regierte, was zu einer langen Untersuchung führte, bei welcher der Bischof von Würzburg und der Deutschmeister zu Mergentheim als päbstliche Commissarien entschieden, und die nicht weniger als 40,000 fl. kostete. Abt Augustin blieb zwar im Amte, aber unter besondern beschränkenden Statuten — viele Conventualen dagegen wurden als Ruhestörer in andere Klöster versetzt. Endlich resignirte Augustin im Jahr 1784 und zog nach Aschhausen. Sein Nachfolger

war „Maurus Schreiner“ von Stanzenroth. Er regierte mit eben der Strenge, wie sein Vorfahr, hatte dabei aber das Verdienst, daß er das Kloster wieder bedeutend in Aufschwung brachte, denn bei seinem Amtsantritt fand er leere Keller, Kasten und Böden und Schulden vor, unter ihm aber steigerte sich der Wohlstand des Klosters wieder auf 80,000 fl. Einkünfte nebst einem Mobiliarvermögen von 200,000 fl. Leider! wurde seine segensreiche Wirksamkeit bald durch ein Ereigniß unterbrochen, welches zwar in den Augen der Politik — aber gewiß auch nur in diesen gerechtfertigt erscheinen kann, nämlich die

Säkularisation des Klosters.

Im Jahr 1803 wurde die Abtei durch den Reichsdeputationshauptschluß säkularisirt, und war anfangs dem Grafen von Leiningen-Westerburg zugedacht; sie fiel jedoch der Krone Württemberg anheim. Nach langen Verhandlungen wurden für jeden Conventual ohne Unterschied 275 fl. Pension festgesetzt, dem Abt aber wurden 2000 fl. und zwölf Klafter Holz nebst freier Wohnung als Leibgedinge angewiesen. Zur Zeit der Säkularisation bestand das Convent aus einem Prior, Subprior, Ober- und Unter-Bursar, aus einem Back-, Keller- und Küchenmeister, 30—40 anderen Conventualen, 4—7 Professen oder Novitzen und 2—4 sog. Laienbrüdern oder dienenden Klostergenossen. Es wäre höchst interessant, die Aufhebung des Klosters en detail zu beschreiben, aber wir würden nur ein neues Aktenstück gewaltsamer Handlung

gegen Schwache der Nachwelt verewigen — es würde sich ergeben, daß man bei der Aufhebung der Klöster im 19. Jahrhundert nicht viel glimpflicher verfahren, als im Zeitalter der Reformation, wo besonders die württembergische Geschichte manche nicht sehr erbauliche Historien liefert, wie sie in Besoldi monumentis redivivis monasteriorum, und nach ihm in der Reformationsgeschichte Wirtembergs von Ottmar Schönhuth S. 181 bis S. 210 nachzulesen sind. Es geschieht eben nichts Neues unter der Sonne, und der alte Spruch:

Gottes Wort wär nit zu schwer,
Wenn nur der Eigennutz nicht wär!

Markgraf Georg von Brandenburg.

hat sich auch bei der Aufhebung des Klosters Schönthal im vollsten Sinne des Wortes bewährt. Wir erwähnen nur so viel, daß es dabei auch militärisch und ziemlich tumultarisch zuging; 42 Soldaten besetzten die Abtei und blieben so lange liegen, bis der Abt mit seinen 35 Conventualen aus dem Kloster gewandert war. Wie diese auf und ohne höheren Befehl in dem Kloster hausten, läßt sich wohl denken. Was in demselben Kostbares zu finden war, wurde aufgepackt und nach Stuttgart abgeliefert. So wanderte manches Kirchengeräthe von edlem Metall aus der Kirche, natürlich, weil es jetzt überflüssig schien. Die große Orgel kam nach Rottenburg am Neckar, die andere wurde in die Stadtpfarrkirche zu Külsheim

im Badischen abgegeben. Aber nicht nur das edle Metall an Geräthen wanderte von dannen, sondern auch alles Uebrige in den prachtvoll ausgestatteten Gemächern; was Goldesglanz hatte, wurde abgenommen und eingesendet. So soll im Refektorium die reiche Vergoldung einer Stuccaturarbeit über dem Portal abgeschabt worden seyn, um den Werth von einigen Dukaten daraus zu erzielen. Als ein württembergischer Commissär in jenem Gemach sich befand, wo der schöne vergoldete Schrank steht, soll auf einmal dieser auseinander gegangen seyn, und ein Klosterangehöriger trat aus dem Ordenssaal, der verschiedene wichtige Eröffnungen über die Schätze des Klosters machte. Unmittelbar nach Aufhebung des Klosters zerstreuten sich die Conventualen an verschiedene Orte. Abt Maurus zog nach Aschhausen, wo er i. J. 1811 gestorben. Weil ihm eine Ruhestätte in der Pfarrkirche versagt wurde, so ward er auf dem Kirchhofe daselbst begraben, aber keiner seiner Erben dachte daran, ihm einen Grabstein oder ein sonstiges Andenken zu weihen. Die übrigen Conventualen wählten der Eine diesen, der Andere jenen Zufluchtsort. Einzelne fanden als Weltgeistliche in der Umgegend ihr Unterkommen, denn auf die ihnen ausgesetzten 275 fl. konnten sie sich nicht so fest verlassen. So wurde der Bruder Franz Xaver Simon aus Neustadt Pfarrer im nahen Berlichingen, und Andreas Philipp Ament aus Bamberg (geb. 12. Juli 1768), Subbursarius des Klosters bis zum März 1803, erhielt die Pfarrei

Aschhausen, bis er in neuerer Zeit wegen hohen Alters sein Amt niederlegte, und seinen Aufenthalt zu Mergentheim nahm, wo erst kürzlich der altehrwürdige Herr sein Leben beschloß als der letzte Zeuge von der nun entschwundenen Herrlichkeit des ehemaligen freien Reichsstifts. — Nach Aufhebung des Klosters wurde Schönthal eine katholische Pfarrei. Schon im Jahr 1787 war der pfarrliche Gottesdienst in die Klosterkirche verlegt worden, doch erst am 1. Okt. 1807 wurde sie als definitive Pfarrkirche erklärt, und es begann mit dem Klostergeistlichen J. Amandus Steinmaier aus Fulda, der zugleich Dekanats-Commissarius des Landkapitels Krautheim war, die Reihe der Pfarrer von Schönthal. — Das aufgehobene Kloster bekam unter Württemberg auch eine politische Bedeutung: es wurde der Sitz eines königlichen Oberamts und eines Cameralamts. Im Jahr 1811 wurde das Oberamt von Schönthal verlegt, und eines der vier niedern evangelischen Seminarien darin eingerichtet, dessen Leitung als Ephorus der ehrwürdige Prälat Jakob Friedrich v. Abel, früher Professor der Philosophie an der Karlsschule und Lehrer unseres unsterblichen Schillers, mit noch zwei Professoren und zwei Repetenten übernahm. Wir enthalten uns, die Verdienste zu preisen, welche dieser ehrwürdige Lehrer und Weltweise um die moralische und intellektuelle Bildung der ihm anvertrauten Zöglinge sich erworben, wir wenden nur die Worte der Schrift auf ihn an:

„Des Gerechten wird nimmermehr vergessen," und die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz. Aber es wäre unrecht, wenn wir nicht neben ihm auch der andern edlen Männer erwähnten, die zugleich mit ihm, oder spätere Jahre nach ihm an derselben schönen vaterländischen Anstalt wirkten. Wir nennen die Professoren L. F. Hauber, den berühmten Mathematiker, später Ephorus und Prälat zu Maulbronn, M. Gottlob Fischer, den gewandten Uebersetzer der Idylle „Hermann und Dorothea," David Aler. v. Herrmann, Prälat, G. Ch. Kern, später Pfarrer zu Dürrmenz, Christ. Gottl. Wunderlich, Ephorus und guter Mathematiker, Gottf. Aug. Hauff, nun Pfarrer zu Waldenbuch. Gegenwärtig sind als Lehrer der Anstalt angestellt: Ephorus Elwert, Dr. Theol., Professor Eyth, der gemüthliche Liederdichter, und Prof. Mezger, bekannter Philolog. Ein eigener Pfarrverweser versieht dermalen die Gottesdienste und pfarrlichen Geschäfte. — So hat nun Schönthal längst aufgehört, eine jener Anstalten zu seyn, welche aus dem Geist des Mittelalters hervorgegangen, viele Jahrhunderte hindurch, durch eine theils mehr, theils minder treue Wirksamkeit ihre Aufgabe gelöst haben. — Der Geist der Zeit ist ein anderer geworden, die Klosteranstalten im älteren Sinn haben ihre frühere Bedeutsamkeit verloren, wenn wir auch nie verkennen werden, was einzelne nach der Regel des h. Benedikts eingerichtete Klöster für Kultivirung ihrer Umgebung, besonders aber für treue Erhaltung und Pflege der Wissenschaften gethan. An

ihre Stelle traten jetzt andere dem Geist unserer Zeit angemessenere Institute, die wohl dasselbe Edle und Schöne bezwecken, aber nur auf anderem Wege und mit andern Mitteln dasselbe zu erreichen suchen. Auch dem so lieblich gelegenen Schönthal ist dieses Loos geworden; aber noch auf freundlichere Weise, als es bei manchen andern geschehen. Während viele andere Klöster, die gleich ihm herrlich und prächtig gewesen, ihrer früheren Herrlichkeit beraubt worden sind, während sie einsam und öde stehen, und ihre Prachtgebäude und Kirchen nach und nach zerfallen, daß man bald nimmer die Stätte kennt, wo in feierlichen Gesängen das Lob des Höchsten erklang, tönt jetzt aus zwei Kirchen das feierliche: „Herr Gott dich loben wir“ — und da, wo einst Männer wandelten, die der Welt entsagt haben, bilden sich unter der Leitung treuer Lehrer Jünglinge heran, auf welche die Eltern freudig hinblicken, und die Kirche des Vaterlandes ihre Hoffnung setzt. Eine neue, nicht minder edle Pflanzschule für den Glauben, ist aus der alten hervorgegangen — möge sie so lange blühen, wie die ältere, möge Gottes Segen auf ihr ruhen und ihre Zöglinge mögen das Wort nie vergessen, das der heil. Benedikt, wie seinen früheren Schülern, auch ihnen zuruft: ora et labora!

Wir lassen auf die Chronik des Klosters eine kurze Beschreibung desselben folgen. — Schon in der Einleitung haben wir einen allgemeinen Ueberblick über das Kloster gegeben, wir betrachten jetzt die einzelnen

merkwürdigeren Theile desselben. Ehe wir in das stattliche Klostergebäude gelangen, treten wir durch zwei noch der früheren Zeit angehörige Einfahrtsthore in den Umfang der älteren Abteigebäude. Zur Linken, innerhalb des ersten Einfahrtsthores, haben wir das älteste und merkwürdigste Gebäude vor uns. Es ist die alte, epheuumrankte, nicht sehr umfangreiche Kirche zum heil. Kilian, welche für die weltlichen Klosterangehörigen, sowie die Laien der Umgegend in früherer Zeit bestimmt war, und die ihrem Baustyle nach höchstens in das 14., wenn nicht in das 15. Jahrhundert zu verweisen ist. Schön wäre es, wenn dieses Denkmal des Alterthums wieder einem heiligen Gebrauche eingeräumt, und etwa für den evangelischen Gottesdienst bestimmt werden würde, statt daß dermalen profane Gegenstände jeder Art sein Inneres verunstalten und entweihen. Die Gebäude, welche dieses ehrwürdige und verlassene Kirchlein umgeben, bilden die sog. ältere Abtei: sie enthalten die Wohnungen des Klosterbeamten, des katholischen Pfarrers, der Schullehrer beider Confessionen, sowie der Handwerksleute und andern Offizianten. Haben wir die beiden Einfahrtsthore durchgangen, so stehen wir vor dem sogenannten neuen Abteigebäude und der stattlichen Klosterkirche. Ein merkwürdiger Contrast bildet das Neue gegen das Alte, das Geringe gegen das Prachtvolle. Mitten im Hof steht ein stattlicher aus Eisen gegossener Rohrbrunnen, auf dem wir das Bild eines Mohren erblicken. Zum Abteigebäude, das füglich der Wohn-

sitz eines großen Herrn sein dürfte, führt eine große Staffel mit Geländer. Das Gebäude hat drei Stockwerke. Treten wir durch das hohe Portal, so steigen wir rechts oder links auf hoch aufstrebenden Treppen mit kunstreichem Schnitzwerk bis zu einem schönen Eisengitter von ausgezeichnet gearbeitetem Laubwerk. Von hier aus besuchen wir nach allen Richtungen hin die zahlreichen Gemächer und Säle des Gebäudes. Wir machen unter Anderem aufmerksam auf den ehemaligen sogenannten goldenen Abteisaal, jetzt zur evangelischen Kirche eingerichtet, den Ordenssaal, an dessen Wänden alle Klosterorden in Gemälden von etwa einem Schuh Größe angebracht sind; ferner auf jenes Gemach, in dem sich der kostbare vergoldete Schrank befindet, der in der Mitte sich öffnet und eine verborgene Thüre darstellt. Noch sind die Gemächer eines Besuches werth, wo der physikalische Apparat und die Bibliothek sich befindet. Letztere mag zwar bedeutend kleiner geworden seyn, seitdem die eifrigen Zöglinge des heil. Benedikt nicht mehr an ihren Fächern auf- und absteigen, aber doch enthält sie noch einen ziemlichen Büchervorrath, denn von Jahr zu Jahr erhält sie noch einen, wenn auch nicht bedeutenden Zuwachs. Früher war die Klosterbibliothek sehr reich, besonders im biblischen und patristischen Fache. Mit der Aufhebung des Klosters wurde sie bedeutend dezimirt. Viele ältere Werke und ein Dutzend Handschriften kamen theils in die königl. öffentl. Bibliothek, theils auch in die Handbibliothek des Königs nach Stutt-

gart. In der ersteren können wir die aus dem 14. Jahrhundert stammende ziemlich schön und leserlich geschriebene Pergamenthandschrift des Gedichtes Alexander der Große von Ulrich von Eschenbach finden, welche dem Kloster gehörte. Doch auch jetzt noch finden wir in der jetzigen Seminarbibliothek einige lateinische Handschriften aus dem 15. Jahrhundert, unter andern einen Boethius de consolatione philosophiae mit deutschen Glossen (Interlinearversion) u. dgl. Ferner befinden sich daselbst schöne alte Ausgaben von Classikern, namentlich die Scriptores historiae romanae von Livius bis auf Ammianus Marcellinus, eine Prachtausgabe in Fol.; auch Menkens Scriptores rerum germanicarum, sowie ein Sammelband aller Reisebeschreibungen ins heilige Land aus dem 16. Jahrhundert und mehrere andere seltene Werke, welche man zurückgelassen, damit doch noch einige Brocken von dem ehemaligen schönen Vorrath vorhanden wären. Immerhin ist aber der im Verhältniß zu andern Klosterbibliotheken nur geringe Handschriftenvorrath der ehemaligen Klosterbibliothek ein Beweis, daß die grauen Brüder zu Schönthal sich nicht gar sehr mit Abschreiben beschäftigt, wie z. B. die Hirsauer, die Zwiefalter und Weingärtner Mönche es rühmlich gethan. Dagegen hat sich in einem der Abteigemächer ein kleines Oelgemälde vorgefunden, auf dem eine lustige Brüderschaft grauer Mönche abgebildet ist, die eben den sog. Grambambuli, ein noch jetzt bei den Studenten gebräuchliches Getränke, brauen,

und dabei singen: „Vivat Grambambuli!“ Also haben die guten Mönche auch aufs Trinken Etwas gehalten. Ein Archiv mit Urkunden und Klosterakten angefüllt, suchen wir vergeblich. Ein leeres kann man uns noch zeigen, das in früherer Zeit manche schöne Urkunde und Klosterchronik enthalten. Schon in den verhängnißvollen Tagen des Bauernkrieges sind die Bauern darein gekommen, und mögen wie immer nicht gar säuberlich damit umgegangen seyn; im Schwedenkrieg blieb es auch nicht unverschont, und was die Bauern und Schweden zurückgelassen, wurde bei der Säkularisirung auf Wagen gepackt und nach Stuttgart geführt. Als man die Urkunden für das dortige Archiv aussuchte, sollen die meisten vermodert und verdorben gewesen seyn, denn die guten Mönche scheinen seltener nach dem Archiv, als nach dem großen Faß im Weinkeller gesehen zu haben. Jedoch alle vorhandenen Klosterchroniken, unter Andern das kostbare Diplomatorium in Fol., enthaltend eine treue Copie aller Urkunden bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts, waren noch wohlerhalten und kamen in das Landesarchiv. Was an Klosterakten noch zurückblieb, kam in das Kreisarchiv zu Mergentheim; das Brauchbare davon wanderte aber späterhin auch nach Stuttgart, und es blieben noch etliche Prozeßakten im Fach „Kloster Schönthal,“ die freilich ein mageres Material bieten, um eine Schönthaler Chronik zu schreiben. Alle Lokalitäten, die wir bisher genannt, befinden sich in den obern Stockwerken der Abtei. Gehen wir vom

Hauptportal aus zu ebener Erde zur Linken, so gelangen wir in die schönen Gemächer, welche früher die Prälaten bewohnten, gehen wir zur Rechten, so können wir die geräumige Klosterküche besuchen, wo jeden Tag für wohl mehr als dreißig Jünglinge reinlich und reichlich Atzung zubereitet wird. Ist es nicht ohne Interesse, diese großartige Garküche zu betrachten, so macht es eben so viele Freude, um Mittag oder Abend in den daranstoßenden Speisesaal (das alte Refektorium) zu treten, und die blühende Jugend zu betrachten, wie sie sich an dem auf Staatskosten verabreichten Imbiß sammt Trank so eifrig erquickt, wenn anders nicht der eine oder der andere schon aus seinem eigenen Beutel, den ihm das sorgsame Mütterlein aus der Heimath gespendet, zuvor sich gütlich gethan hat. Vom Speisesaal aus gelangen wir durch einen Theil des Kreuzgangs, über alte Grabdenkmale hin, deren Inschriften schon ziemlich abgetreten sind, in den östlichen Theil des Abteigebäudes, und kommen, wenn wir einige Treppen aufwärts steigen, in das sog. Dorment, wo den Seminaristen ihre Wohnungen angewiesen sind, und sich der Hörsaal, sowie der Schlafsaal befindet. Kommen wir Vormittags vor 12, oder Nachmittags nach 2 Uhr dahin, so finden wir das Dorment verschlossen, denn auch jetzt noch herrscht strenge Clausur, damit die Zöglinge wissen, daß sie sich in einem Kloster befinden. Nur die Zeit nach dem Mittagsmahl, und Sommers nach dem Nachtimbiß ist freier Ab- und Zugang auf dem Dorment;

aber wenn das Glöcklein neben dem Eingang die junge Klostergemeinde Mittags und Abends versammelt hat, und der unerbittliche Famulus die Thüre des Dorments vor den Augen zuschließt, dann ist es den ganzen Tag über aus mit der goldenen Freiheit, und man fühlt oft mit Schmerz, was das Klosterleben ist. Haben wir die einzelnen Klosterstuben, wo je 6—8 Zöglinge wohnen, sowie den Schlafsaal und den Hörsaal besichtigt, wo gehört und manchmal auch nicht gehört wird — und die schönen lateinischen Knüttelverse über jeder Thüre gelesen, so gehen wir wieder auf dem nämlichen Wege zurück, steigen die Treppen abwärts und könnten, wenn wir unten angekommen, unsern Besuch bis in die Küche fortsetzen, denn wir stehen vor dem Kreuzgang, aus dem uns das Steinbild des Ritters mit der eisernen Hand entgegen schaut, aber wir müßten zuvor das starke Eisengitter öffnen lassen, welches noch nicht so sehr lange hier angebracht ist, um den genannten Ritter mit seinen gewaltigen Vorfahren vor weiterer Unbill zu schützen, nachdem sie schon genug von der Hand vandalischer Menschen verstümmelt worden sind. Wir versparen den Besuch im Kreuzgang aufs Letzte und treten vom Hof aus in die Klosterkirche, das wichtigste Gebäude, das wir nun nach seinen einzelnen Merkwürdigkeiten betrachten wollen. Die Kirche, wenn wir sie nach ihrem Aeußeren ins Auge fassen, ist in italienischem Style erbaut, hat die Form eines Kreuzes und ist 265 Schuh lang, 86 breit und 84 hoch. Die beiden Thürme

daran sind 245 Schuh hoch und enthalten 6 Glocken, welche durch ihr harmonisches Geläute, den vollen D-dur Akkord umfassend, einen kräftigen Eindruck machen. Eine mächtige Kuppel ragt über dem Kirchendache. Die auf derselben stehende Madonna aus Erz und stark im Feuer vergoldet, richtet ein Angesicht nach Osten, und eines nach Westen, und strahlt im Sonnenschein wie ein Feuer. Links an der Ecke beim Eingang in die Kirche steht eine schöne steinerne Säule, die dem Abt und Jubelpriester Angelus geweiht wurde. Die Säule ist aus einem einzigen Steine gehauen. Da man sie wegen ihrer Länge nicht aus dem Steinbruch beiführen konnte, so durchschnitt man sie in der Mitte. Da, wo sie wieder zusammengefügt wurde, ist des genannten Abts Wappen so angebracht, daß man kaum die Fugen entdecken kann. Weiter links am Thurm bemerken wir das sog. Wahrzeichen des Klosters. Es rührt vom Abt Knüttel, dem Erbauer der Kirche her. Während die Kirche gebaut worden, begleiteten ihn nämlich zwei zahme Hirsche und ein Hund auf dem Schleifergerüste bis an das Dach der Kirche. Diese ließ er sogleich in Stein hauen und an der nämlichen Stelle anbringen. Daneben wurden folgende von ihm verfaßten Verse gesetzt:

Ein groß Paar Hirsch sammt einem Hund
Nbst ihrem Herrn frisch und gesund
Auf diesem Platz vor Zeiten stundt
Mit Wahrheitsgrund
Sei dieses kund.

Huc olim geminos vidi conscendere cervos
Cum cane et ejus hero monumento credite vero.

Ita In fIDeM sVbsCrIpsIt haeC. F. B. A. S.

Treten wir in die Kirche ein, so begrüßen zu beiden Seiten des Haupteingangs uns die schönsten Denkmale alter Kunst in der an solchen Gegenständen reichen Kirche. Links steht in Lebensgröße aus geschlagenem Messing gearbeitet, das Bild des Erbkämmerers Konrad von Weinsberg, des wichtigsten Staatsmannes unter Kaiser Sigmund. Ihm gegenüber, in einem schönen faltigen Gewande, Anna von Hohenlohe, seine Gemahlin. In der rechten Hand hielt Conrads Bild ein silbernes Crucifix, Degen und Dolch hatten silberne Griffe; Anna trug ein Altärlein von Silber auf der Hand. Das Alles soll von den Schweden geraubt worden seyn, die auch zu allem Lust hatten, was wie Gold und Silber blinkte. Unter den Statuen bemerkt man einen ziemlich abgetretenen Grabstein mit Inschrift, unter dem zuverläßig die Gebeine dieses Ehepaars ruhen. Unter andern Verdiensten, die sich diese Eheleute um das Kloster erworben, haben sie auch das sogenannte Gründonnerstagbrod gestiftet, in Folge welcher Stiftung jeder an diesem Tage vors Kloster kommende Arme ein Laiblein Brod erhielt. In der älteren Kirche ruhten ihre Gebeine zuerst an den Stufen des Hochaltars, unter der ewigen Lampe, und wurden dann nach Erbauung der neuen Kirche hieher verlegt. Die Statuen solen aus

der Zeit des Stifters selbst seyn, wenigstens hatten seine Söhne nimmer so reiche Mittel, wie sie ihm dem Reichsmünzmeister und Erbkämmerer zu Gebot gestanden. Vielleicht ließ er beide Statuen nach dem Tode seiner Gemahlin (gest. 1434) verfertigen, und sie wurden dann nach seinem am 18. Januar 1448 erfolgten Tode von den Mönchen zu Schönthal aufgestellt. Rechts von Anna von Weinsberg, an der Seitenwand, steht eine ehrwürdige Mönchsfigur aus Sandstein mit der Aufschrift: Herwicus MVLbronna genItriCe. Ihm gegenüber sehen wir das Bild des Stifters Wolfram von Bebenburg, im Conversenhabit. Er trägt eine Kirche auf der Hand, um welche ein Rosenkranz geschlungen ist, und steht auf einem Löwen; links sieht man das Geschlechtswappen mit den beiden Thürmen. Die ganze Inschrift ist schon früher angegeben worden. Auf derselben Wand neben Wolfram von Bebenburg steht Papst Alexander III. mit einem Gesicht voll Ausdruck, Klugheit und Unternehmungsgeist. Ihm gegenüber sein Gegner im Leben, Kaiser Friedrich I., genannt Rothbart. Es ist eine kleine untersetzte Statur im Krönungsmantel, mit der Krone auf dem Haupt und dem Reichsapfel in den Händen. Ebenfalls ein Gesicht voll Ausdruck und Verstand, aber von der Feinheit, die wir bei Papst Alexander wahrnehmen, ist im Gesicht dieses ächt deutschen Helden keine Spur zu finden. Die vier genannten Statuen scheinen einer und derselben Zeit anzugehören, und sind, wenn sie auch im 15. Jahr-

hundert verfertigt wurden, wohl nach guten ältern Bildern gearbeitet, wenigstens Kaiser Friedrich I. und Papst Alexander. Beugen wir ein wenig um die linke Seitenwand, so finden wir nicht ferne von dem östlichen Eingang wohl das älteste Denkmal der Kirche. Es besteht aus zwei neben einander angebrachten Steinen. Der Stein zur Linken stellt in halb erhabener Arbeit das Bild des edlen Herrn Albrechts von Hohenlohe Möckmühl vor. Es ist eines der ältesten und in Beziehung auf Tracht seltensten Ritterbilder im ganzen Frankenland. Die um den Stein laufende Inschrift lautet: Anno dmn. MCCCXXXVIII., XVI. Cal. Maii obiit nobilis dominus Albertus de Hohenloe dictus de Meckemul. Nicht weit von diesem Ritterbild findet sich ein gleich großer Denkstein, auf dem oben das Hohenlohe'sche, unten das Schelklingen'sche Wappenschild ausgehauen, weil Alberts Mutter eine Geborne von Schelklingen war, und er sich deßwegen zuweilen auch von Schelklingen nannte. Nach dem alten Anniversariale von Schönthal läge auch seine Gemahlin Hedwig von Castell an dieser Stelle begraben. Beide Gebeine lagen früher im Kapitel rechts am Altar und wurden im Jahr 1640 hieher verlegt. (Siehe über dieses merkwürdige Denkmal das Guttenbergsarchiv des Verfassers Nro. 4 S. 15, und über Albrecht von Hohenlohe-Möckmühl die Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken Heft II. S. 21 nach.) Wenden wir uns hinüber auf die westliche Seite im Schiff

der Kirche, so begegnen wir zwei interessanten, wenn auch minder alten Denkmalen. Es sind zwei neben einander stehende Statuen, welche den Sohn des genannten Conrads von Weinsberg, Philipp und seine Gemahlin Anna vorstellten. Unter der einen Figur, einer schlanken Frauengestalt in faltigem Gewande, lesen wir die Aufschrift: Anno MDIX. 28. Dezember starb die Edel vnd Wohlgeborne Frau Anna von Stoffelsheim, Philippsen des ältern, Herren zu Weinsperg, eheliche Gemahlin. Unten auf dem Boden befindet sich ein Grabstein mit Wappen, aber älterer Umschrift. Ueber der Figur des Ritters lesen wir auf einer Tafel: Anno MDVI. 28. Dez. Starb der wohlgeborne Philipp der ältere von Weinsperg, des Römischen Reichs Erbkämmerer. Auch hier befindet sich unterhalb der Figur ein Grabstein mit schön verziertem Wappen und einer älteren Umschrift. Wir nehmen an, daß unter diesen beiden Steinen die Gebeine des genannten Ehepaars ruhen; die beiden Bilder wurden wohl erst später gefertigt. — An den beiden Seitenwänden des Schiffs sind 18 Aebte des Klosters in Stein ausgehauen; es sind zum Theil Figuren in halb erhabener Arbeit, um die eine Umschrift in alten Schriftzügen herumläuft. Diesen alten Schriftzügen und der manchmal auch plumpen Arbeit nach zu urtheilen, können diese Denksteine wohl noch dem 14. Jahrhundert angehören. Unter diesen Steinbildern ist besonders das Bild Abt Benedikt Knüttels ausgezeichnet; es ist aus grauschwarzem Marmor gehauen, der auf dem nahen

Kreuzberg gebrochen wurde. Die übrigen Aebte sind auf Leinwand in Lebensgröße gemalt und hängen rechts und links vom Chor am Schiffe herab. Auch das Bildniß des Stifters ist neben der Sakristei rechts auf Leinwand gemalt zu sehen. — Haben wir diese Denkmale des Alterthums betrachtet, so fassen wir auch das Uebrige in der Kirche ins Auge. Zwei Reihen Säulen korinthischer Ordnung stützen im Schiff die prächtige Decke, welche sich über uns hinzieht. Ein hundert und zwölf Freskogemälde, das alte und das neue Testament in schöner Symbolik darstellend, sowie auch Andeutungen aus der Geschichte des Cistercienserordens und des Klosters selbst, wie z. B. die Vision des Bruders Richalmus, zieren den Plafond vom Eingang in die Kirche bis über den Chor hin. Nicht minder trefflich ist die an der Decke, sowie an den Säulen am Schiff angebrachte Stuccaturarbeit. Die Kirche ist reich an schönen Altären. Es sind deren eilf, darunter fünf von Alabaster, welche Abt Christoph im 17. Jahrhundert in Italien ankaufte. Vier derselben sind von kunstvoller Arbeit: 1) Der Kreuzaltar, 2) der Bernardusaltar, 3) der Johannisaltar, 4) der Dreieinigkeitsaltar in der heil. Grabkapelle. Wir machen bei allen diesen Altären auf die herrlichen Basreliefs von Alabaster aufmerksam. Am Bernardusaltar befindet sich ein kleines Bild dieses Heiligen von wunderbarer Schönheit. Man sieht deutlich daran, daß es zu einer gewissen Zeit Liebhaber fand, welche es gerne ausgebrochen hätten. Der Hoch-

altar ist mehr prachtvoll als kunstreich zu nennen. Die vier großen Statuen, Andreas, Paulus, Petrus und Josephus vorstellend, wurden im Jahr 1671 in Oberschwaben gefertigt. Das mit großer Sicherheit und Kunst ausgeführte Altargemälde stellt die Himmelfahrt der Maria vor. Der Tabernakel (Heiligenblende) vom Klosterbruder Wolfram, einem Schreiner von Profession, verfertigt, hat ein Räderwerk, welches ihn wendet und das Hochwürdigste dem Priester auf einer Wolke herabläßt. Ueber dem Chor ist die Maria-Hilf-Kapelle. In derselben befindet sich ein Madonna-Bild, welches in Olmütz verfertigt und von einem österreichischen Prinzen hieher gestiftet wurde. Außerdem sehen wir dort noch die Bildnisse der Aebte Angelus und Augustinus. Interessanter als alle ist das hoch über der Sakristei auf einer Altane befindliche Gemälde. Es soll das Altarblatt seyn, welches einst in der alten Klosterkirche prangte. Rechts neben dem Eingang zur Sakristei sehen wir, fast mehr als in Lebensgröße, das Bild des Stifters Wolfram von Bebenburg, ein kräftiges und ausdrucksvolles Gemälde auf Leinwand. Treten wir in die Sakristei, so begrüßt uns das Bild des bekannten Abts Benedikt Knüttel. — Lassen wir uns die Kirchenschätze zeigen, so finden wir zwar noch einige schöne Monstranzen, Kelche und kostbare zum Theil alte Paramente, aber jene Kostbarkeiten, die wir in der Klosterchronik aufgezählt, sind durchaus verschwunden, da ja manche auch unnöthig geworden, wie z. B. der Abtsstab u. s. w.

Von hier aus noch einige Schritte, und wir sind im Kreuzgange, dem wir noch besonders unsere Aufmerksamkeit widmen wollen. Es ist noch der alte düstere Kreuzgang des früheren Abteigebäudes. Sein Boden ist mit Grabsteinen überdeckt, deren Inschriften kaum mehr zu entziffern, da sie von dem Fuß der darüber Hinwandelnden meistens abgetreten sind. Desto interessanter sind die großen und gewaltigen Ritterbilder, die von der Wand herab uns so ehrwürdig und ernst anblicken, als Zeugen einer kräftigen Vergangenheit. Alle diese Monumente, deren Inschriften meistens gar nicht mehr leserlich gewesen, wurden auf Veranlassung des Grafen Friedrich v. Berlichingen und auf Kosten der sämmtlichen Familie würdig und schön restaurirt, ohne daß an dem alterthümlichen Typus etwas geändert worden wäre. Die Ritterbilder, auf Löwen stehend, sind der Ordnung nach folgende:

1) † Anno dni. MCCCLXXVII. v. Idus Maj. o. berngerus miles de Berlichingen et Simon filius eius †.
2) Anno dni. MCCCLXXXXII yd. mr. o. gotfrid iunior de Berlichingen.
3) Anno dni. MCCCLXXXXVIII. IX. KL. Jul. o. cunrad de Berlichingen.
4) Anno dni. MCCCC— (Das Uebrige ist abgehauen, siehe hierüber bis Nro. 16.)
5) Anno dni. MCCCCXCVIII jor am dienstag nach vrbani starb der erber vnd veste

Kilian von Berlichingen dem got gnd. Unten der Sargdeckel mit gleicher Inschrift, nur mit dem Unterschied: dem got gnedig sey.

6) Anno dm. MCCCCXLIX jor an sant thomas obent apst. starb der vest götz von Berlichingen der iünger dem got genedig sey. Unten Sargdeckel mit Schild und Helmzier und der Inschrift: anno dni. MCCCCXLIX jor an s. thomas apostel obend starb der vest götz v. Berlichingen dem got genade.

7) anno MCCCCLXXX am freitag vor invocavit starb der ervest hans von Berlichingen der elter zu Schrozberg gesessen dem got genade amen. Unten Sargdeckel mit Schild und Helmzier und mit derselben Inschrift, nur statt Freitag vor Invocavit, steht Freitag nach estomihi.

8) Anno dni MCCCCLXXXIII jar am sontag vor martini starb der vest Friedrich von Berlichingen dem got gnedig sei. Ueber dem Kopfe steht: et fuit filius domini conradi de Berlichingen.

9) anno dni MCCCCLXXXXVII in die s. blasii o. strenuus dominus cunrd. miles de Berlichingen cujus anima requiescat in pace amen.

10) anno dni 1517 an valentini starb der gestreng vnd ernvest her Bernhard von Berlichingen, Ritter, zu schrozberg dem got genade. Amen.

11) anno dni 1534 vff dorstag vor Bartholome tag ist gestorben der erber vnd vest philips von Berlichingen dem got gnedig sey. Unten Sargdeckel mit der Inschrift: anno dni 1534 am 27. augusti starb der edel vnd ernvest Philips von Berlichingen der alt dem got genade.

12) anno dni 1541 als der edel vnd ernvest Hans Phlipps von Berlichingen mit kay. Mayt. auff dem meer gezogen ist er gestorben vnd ligt zu Genua begraben dem got genade.

13) Anno 1543 of samstag nach Lucce verschid der edel vnd ernvest Hans Wolf von Berlingen zu Jagsthausen, dem got genad. (Unten Sargdeckel mit gleicher Inschrift.)

14) Anno dni 1553 an s. Niklausentag starb der edel und ernvest Hanß von Berlichingen, dem gott gnedig seyn wölle.

15) Anno domini 1562 den 23. Julii ist in Gott verschieden der Edel und Ernvest Gottfried von Berlichingen zu Hornberg, der Seelen Gott gnädig seie. Amen. O mein Gott und mein Vater, ich hoffe auf dich, und seie mir gnedig. Jetzund befehle ich meine arme Seele, daß sie innen werde, du seyest mein Fels, Burg, Schild, Thurm, Fort,

Schutz, Zuversicht, Hülf, Zuflucht, Schirm und Güte in diesen großen Nöthen. O Herr in Deine Hände befiehl ich meinen Geist. Herr Du treuer Gott, erlöse meine arme Seele von dem grausamen Feind. (Unten zwischen den beiden Schildern:) Er erwartet allhie eine fröhliche Auferstehung.

Hac generosus Eques Gotfridus clauditur urna
Berlichius toto notus in orbe senex.
Plurima magnanimus qui vivens proelia gessit,
Ac nunc perpetuo pacis amator erit.
Tutus ab insultu nulli metuendus et ipse
Alternis fruitur sed sine fine bonis 1562.

Anno domini 1562. Uff Donnerstag den 23. July vmb 6 Uhr Abends verschied der Edel vnd Ernvest Gottfried von Berlichingen zu Hornberg der Elter, so seines Alters vber etlich und achtzig Jahr alt worden. Der Seel Gott der Allmächtige wolle gnädig und barmherzig sein. Amen. Erwartet allhie sampt allen Glaubigen in Christo eine fröhliche Auferstehung.

16) . . . . . starb Fredrich von Berlich, dem got genad.

17) Anno dni. 1567 uff Mittwochen den 22. Oktobris ist der Edel vnd Ernvest Hanß

Jakob von Berlichingen zu Hornberg in Gott seliglichen entschlafen, in dessen Seelen der barmherzig Gott ewiglich geruhe. Amen. Ueber dem Monumente ist die Taufe Christi durch Johannes dargestellt, und darunter steht die Stelle aus Matthäi III. Und da Jesus getauft war u. s. w.

18) HoC anno VLtiMo DIe aprILIs praenobilis Dm. Wolfgangus Christophorus Capler dictus Bauz de Oeden ob DorMIebat In ChrIsto oCtogenarIVs.

Heut an mir,
nächst an dir!
Allezeit —
steh' bereit.

Gegenüber an der Wand ist eine Steinplatte mit der Inschrift:

Der grimmig Tod sit quis quae quod;
Kein Pracht noch Macht, kein Menschen acht.
Droht auch schon dir beatus vir,
Der diß betracht, und allzeit wacht.
Schau auf diß End, quam multi flent,
Die nur gelacht, kein Zeit beacht.
Hier ist kein Statt, quæ firma stat.
Nach jener tracht, die selig macht.
All Augenblick sic tecum dic:
Es ist vollbracht, Adieu gut Nacht!

Herr Bauz hat dieß prae ceteris
Gar wohl bedacht, die Welt veracht.
Zletzt starbe er feliciter.
Sein Jahr er bracht auf zehn mal acht.

(Todtenkopf.)

Requiescat in pace Domini.

Außer diesen Monumenten befinden sich im Kreuzgange noch folgende Grabdeckel, deren Inschriften theilweise jetzt noch leserlich sind, und zwar:

19) Anno dom. MCCCCLXXIII feria tertia post valentini obiit strenuus dominus Diether de Berlichingen miles cujus anima requiescat in pace.

20) Anno domini MCCCCLXI da starb der erber und veste Götz von Berlichingen vor unser lieben Frawen Tag.

21) Die Inschrift kann nicht mehr entziffert werden, wohl aber sieht man den Berlichingen'schen Schild.

Ueber Nro. 18 liegen folgende drei Aschhäuser Grabdeckel, und zwar:

1) Anno domini 1480 nach Christi Geburt uff Dienstag nach unserer lieben Frauen starb der erber und veste Jörg von Aschhausen dem Gott Gnad.

2) Anno dom. 1498 am Mittwoch nach Sankt

Paulus Tag starb der er. Johann von Aschhausen der Seel Gott gnad.

3) Die Inschrift dieses Grabdeckels ist nicht mehr zu erkennen, wohl aber das darauf befindliche Aschhauser Wappen.

Wir verlassen den alterthümlichen Kreuzgang und mit ihm die Kirche, sowie das ganze Kloster, und machen noch zwei nöthige Ausflüge in die nächste Umgebung desselben. Zum ersten besuchen wir den sog. Kreuzberg, von dem aus wir die freundlichste Aussicht über das Kloster, sowie über einen großen Theil des Jagstthals haben. Sehenswerth ist die in Form einer Rotunde gebaute Kapelle mit dem heil. Grabe und den schlafenden Jüngern. Ihre Erbauung fällt in die Zeit des neuen Klosterbaus. Oben daran steht das niedliche Meßnerhäuschen. Wenden wir uns auf dem Bergrücken, den wir bestiegen haben, gegen Süden, so gelangen wir zu der alten Wallfahrtskapelle Neusaß, wo jährlich ein vielbesuchter Markt gehalten wird. Das dort stehende Kirchlein zeigt, wenigstens seinen Haupttheilen nach, noch die Formen höheren Alters, als die Klostergebäude zu Schönthal. Anfangs nur eine kleine Kapelle, hat sie im Lauf der Zeit vielfache Veränderungen erfahren. Schon nach den Zeiten des 30jährigen Krieges erneuerte sie Abt Christoph und weihte sie mit Altären. Im Jahr 1713 wurde eine Orgel um 60 fl. darein angeschafft. Unter Abt Benedikt wurde sie um 25 Fuß erweitert. Sie ist der Jungfrau Maria geweiht, und enthält ein ur-

altes Muttergottesbild. Dasselbe ist 3 Fuß hoch, und stellt Maria dar, wie sie den vom Kreuz abgelösten Sohn auf den Armen hält. Die Geschichte dieses Bildes, und die Wunder, die sich daran knüpfen, überlassen wir einem Andern zu erzählen, und nehmen bei diesem alterthümlichen Kirchlein von dem Leser freundlichen Abschied.

Graf Fr. v. Berlichingen.

Das Gelübde.

Eben hatte man in der Kapelle auf der Bebenburg aus der Vesper geläutet — Elisabeth, die Burgfrau, betete noch ein stilles Vaterunser und schloß dann ihren pergamentenen Psalter, den sie an einem seidenen Bande an sich hängen hatte. Noch nicht hatte sie mit ihrem Eheherrn, Herrn Hugo von Bebenburg, die Mitte des Gangs erreicht, der zur Kapelle führte, da kam ihnen hastig der alte Diener Conrad entgegen. Gnädige Herrschaft, so rief er dem ehrwürdigen Paare zu — freuet euch, ein Fremdling ist angekommen — es ist ein stattlicher Ritter, und hat ein blondes Haar, wie Junkherr Wolfram, und blaue Augen, und man sieht es ihm eben an, daß es ein rechter Rittersmann ist. Der alte Kurd hatte bereits so viel gesprochen, daß man nicht mehr im Zweifel seyn konnte, wer damit gemeint war. Das ehrwürdige Paar hatte auch nicht nöthig, sich lange zu besinnen, denn in wenig Augenblicken lag ihr Sohn Wolfram in ihren Armen.

In das siebente Jahr war er in der Fremde gewesen, um Ritterschaft zu erlernen, in den letzten zwei Jahren hatte er sich am Hofe des Kaisers aufgehalten, war bei demselben wohlgelitten, besonders auch bei der Kaiserin und ihrer Tochter, aber gerade, weil er Viel gegolten am kaiserlichen Hofe, war der Neid gegen ihn rege geworden, der es so weit brachte, daß Wolfram bei dem Kaiser in Ungnade fiel. In Folge dessen hatte der Junkherr schnell den Hof verlassen, und kehrte auf die väterliche Burg zurück, und überraschte seine alten Eltern mit seiner unerwarteten Ankunft.

„Hier bei euch, das war des Heimkehrenden erstes Wort, als er seine Eltern umarmt hatte, hier ist es doch am besten, viel liebe Eltern.“ Das gefällt mir, mein Sohn, sagte der alte Herr, daß du so sprichst — es ist kein schlimmes Zeichen, und ich meine, du solltest dich auch mit dieser da gut vertragen. Mit diesen Worten führte er dem Sohne ein liebenswürdiges Fräulein entgegen. Dieses nahte dem Junkherrn mit gar freundlichem Blicke, aber die Worte: willkommen lieber Vetter, wollten nicht recht über die rosigen Lippen, denn Fräulein Adelheid hatte noch wenig solche junge und stattliche Ritter begrüßt, wie Wolfram einer war. Er erwiederte den Gruß des Fräuleins und sprach: nun will es mich freilich nimmer gereuen, daß ich wieder nach Hause kehrte, dieweil ich ein so gar freundlich Mühmlein finde. Ja, mein Sohn, nahm jetzt die Mutter Wolframs das Wort —

dieſes dein Mühmlein haben wir hieher berufen, dieweil es ſo gar einſam war in unſrer Wohnung, als der lärmende Wolfram aus dem Hauſe war, und wir konnten mit ihr des unruhigen Wildfangs wohl entbehren. Auch kann man ſich gut mit ihr vertragen — ſie lachte dem Fräulein zu, während ſie dieſes ſagte, und dieſes wurde roth bis in den Hals über das Lob, das ihr ſo eben widerfahren war. — Aber, mein Sohn, ſo begann jetzt Herr Hugo v. Bebenburg, wird es dir auch behagen in unſrer Einſamkeit, der du bisher in der Herrlichkeit des kaiſerlichen Hoflebens dich beweget haſt? Wohl, mein Vater, entgegnete Wolfram, ich bin des rauſchenden Lebens am Hofe ſo ſatt geworden, daß mir das Stillleben auf Bebenburg recht wohlthuend ſeyn wird.

Wolfram's Wort war wirklich kein leeres; ſobald er wieder in ſein elterliches Haus getreten, war ihm ein ganz anderes Leben aufgegangen. Zuvor hatte Wolfram nur nach Außen gelebt, jetzt fing er ein Leben an, das ſich mehr nach Innen kehrte. Statt zuvor nur an Jagd und Spiel ſeine Luſt zu finden, war es ihm ſein Liebſtes, manche Stunde des Tages mit ſeinem Vater zuzubringen in gottſeligem Geſpräche, oder ſaß er bei ſeiner Mutter und dem Mühmlein, und freute ſich mit ihnen im heitern Geſpräche, oder ergötzte er ſich an ihrem Wirken im ſtillen häuslichen Kreiſe. Während der winterlichen Tage lernte er bei dem Burgkaplan, der ihm ſchöne Pergamenthandſchriften zeigte, ſchreiben, und brachte es bald dahin, daß

er die schönen Buchstaben nachbildete, wie einer der kundigsten Mönche. Das war seine Unterhaltung des Winters, aber sobald der Frühling nahte, ging er hinunter an die nahe fischreiche Brettach, und erlustigte sich dort mit Fischen, oder fuhr auf dem Nachen, und seine Begleiterin war immer sein Mühmlein Adelheid. Ihr wurde, seitdem Wolfram auf der Burg weilte, der Aufenthalt viel angenehmer, als es zuvor gewesen war, denn früher war es ihr manchmal sehr einsam gewesen. Sie fühlte sich bald zu dem jungen Vetter so hingezogen, daß sie sich in seiner Nähe immer am frohesten fühlte. Bald bemerkten die beiden Eltern, daß sich zwischen den Beiden ein immer innigeres Band knüpfe, und es war ihnen eine Bemerkung, die ihnen wohl that. Schon ehe Wolfram nach Hause kehrte, hatten die Eltern den Gedanken gehegt, daß Adelheid, das Fräulein ihrer Verwandtschaft, dereinst eine taugliche Gattin für ihren Sohn werden könnte. Der alte Herr hielt es bald für die rechte Zeit, wo er seinen Sohn mit seinem Willen bekannt machte. Eines Abends, als Wolfram mit Adelheid von einem Spaziergang heimkehrte, rief Herr Hugo von Bebenburg seinen Sohn vor sich. Mein Sohn, so begann er mit freundlichem Blicke, es ist die Zeit herbeigekommen, daß du gedenkest, wie du dein ferneres Leben einrichten mögest. Wir beide, deine Mutter und ich, sind alt, und wer weiß, wie viel Tage uns noch hienieden beschieden sind. Ehe wir aus dieser Welt gehen, möchten wir dich glücklich

wissen, das ist unser einziger Wunsch. Wir hinterlassen dir Mehr als du brauchst, doch nicht in Reichthum und Ueberfluß besteht das Glück eines Mannes, sondern darin, daß er sich eine Gefährtin suche, die mit ihm Hand in Hand durchs Leben gehe. Darin besteht das Glück oder Unglück eines Mannes, wie er hier seine Wahl trifft. Wähle dir eine Gattin, mein Sohn, wähle noch, so lange wir leben, daß wir Zeuge deiner Freude seyn können, wenn du glücklich gewählt hast. Das ist jetzt mein Wille, den ich dir vorlege. Wen du wählst, das ist deine Sache, darein werden wir dir nie reden. Wolfram schwieg, als sein Vater Solches zu ihm sprach. Vielleicht, fuhr der alte Herr fort, hast du schon gewählt? sag' es mir frei heraus, ich werde deiner Neigung keine Einrede thun, wenn du nur auch auf das Wahrhaftige, das Ewigbleibende bei deiner Wahl gesehen. Ja, mein Vater, erwiederte endlich Wolfram nach langem Zaudern, ich habe gewählt, und meine Wahl mag auch die Eure seyn, Ihr werdet mir nicht zürnen: es ist Adelheid, deren Liebe auch ich zu besitzen glaube. Du hast mit uns gewählt, fuhr der alte Herr fort; es war schon lange unsere Wahl für dich, aber glaube, mein Sohn, wenn du eine Andere gewählt hättest, auch da wäre es unsere Wahl gewesen, wenn nur die Gewählte tugendhaft gewesen wäre. Doch, mein Sohn, überlege es recht. Ist deine Wahl nicht die Wahl eines Augenblicks, ist sie nicht hervorgegangen daraus, daß Ihr durch Umgang an einander gewöhnt worden

seid, daß du dieß jetzt für Liebe hältst, und auch Adelheid meint es so? Eine große Prüfung ist nöthig bei einer solchen Wahl; man wählet sich nicht für Stunden, sondern für das ganze Leben. Hat nicht nur dein Herz, sondern auch dein Verstand bei der Wahl gesprochen? Beseitige den Gedanken, daß du unsern Willen erfüllest, und uns eine Freude machest, wenn du Adelheiden uns als Schwiegertochter zuführst, gedenke nur, ob du mit ihr als Gattin glücklich werden kannst. Gedenke nicht, daß es darauf ankomme, ob ihr äußeres Wesen dir wohlgefällt, ob du sie liebst, sondern ob auch ihr Inneres mit dem Deinigen übereinstimmt. Nur das kann Euch beide dereinst glücklich machen. Mein Vater, antwortete Wolfram, ich liebe Adelheid, und hoffe, mit ihr glücklich zu seyn. Meine Wahl ist nicht die Sache weniger Stunden, ich habe es lange überlegt, ich habe mich geprüft, und Herz und Verstand zu Rathe gezogen. Nun, so segne ich deine Wahl, mein Sohn, sagte der Graf; Adelheid ist ein tugendhaftes Fräulein, sie mag einen Mann beglücken, wenn nur Ein Fehler ihr nicht zu eigen geworden ist. Sie ist geboren am Hofe eines Grafen, der glänzend und immer in Lust und Freuden lebte, darum ist er aber auch mit seinen Gütern so bald fertig geworden. Leider mußte meine Schwester, seine Gattin, darunter büßen, die Unschuldige. Adelheid hat das gute Gemüth ihrer Mutter, wenn sie nur nichts von dem hohen Sinn ihres Vaters geerbt hat, daß Glanz und Herrlichkeit das einzige Ziel ihres

Strebens ist. Wenn sie dich mit allen ihren übrigen Eigenschaften beglücken kann, durch diese eine würdest du unglücklich werden. Bedenke dieß, mein Sohn, und überlege es noch einmal ernstlich. Ich habe schon überlegt, mein Vater, rief Wolfram — ach, wir Alle sind ja schwache Menschen, und haben Fehler. Was sollen wir wegen eines Fehlers so viele andere Tugenden verkennen? Wenn es Euer und der Mutter Wille ist, so bleibt es bei meiner Wahl. Jetzt, bemerkte Herr Hugo, ist nur noch eine Hauptsache, ob auch Adelheid so wie du denkt. Doch, das mag deine Mutter erforschen, ich habe das Meinige gethan.

Was die Burgfrau mit Adelheiden sprach, wissen wir nicht, aber wir können schließen, daß das Gespräch zu Wolfram's Gunsten ausfiel, denn Adelheid sprach aus, was schon lange ihr Herz gedacht hatte, was der Inhalt schon mancher stillen Wünsche gewesen war.

Nach wenigen Wochen nahte der Tag heran, der den jungen Edelherrn von Bebenburg mit Adelheid, der Gräfin v. Rothenburg, am Altare verband. Zum ersten Mal wurde es jetzt lebhaft auf der sonst einsamen und verlassenen Bebenburg. Gerne wollte Herr Hugo einige Tage seiner Ruhe entsagen, denn es war ja der Tag, welcher seines Sohnes Lebensglück gründen sollte. Alle Verwandten des Hauses wurden zur Hochzeit eingeladen, und alle Herren und Ritter der Umgegend fanden sich dabei ein. Man lebte alle Tage herrlich und in Freuden, und alle rauschenden Vergnügungen, Bankette und Ritterspiele, die in jenen

Zeiten gewöhnlich solche Feste begleiteten, wurden abgehalten. Nach dreien Tagen zogen die Hochzeitsgäste wieder von dannen. Aber auf Freude folgte bald Leid, ehe die Bewohner der Burg es vermutheten. Vierzehen Tage nach der Hochzeit erkrankte der alte Burgherr an einer schweren Krankheit. Alle Tage erschien der alte kundige Waldbruder Benedikt, der wohl eine Stunde von seiner Klause bis auf Bebenburg zu wandern hatte, vor dem Krankenlager des alten Burgherrn, aber keines der vielen Tränklein, die er bereitete, wollte eine Besserung im Zustande des Kranken herbeiführen — jeden Tag wurde es schwächer mit ihm, und er hatte keine Hoffnung mehr zur Wiedergenesung. Ja bald stellten sich Stunden bei dem Edelherrn ein, die ihn ahnen ließen, daß sein letztes Stündlein nicht mehr ferne sey; aber die Seinigen wollten es nicht glauben, denn seine Stimme war noch kräftig und sein Aussehen wenig verändert.

Eines Abends saß Wolfram, der seit der Krankheit seines Vaters wenig mehr über den Zwinger der Burg gekommen war, am Bette des Kranken. Eben war derselbe von einem Schlummer erwacht, der ihn aber wenig gestärkt hatte; ein kalter Schweiß rann in Tropfen von seinem bleichen Antlitz. Mein Sohn, begann der Edelherr mit schwacher Stimme, ich fühle, daß es nimmer lange mit mir währen wird, mein Leben geht seinem Ziel entgegen. Ich habe keine Verordnung zu machen, denn du bist ja der einzige Sohn und Erbe meiner Güter, aber Eines macht mir

noch Mühe, über das ich beruhigt seyn möchte, ehe denn ich sterbe, bei dir steht es, mein Sohn, mir das Sterbestündlein leicht zu machen. Was soll ich thun, lieber Vater, um Euch zu beruhigen? fragte Wolfram tiefbewegt, indem er die Hand seines Vaters mit Innigkeit faßte. Als der fromme Bernhard v. Clairvaux zu Speier das Kreuz predigte — begann der Kranke — war auch ich im Gefolge meines Herrn und Kaisers, und als dieser das Kreuz sich anheften ließ, nahm auch ich es mit Tausenden von glaubigen Christen. Aber die Fahrt ins heil. Land ist keine glückliche gewesen — Krankheit und Mißgeschick jeder Art verfolgte das Kreuzheer. Auch ich war unter den Erkrankten, die bereits die Hoffnung aufgaben, die Heimath wiederzusehen. Da that ich das Gelübde, wenn der Herr mich erretten würde von meiner Krankheit, daß ich die Heimath wiedersehe, so wolle ich zu seiner Ehre ein Kloster gründen ihm zu Ehren. Der gute Gott hat mich wunderbar errettet von meiner schweren Krankheit, und zurückgeführt in die Arme der Meinigen. Leichtsinniger Weise habe ich meines Gelübdes vergessen, und es anstehen lassen bis auf diese Stunde, da es nimmer in meiner Macht steht, mein Gelübde zu erfüllen. So erfülle du es, mein Sohn Wolfram, an meiner Statt, damit ich ruhig von hinnen scheiden kann. Das Kloster, das du an meiner Statt bauen sollt, soll stehen im Thale der Jagst, auf einem Grund und Boden, der von Herrn Engelhard v. Berlichingen, deinem Großvater seligen, von deiner

Mutter aus mir anererbt ist. — Das soll geschehen, theurer Vater, ich verspreche es euch hoch und theuer, sprach Wolfram, und schon jetzt, während Ihr noch unter uns seid. Das glaube ich kaum, denn mein Stündlein ist nahe vorhanden, sagte bedeutungsvoll der alte Edelherr — aber ich bin beruhigt, wenn ich nur das Versprechen von dir habe, daß du es bald thun wirst, und durch Niemanden dich wirst hindern lassen. Da habt ihr meine Hand darauf, lieber Vater, rief Wolfram mit thränendem Blicke, ich will es thun, so wahr mir Gott helfe! und mich durch Niemanden hindern lassen, wer es auch seyn möge. Wolfram legte seine Hand in die Hand des Vaters, und legte das feierliche Gelübde ab; aber während er die Hand des Vaters hielt, war es ihm, als ob sie zusehends erkalte. Ach! was ist Euch, mein Vater? rief Wolfram — eure Hand will ja kalt werden? Weil mein Stündlein da ist, entgegnete mit schwacher Stimme der Edelherr. Euern Segen, mein Vater, bat Wolfram, und knieete nieder vor dem Lager des Sterbenden. Dieser legte die erkaltenden Hände auf sein Haupt, und beugte sich auf das Kissen, aber sprechen konnte er nimmer, sondern nur still segnen den geliebten Sohn. Eben trat Frau Margaretha von Bebenburg in das Gemach. Als sie den Sohn vor dem Bette knieen sah und in das erbleichende Antlitz des Gatten blickte, eilte sie auf ihn zu und schlang ihre Arme um ihn, aber der Sterbende konnte es nur mit einem freundlich lächelnden Blick er-

wiedern — in wenig Augenblicken hielt Frau Margaretha einen todten Gatten in ihren Armen. Mit Mühe konnte man sie von demselben trennen — sie zitterte vor Fieberfrost, und wurde vom Sterbelager des Gatten todtkrank zu Bette gebracht. Die schnelle Trennung vom Gatten, mit dem Frau Margaretha mehr als 30 Jahre in Friede und Eintracht gelebt hatte, legte auch in ihre Brust schnell den Keim des Todes.

Was klang nach zween Tagen so traurig vom Thürmlein der Burgkapelle? Das Sterbeglöcklein läutet zum letzten Gange zwei im Leben Treuvereinten — die Gruft zu Bebenburg nimmt zu Einer Stunde zwei fromme Erdenpilger in ihren Schooß, die zum ewigen Frieden eingehen. Mit gerungenen Händen steht der einzige Erbe des Hauses vor der offenen Gruft und heiße Thränen fallen in die düstre Tiefe. Neben ihm eine jugendliche Frau im Trauergewand tief verschleiert, aber in ihrem Auge perlt keine Thräne, aus ihrer Brust steigt kein Seufzer, wie bei den Leidtragenden, die mit Thränen und Seufzer den letzten Zoll der Liebe darbringen. Und doch sind die Beiden, die das Grab noch im Tode vereint, für sie treue und liebevolle Eltern gewesen — sollten sie keiner Klage, keiner Thräne werth seyn? — Oder sollte Frau Adelheid zu Denjenigen gehören, denen es statt bange ums Herz, leicht wird, wenn sie die Hülle der Ihrigen ins Grab versenken sehen? Ja wohl, so war es bei der jungen Burgfrau: sie ist von einem Zwange

befreit, den sie bisher geduldet, als ob es ihr nichts Unangenehmes gewesen wäre. Bisher hat sie sich als Tochter noch unter die Eltern fügen müssen, bisher hat sie kaum die Herrschaft im Hause getheilt, jetzt ist sie alleinige Burgfrau und ihr Gatte alleiniger Herr im Hause — dieser Gedanke hatte für sie so viel Tröstliches, daß sie am Grabe der treuen Pflegeltern keines Trostes bedurfte, während ihr Gatte sich kaum trösten konnte, denn mit den geliebten Eltern hatte er freilich Alles verloren, was ihm die Gattin, die eitel und weltlich Gesinnte, nie ersetzen konnte, die von nun an ganz andere Grundsätze darlegte, als sie bisher nicht an den Tag gegeben hatte, aus Scheue vor den Eltern, die sie gleichsam noch gefürchtet hatte, Grundsätze, die denen ganz zuwider waren, nach denen das Leben auf der Bebenburg bisher eingerichtet war. Von nun an lebte man anders auf Bebenburg, deren Bewohner bisher in jeder Beziehung nach der altväterlichen Weise gelebt hatten. Ein alter Diener und eine Gürtelmagd, das waren die einzigen Ehhalten auf Bebenburg bisher gewesen, sie waren von Urgroßvater auf Vater und Enkel vererbt wegen ihrer Treue und Redlichkeit — sie wurden, als nimmer passend für das Haus eines Edelherrn, mit einem spärlichen Leibgeding aus ihrem Dienste entlassen — wollte Wolfram eine freundliche Hausfrau haben, so mußte er, wenn auch mit Wehmuth, den Consens dazu geben. Eine prächtig gekleidete Dienerschaft trat an die Stelle der Beiden. Wurde mit den lebenden Erbstücken also

verfahren, mit der alten Einrichtung im Hause, auch Erbstücken von den Urahnen her, ging es eben so. Von der nahen Stadt Rotenburg kam Alles, was zur Ausstattung für neu eingerichtete Prunkgemächer und für den Tisch nöthig war, im neuesten prächtigsten Style von berühmten Meistern gefertigt, und der Burgherr mußte mit Wehmuth sehen, wie Alles, an was sich Erinnerungen aus seiner Jugendzeit anknüpften, in die Rumpelkammer verwiesen wurde. Aber auch das Leben auf der Bebenburg, bisher ein gemüthliches Stillleben, nach den Ansichten der weltliebenden Burgfrau ein einsames, langweiliges Leben, wurde bald nach dem Hingang der beiden Eltern ein anderes. Seit den frohen Tagen des Hochzeitfestes hatte man selten mehr Gäste auf Bebenburg gesehen, denn der alte Herr wollte Ruhe haben in seinem Hause; jetzt begann ein fröhliches Leben auf der zuvor öden und einsamen Burg. Es war ein Ab- und Zureiten auf der Burg, wie seit Gedenken nimmer der Fall gewesen war. Gäste über Gäste kamen aus der Stadt Rotenburg, und ein Vetter und Verwandter um den andern kündigte sich an, denn freilich war die Familie der Grafen von Rotenburg, der die Burgfrau angehörte, eine vielverzweigte. Anfangs sah Wolfram nicht scheel dazu, wenn auch einiger Aufwand gemacht wurde, der seinen Ansichten von einem eingezogenen Leben zuwider war, er hielt es für eine Ehrensache, die vielen Schwäger und Vetter zu bewirthen, er sah gut dazu, und wenn auch solche Gäste über acht und

vierzehn Tage verblieben, und herrlich und in Freuden lebten am Tische des liebwerthen Vetters, dem der Vater als einzigem Erben so viele Güter und Geld die Menge hinterlassen hatte. Ein Tag in den andern dauerten die Gelage und Bankette, und wenn einer der Vetter ab der Burg ritt, zog wieder ein andrer ein, und es schien, als ob die Burg dazu erwählet wäre, ein Tummelplatz der Vergnügungen und Freuden für die ganze Umgegend zu werden. Es war, als ob sie ihren Namen Bebenburg mit Recht und Fug trüge, denn ihre Hallen bebten alle Tage von Saus und Braus der frohen Zecher und Schmausser, und es schien, als ob Herr Wolfram dazu erlesen wäre, durch verschwenderische Anverwandte all das Gut zu vergeuden, das er für edlere Zwecke bestimmt hatte, denn er wollte einen großen Theil desselben für die Gründung des Klosters verwenden, wie er seinem Vater so hoch und theuer gelobt hatte. Zum ersten Mal, nachdem das lustige Leben auf der Burg wohl einen ganzen Sommer hindurch gedauert hatte, machte er seiner Hausfrau freundliche Vorstellung, daß es nicht so fort gehen dürfe. Das war beleidigend für die eitle Edelfrau, und sie erklärte es für Mangel an Zärtlichkeit von seiner Seite, daß er nicht ihr zu Liebe es vermöge, von seinen Ansichten von Sparsamkeit und einem eingezogenen Leben abzugehen. Bin ich denn — so sprach sie zu ihrem Gemahl, auf diese Burg gezogen, um hier, wie es leider! bei deinen Eltern gewesen ist, in einem Kloster zu leben? muß

ich es nicht für eine Ehre halten, wenn meine vornehmen Verwandten uns besuchen, und Allem aufbieten, um uns hier in dieser Einsamkeit ein geselliges Leben zu bereiten? — Wolframs Gegenreden, so triftig sie auch waren, halfen Nichts; er selbst mußte sprechen, was die Burgfrau nie gesprochen hätte im Namen des Hausherrn: auf die möglichst artige Weise gab er seinen Gästen zu verstehen, daß ihm ein stilles Leben lieber sey, als ein Leben in Saus und Braus. Die lustigen Vetter ließen sichs zwei und drei mal sagen, bis sie es verstehen wollten; aber endlich merkten sie doch seine deutlichen Winke, und nach und nach begann ihre Zahl sich zu mindern, sie kamen immer seltener und zuletzt blieben sie ganz aus. Bald hatte Herr Wolfram Ruhe in seiner Burg, aber es war nur eine vermeintliche. Seine Gattin wurde jetzt der Gegenstand seiner Unruhe. Das tägliche Leben herrlich und in Freuden, welches bisher auf der Burg geführt worden war, hatte ihr gefallen, es war ihr zur Gewohnheit geworden; sie hatte dadurch sich geschmeichelt gefühlt, daß man ihr, der reichen Edelfrau, zu Hofe ritt, und wenn man von ihr, als der freigebigen ja verschwenderischen Edelfrau redete. Das hatte nun auf einmal aufgehört, und es war wieder stille und einsam geworden auf der Bebenburg. Frau Adelheid, die bisher die fröhliche und launigte, und die liebevolle und kosende gegen den Gemahl gewesen war, wurde jetzt düster und verstimmt, verdrießlich und mürrisch gegen den Gemahl. Auch fühlte sie sich

auf das Höchste beleidigt, daß ihren vornehmen Verwandten von dem Gemahl gleichsam ausgeboten war; sie hatte jetzt nur sich zu schämen, und mußte bald üble Nachreden hören — das kränkte ihren Stolz. So kam es, daß bei ihr nach und nach alle frühere Zärtlichkeit gegen den Gemahl verschwand, und der, um den sie in früherer Zeit am liebsten gewesen war, wurde jetzt selten eines freundlichen Blickes für werth gehalten, wenn er ging und wieder kam. Das fühlte Herr Wolfram gar bald. Ach! dachte er bei sich, also an Pracht und Herrlichkeit hing ihre Liebe und nicht an mir? — o wie habe ich mich getäuscht an Adelheid. Er verbarg solche Gedanken in sich und trug von nun an einen stillen Kummer im Herzen. So kam es, daß er oft Tage lang von Hause ritt, und Adelheid hatte wenig dagegen. In den Wäldern in der Nähe der Bebenburg suchte er sich zu zerstreuen, aber sobald er wieder über die Brücke der Burg ritt, begann sein stiller Kummer wieder, und der verdrießliche, ja liebloſe Blick seiner Gattin, der die Gleichgültigkeit ihres Herzens verrieth, war nicht geeignet, seinen Kummer zu beschwichtigen. Er fühlte sich einsam, wie nie, denn Diejenige, welche ihm froh zur Seite stehen sollte, deren Liebe ihn hätte beglücken können, hatte ihr Herz von ihm abgewendet, einzig und allein darum, daß er im stillen häuslichen Kreise sein Glück gesucht hatte. — Soll ich immer so unglücklich seyn? so sprach er in solchen Stunden zu sich — soll ich ein Dasein, das mir Gott zur reinen Freude

verliehen, in solchem Mißmuth dahinbringen? — lieber will ich von dannen gehen, und einsam, als ein Waldbruder leben, denn einsam bin ich doch und verlassen in meinem Ueberfluß, vielleicht bin ich glücklicher allein, als im Besitz einer Gattin, die lieblos und gleichgültig gegen mich ist. Aber zuvor will ich mein Gelübde erfüllen, das ich gelobt habe in die erkaltende Hand meines sterbenden Vaters.

Bisher unter dem Weltleben auf seiner Burg war dieses heilige Gelübde in der Seele Wolframs gleichsam in den Hintergrund getreten; vielleicht hätte er es, wie früher sein seliger Vater, im Genuß des Lebensglücks vergessen, seine bittere Täuschung mit seiner Gattin brachte das Gelübde zur Erfüllung, und bälder, als wir es gedacht hätten.

Eines Tags war Wolfram wieder in den Wald geritten, um sich mit der Falkenjagd zu vergnügen, aber es war nur ein gedankenloses Umherreiten; der Falke saß mürrisch auf seiner Faust, denn sein Herr hatte ihm kaum die Kappe gelüpft, vielweniger ihn einmal steigen lassen, und das Roß hing seinen Kopf, wie wenn es die trübe Stimmung mit seinem Herrn theilte. Ehe man es auf der Burg vermuthete, ritt der heimkehrende Edelherr wieder über die Brücke. Mit verlegenem Blicke trat ihm sein Knappe entgegen. Was gibts? fragte Wolfram betreten. Gnädiger Herr, ihr werdet es nur zu bald erfahren, wenn ihr oben seid. Als Wolfram ins Wohngemach trat, fand er es leer. Sonst war doch die Burgfrau im Gemach

und erwiederte seinen Gruß, wenn sie ihn auch nicht freundlich bewillkommte. Wo ist meine Gattin? rief er. Die Gürtelmagd der Burgfrau antwortete, indem sie aus dem Nebengemach trat: gnädiger Herr, die Edelfrau ist in ihrem Closet — aber sie hat befohlen, daß Niemand eintrete. Doch ich, sagte Wolfram; er trat an das Gemach der Gattin, aber die Thüre war fest verschlossen. Lange stand Wolfram vor der Thüre und drückte auf die Klinke. Da öffnete die Burgfrau selbst, nachdem sie ihn lange hatte warten lassen. Als er eintrat, ging sie wieder auf ihren Stuhl zurück, hielt das Tüchlein vor ihre Augen und weinte. Was ist dir, Adelheid? fragte der Edelherr — sie antwortete nicht. Da sah er hin auf den Tisch, an dem sie saß, und ein kleines Bildlein auf Pergament lag vor ihr. Auf einmal ging dem Edelherrn ein Licht auf in der Sache, und er bedurfte keiner Antwort. Es war das Bild der Kaiserstochter, das er aus den Händen der Kaiserin zum Andenken erhielt, als er den kaiserlichen Hof verließ, weil ihn Viele ob der Gunst beneidet hatten, in der er bei der Kaiserin, so wie bei ihrem Töchterlein, der holden Mathilde von Staufen, gestanden hatte. Als er ab der Burg geritten war, hatte Adelheid das Bild in ihres Gemahls Schrank gefunden, wo er gewöhnlich seine Kostbarkeiten aufbewahrte. — O Adelheid, begann er, du hast mich in einem unrechten Verdacht, deine Neugier hat dir Sorgen bereitet, die ganz und gar unnöthig sind. Du eiferst mit diesem Bilde, das dir der Zufall, oder viel-

mehr deine Neugierde in die Hände brachte. Du hast Unrecht — wohl ist es ein theures Andenken, das ich immer unter meinen Kostbarkeiten aufbewahrte, aber meine Liebe hängt nicht an dem Gegenstande, den das Bild darstellt; es mahnt mich nur an manche frohe Stunde, die ich in früher Zeit genossen im Umgang einer erlauchten Frau und ihrer edlen Tochter. Ja frohe Stunden, erwiederte die Burgfrau, und ihr höhnischer Blick stach wunderbar ab gegen die sanften Züge, welche auf dem Bilde lagen — ja manche frohe Stunde, dafür ich jetzt traurige habe, denn ein liebloses Leben ist ein trauriges Leben. Das Bild der Kaiserstochter hat mir deine Liebe entzogen, daß du bisher so hartherzig gegen mich wareſt; darum gönnteſt du mir bisher kein Vergnügen, weil deine Liebe von mir abgewendet ist, und bei einem andern Gegenstand weilt. — Du täuscheſt dich, liebe Adelheid, sprach Wolfram gelassen, meine Liebe war stets nur dir zugewendet — keinem andern Gegenstande. Das möge eine andere glauben, nicht ich, sagte die Edelfrau mit beißendem Tone; wenn nicht das Bildlein einen besonderen Werth für dich hätte, so hätteſt du es nicht zu unterst im Schranke verborgen; aber ich mußte es finden, um den Grund deiner bisherigen Liebloſigkeit zu erfahren. Wenn du mich liebteſt, so hätteſt du längst das Bild in einen Winkel geworfen. O nein, entgegnete Wolfram, so verächtlich geht man nicht mit einem Andenken um. Da sieht man es, spottete Adelheid — du hängst mit Liebe an diesem

Gegenstand, aber Niemand kann zwei Herren dienen. Darum glaube ich nicht, daß du mich jemals geliebt, wenn du nicht diese meine Nebenbuhlerin mir aus den Augen thust; möge mein Herr Gemahl diesen Bettel vor meinen Augen zerreißen, dann will ich glauben, daß er mich doch ein wenig liebt. Das kannst du nicht verlangen, entgegnete Wolfram jetzt in einem ganz andern Tone, als er bisher gesprochen — es wäre Unrecht von mir, ein solches Andenken schmählich zu vernichten — und es wird nicht geschehen bei meinem Ritterwort! Eine Feuerröthe zeigte sich auf seinem Angesicht, als er dieses sprach. Der Burgfrau Spott verwandelte sich jetzt wieder in ein bitterliches Weinen. Aber Wolfram achtete nicht darauf. Er nahm das Bild vom Tische und verbarg es in seinem Busen. Er schwieg eine Zeit lang, dann fuhr er fort: Adelheid, ich liebte dich seit jener Stunde, da ich den Bund der Ehe mit dir schloß, bis auf diese Zeit. Auch deine Liebe war mir, ich fühlte mich wenigstens in diesem Gedanken glücklich, aber Prachtliebe und Weltlust hat dich so sehr gefesselt, daß du deine Liebe von mir abgewendet. Statt ein Gegenstand deiner Liebe, bin ich dir jetzt zuwider. Das unschuldige Andenken ist dir eine Gelegenheit geworden, um deine liebloſe Gesinnung im ganzen Umfange gegen mich kund werden zu lassen. Ich kann nimmer länger deine Liebloſigkeit und Gleichgültigkeit ertragen; ein stiller Gram würde mich früh verzehren. Ich will dir aus dem Wege gehen, dann kannst du wieder das vorige

Leben in Saus und Braus beginnen. Ich will eine Fahrt antreten, um mein Gelübde zu erfüllen, das ich leider! nur zu lange verschoben habe — ich will das Kloster gründen, das mein Vater dem Herrn zu bauen gelobt hat. Adelheid sprach Anfangs Nichts und lachte zu den ernsten Worten ihres Gemahls. Aber das Bild mußt du mitnehmen, bemerkte sie endlich spöttisch — und in der Kirche des Klösterleins, das du gründen willst, aufhängen, um es, wenn du vielleicht selbst Bruder wirst, als ein Heiligthum zu verehren. Wolfram antwortete nicht auf diese tief verletzenden Worte, aber er ließ einen Blick auf Adelheid fallen, der ihr tief ins Herz drang, und verließ das Gemach.

Bald war der Burgfrau das Spotten vergangen, denn am andern Morgen hörte sie, daß ihr Gemahl die Burg verlassen hatte. Herr Wolfram v. Bebenburg nahm seinen Weg nach dem Jagstthal, aber nicht mit leerer Hand; in seiner Pilgertasche barg er alle Kostbarkeiten und Kleinode, die seine selige Mutter von ihren Urahninnen ererbt als theure Andenken in Ehren gehalten hatte. Wolfram hatte sie für den Bau des Klosters bestimmt.

Wie staunte die Burgfrau auf Bebenburg, als sie erkannte, wie ihr Gemahl wirklich gethan hatte, was er gesagt. Aber wie unangenehm wurde sie berührt, als sie den Schrank ihres Gemahls, in dem sie das Bild der Kaiserstochter gefunden, leer fand, und kein einziges von den Kleinodien mehr ihrem Auge sich

zeigte, an denen sie so oft ihre Blicke geweidet hatte. Sie dachte nicht daran, daß alle diese Kleinodien des Klosters erstes Eingebinde werden sollten, dessen Gründung schneller vor sich ging, als sie nur vermuthen konnte.

Als Wolfram die Burg der Väter verlassen hatte, wandte er sich stracks dem Jagstthale und der Burg Berlichingen zu, wo die Brüder seiner seligen Mutter wohnten. Hier wurde zuerst über den Bauplatz des neuen Klosters gehandelt, und seine erste Ausstattung besprochen und berathen. Dann begab sich Wolfram in eigener Person nach Maulbronn und erbat sich von Abt Diether drei Brüder, um mit ihnen weiter zu berathen. Gerne bewilligte Diether die Bitte des Edelherren, und gab ihm alsbald drei Brüder mit, die ihn ins Jagstthal begleiteten. Genannte drei Brüder waren, wie die meisten Mönche zu Maulbronn, selbst baukundige Männer. Alsbald wurde ans Werk geschritten. Schon seit langen Zeiten stand auf dem Platze, den Herr Hugo von Bebenburg seinem Sohne angedeutet hatte, eine der h. Maria gewidmete Kapelle mit einem Muttergottesbilde, zu dem tausende von Wallfahrern aus allen Gegenden zusammenströmten. Darum schien dieser Platz sehr geeignet, denn es durften jetzt nur an die Kapelle die Zellen der Brüder angebaut werden. Das geschah auch nach wenigen Tagen; bereits hatten sich genug Arbeiter aus der Gegend eingefunden, die gerne ohne Lohn, zur Ehre Gottes und ihrem Seelenheil an dem Werke sich betheiligen

wollten. Eine Menge Holz und Steine hatten die Herren von Berlichingen auf den Platz führen lassen, um sich gleichfalls an dem Werke zu betheiligen. Der Platz für die Zellen der Brüder war von den drei Mönchen aus Maulbronn vermessen, die Arbeiter gruben die Graben für das Fundament, und die ersten Steine waren von den Steinmetzen zum Theil schon in den Grund gesenkt. Da wurde auf einmal der Bau gehindert, aber nicht, wie weiland zu Maulbronn durch Menschenhand, sondern durch Gottes Wink wurde der Bauplatz aufgegeben, und ein anderer gewählt.

Jeden Morgen und Abend pflegte Wolfram von Bebenburg in der Kapelle seine Andacht zu verrichten. Eines Abends kniete er an den Stufen des Altars, und bat innig für das glückliche Gelingen seines Werkes. Schon war es düster geworden in der Kapelle — da auf einmal, als er sich eben vom Gebet aufrichten wollte, trat eine wunderbare Helle ein, die den heiligen Raum erfüllte. Er blickte auf, und vor ihm stand eine hohe Gestalt von Himmelslicht umstrahlt. Himmlisch mild blickte ihn die Gestalt an, und Wolfram erkannte deutlich die verklärten Züge seines vollendeten Vaters. Da sank Wolfram aufs Neue nieder, und die Gestalt streckte segnend die Hände über ihn aus. Du hast dein Gelübde erfüllt, mein Sohn, begann der himmlisch Verklärte, und nach meinem Worte gethan, aber ich bin vom Land der Seligen gesendet, um dir zu verkünden, daß der Herr sein Haus nicht hier an diesem Orte haben will —

gehe abwärts, unten ist ein schönes Thal, da sollt du dem Herrn die Kirche und das Kloster bauen. Eben wollte Wolfram den Mund zur Rede öffnen, da war die Gestalt verschwunden, und es war ihm, als ob seine Stirne von einem Kusse des Friedens berührt würde. Wolfram kniete noch lange an der Stätte mit gefalteten Händen und betete. Da war es auf einmal ganz dunkel geworden. Er verließ die Kapelle und theilte die Erscheinung, die ihm geworden, den drei Brüdern mit. Mit dem Frühesten ging er mit ihnen in das Thal hinab — als die Sonne ihre Strahlen herabsendete, lag das Thal, durch das die Jagst sich schlängelt, so schön vor ihrem Blicke, wie es dem Edelherrn noch nie erschienen. O welch' ein schönes Thal! riefen alle einstimmig, als sie auf der Stätte standen, wo nun das Kloster steht — das mag ein lieblicher Aufenthalt für die Brüder werden, die hier Gott dienen wollen. Sofort ging Wolfram mit seinen Begleitern hinab zur Burg Berlichingen und unterhandelte mit den Gebrüdern von Berlichingen, denen der Ort gehörte, wegen des nöthigen Güteraustausches. Da sei Gott für, lieber Neffe, sprachen die Brüder — daß wir einen Ersatz für den Platz ansprechen, auf dem du dein Kloster bauen willt — laß auch uns Theil nehmen am Werke zu Gottes Ehren: wir geben die Hofreithe und Alles, was dazu gehört, für den Klosterbau, und den Hof mit der Kapelle zu Neusaß, den du an uns vertauschen willt, überlassen wir als eigen den künftigen Brüdern zum Unterhalt.

Aber Eines machen wir zur Bedingniß: gönne uns, wenn wir von hinnen scheiden, und denen nach uns eine Grabstätte im Kreuzgange des einstigen Klosters. — Mit freudestrahlendem Antlitz und dankbarem Herzen willigte Wolfram in den Wunsch seiner Verwandten.

Und nun wurde der Bau des Klosters im schönen Thale begonnen; schnell stieg das Bauwerk in die Höhe, und man sah deutlich, daß Gottes Segen bei dem Baue war. Während das Werk im freudigen Gedeihen war, ging Wolfram mit den drei Brüdern von Maulbronn nach Würzburg, wo eben Kaiser Friedrich Barbarossa mit Beatrix, der Tochter Herzog Reinolds von Burgund, sein Beilager feierte. Wolfram von Bebenburg, längst wohl gelitten bei dem ritterlichen Staufer, trat vor den Kaiser, und erbat von ihm eine Confirmation seiner Stiftung, die ihm willig gewährt wurde. Als er aber vor dem Bischof Gebhard von Würzburg um einen Bestätigungs- und Freiungsbrief für das neue Kloster anhielt, da wollte derselbe Anstand nehmen, ihn zu ertheilen, denn es war von einer Seite Einsprache gegen die Gründung des Klosters geschehen. — Mit Aerger hatte Frau Adelheid von Bebenburg vernommen, wie viele Güter ihr Gatte dem neuen Kloster zugewendet, die nun vom Erbe von Bebenburg abgingen; noch widerwärtiger aber war diese Kunde an die Ohren der vielen Vetter und Verwandten zu Rotenburg gedrungen, die eher nahmen als gaben. Sie sahen aus purem Eigennutze gar ungerne zu solcher Schmälerung der Herrschaft

Bebenburg, und darum wendeten sie sich im Namen der freigebigen Base auf Bebenburg an ihren Vetter zu Würzburg, den hochwürdigen Herrn Bischof Gebhard, der auch lieber nahm, als gab zu Gottes Ehren, denn sonst hätte er ja nicht Gebehart geheißen — jeder Pfennig ging ihm hart und schwer aus der Tasche. Darum hielt es hart mit der Bestätigung, als er die Urkunde ausstellen sollte über die große Summe von Gütern, womit Wolfram v. Bebenburg die künftigen Brüder im schönen Thale begaben wollte, und er hielt eine schriftliche Einsprache dem edlen Stifter vor die Augen. Wolfram von Bebenburg wurde wehmüthig ergriffen, als er sah, wie seine eigene Gattin dabei im Spiele war, um sein Werk zu hindern. Aber er faßte sich, und unterdrückte sein wehmüthig Gefühl; er zog den Confirmationsbrief des Kaisers mit dem großen Reichssigill hervor, und Bischof Gebhard wurde ein weicher, willfähriger Mann, denn dem Willen des gewaltigen Kaisers wollte und konnte er nicht widerstreben. Er winkte seinem Schreiber, und bald lag eine Urkunde auf dem Tische, da mit deutlichen Worten zu lesen war — „und das Alles ohne Widerspruch — und wer die neue Stiftung zu hindern droht, der wird mit dem Bann des h. Petrus und der ewigen Verdammniß bedroht." Der Bischof setzte mit mehreren hohen Geistlichen und den drei Brüdern aus Maulbronn den Namen darunter, und fügte das große Stifts-Sigill an.

Freudig ging Wolfram mit seinen Begleitern ins

Jagstthal zurück, denn er hatte zwei Pergamente in seiner Pilgertasche, die den Bau des Klosters nur fördern konnten. Als die Bestätigung des Kaisers und des Bischofs vorgewiesen wurde, da lief Jedermänniglich von allen Gegenden herbei, um zum Bau zu steuern oder selbst Hand anzulegen beim heiligen Werke. Innerhalb weniger Wochen war das Conventgebäude des Klosters fertig und die Mauern des Kirchleins ragten bereits weit über das Fundament. Im Wonnemond des Jahres 1157 schickte Abt Diether von Maulbronn noch neun Brüder zu den drei längst angekommenen — und so bezogen zwölf Brüder das eben vollendete Klostergebäude unter Jubel und Freude, und Dank gegen Gott, der zum Werke seinen Segen gegeben. Doch Keiner dankte inniger, als der Stifter, als er sah, daß das Gelübde erfüllt und sein Wort gelöst war, das er dem sterbenden Vater gegeben. Auf die Burg der Väter wollte er nimmer zurückkehren, denn die letzte Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß das Herz seiner Gattin von ihm geschieden war. Nach wenigen Wochen ließ er sich in die Zahl der dienenden Brüder aufnehmen, denn er wollte lieber Gott als der Welt dienen. Herwig, einer der neun nachgekommenen Brüder aus Maulbronn, wurde erster Abt des neuen Klosters, das, weil es im schönen Thale lag, den Namen Schönthal erhielt.

V.

Kloster Lichtenstern.

Es hat Jemand Löwenstein mit Jerusalem verglichen, gerade auf die Art, wie Rotenburg a. d. T. eine große Aehnlichkeit mit Jerusalem haben soll. Mit eben dem Rechte können wir das Kloster Lichtenstern in Beziehung auf seine Lage mit Nazareth vergleichen. Wie man von Nazareth aus die weite, gesegnete Thalebene Jesreel überschaut, so breitet sich vor dem auf einer Erhöhung liegenden Lichtenstern das offene reizende Thalgelände der Sulm aus, welche in derselben Richtung, wie dort der Bach Kison dem Meere, nordwestwärts dem Neckar zueilt. Wie dort die Berge Samariens den Hintergrund der Aussicht bilden, so fassen hier die blauen Berge der oberen Rheinpfalz das liebliche Gemälde der vor den Augen sich entfaltenden Landschaft mit einem Rahmen ein.

Das ehemalige Kloster Lichtenstern liegt im Hintergrund des Thälchens, das die Sulm bildet, auf einer halbmondförmigen Anhöhe, zu deren Seiten sich das Thal in zwei kleinere Thälchen, die nach oben in die Berge hinein laufen, theilt. Gleich hinter dieser Anhöhe spannt ein mit lustig grünenden Buchenwäldern geschmückter Bergkranz seinen heiteren Bogen aus, von dessen Wänden herab muntere klare Bächlein die Tiefe

des Waldes durchrauschen. In nächster Nähe eine kleine Alpenwelt mit ihren steilen, bewaldeten Bergwänden, ihren romantischen Thalschluchten, ihren smaragdenen Wiesenmatten, ihren lieblichen Weihern, die zwischen stolzen Pappeln freundlich herauf lachen, dann weiterhin das breite offene Thalbecken der Sulm, gleich einem Tableau mit der Abwechslung von Obsthainen, Wiesengründen, Fruchtfeldern, das rechts von heiteren Rebengeländen, links von dunklen Waldhügeln eingerahmt ist — und endlich im Hintergrund die duftigen Bergzüge, die zwischen dem Schwarzwald und Odenwald sich ausdehnen. In dieses stille und heimliche Thal beschloß Frau Luitgard, die Gemahlin Herrn Engelhards des Rothen v. Weinsberg, eine Tochter Walthers, Schenken von Limburg, im J. 1200 ein Kloster zu bauen. Hören wir darüber die naive Erzählung einer alten Schrift über die Gründung des Klosters.

„In dem Bistum Wirzburg ist eine Burg, die heißt Weinsberg, als den Leuten in dem Land fern und nah bekannt ist. Die Herrschaft von derselben Burg war an Ehren, an Gut, an Gewalt mächtig und löblich von natürlicher Art; sie waren ehrbar und mild, weise und gottesfürchtig, als noch heut an denen, die leben, scheinbar ist. Da nun von Gottes Gewalt die Herren von der vorgenannten Herrschaft Weinsberg all todt waren (nicht alle, denn erst jetzt begann das Geschlecht der Herren v. Weinsberg zahlreich zu werden), da blieb ihrer eines Wittwe da,

der hieß der roth Herr Engelhard v. Weinsberg, die Frau hieß Luikh (Lukardis) und war geboren von Limpurg. Derselben Frauen sandte der heilig Geist in ihr Herz, als wir glauben, daß sie wollt stiften ein Kloster grauen Ordens von Eitel Gott zu Lob und zu Ehren, und seiner lieben Mutter Maria, und auch ihres Herren und ihrer selbs Seel und aller ihrer Nachkommen zu Heil und zu Selden (zum Wohl) an Leib und Seele. Da sie in dem Willen fest war, da sandt sie nach ihrer Schwester, der Aebtissin von Himmelthal, dem Kloster grauen Ordens. Die war eine Frau weisen Raths und heiligen Lebens, und ein Spiegel glücklicher Tugend; und ward mit ihr zu Rath, daß sie von den Leuten (weg) in die Einöd des Waldes das Kloster legen, durch das (darum) daß sie in dem Kloster unbekümmert und unbekannt weltlicher Ueppigkeit, lauterlich und ganz alle ihren Sinn und Herz möcht' wenden an das oberste Gut, ihren Gemahl Jesum Christum; und erwählte mit Weiser und Geistlicher Leute Rath in dem diken Wald eine Statt, die hieß Tuffingesthal. Dieselb Statt war ein Theil ihren Kindern eigen, das ander Theil war eines freien Herren v. Hohenrieth, der war ihrer Kinder Mage (Verwandter). Der gab durch ihre Bitte und auch um seiner Seelen Heil sein Theil auch freilich und eigentlich an dasselbe Kloster. Darnach gewann sie des Bischofs von Wirzburg Urlaub und Gunst, das Kloster zu machen.

Und da von Christus Geburt waren 1242 Jahr,

da kam die vorgenannt Aebtissin Frau Burkfindis von Himmelthal, selb dreizehent mit Frauen aus demselben Kloster auf die Hofstatt zu Tuffingesthal, und ward da von ihrer Schwester, der Frauen von Weinsberg schön und ehrlich empfangen, und ward das Kloster da genannt der Lichtenstern. Dieselbe Frauen von Himmelthal waren in dem starken Wald in einem Krankenhause. Da gab ihnen die vorgenannte Frau von Weinsberg ihre Nothdurft hie völliglich; und ehe das Jahr umkam, daß die Frauen waren kommen, da fuhr die Frau von Weinsberg von Gottes Gebot die Fahrt, die Niemand gewenden möchte, und setzte an ihren neuen Stift ihr Gewand und ihre Kleinod; da nahmen sie wohl hundert Pfund mit, und setzte ihnen auch allen ihren Hausrath, Rinder, Schaaf, Bett, klein und groß. Auch setzte sie 300 Pfund, davon man alle Jahr Nutz sollte nehmen. Da hätte sie gern ihr Begräbniß gehabt in ihrem neuen Stift, da war weder Altar noch Kirche geweiht. Da schwuren ihr von ihrer Bitte wegen ihre Ritter und ihre älteren Söhne, die erste Weihe, die da würde demselben Kloster, daß sie sie (wenn sie zuvor anderswo begraben wäre), wollten ausgraben und bestatten in ihrem neuen Stift, dem Lichtenstern. Das ward aber nit gehalten, denn die Frauen konnten noch mochten noch durften nach ihr nit sprechen, als sie billig sollten gehalten haben. Darnach grub sie aus ihres jüngsten Sohn Hausfrau, des alten Grafen von Löwenstein, Gottfrieds Tochter, Frau Mechtild, eine geistliche Frau,

nach ihres Mannes Tod in dem Kloster zu Gnadenthal, und ihre Schwester Frau Kunigund, die Aebtissin zu dem Lichtenstern, und bestatteten sie im Stift Lichtenstern. Da gab Herr Engelhard v. Weinsberg, der Frauen seligen Sohn, der Stifterin, einen Zehenten dar zu Böckingen, der ist wohl 200 Pfund werth, damit soll man den Frauen ihre Pfründ bessern an dem Weine, und soll auch seines Bruders Jahrzeit damit begehen, und der Herrschaft Weinsberg nach Gewohnheit des Ordens ewiglich gedenken. Darnach ward ihnen von der Herrschaft von Weinsberg 120 Pfund, davon soll man den Frauen drei Fuder Wein geben in der Fasten in Ewiglich in demselben Kloster."

So weit die alte Klosterschrift über die Gründung und erste Begabung des Klosters Lichtenstern. Bischof Hermann zu Würzburg nahm das neugestiftete Kloster im Jahr 1243 unter seinen speziellen Schutz und gab ihm den Namen Lichtenstern (Praeclara Stella in der Urkunde).

Unmittelbar nach der Stiftung des Klosters folgte eine Begabung auf die andere, besonders von Seiten der Erben der Stifterin und der nahen Grafen von Löwenstein. Als Papst Alexander IV. im Jahr 1254 die zweite Schutzbulle ertheilte, da bestätigte er viele Güter und Gerechtigkeiten des Klosters, in deren Besitz es innerhalb zehen Jahren gekommen war. In der Bulle werden genannt: Gülten und Zinse zu Steinach, Vogelsperg eine halbe Mühle, zu Buchenau eine halbe Mühle, so wie Aecker, Weinberge und sonstige Güter

zu Morspach, Zinse und Gülten so wie ein Wald zu Hertingeshofen, ein Hof zu Weilersbach, Lautenbach, Swabach, Heinrieth, Häuser und Güter zu Amelharts-Weiler (Ammertsweiler), Haus und Hof, Wiesen und Weinberge zu Affaltrach, zu Erlebach, zu Binswangen, Weinberge und andere Güter zu Wilar, welche Graf Gottfried v. Löwenstein im Jahr 1254 stiftete; den dritten Theil der Zehenten zu Hurwiler, nebst Aeckern, Wiesen, Weinbergen, Wäldern u. s. w. Im Jahr 1255 erhielt das Kloster von Walther Schenk von Limpurg das Patronat über die Kirche zu Bitzfeld, welche im Jahr 1265 völlig dem Kloster einverleibt wurde. Von eben demselben und seinem Bruder Conrad erhielt das Kloster im Jahr 1263 deren Liegenschaften in Flein. Im Jahr 1262 hatte das Kloster bereits einen Hof in Cleversulzbach erworben. Im Jahr 1274 bestätigte K. Rudolf von Habsburg diese Begabung an Gütern, welche der Schenke Walther zuvor vom Reiche zu Lehen getragen. In demselben Jahr schenkte der bereits genannte Graf Gottfried von Löwenstein dem Kloster drei Morgen Weinberge zu Willsbach zu dem Hof, den er schon im Jahr 1254 vergabt hatte. Schon im Jahr 1306 besitzen die Frauen zu Lichtenstern vier Salzpfannen zu Hall. Auch Conrad v. Weinsberg, k. Landvogt in Niederschwaben, Enkel der Stifterin, begabte das Kloster mit Gütern, die er vom Reich zu Lehen gehabt hatte, und K. Albrecht bestätigte im Jahr 1308 diese Vergabung. Zwei Jahre darauf machte derselbe Con-

rad v. Weinsberg die wichtigste Schenkung. Er übergab den ehrsamen geistlichen Frauen, der Sammlung, dem Convent und dem Kloster gemeinlich zu dem Lichtenstern eigentlich und freilich, auch mit allem Recht, all seine Leut, Gut und Recht, und alles sein Weingeld und alles sein Pfenniggeld, Besuchts und Unbesuchts in dem Weiler zu Dindibach (Dimbach) und in derselben Mark, es sei in Holz oder in Feld, Aecker, Weingärten, Wiesen oder Wald, wo sie gelegen sind, oder wie sie geheißen sind, also, daß sie und alle ihre Nachkommen in demselben Kloster dieselben Leut', Gut und Recht, und auch das Weingeld und das Pfenniggeld sollen haben und nießen, freilich und eigentlich, mit allem Recht und allem Nutzen, als ander ihr frei eigen Gut u. s. w. Gleich das Jahr darauf consentirte sein Vetter Engelhard von Weinsberg in die vorige Vergabung, und verzichtete sammt allen Nachkommen auf alle darauf habende Forderung und Gerechtsame. Auch Conrads Söhne, Engelhard und Engelhard Conrad, bestätigten i. Jahr 1331 die Schenkung von Dimbach. Im Jahr 1333 gab Eberhard von Maienfels dem Kloster Kirche und Kirchensatz zu Waldbach, und Ritter Lutz Schott, Amtmann zu Weinsberg, verkaufte später das Dorf selbst an das Kloster. Im Jahr 1366 erhalten die Klosterfrauen von Rugger Scheppach Güter zu Brezfeld. Im Jahr 1367 freit und eignet der Edelknecht Engelhard v. Maienfels dem Kloster Lichtenstern den halben Beyershof (zu Dimbach), welcher bisher von ihm

zu Lehen gegangen. Derselbe entsagt in demselben Jahr zu Gunsten der Aebtissin Uta v. Burleswagen zu Lichtenstern allen seinen Ansprüchen und Rechten an der Kapelle zu Schwabbach. Im Jahr 1372 verkaufen die Söhne des verstorbenen Herbrants v. Hofheim, Kraft, Kunz, Herbrant und Hans ihre Ansprüche an dem Hof sammt Leuten und Gütern zu Schwabbach, an Aebtissin und Convent von Lichtenstern um 80 Pf. Heller. Im Jahr 1384 verkauft der Bürger Hans Lange zu Weinsberg den dritten Theil des großen und kleinen Zehenten zu Dimbach um 150 Pf. Heller. Einen weitern Antheil an diesem Zehenten verkaufen im Jahr 1390 derselbe Lange, sowie Hans Fuchs und Conz Worzel ans Kloster. Im Jahr 1453 verschreibt Herr Diether v. Neipperg wegen Aufnahme seiner Tochter Elisabeth 10 fl. von seinem Hof und Gut zu Affaltrach jährliche Gült. Im Jahr 1466 erläßt Graf Kraft v. Hohenlohe dem Kloster Lichtenstern gegen Erlegung von 30 fl. eine Gült von 3 Pf. Pfeffer vom Zehenten zu Hambach und Hohensultz. J. J. 1367 erwirbt das Kloster den Pfarrsatz zu Unterheimbach, in den Jahren 1396, 1416, 1420 Güter zu Obereisisheim, später einen Hof von Conrad v. Weinsberg, und im Jahr 1451 einen Theil des Fleckens selbst. Wir hören bisher von lauter guten Zeiten des Klosters, aber mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wendete sich das Blättlein, und es ging an's Verkaufen. Im Jahr 1493 verkauften Abt und Convent einen Theil des Dorfes Obereisis-

heim sammt dem Kirchensatz an Conrad v. Lomersheim. Im Jahr 1495 verkauften sie einen Theil ihrer Güter an Graf Kraft v. Hohenlohe, weil sie die Zinse ihrer Schulden nicht aufbringen konnten.

Ein trauriges Loos erging über das Kloster Lichtenstern im Bauernkriege (13. April 1525), denn es war gar zu nahe der Stätte, wo die wilden Bauernrotten ihre grausigste That übten. Von Oehringen zog ein Theil der Schaar, welche auf Weinsberg ihr Absehen richtete, ins Kloster: es waren 400 Mann, also Leute genug, um das Kloster im einsamen Thal feindlich heimzusuchen. Wohl müssen die Nonnen zuvor Nachricht bekommen haben, daß sie von solchen Gästen Besuch bekommen würden; sie machten sich alle davon, nachdem sie ihre werthvollste Haabe vor diesen Kistenfegern in Sicherheit gebracht hatten. Sie flüchteten nach Heilbronn, wo sie in ihrem Pflegehof eine sichere Zuflucht fanden. Als die Bauern ankamen, war das Nest leer, aber sie fanden noch genug Gegenstände, an denen sie ihren Muthwillen auslassen konnten. Auf die Keller war immer ihr Hauptaugenmerk gerichtet. Als sie, wie in Mergentheim, sich über und über voll getrunken, stießen sie den Fässern die Böden ein und ließen den Wein auf die Erde laufen, wohl nur den 24ziger Jahrgang, denn der war damalen gering gewachsen. In dem Klostergebäude zerbrachen sie Thüren und Fenster und warfen die Ofen zum Fenster hinaus. Nachdem sie es rein ausgeplündert hatten, warfen sie noch zum Abschied Feuerbrände hinein, die

aber keine so große Zerstörung anrichteten. Denn, als der Bauernjörg die tollen Bauern bei Königshofen aufs Haupt schlug, da verließen die Nonnen ihr Asyl zu Heilbronn, zogen wieder ins Kloster ein, und waren froh, daß doch noch die Gebäude standen. Aber mit der Herrlichkeit des Klosters ging es doch bald zu Ende. Als Herzog Ulrich wieder in seine Lande eingesetzt wurde, und die Reformation einführte, wurde auch das Kloster Lichtenstern reformirt. Die Nonnen erhielten, wie in den andern Klöstern, Prediger, welche sie in der evangelischen Lehre unterrichten sollten, aber das behagte nicht Allen, wie es in den meisten Klöstern der Fall war. Zwischen Gehen und Bleiben wurde nun den Nonnen die Wahl gelassen. Wer das Kloster verlassen und ein anderes Unterkommen suchen wollte, konnte es thun und erhielt ein Leibgeding von 40 Gulden; wer bleiben wollte, durfte bleiben bis zu seinem Tod, mußte sich aber in die evangelische Klosterordnung fügen. Novizen durften keine mehr angenommen werden. Die Lichtensterner Nonnen machten zwar Versuche, den Herzog Ulrich, und später seinen Nachfolger Herzog Christoph zu bewegen, es beim Alten zu lassen; diese aber blieben standhaft bei ihrer Verordnung. So starben die alten Nonnen nach und nach ab. Im Jahr 1575 war keine mehr im Kloster zu finden; die letzte war im Januar des genannten Jahrs gestorben. Ueber 300 Jahre hatten beständig 15 bis 20 Nonnen im Kloster gelebt, darunter Frauen von den vornehmsten Geschlechtern.

Nach der ersten Aebtissin Burkfindis war Kunigunde, eine Tochter des Grafen Gottfried von Löwenstein, noch in den ersten Zeiten Vorsteherin gewesen. Das Haus Hohenlohe hatte besonders manche Tochter darin versorgt. So war Anna v. Hohenlohe, eine Tochter Herrn Gottfrieds v. Hohenlohe, im Jahr 1492 Aebtissin des Klosters geworden. Ursula v. H., desselben Tochter, war im Jahr 1499 Schwester allda. Im Jahr 1512 wurde Helena, des Grafen Krafts v. H. Tochter in das Kloster aufgenommen, und wurde später Aebtissin zu Gnadenthal. Töchter aus allen vornehmen Geschlechtern der Gegend haben sich an dieser Stätte Gott geweiht. Die meisten haben im Kreuzgange des Klosters ihre Ruhestätte gefunden. Noch im letzten Jahrhundert waren die Grabmale der Stifterin Luitgard, sowie ihrer Schwester Burkfindis vorhanden. Wo sind jetzt ihre Namen? wo ist ihre Asche? wo sind die Freuden und Schmerzen, welche die Herzen der Himmelsbräute bewegten, wo die Thaten, die sie an dieser verborgenen Stätte verrichtet? Gott hat sie in ein Buch geschrieben; das Buch der Geschichte schweigt davon. So geht sie still über tausendfaches Wohl und Wehe hinweg und spurlos fallen der Menschen Geschlechte, wie falbe Blätter auf die Erde.

Unter Herzog Christoph wurden die ehmaligen Güter von Lichtenstern, welche jetzt das evangelische Kirchengut ausmachen, durch eigene Kloseroberamtleute verwaltet. Auch Lichtenstern wurde der Sitz eines solchen Kloster-

oberamtmanns. Es hatte immerhin noch viele liegende Güter, Zehenten, Gülten und Zinse. Das war auch bei dieser Klosteraufhebung der katholischen Parthei ein Dorn im Auge. Darum, so bald sie nach der Schlacht bei Nördlingen wieder ihr Haupt erhob, nahm man sich alsbald wieder der Klöster an. Im Jahr 1639 nahm der Abt von Kaisersheim das Kloster Lichtenstern in Besitz, und setzte eine neue Aebtissin ein. Herzog Eberhard III. ließ zwar derselben die Kloster- und Kellerschlüssel abnehmen, und schaffte sie bald darauf selbst aus dem Kloster; aber der Abt von Kaisersheim wirkte beim kaiserlichen Hof mit leichter Mühe einen Befehl aus, in Folge dessen er im Jahr 1640 abermals eine Aebtissin, Namens Marie Jakobine, einsetzte. Der Herzog klagte zwar bei der damals gehaltenen Reichsdeputation, konnte aber Nichts ausrichten, bis Aebtissin und Nonnen nach erfolgtem Westphälischen Friedensschluß das Kloster auf immer räumen mußten. Von da an bis 1811 waren zu Lichtenstern 11 Klosteroberamtleute. In diesem Jahr wurde das Klosteroberamt aufgehoben; man brauchte keine Klosteroberamtleute mehr, denn König Friedrich hatte das Kirchengut eingezogen und für Staatsgut erklärt. Von 1748 an war ein eigener Pfarrer zu Lichtenstern, der in dem Klostergebäude wohnte. Im Jahr 1808 hörte die Pfarrei auf und Lichtenstern wurde ein Filial von Löwenstein. So war das Klösterlein nach und nach entvölkert; zuletzt

wohnte hier nur noch ein k. Revierförster mit seiner Familie. Da die Klostergebäude fast unbewohnt dastanden und immer mehr zerfielen, so kam man von Seiten der Regierung auf den Gedanken, um Kosten zu ersparen, das altehrwürdige Klösterlein auf den Abbruch zu verkaufen. Ja es kam sogar schon zu einem Verkauf für 800 fl., aber der Kauf war von der Regierung noch nicht bestätigt. Da erhob ein ungenannter Menschenfreund im Beobachter für das arme Klösterlein Klage, und forderte zum Mitleiden auf, daß man es doch retten möge von den Händen der Zerstörer. Und seine Klage war nicht umsonst, denn der edle Schulinspektor Zeller, unser Landsmann, der kurz zuvor aus Preußen heimgekehrt war, machte den Kauf des Klösterleins rückgängig, und erwarb es als sein Eigenthum. Im Mai 1835 zog er mit seiner Familie dort ein, und ließ das Oberamteigebäude zu seiner eigenen Wohnung einrichten, auch das Kirchlein wieder herstellen und den Conventgarten schön anlegen. Sein nächstes Augenmerk war sodann, für arme verwahrloste Kinder hier eine Rettungsherberge einzurichten. Diese kam auch, da viele Kinderfreunde beisteuerten, zu Stande, und konnte schon im J. 1836 mit 12 Kindern eröffnet werden, deren Zahl am Schlusse des genannten Jahrs bereits auf 32 stieg. Mit dem Jahr 1838 wurde der ursprüngliche Plan dahin erweitert, daß zu Lichtenstern noch eine Anstalt für freiwillige Armenschullehrer errichtet würde. Diese

ist nun auch längst ins Leben getreten, und besteht neben der Kinderrettungsanstalt in großem Segen. So wird die Absicht, in der das alte Lichtenstern gegründet wurde, jetzt nach Jahrhunderten noch erreicht, und ist wieder ein lichter Stern im einsamen Thale geworden, der schon manches junge Herz zur Krippe des Kindes und zum Heiland gewiesen, an den wir, wie die alte Stiftungsurkunde lautet, „als an das oberste Gut alle unsre Sinne und Herz wenden sollen."

Lichtenstern in seiner Gegenwart ist beinahe ganz noch das alte, wie es in der Vorzeit gewesen, nur daß die Ringmauer weggenommen ist. Es bildete früher ein aus vier Flügeln bestehendes Gebäude, in dessen Mitte ein geräumiger Hof, ein Theil des jetzigen Conventgartens, sich befand. Die Kirche, welche jetzt zur Hälfte mit Einbau versehen, und Wohnung des dermaligen Hausvaters ist, war einer dieser Flügel. Die übrigen drei waren Wohnungen der Aebtissin und der Nonnen. Einer dieser Flügel, das sogenannte Zellengebäude, welches keinen Einbau hat, steht zum Theil noch. Es waren darin die Zellen der Nonnen rechts und links von einem mitten durchs Gebäude gehenden Gang getrennt. Im untersten Stock der drei Flügel liefen bedeckte Hallen, die gegen den innern Hof gerichtet waren und in ihren Bögen schöne Verzierungen hatten (der Kreuzgang). Im sogenannten Bandhaus, jetzt der Wohnung der Mädchen, waren die Naturalien des Klosters aufgespeichert, auf den

oberen Böden die Fruchtvorräthe; unten in dem großen Keller, der seines Gleichen in Wirtemberg sucht, lagen die trefflichen Weine. Das Thorhäuslein ist noch das alte, worin der Klosterthorwart wohnte. Die Oberamtei, in der nun die Schullehreranstalt, das Wirthshaus, das Försterhaus, die Scheunen und Ställe, sind alle viel später erbaut worden. Die Kirche ist, abgerechnet das Wenige, was wieder hergestellt worden, noch das ehrwürdige alterthümliche Kloster-Kirchlein, das der Jungfrau Maria geweiht war. Daher das noch vorhandene schöne Altargemälde, welches die Krönung der Maria darstellt. Die beiden Flügel des Hochaltars enthalten bildliche Darstellungen. Es ist ein Denkmal der Kunst aus der oberdeutschen Schule vom Anfang des XVI. Jahrhunderts, das einzige Kostbare aus der alten Klosterzeit.

Zum Schlusse verweisen wir noch auf das liebliche Gedenkbüchlein „Lichtenstern," verfaßt von Inspektor L. Völter (1840), aus dem wir das Meiste vom Gegebenen entnommen. Auch geben wir noch eines der herrlichsten Gedichte unsres lieben Justinus Kerner, wohl die schönste Beigabe, welche wir dem Leser bieten können.

Luitgardis von Weinsberg.

Zu Weinsberg steht ein Hügel,
Der grauer Vorzeit Trümmer trägt,
In denen Westhauchs Flügel
In stiller Nacht die Harfe schlägt.

Hörst Du dieß fremde Klingen
Vom Berge durch die Rebenflur?
Fragst Du: woher dieß Singen?
Singt ihren Kummer die Natur?

Ich Armer, halb erblindet,
Saß jüngst dort auf bemoostem Stein;
Da hat der Klang entzündet
Im Innern mir den hellsten Schein.

Ja, Dank dem Traumgesichte,
So mir die äuß're Nacht zerstreut! —
In mir im hellsten Lichte
Steht dieses Berges alte Zeit.

Da ragen hohe Thürme,
Da steht ein langes Ritterhaus,
Ringmauern, felsige Schirme,
Die blicken stolz das Thal hinaus:

Da reiten kühne Ritter
Durch's Eisenthor im Kleid von Stahl —
Doch aus Verließes Gitter
Statt Harfenlaut — tönt Laut der Qual.

Und in der Burgkapelle
Da kniet in tiefer Finsterniß
Beraubt der Augenhelle
Die fromme Gräfin Luitgardis.

Sie spricht, und Thränen fließen:
„Bekränzt hat heut mein Kind dein Bild
Mit Lilien und Rosen,
O Mutter Gottes, reich und mild!"

„Nur einmal noch laß sehen
Den Gatten mich, das süße Kind!
Dann werd' ich, soll's geschehen
Nach Gottes Rath, gern wieder blind."

Lang fleht sie so in Nächten,
Bis draußen auch erstirbt das Licht;
Als plötzlich ihr zur Rechten
Maria strahlet, steht und spricht:

„O Menschenleid, hast Gränzen!
Dir werde mehr, als Du gefleht!
Blick auf und sieh erglänzen
Den Stern, der licht gen Morgen steht!"

Das Fenster der Kapelle
Aufwehet Paradiesesduft;
Aufblickt die Gräfin helle
Und sieht den Stern in blauer Luft.

Sieht hoch aus goldnen Lüften
Die Mutter Gottes lächelnd mild;
Ein wundersüßes Düften
Ringsum das Rebenthal erfüllt.

Des Dankes Thränen flossen
Aus Augen klar, nie wieder blind,
Auf des Altares Rosen,
Und die der Luft — auf Mann und Kind.

Und dort, wo sie erschaute,
Den lichten Stern — am Walde fern,
Ein Kloster sie erbaute;
Das hieß zum Dank sie: Lichtenstern.

Die Glocken hör ich klingen,
Hör in des Chores Heiligthum
Viel zarte Stimmen singen:
„Der Mutter Gottes Preis und Ruhm!"

Des innern Schauen's Schimmer
Ungern aus meiner Seele schwand.
Da lag die Burg in Trümmer
Und die Kapelle nicht mehr stand.

Und wehmuthsvoll aus Mauern
Klang mir der Aeolsharfe Laut,
Als hätt Natur zum trauern
Sich ein Asyl hier aufgebaut.

Ich rief: „O du Kapelle,
Zeig mir von dir noch einen Stein!
Um meiner Augen Helle
Soll heiß auf ihm gebetet sein!“

„Und du Maria, Reine!
Kommts, daß mein Auge decket Nacht,
Hier mir in Lieb erscheine
Und zeig mir eines Sternes Pracht!“

„Kein Kloster kann ich bauen;
Doch, Muttergottes! mein Gesang
Sollt tönen lieben Frauen
Zum Preis und Ruhm mein Lebenlang!“

VI.

Ruine Kallenberg

an der Donau.

Du hast, o Strom, dir Bahn gefressen,
Durch dieses wilde Felsenland;
Und stürzen manchmal auch vermessen
Noch Blöcke von der Zackenwand,
Du ziehst in Siegerruh die Straße,
Die Felsen starren längst vor Hasse.

Was können sie dawider machen,
Daß zwischen ihrem Grause hin
Der Waldung grüne Büsche lachen,
Raubvögel höhnend sie umzieh'n,
Und daß der Mensch im Frevelsinne,
Sich Schlösser setzt auf ihre Zinne.

Der hat sich Brücken rings geschlagen
Zu diesen Zinken, schwindelnd hoch, —
Und bei dem schroffsten Sinne tragen
Sie doch der Burgen altes Joch.
O Strom, wie furchtbar einst zu schauen,
Mir graut vor dir und diesen Bauen.

So singt im Anblick des herrlichen Donauthals der gemüthliche Carl Mayer, und er muß an der Stelle

gestanden seyn, die freilich die romantisch-schönste des ganzen Thales seyn möchte. Es ist jener wilde Seitenwinkel des Thals, über dem die Reste der uralten Burg Kallenberg von einem hohen Felsen ins Thal schauen, und wo die Donau sich die Bahn bricht in das auf einmal sich zusammendrängende enge Felsenthal, so daß sie an einigen Stellen kaum Raum zu einem schmalen Fußpfad übrig läßt. Selbst Diejenigen, welche die schönsten Gebirgsparthien Deutschlands, der Schweiz und Tirols durchwandert haben, staunen an diesen pittoresken Gestalten des Gebirges, wo sich die Scene fast alle hundert Schritte verändert, und müssen bekennen, daß wir so oft in weiter Ferne suchen, was wir in gleicher Großartigkeit in der Nähe finden können.

Von der Veste Kallenberg sind noch mächtige Mauerringe, besonders aber ein ziemlich hoher, viereckigter Thurm vorhanden, der noch für ein Ueberbleibsel aus der Römerzeit gehalten wird, ob wir ihn gleich lieber für ein germanisches (allemanisches) Bauwerk erklären. Schon frühe werden die Besitzer der Veste Kallenberg in Urkunden genannt. Im Jahr 1221 kaufen Abt und Convent zu Salmansweiler von Walther von Kallenberg einen Mansus zu Nufron und einen Hof zu Herwigsweiler für 80 Mark. Im Jahr 1225 überlassen Abt und Kapitel zu Reichenau an das Stift Salmansweiler einen Mansus zu Nuferon, welchen Heinrich von Caleberc zu Lehen gehabt; sie erhalten dagegen vom Stift eine Hube zu Linz und

eine andere in der Nähe im Weiler Ekke, so wie sieben Jaucherte, welche der genannte H. v. Caleberg zu Lehen haben soll. Im Jahr darauf überlassen Abt und Convent zu Reichenau eine Hube zu Nuferon, welche Walther v. Caleberc von der Reichenau zu Lehen getragen, und empfangen tauschweise dagegen sieben Schuppposen im Weiler Linz, welche Heinrich v. Caleberc zu Lehen hat. Gerade gegen das Stift Salmansweiler müssen die Herren von Kallenberg in späterer Zeit manche Unbilde begangen haben, denn im Jahr 1253 vergaben die fürsichtigen und weisen Männer, Walther, Rüdeger und Rudolf, Gebrüder v. Caleberg, mit Zustimmung ihrer Hausfrauen Ita und Elisabeth, so wie ihrer Nachkommenschaft, zwei Huben von ihren Gütern, nemlich 72 Jauchert mit Wiesen und Weiden, welche man nennet in Hohenmerge und Löchen, zu dem an ihre Schloßmarkung angränzenden Salemer Gut in Gründelbuch, und außerdem Besitzungen auf dem Burgfeld. Die Vergabung geschah zum Heil ihrer Seelen und zum Ersatz für die mannigfaltigen Schäden, die sie dem Stift Salem zugefügt. In demselben Jahr verkaufte Rüdiger von Caleberc für sich das Vogtrecht über einen Hof in Buchheim an das genannte Stift. Ebenfalls in diesem Jahre verkaufen Walter v. Kallenberg der Aeltere und Heinrich von Wildenfels an das Kloster Beuron ein Gut in Irrendorf, unter des Grafen von Hohenzollern Siegel. Im Jahr 1263 bestätigt Graf Mangold von Nellenburg, als Hermann v. Aphelow seine Besitzungen zu Kippen-

hausen an Arnold v. Mersburg verkaufte, welche er noch kürzlich von den gestrengen Männern Rudeger, Rudolf, Walther und Heinrich, Gebrüder zu Callenberch zu Lehen getragen, daß die genannten Herren v. Kallenberg ihre Eigenschaft über diese ihnen resignirten Güter für zwei Mark Silber an das Stift Salem abgetreten. Zuverläßig sind diese vier Herren von Kallenberg Söhne des schon im Jahr 1221 lebenden Walthers des Aelteren v. Kallenberg gewesen. Aus dem Titel, den die letztgenannten Brüder von Kallenberg, wie auch die im Jahr 1253 vorkommenden führen, könnten wir schließen, daß die Herren v. Kallenberg dem Stande der freien Herren angehörten. Nach gräflich Hohenberg'schen Urkunden sollen sie Vasallen der Grafen von Hohenberg gewesen seyn. Wie und wenn das edle Geschlecht ausgestorben, wissen wir nicht anzugeben; seit den im Jahr 1289 genannten Herren von Kallenberg kommt der Name nimmer vor. Vielleicht sind die Grafen v. Sonnenberg ihre Erben geworden. Im Jahr 1476 finden wir diese im Besitz der Burg. Sie lagen mit dem Kloster Salem eben über jene Güter, welche die älteren Besitzer vergabt hatten, in einem Prozeß. Derselbe wurde durch ein Schiedsgericht, in dem der damalige Obervogt Wilhelm von Neuneck zu Tuttlingen präsidirte, zu Gunsten des Stifts Salem entschieden. Später finden wir Kallenberg im Besitze der Truchseße von Waldburg. Im Jahr 1702 kam Kallenberg an den Freiherrn Marquard von Ulm, bei dessen Familie es

bis jetzt geblieben. Wie die Burg Kallenberg zur Ruine geworden, finden wir nirgends überliefert, aber es muß ein gewaltiger Sturm über dieses starke und feste Felsenhaus gekommen seyn, und vielleicht mehrere Male, denn einer hätte die Burg nicht so sehr niederwerfen und in Trümmer schlagen können. Als der Verfasser dieser Blätter das Donauthal mit seinen Burgen heimsuchte, und auch die Ruine Kallenberg in drückender Sonnenhitze hinanstieg, hat ein altes Mütterlein vom Gründelbuchhof eine kühlende Milch dem erhitzten Wanderer dargeboten, ohne eine Belohnung dafür anzunehmen, indem sie naiv sprach: „i geb's jo nau meine Saua." — Aber noch erquicklicher, als der kühlende Trank, war für den Antiquarius

die Sage vom weißen Fräulein von Kallenberg,

die ihm das gesprächige Mütterlein mitgetheilt, und die nun dem freundlichen Leser in ihrer sinnigen Einfalt mitgetheilt wird.

Der Thurm der Burg Kallenberg verschließt noch unermeßliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit sich gebracht aus den heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten. Während des Ritters Abwesenheit hatte aber ein schmucker Mühlknappe von der Mühle im Thale unter der Burg das Herz seines einzigen Kindes geraubt. Vor Verzweiflung über diese Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte

Ritter die Tochter und stieß sie aus der Veste. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über seine grausame That das Herz des Vaters und verdüsterte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren, und dieselben in den Gewölben des Thurmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Besucher verschlossen, und nur zur Plage seiner Vasallen stieg jetzt der Ritter zuweilen aus seinem Felsenhorste hernieder. Nun schwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle, während eine hohe finst're Gestalt an den jenseitigen Felswänden auf- und absteigt und die Hände ringt. Wagt es aber einmal ein Habsüchtiger, in der Mitternachtsstunde zu dem Thurm hinaufzuklimmen, um die Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der keck genug war, einst die Zinne des Thurms zu erklettern, stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; besonders hold ist sie den Liebespärchen von unwandelbarer Treue; oft schon stand sie auch braven Frauen in Geburtsnöthen bei, wenn die Hebamme nicht schnell genug von Leiberfingen oder Krähenheinstetten herüber kommen konnte.

VII.

Ruine Rosenstein.

Vom Städtchen Heubach aus steigt man am bequemsten auf den Rosenstein. Man kann da und dort lesen, der große Reichthum wilder Rosensträucher habe dem Berge, dem Felsen den Namen gegeben. Es könnte seyn, wenn es nicht anders wäre. Auf dem Rossenstein hat es gerade so viele Rosen, wie überall in den Wäldern. Das Wappen, der Roßkamm, und das alte Wort hros, ros entschieden ganz sicher für seines Namens Bedeutung; Rossenstein heißt so viel als Roßburg, Roßberg. Der Berg, ziemlich stark hervorspringend, ist mit seiner Biegung etwa eine Stunde lang, hängt mit der Ebene des Aalbuchs zusammen, und ist auf den Seiten durch das Heubacher- und Lauterthal vom Scheuel- und Pfaffenberg abgeschnitten. Den Fuß bedecken gute Fruchtäcker, dazu kommt ein Schaafweidestrich und dann eine Niederwaldung. Die Burg auf dem gewaltigen majestätischen Felsen bei Heubach, der südwestlichen Ecke des Berges, hat offenbar dem ganzen langgestreckten Berge den Namen gegeben; Lautern zu heißt der Berg und die Waldung „der Stein.“ Ein mächtiger, imposanter Felsenkranz mit lothrechten Wänden ziert theilweise die Stirne des Gebirges zur Remsseite hin. Die prächtige Aussicht über das wellige Hügelland nach Westen und Norden

lohnet reichlich die Mühe des Erklimmens; gegen Süden verhindern Anschwellungen des gleich hohen Albuches jegliche Fernsicht. Eine würzige Luft, gesättigt vom herrlichsten Duft der zahllosen Wald- und Bergpflanzen, wodurch der Rossenstein auch für den Naturforscher wichtig wird, erquickt oben in den milden Monaten die Brust des Wanderers, und der lustige Vogelgesang ergötzt besonders Morgens und Abends das lauschende Ohr. In den Klüften und Löchern der Felsen nisten indeß auch wilde Tauben und Weihen. Der Felsen gegen Heubach, 2186 pariser Fuß über dem Meere (= etwa 2400 württemb. Fuß) trägt die Ruine der alten Raub- und Ritterburg, das Felsennest der Rossensteiner. Man muß staunen über die Kühnheit, welche auf dem schroffen, 110 Fuß hohen senkrechten Felsen von beträchtlichem Umfang eine Veste und Zwingburg baute. Die Ruinen lassen auf eine ungemein starke und sichere Burg in damaliger Zeit schließen. Ein schroffer, 50 Fuß tiefer Felsengraben (Bärenberg) schied die Burg gegen Norden und Nordosten vom Berge. Ob die Natur diese Schlucht gebildet, oder ob sie mit unermeßlicher Mühe von Hörigen (Leibeigenen) eingehauen ist, darüber sind die Meinungen verschieden getheilt. Gegen Südosten mußte die kecke Kunst der Natur entgegenkommen und den Felsenabhang mit Mauern besetzen und einfassen. Von drei Seiten her war eine Erstürmung rein unmöglich. Ringsum sind die Mauern noch mehr oder weniger erhalten; doch hat der scharfe Zahn der Jahrhunderte

gewaltig an ihnen genagt. Auf der Südwestseite Heubach zu steht noch die stärkste, eine 6′ dicke und 16′ hohe Quadermauer. Knaben und Mädchen springen manchmal in dieser schwindelnden Höhe über die Mauer hin, und suchen wohl einander den Vorrang abzulaufen; ein falscher Tritt, ein Schwindel würde sie zerschmettert in die Tiefe stürzen. Die Aussicht aus den noch stehenden vier Fensteröffnungen der Ruinen auf Heubach und in die engen Schluchten und Thäler hinab (Steinschraube, Glas- und Beerenthal) ist wild romantisch. Auf der Seite zur Rems hinaus läßt sich ein runder Thurm recht gut erkennen. Auf der östlichen Linie laufen noch zwei niedrige Mauerreste, und da, wo der Felsen auf dem Bergrücken gleichsam aufsitzt, saß ein viereckiger Thurm, an den sich ein bedeckter Gang, tauglich zur Stallung, Keller, Vorrathsspeicher, lehnte, bis zum jetzigen gewöhnlichen Eingangspunkte. Leider ist das ganze Innere der Veste mit elendem Gebüsch überwachsen. Die heutige Forstwirthschaft ist in solchen Dingen zu sparsam, oder überhaupt interesselos, um für Natur- und Geschichtsfreunde eine kaum nennenswerthe Ausgabe für die Abholzung gefälligst anzuweisen und zu machen. Unten im Felsen ist die vordere Scheuel, eine kleine Höhle mit riesigem Eingang, scheuerthorartig, 40′ hoch, 20′ breit, 70′ lang. In dem Hintergrunde liegt ein Felsblock, über den jedoch hinweggestiegen werden kann. Eine uralte Klosterlegende und Volkssage läßt den Heiland hieher fliehen. Die Spuren seiner Fuß-

stapfen waren die sogenannten Herrgottstritte. Die fromme Sage und Dichtung verlegt auch einen Theil der Versuchungsgeschichte hieher. Der Herr aber habe den Satan gefaßt und in die benachbarte Teufelsklinge (etwa eine Stunde von der Burgruine entfernt an der herrlichen Steige nach Bartholomä, mit einem zeitweise hübschen Wasserfalle) gestürzt. Dann sei er sieghaft über das Thal von Heubach, das damals noch lauter Wald gewesen, hinweggeschritten, und habe den Fuß auf den nun verwitterten Felsen des Scheuelberges gesetzt, der unter seinem Tritt aus Ehrfurcht gezittert habe. Die Herrgottstritte sind jedoch schon seit Jahren nicht mehr sichtbar. Das in der Rosensteinscheuer herabtröpfelnde Wasser war lange als Augenmittel berühmt und gesucht. Hier stand von 1530—1740 ein im Volksglauben wunderthätiges Marienbild, zu dem man aus der Umgegend gerne wallfahrtete. Schon die Stuttgarter Synode von 1651 gab einen Spezialerlaß dagegen. „Die Wallfahrt auf den Rosenstein betreffend ist befohlen worden, man solls abtreiben, wie man könne, daß man nit weiter access hab, solls verhauen, verschlagen, item Wallfahrtsleut sträflich anziehen, es in vicinia (Nachbarschaft) kund thun, es verbieten, sie warnen. Würd dann Jemand halsstarrig ergriffen, solls exemplarisch geahndet werden.“ Es blieb indeß beim Verbieten; die Wallfahrten dauerten fort. Im vorigen Jahrhundert verbreitete sich das Gerücht, die Mutter Jesu habe den glorreichen Kampfplatz ihres Sohnes

besucht; wenigstens wollten sie einige in einer von der Morgensonne vergoldeten Nebelsäule eines Tages gesehen haben. Die Wallfahrten, zu denen nun aufgemuntert wurde, und wozu auch die Ellwanger Gegend ihr Contingent lieferte, nahmen zu; es entstanden im Städtchen mehrmals Unordnungen, Schlägereien und Gelage, und die herzogl. württemb. Regierung ließ laut Befehl vom 8. Juni 1740 durch den Oberamtmann Pistorius zu Heubach am 14. Juni 1740 den Platz „mit einem guten Partikel des Felsen" in die Luft sprengen. Noch sind in der Scheuer, gerade unter der Burg, die Bohr- und Pulverlöcher sichtbar. Von der Burg führte eine Zugbrücke auf den Lärmfelsen (Allarmplatz). Hier kann und soll schon ein römischer Wartthurm gestanden haben; denn zu einem Hochwächter und Luginsland ist die Stelle vollkommen geeignet. Da, wo die Schieb- oder Zugbrücke auffaß, was noch Spuren am Rande zeigen, wollen einige den einen Herrgottstritt finden; allein dieß ist eine verzeihliche Verwechslung. Es wurde ja „als ein von der Aelte der Zeit und vom Regenwasser successive formirtes Loch und natürlicher Riß," woraus der Aberglaube den Herrgottstritt schuf, amtlich zerstört. Der vom Scheuelberg wurde ebenfalls weggenommen, auf dem Rathhause aufbewahrt, ist aber längst nicht mehr vorhanden, sondern vielleicht in fremde Antiquitätenhände gewandert. Kenntnißlose Leute glauben und behaupten sogar, die Zugbrücke habe als eine lederne Brücke oder Wasserleitung den

Rossenstein und Hohenberg mit einander verbunden, was begreiflicher Weise der Entfernung halber rein unmöglich ist. Der freie Raum auf dem Lärmfelsen, ein beliebter Platz für viele Besucher — auch der Heubacher Liederkranz macht alle Jahre eine Frühlingsfahrt hieher — gewährt eine entzückende Aussicht. Der Blick streift auf eine Menge von Feldern, Waldungen, Höfen, Weilern, Dörfern. Hervorragende Punkte sind: der Bernhardsberg, Rechberg, Hohenstaufen, Hohenstatt, Schönenberg und Schloß von Ellwangen, der Braunenberg bei Wasseralfingen, der Einkorn bei Hall und der Hesselberg bei Wassertrüdingen (Anspacher Gegend). Ueber die Teck hinaus sind mit dem Fernrohre noch die Berge bei Reutlingen und Hechingen zu unterscheiden.

Der Lärmfelsen war durch einen tiefen, noch erkennbaren Graben geschützt, und scheint durch ein Vorwerk mit zur Burg gehört zu haben. Man entdeckt noch hie und da Fahrgeleise der ausziehenden Ritter und sonstigen Bewohner. Außerhalb des Grabens ist eine etwas geneigte Ebene, die offenbar als Garten und als Tummelplatz für ritterliche Uebungen benützt worden ist. Jetzt wächst hier eine Baumkultur empor, und in einem halben Jahrhundert ist wohl die Fläche völlig bewaldet. Ein abermaliger Graben, der von einer Seite, der Bärenhalde (Beerenhalde) her als gewöhnlicher Fußpfad benützt wird, schützte den Burggraben. Ob die Burg bei ihrer felsigen und erhabenen Lage genügend mit Trinkwasser versehen

war, ist sehr zweifelhaft. Was tief unten im Thale der Schloßbrunnen heißt, steht sicherlich mit der Burg in keiner Beziehung. Seine Lage und Quelle am Schloßberge schöpfte ihm im Orte diesen Lokalnamen.

Ueber die Burg Rosenstein und ihre ältesten Besitzer ist nur Weniges in Urkunden und Chroniken zu finden. Schon im Jahr 1290, unter Kaiser Rudolf von Habsburg, der erst den Raubrittern zu Leibe ging, soll die Burg zerstört worden seyn. Ein kaiserlicher Hauptmann, der ausgesendet war, um die Burg zu zerstören, knüpfte auf der Jagd in den Wäldern um die Burg einen Liebeshandel mit einem Fräulein vom Schlosse an, die ihn dann durch einen heimlichen Gang in die Burg aufgenommen. Zum Dank für diesen Liebesdienst öffnete er seinen Leuten die Thore, und nun wurde die Burg zerstört, aber wohl nicht von Grund aus. Erst nach dieser Zeit werden Ritter von Rosenstein genannt. Ein Haug von Rosenstein verkaufte im Jahr 1338 das Schloß Röthenberg an den Schenken Albrecht von Limburg, ein Jörg von Rosenstein erscheint bei dem Turnier zu Stuttgart im Jahr 1484. Letzterer war wohl nicht mehr im Besitze der Burg, denn schon im 14. Jahrhundert war sie ein Besitzthum der Grafen v. Oettingen und wurde im Jahr 1360 mit Lauterburg, Heubach und Aalen von ihnen an die Krone Böhmen verkauft. Unter Karl IV. wurde sie mit denselben Orten durch Tausch dem deutschen Reich einverleibt. Im Jahr 1377 verpfändete sie der Kaiser an den Grafen Eberhard den

Greiner v. Wirtemberg, dieser verpfändete sie vor 1431 an die Herren v. Wöllwarth. Im Jahr 1431 löste sie Conrad v. Frauenberg von denen von Wöllwarth zu lebenslänglicher Nutznießung ein; 22 Jahre später im Jahr 1453 wird sie zum zweiten Mal Wöllwarthisch, aber bald wieder von Wirtemberg eingelöst. Zum dritten Mal wurde die Burg von Graf Eberhard dem Jüngeren im Jahr 1480 um 1800 fl. an Reinhard und Jörg von Wöllwarth verpfändet. Diese ganze Zeit über scheint die Burg wieder bewohnt worden zu seyn, aber sie war endlich baufällig geworden. Darum baute Jörg v. Wöllwarth oberhalb Heubach im Jahr 1524 ein Schlößlein, das noch steht, und die genannte Jahrszahl sammt dem Wöllwarth'schen Wappen über dem Eingang trägt. Im Jahr 1579 löste Herzog Christoph die verpfändete Burg von denen von Wöllwarth, und sie blieb seitdem bei Haus Wirtemberg, während die von Wöllwarth das Schlößlein in Heubach fortbesaßen. Noch am Schlusse des 16. Jahrhunderts stand die Burg, wenn auch sehr baufällig. M. Crusius schreibt davon also: „das sehr alte Rosenstein'sche Schlößlein liegt abgesondert, wie der Lichtenstein. Zu unserer Großeltern Gedenken hat allda nur ein Castellan gelebt, und ist da eine Viehheerde gehalten worden. Einmal, als diese eben über die Brücke gegangen war, fiel diese ein und die Leute haben sich allmählig nach Heubach begeben. In dem Berge waren unterirdische Gänge, zu deren Eingang man hoch steigen mußte. Auf der andern Seite war

ein Vorhaus an dem Schlößlein, so groß als dieses. Das ganze Schloß hatte nicht weniger Weite, als das Schloß zu Tübingen, ohne die Gräben."

Seit dieser Zeit zerfiel die Burg Rosenstein von selbst immer mehr; es bedurfte keiner Hand eines Zerstörers, die Zeit hat das Werk der Vernichtung vollendet.

Noch bleibt uns übrig, die interessante Umgebung des Rosensteins zu besuchen. Auf der jähen Bergseite gegenüber dem Glasberge, wo in dem tiefen Einschnitt unten die alte verkümmerte Burgsteige heraufläuft, befindet sich eine enge, gangartige Höhle von beträchtlicher Länge und Höhe in dem mächtigsten Felsen dieser Seite, wohin seit vielen Jahren kein fremder Besucher mehr gekommen ist, und die doch von Keinem übergangen werden sollte. Beim gewöhnlichen Wege auf den Lärmfelsen muß man sich oben bei der Bekanntmachungstafel, „die Culturanlagen zu schonen", alsbald links wenden, und am Fuße der dortigen Felsen den Berg vorwärts fortlaufen, bis einige schmale Eingänge, die aber eine Buche etwas verdeckt, sichtbar werden. Fackeln oder Kerzen sind jedoch nothwendig, um auch die innere Steinwandung beschauen und anstaunen zu können. Ohne Lichthelle wird Einem leicht unheimlich zu Muthe; so im felsigen, dunkeln, todesstillen Bauche der Erde kommen Einem gar wunderbare Gedanken und Gemüthsstimmungen. Diese Höhle ist so interessant, daß hier insbesondere auf sie aufmerksam gemacht wird, um so mehr, als sie für aus-

wärtige Besucher ganz am Wege liegt, und einigen Ersatz gibt, wenn man das finstere Loch bei Lautern nicht besuchen kann oder mag. —

Vom Rosenstein aus führt über den Grat oder Kamm des Berges ein angenehmer Fußpfad, und etwas mehr waldeinwärts ein breiterer Weg zur Holzabfuhr. Beide Wege laufen am Saume des Berges zusammen und führen durch einen etwas beschwerlichen Eingang zu einem von der Natur durchbrochenen Felsen, zu einem zweifachen Felsenthor, die sogenannte hintere Scheune. Ihre riesigen Verhältnisse (130′ lang, 20′ breit, 40′ hoch), mit ihren wie von Menschenhand behauenen glatten Wänden und mit ihrer fast regelmäßigen Wölbung erfüllen jeden ernsten Besucher mit Staunen. Wie gering und unmächtig erscheint der Mensch gegen den, der diese Naturhalle geschaffen! Nach dem Volksausdruck kann ein geladener Heuwagen durchfahren, daher der Name. Das Gewölbe tröpfelt nach längerem Regenwetter. Einige hundert Schritte davon, wiederum Heubach zu, ist noch eine recht interessante Höhle, das sogenannte Haus, während das $^1/_8$ Stunde lang finstere Loch, zu dessen Auffindung man eines Wegweisers bedarf, auf der entgegengesetzten Seite sich befindet. Das Haus ist schon eine großartige Höhle oder Grotte, in deren Hintergrund ein vom Plafond abgelöster mächtiger Steinblock liegt, der einem Altare in dieser unterirdischen Kapelle gleicht. Fackelbeleuchtung nimmt sich nicht übel aus. Der Eingang ins Haus ist 25′ breit, das Thor 60′ hoch,

die Höhle 90′ lang. Wenn eine Vermuthung in dieser Höhle ein Magazin für Raubgüter der Rosensteiner sieht, so ist dieß fade und abgeschmackt. Unten im Thale liegt das freundliche Lautern, ein gutmüthiger Vergnügungsort der Umgegend mit dem bekannten sehenswerthen Nelkengarten, an dem der Besucher des Rosensteins ja nicht vorübergehen möge, denn hat er auf dem Rosenstein keine Rosen gesehen, so kann er hier wenigstens am schönsten Nelkenflor sein Auge waiden.

Ueber den Untergang der früheren raublistigen Bewohner der Burg Rosenstein hat sich im Munde des Volks eine Sage erhalten, die sich an die eine Stunde von Rosenstein entfernte

Kapelle von Beiswangen

anknüpft, nemlich an eine frühere, denn die jetzige stammt erst aus dem 17. Jahrhundert.

Auf dem Schlosse Rosenstein lebten mehrere Raubritter, eine wahre Geißel der ganzen Umgegend. Die Unmenschen fanden ihre Lust nur daran, die Menschen zu berauben, zu quälen, und jeden zu tödten, der sich im Mindesten widersetzte. Beständig waren die unterirdischen Gewölbe der Burg mit Gefangenen gefüllt, die sich gegen ein reiches Lösegeld befreien sollten. Uebten sie auch gegen ihre Mitmenschen die größten Ungerechtigkeiten aus, so waren sie doch unter sich gerecht und theilten die Beute auf das Gewissenhafteste.

Wie sich aber häufig die Tugend neben dem Laster, die Frömmigkeit neben der Heuchelei befindet, so war auch hier nicht weit von diesem Raubneste eine Kapelle gebaut, zu welcher die fromme Andacht wallfahrtete.

Der Mensch, der mit gläubigem Auge zum Himmel schaut, findet jedesmal Trost im Gebete, wie schwer ihn auch seine Leiden niederdrücken mögen. Mit diesem Troste kehrt die Ruhe seiner Seele zurück, und mit ihr eine klarere Einsicht in seine Verhältnisse. Nun erkennt er den Weg zur Rettung, und erhebt dankbar seine Hände zum Himmel, der ihm diesen gezeigt. — Dem Gnadenbilde, das sich in der Kapelle von Beiswangen befand, wurde die Wunderkraft zugeschrieben, das Herz beruhigen, Krankheiten heilen zu können. Rings an den Wänden sah man Abbildungen von Händen, Füßen, Ohren u. s. w. aus Gold oder Silber, denn bei schmerzhaften Krankheiten gelobten gewöhnlich die Menschen, ein Votivbild dort aufhängen zu lassen, wo ihnen Beruhigung zu Theil wurde. So war denn diese Kapelle reich an Schätzen geworden, und lenkte die Habsucht der Räuber auf Rosenstein auf sich. Diese ritten nun an einem schönen Morgen hinüber mit Säcken ausgerüstet, und gedachten sich mit den Gaben frommer Dankbarkeit zu bereichern. Die Vögel sangen ihre Wanderlieder, von denen sie des Nachts geträumt; auf der ganzen Natur lag die schöne Stille eines feierlichen Gottesfriedens. Dieser aber sprach nicht an das Herz der Räuber, welche mit frechen Liedern ihre Straße zogen.

Der ganze Himmel war strahlend rein, nur über der Kapelle schwebte eine schwarze Wolke, die drohend niedersah. Die Räuber ließen sich das nicht anfechten, sondern begannen rasch die Kostbarkeiten einzusacken. Wie sie aber fertig waren und mit dem Raub eben den Ort ihrer verruchten That verlassen wollten, schlug der Blitz aus jener Wolke und tödtete die Ruchlosen alle; ihre Leichen wurden durch den nachfolgenden Regenstrom aus der Kapelle geschwemmt. Die Kapelle blieb unversehrt. Aber derselbe Blitzstrahl, welcher die Raubritter getroffen, soll auch auf die Burg Rosenstein gefallen seyn, und das lange unbezwingbare Raubnest vernichtet haben.

VIII.

Der Einsiedel

im Schönbuch.

Das ehemalige St. Peters-Kloster zum Einsiedel, jetzt Hofgut Einsiedel, ist $1\frac{1}{2}$ Stunde von Tübingen entfernt und liegt mitten im Schönbuch. Es besteht aus mehreren, theils neueren, theils älteren Gebäuden. Die neueren, zu denen größtentheils die Maiereigebäude gehören, befinden sich mehr außerhalb desselben, ausgenommen die schöne Stallung, welche

ein Viereck mit zwei Thoren bildet, durch die wir in das Innere des Einsiedels kommen. Da zeigt sich uns nun vielleicht als das älteste Gebäude das sogenannte Schlößlein. Die ganze äußere Structur desselben (abgerechnet neue unbedeutende Veränderungen) machen die Annahme wahrscheinlich. Noch erblicken wir den früheren Schloßgraben, das niedere Steinportal und das alterthümliche steinerne Thörchen links an demselben, von dem aus man auf einer Wendeltreppe in das Schlößlein hinaufsteigt. Jetzt wird es von einem königlichen Förster bewohnt. Die Hauptmerkwürdigkeit außer diesem (von dem früheren Kloster steht nur weniges Gemäuer) ist der im Hofe des Schlößleins befindliche Weißdornbaum. Er stehet mitten im Hofe im Umfange einer Laube, die er weithin mit seinen Zweigen überragt. Wenn dieser Weißdorn auch nicht derselbe ist, den Eberhard im Bart von seiner Wallfahrt nach Jerusalem zurückgebracht und hier gepflanzt haben soll, so ist doch das nicht zu bezweifeln, daß er ein Sprößling von dem älteren Baume ist. Wir schließen es aus dem, was Sattler in seiner histor. Beschreibung von Würtemberg Th. II. S. 52 anführt, „daß der alte Baum einigemal beinahe schon abgegangen sei, und sich immer wieder aus seiner Wurzel erholt habe." Zur Zeit des M. Crusius, fügt Sattler a. a. O. noch bei, soll sich derselbe auf 52 Ellen im Umfang ausgebreitet und seine Aeste sollen auf 40 steinernen Säulen geruht haben. Letzteres möchte schon mehreren Zweifeln unter-

worfen seyn. Sei dem nun, wie ihm wolle, der jetzige Sprößling des alten Weißdorns ist immer schon so alt, daß wir unter seinem Schatten in der Laube ruhen, und mit Uhlands herrlicher Romanze, die diesen Weißdorn besingt, das Andenken des edelsten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, unsers alten Herzog Eberhards, feiern können.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Wirtemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
An Palästina's Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald,
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresfluth.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch edlen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf getreu und gut
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute dran den Muth
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmal saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit,
Und an das ferne Land.

Schon vor dem Jahre 1492 hatte sich Eberhard im Bart ein Haus im Schönbuch erbaut, in dem er von seinen Jagden ruhte, und das er wegen seiner einsamen Lage Einsiedel (Einsiedelei) nannte. Mit diesem Hause hatte er eine Stuterei und Garten vereinigt, und für seine Gemahlin Mechthilde eine Maierei, die mit den schönsten Kühen und Rindern besetzt war. Da faßte er auf einmal i. J. 1492 den Plan, diesen Ort, den er so liebgewonnen, einer edleren Bestimmung zu widmen und in ein Gotteshaus umzuschaffen. Mögen die Beweggründe dazu gewesen seyn, welche sie wollen, sie sind nicht blos im Geiste jener Zeit, sondern in einer rein christlichen Gesinnung zu suchen, die in Eberhard seit seiner Wallfahrt nach Jerusalem waltete, und die bis an sein Ende nie mehr aus ihm gewichen.

Wohl mag der Gedanke dazu besonders in solchen Stunden in ihm rege geworden seyn, in denen er fühlte, daß er dem Grabe nahe war, wo er das Himmlische statt des Irdischen ergreifen zu müssen glaubte. Wir setzen die Gründung des Stiftes mit den nemlichen Worten hieher, wie sie ein Chronist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, David Wolleber, (der hier wohl Glauben verdienen mag), in seiner kurzen Geschichte Württembergs, die in einer Handschrift vor uns liegt, beschreibt.

„Wie Graf Eberhard von Rom wieder zu Land kommen, hat er Gott dem Allmächtigen zu Lob St. Peterskloster zum Einsiedel im Wald Schönbuch auf erlangte päpstliche und kaiserliche Vergönnung von Grund aus zu bauen angefangen, welchen Bau er in zehn Jahren vollendet, und hat Anno 1492 sammt seinem Gemahl die Fundation und Stiftung aufgericht, welche Papst Innocentius VIII. und Kaiser Friedrich III. bestätiget. In diese Stiftung hat seines Vaters Bruder Graf Ulrichs Sohn, Graf Eberhard der Jünger, so hernach der ander Herzog zu Württenberg worden, insonderheit auch gewilligt, alles laut vorhandener Vergönnung, Fundation, Bestätigung und Bewilligungsbrief. Dieses sein neu erbaut, dotirt und fundiret Kloster hat er mit geregelten Chorherrn, auch Conversen und Laienbrüdern unter St. Peters Regel zu leben, und Gott dem Allmächtigen Tag und Nacht zu dienen, besetzt, hat ihnen die Regel mit guten Renten, Zinsen und Gülten mildiglich begabt,

darzu hat er seines eigenen baaren Gelds 18,000 fl., auch viel Ornat und Kleinodien zur Kirchenzier dahin verordnet. Seiner Stiftung nach haben darin 13 Chorherrn oder Priester zu wohnen, deren einer ein Probst zur Versehung des geistlichen Regiments, 12 vom Adel des Fürstenthums Württemberg, oder in Fall Mangels, sonst des Lands von Schwaben wohl verdiente Leut, darunter einer in weltlichen Sachen, Meister, Administrator seyn, und die Haushaltung führen soll, auch noch 12 Laienbrüder oder Conversen aus der Bürgerschaft oder Landvolk, welche alle einen einigen Convent und Kapitel beschließen und machen. Ihr aller geordnet Kleidung soll blau seyn, darüber ein blauer Mantel, auf der linken Brust mit zwei gestickten Schlüsseln und einer päpstlichen Kron."

Es stimmt diese Beschreibung ziemlich überein mit dem Inhalt des Büchleins, das von dem ersten Probste des Stiftes, dem berühmten Gabriel Biel, zu Ulm 1493 herausgegeben wurde, unter dem Titel: ein Büchlein inhaltend die Stiftung des Stiffs St. Peters zum Einsiedel. Es enthält die Stiftung und Bestätigungsurkunden des Stifts, und wurde wieder abgedruckt in Mosers Sammlung württemb. Urkunden. (Tübingen 1732. I. S. 103—182.)

Gabriel Biel, der gelehrte Freund und Rathgeber Herzog Eberhards im Bart, wurde erster Probst des Stifts. — „Dieses Kloster, fährt Wolleber fort, ist aber niemals mit vollkommener Anzahl der Conventualen

besetzt worden, bis es von wegen reformirter Religion (in Folge der Reformation), als es nit viel über 42 Jahr (hier ist wohl nur die Zeit seines eigentlichen Bestandes gemeint) gestanden, wieder gar abgegangen." — Wie Eberhard im Bart die Vollendung des neuen Werkes nicht mehr erlebte, so ging es auch bald nach seinem Tode, der im Jahr 1496 den 24. Februar erfolgte, seinem Abgange wieder zu. An dem Orte, wo Eberhard im Leben so gerne geweilt hatte, wollte er auch noch im Tode ruhen; er wurde im Einstedel in der Kirche des Stifts begraben. Darüber sagt Wolleber: die blauen Mönche zum Einstedel im Schönbuch haben seinen todten Leichnam, vielleicht seiner Verordnung nach, mit einer blauen Kutte ihres Ordens bekleidet, und darin als den hochgeehrten Fundator dieser neuen Stiftung mit gebührlichen und gebräuchlichen Ceremonien zu der Erden bestätiget.

Kaum drei Jahre waren verflossen, so dachte schon Herzog Eberhard sein Nachfolger an die Aufhebung des Stifts; obgleich Herzog Eberhard in seinem Testamente befohlen hatte, daß dieses Chorherrn-Stift in völligen Stand gesetzt werden sollte. Unter Herzog Ulrich wurde im Jahr 1537 durch Versetzung der Reste Eberhards im Bart in die Gruft zu Tübingen der Anfang mit der Aufhebung des Stifts gemacht. Verheerungen durch den Bauernkrieg und ein Brand im Jahr 1580, in dem, wie Wolleber sagt, bei Nacht durch Verwahrlosung des Feuers das Kloster ganz und gar verbronnen, also daß nur das Gemäuer auf-

recht steht — gaben dem Stifte späterhin seinen letzten Stoß. Die vom Brande übrig gebliebenen schönsten Bausteine wurden nach Tübingen gebracht, um eine neue Stiftung, das Kollegium illustre, damit zu gründen. Das Andenken des ehemaligen St. Peterstifts lebte nur noch fort in der anfänglichen Kleidung der Mitglieder dieser neuen Anstalt, mit der die Einkünfte des früheren Stifts vereinigt wurden. Unter Herzog Karl wurde der Einsiedel wieder zu einem Jagdhause und Lustschlosse eingerichtet: ein Beweis, daß der Brand sich mehr auf das eigentliche Kloster erstreckt hatte, und nicht sowohl auf die Nebengebäude. Da ging es freilich oft sehr tumultuarisch her, und der Ort, wo Herzog Eberhard manche Zeit einsam und eingezogen zugebracht, wo er oft von den vielen Regierungsgeschäften ausruhte, verlor ganz und gar die Eigenschaft des früheren Einsiedels. Nach Herzog Karls Tod wurde der Einsiedel von den Fürsten von Württemberg nur noch bei Jagden besucht. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde Einsiedel eine Hofdomäne; seit neuerer Zeit ist er an Privaten verpachtet.

Vergebens suchen wir die Stätte auf, an der die Hülle des edlen Herzogs Eberhard im Bart erstmals eingesenkt wurde, eine Stätte, die um so bedeutungsvoller ist, da über derselben der ritterliche Kaiser Maximilian die denkwürdigen Worte sprach: „Hier liegt ein Fürst, dem an Weisheit und Tugend Keiner mehr im römischen Reiche gleich kommt."

Kaiser Maximilian auf Herzog Eberhards Grab.

Wo hohe Buchen flüstern in Waldes Einsamkeit,
Da stand auf einem Grabe in Kaisers Herrlichkeit,
Im Herzen gar betrübet Herr Maximilian,
Er schaut mit tiefer Wehmuth die düstre Stätte an.
Und jetzo tritt er näher: „in diesem stillen Grab,
So spricht er, liegt ein Herzog, vor dem ich Achtung hab', —
Dem an Verstand und Tugend im ganzen röm'schen Reich —
Ich zähl' die Fürsten alle — wohl Keiner stehet gleich.

A. Conrad Magenau.

IX.

Die Teck-Ruine.

Vom Städtchen Owen führt der schönste und bequemste Weg in einer kleinen Stunde auf den Teckberg. Diesen Weg läßt man sich am ersten Hause von Owen zeigen; im Aufsteigen hat man links zur Seite einen runden, grünen Haideberg, der einen mächtigen Vorsprung der Teck bildet, der Hauptbohl genannt. Zwei Drittheile des Berges auf dieser Seite sind mit Weinbergen und grüner Haide bedeckt, und nur das letzte Drittheil ist Wald. Das eigentliche

Eck (Teck) aber bildet ein ungeheurer Felsblock, westlich aus dem Wald emporsteigend, und der Hauptaussicht zugekehrt; über ihm erhob sich einer der Hauptthürme der alten Teck. Die Ostseite des Berges ist ganz waldig. Der ziemlich breite Gipfel des Berges ist jetzt nur noch mit einigen Thürmen und Ringmauern bedeckt, wovon das Wenigste Trümmer des alten Schlosses sind; namentlich gehören die obersten Mauern von armseliger Bauart einem Gebäu des militärischen Herzogs Karl Alexander an, der in seinem Todesjahre (1738) den sonderbaren Gedanken, in dieser Höhe eine Kaserne zu bauen, halb ausgeführt hat. Die ältesten Männer des Städtchens Owen, sagt G. Schwab, erinnern sich, vor 84 Jahren als Knaben mit den Maurern hinaufgeschleudert und Steine zu dem Bau geboten zu haben, dessen Trümmer sie nun überleben.

Gegen das Städtchen Owen zu sind die älteren Mauern noch am besten erhalten, leider aber verhindern sie auch die Totalaussicht von der Höhe, namentlich den Ausblick auf den einen Theil der Fläche, die jedoch vielleicht durch den Durchblick durch die geräumigen Schießscharten an Zauber gewinnt. Hier stehen auch noch vier Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieser Seite ist niedergerissen, weil Herzog Karl der Gräfin von Hohenheim Aussicht verschaffen wollte. Dieß kommt uns Allen zu Gute. Wir lagern uns mit Bequemlichkeit auf die Haide, und blicken bei einem Abendbrod auf Owen und seine Baumgärten,

ins Leininger Thal und auf einen Theil der Fläche hinab bis Kirchheim, Cannstatt und den Rothenberg. Besonders schön ist hier die Gebirgsaussicht nach Südwesten, wo außer den Bergen des Lenninger Thals (Sulzburg erscheint wie ein Maulwurfshaufen) der breite Sarg, der den Beurener Felsen trägt, und von der wunderlichen Volksphantasie den Namen Baßgeige erhalten hat, sich vor Allem hervorstellt. Hinter ihm schauen Neufens Ruinen ganz malerisch hervor, links der Roßberg, rechts die Achalm, noch westlicher und näher der Sattelbogen mit dem lachenden Gravenberg.

Gegen Mittag steht noch ein Thurm halb, von innen bedeckt, vormals ein Gefängniß; man kann ihn noch besteigen. Doch ist die Mittagsseite des Schlosses schon weit mehr beschädigt. Ganz verwüstet aber ist es gegen Morgen und gegen Mitternacht, wo das Thor und noch jetzt der Eingang und ein guter Burgweg von Kirchheim her ist; auf diesen Seiten sind die Mauern bis auf die Fundamente abgetragen.

Für diese Zerstörung entschädigt die offene Aussicht von der nordöstlichen Spitze. Außer den Eßlinger, Schorndorfer, Welzheimer und Backnanger Bergen erscheinen in einer Ferne von fünf Stunden die drei abgesonderten vulkanischen Gestalten des Hohenstaufen, des Rechbergs, des Staufenbergs, bei heiterem Himmel just so geordnet und so wunderbar gefärbt, wie die Burgen der heil. drei Könige auf dem unvergleichlichen großen Gemälde Hemlings in der Sammlung der Herren Boisserée; vorwärts der Aichelberg, der

Turnberg, der Erckerberg, niedrigere und abgerundetere Vorsprünge der Alb, links, gegenüber von Teck, ganz nahe der schroffe Breitenstein. — Zur Burg umgewendet finden wir von inneren Gebäuden keine Spur mehr. Das große länglichte Viereck, das die Mauern umschließen, wurde zu G. Schwabs Zeiten mit mit jungen Lindenalleen bepflanzt. Nur ein ummauerter Kreis bezeichnet noch die Stelle einer Cisterne.

Nach dem Gemälde zu urtheilen, das von dem alten Schloß in seinem Bestande zu Owen in der Kirche im Original und der Copie vorhanden, glich das alte Teck mehr einer Stadt, als einer Burg, reich an hohen Thürmen, Thoren, Zinnen, Mauern und Wohnhäusern. In dieser Gestalt dauerte es bis zum Bauernkrieg, wo der helle Haufen unter Hans Wunderers Anführung es zerstörte, und ihm die Gestalt gab, in der es uns jetzt entgegenblickt. Bis ins Jahr 1575 stand noch eine Kapelle mit Gemälden und Bildern geziert. — An die Stelle der neuen Kaserne trat eine Zeitlang eine Meierei.

Außer den geschichtlichen Erinnerungen finden sich auf Teck auch noch einige Naturmerkwürdigkeiten.

Am untersten Rande des großen westlichen Burgfelsen öffnet sich eine hohe und weite, von der Natur gebaute Grotte, das Sibyllenloch genannt. Der Weg führt durch den Wald hinab, eines Büchsenschusses Länge an dem hohen Felsen vorbei; er gewährt den einzigen Standpunkt, von dem aus die Trümmer auf dem schroffen Felsen sich wirklich kühn

und pittoresk ausnehmen. Die Höhle selbst, von Waldgesträuch umgeben, ist über Felsen schwer, und, weil sie am Abgrund liegt, mit großer Behutsamkeit zu besteigen; ein paar (freilich nicht steife und nicht entstellende) Staffeln in den Felsen gehauen, wären eine große Wohlthat für den Wanderer. Die Grotte selbst ist von braunen Felsen, die drohend aus der Decke herunterhangen, hoch und schön gewölbt, die Aussicht auf den weiten Westen und die untergehende Sonne aus ihrer dunkeln Einfassung neu und unvergleichlich. Mehrstimmiger Gesang hallt herrlich. Pistolen und Schwärmern antwortet ein mächtiger Wiederhall aus den Rippen des Berges. Nach einer mäßigen Tiefe verengt sich die Höhle so, daß man auf dem Bauche hineinkriechen muß. Wohin und wie weit sie führt, ist unergründet; einige meinen, mittäglich, aufwärts gegen die Burg, wo sich wieder ein längst verschüttetes Loch findet. Die Volkssage führt sie zwei Stunden durch des Berges Eingeweide fort, bis nach Guttenberg. An den Eingang pflanzt sie einen großen Hund, den Wächter eines ungeheuren Schatzes. In den Kriegen des 16. Jahrhunderts forschten diesem spanische und andere Kriegsknechte nach, und wagten sich mit vieler Verwegenheit in die Höhle; sie brachten aber nichts Anderes mit, als zerrissene Kleider. — Den Namen Sibyllenloch hat der Höhle ohne Zweifel auch die Volkssage gegeben. Eine Sibylle oder vielmehr germanische Alrune, Zauberin, soll hier als Prophetin und Hexe gehaust haben, und mit feurigem

Zauberwagen ins Thal hinabgefahren seyn. Auf der Stelle, über die der Wagen in der Ebene fuhr, verdorrt noch auf den heutigen Tag Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühjahr erscheint der rothe Strich quer durch das Feld. Das Phänomen ist nicht zu läugnen. Kommt es vielleicht von einem unterirdischen Gang her, der eine Strecke Feldes unterminirt — und das Wachsthum hindert?

Ehe man die Teck verläßt, verdient der gelbe Fels noch einen Besuch. Am Ende des Teckberges, über dessen Haide man an einem jetzt verschütteten Brunnen, der in den trockensten Jahren nicht versiegte, und erst seit kurzer Zeit ausgeblieben ist, vorüber wandelt, springt dieser Fels schroff in den Abgrund hinaus, rundum von Felsenmassen umgeben, mit einer wilden Aussicht in den Abgrund, und einer lachenden ins Lenninger Thal. Gestein und Erde sind gelb. Wenige Schritte von ihm einwärts läßt ein enges Loch auf ebenem Felsboden durch einen schiefen Gang hinab, als in einen Keller blicken. Es öffnet sich unter dem Boden zu einer ziemlichen Wölbung und heißt: das Vrena-Beutlinsloch.

Im 16. Jahrhundert erzählen die Beurener Bauern Folgendes, doch wohl schon als ältere Sage, was zu Crusius Ohren also gelangt ist:

In dieser Höhle hielt sich ein Weib mit Namen Verena Beutlin verborgen, und lebte da in ehebrecherischem Umgang mit einem verheiratheten Manne des Dorfes Beuren. Sie gebar und erzog ihm in

diesem Loche zwei Knaben. Oft sahen die Leute von Beuren den Rauch der Kochenden aus der Höhle steigen; sie hielten ihn aber für eine natürliche Ausdünstung des Berges: oft sahen sie auch ein rothes Tuch, oder ein weißes herabwehen, mit welchem die Frau dem Ehebrecher ein Zeichen gab, daß er merken konnte, an was es ihr gebräche. Sie meinten aber, der Wind hätte es von ungefähr dahin getrieben. Denn damals, setzt Crusius selbstgefällig hinzu, waren die Leute einfältiger, als heutiges Tages. Oft ging der Mann mit einer Haue und einem Speisekorb durch das Dorf, aber Niemand stellte sich auch nur im Traum die Ursache vor. Er gehe in den Weinberg eines Bürgers von Owen zu arbeiten, dachte man. Endlich, als der älteste Knabe schon ziemlich herangewachsen war, lief er aus dem Felsen, ward gesehen, und die Sache entdeckt. Nun krochen die Leute von Beuren in das Loch, wo sie Mutter und Kinder in der ordentlich zugerichteten, und mit einem Hausrathe, wie eine Stube versehenen Höhle fanden. Jetzt führte man sie heraus und taufte die Kinder. Der ältere ging dabei an der Hand seiner Mutter in die Kirche.

Ein uraltes erlauchtes Geschlecht hatte hier oben auf der Burg, die wir beschrieben, seinen Wohnsitz. Zur Zeit, da der Name Wirtembergs erst in der Geschichte genannt wird, war die Teck bereits eine Herzogsburg, das Eigenthum Herzog Adalberts, eines Urenkels des berühmten Herzogs Berthold I. v. Zähringen, den Haus Baden als seinen erlauchten Ahn-

herrn zählt. Adalberts Vater, Conrad, der sich in den Urkunden zuerst einen Herzog von Zäringen nannte, war ein treuer Anhänger des hohenstaufischen Hauses gewesen, und hinterließ im Jahr 1152 seinen Söhnen ein reiches Erbe, das sich über den Breisgau, die Ortenau und den Schwarzwald bis zu den Höhen der mittleren Schwabenalb und den Ufern des Neckars erstreckte. Herzog Adalbert erhielt bei der Theilung die Burg Teck mit allen den dazu gehörigen Besitzungen, und nannte sich von nun an Herzog von Teck (1187). Es war ein reiches Besitzthum mit einer großen Vasallenschaft. Außer Kirchheim und Owen gehörte die ganze Gegend, die sich vom Teckberg her über Boll und Dörnau, Lothenberg und Heiningen gegen Göppingen hin erstreckt, nur durchschnitten von den Besitzungen der Grafen v. Aichelberg, zur Herrschaft Teck. Außerdem besaßen diese Herren noch bedeutende Landstriche im Unterland und im Schwarzwald. Ihre Vasallen waren die Lichtenecker, die Reußen, die Wernauer, die Herren von Dippoldsburg, von Sulzburg, von Wielandstein, Sperberseck und viele andere. Das Wappen der Herzoge von Teck war von schwarz und Gold schrägrechts gewerkt; die Zahl der Wecken wechselte. — Herzog Adalbert hinterließ wahrscheinlich einen Sohn gleichen Namens, der im Jahr 1215 die Vogtei zu Shienen (am Bodensee) an den Ritter Heinrich von Fridingen verliehen. In demselben Jahr erkaufte Abt Heinrich auf der Reichenau von Adalbert die Vogtei

zu Radolfzell, welche der Herzog für 96 Pfund Constanzer Münze an Friedrichen v. Fridingen verliehen hatte, und gab dem Herzog und seinen Söhnen die Vogtei zu Richlishusen. Wir sehen hieraus, wie die Herzoge von Teck immer noch in Beziehungen zu den oberschwäbischen Landen standen. Die im genannten Jahre angeführten Söhne Herzog Adalberts II. hießen Conrad und Berthold, und kommen schon im Jahr 1214 vor. Vom Jahr 1219—1239 kommt Herzog Conrad nur allein noch vor, warscheinlich, weil sein Bruder Berthold geistlich geworden. Derselbe stand von 1223 bis 1244 dem Straßburger Sprengel als Bischof vor, und war als solcher ausgezeichnet durch seine Sittenreinheit, seinen ritterlichen Muth im Krieg, und das Glück, welches seine Unternehmungen begünstigte. Mit dem Jahr 1249 erscheint Herzog Ludwig, ein Sohn Conrads, der im Nonnenkloster zu Kirchheim begraben liegt. Ludwig schlichtete im Jahr 1251 einen Streit über die Gerichtsbarkeit des Abts v. Alpirsbach in dem Städtlein Dornhan. In der Zeit des Interregnums zeigte Herzog Ludwig auf eigene Art seine Neutralität: um keinen der Herren zu beleidigen, welche damals an die deutsche Krone Anspruch machten, datirte er seine Urkunden nicht nach einem weltlichen Herrscher, sondern nannte den Herrn Jesum Christum als Reichsoberhaupt. Herzog Ludwigs Söhne waren: Ludwig II., Conrad II. und Hermann. Im Jahr 1272 bestätigen die Brüder Ludwig und Conrad, die sich „Herzoge von Gottes

Gnaden" nennen, eine dem Kloster Interlaken (am Thunersee) gemachte Vergabung. Im Jahr 1282 starb Herzog Ludwig, Conrad im Jahr 1292. Der dritte Bruder Hermann machte den Anfang, die Familiengüter zu veräußern. Im Jahr 1303 verkaufte er die Hälfte der Burg Teck und der Stadt Kirchheim an Oesterreich, und im Jahr 1319 veräußern seine Vetter Conrad und Ludwig ihren Antheil ebenfalls an Oesterreich. Auch durch vieles Theilen war das Erbe von Teck sehr zerstückelt worden, denn sowohl Ludwig II., als sein Bruder Conrad hatten eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ludwig hinterließ zwei Söhne: Ludwig III. und Hermann, von denen der letztere vier Kinder: Ludwig, Hermann, Lutzmann und eine Tochter zeugte. Unter diesen ist Ludwig ein wichtiger Mann geworden. Er stand bei Kaiser Ludwig v. Baiern besonders in Gnaden. Im Jahr 1330 ernannte K. Ludwig diesen seinen Getreuen und Lieben zum Pfleger der Stadt Monza (bei Mailand). Von 1337—1347 erscheint er als K. Ludwigs Hofrichter und Hofmeister. Ebenso wohl gelitten war Ludwigs einziger Sohn Friedrich bei K. Carl IV., denn er ernannte ihn im Jahr 1347 zum Landvogt in und um Augsburg und in Franken. Dieser Herzog Friedrich von Teck veräußerte die Herrschaft Oberndorf, welche die Familie von dem Kloster St. Gallen seit alten Zeiten zu Lehen getragen hatte, an den Grafen Rudolf von Hohenberg unter derselben Lehensoberherrlichkeit. Friedrich beschloß die jüngere Linie der

Herzoge von Teck. Herzog Conrad II., Bruder Ludwigs II., gründete mit einer Gräfin von Zweibrücken, die ihm einigen Besitz bei Calw zubrachte, die jüngere Linie des Hauses. Er zeugte mit ihr vier Söhne: Simon, Friedrich, Conrad und Ludwig, welche letztere wir bereits beim Jahr 1319 genannt. Von ihnen setzte Conrad, der im Jahr 1329 starb, durch zwei Söhne, Simon und Conrad, den Stamm fort. Conrad war einer der wichtigeren Männer des Hauses: im Jahr 1348 war er Hauptmann und Pfleger der Herrschaft Tirol, seit dem Jahr 1349 war er in gleicher Eigenschaft über Baiern gesetzt, aber er fand im Jahr 1352 ein tragisches Ende unter der Mörderhand des bairischen Hofmeisters Swigger von Gundelfingen. Sein Sohn Friedrich war ebenfalls ein bedeutender Mann. Er war im Jahr 1399 österreichischer Landvogt in den österreichischen Stammlanden, in Schwaben und im Elsaß. Es war der erste in der Familie, der wieder ans Erwerben dachte, denn im Jahr 1370 erkaufte er von dem Augsburgischen Domkustos, Heinrich von Hochschlitz, einem ursprünglich Teck'schen Vasallen, den halben Theil der Burg Mindelheim, der Stadt Mindelheim und der Veste Mindelburg, und das Recht, auch den andern halben Theil vorläufig als Burgmann inne zu haben. Dafür verkaufte er aber mit seinem Sohn Conrad den ganzen Rest seiner Besitzungen an der Alb, im Jahr 1381 die Hälfte der Burg Teck und Stadt Kirchheim, und im Jahr 1383 die Burg und das Städt-

chen Gutenberg sammt der Stadt Owen, an die Grafen von Wirtemberg, und übersiedelte in seine neue Besitzung. Seine Gemahlin Anna, Gräfin v. Helfenstein, hatte ihm 5 Töchter und 5 Söhne geboren. Die ersteren wurden alle in hochedlen Familien, drei in Grafenhäusern untergebracht, von den Söhnen starben drei im weltlichen Stande, zwei, Georg und Friedrich, wurden geistlich. Der eine starb als Augustinerprior zu Mindelheim, Ludwig wurde ein tüchtiger Kirchenfürst, und starb als vertriebener Patriarch von Aquileja zu Basel an der Pest im Jahr 1432. Er war der Letzte des erlauchten Stammes.

Sind wir auf der Wiege der Herzogsfamilie gestanden, so wollen wir auch noch einen Gang zu ihrer Grabstätte thun. Wir kehren auf dem Weg, den wir auf die Burg gegangen, wieder hinunter, und befinden uns bald im Städtchen Owen, der alten ursprünglichen Residenz der Herzoge von Teck. Wir wenden uns gleich der alten stattlichen Kirche zu, denn wir finden sonst wenig Merkwürdiges im Orte. Das Schiff der Marienkirche ist hoch und geräumig, hat auf jeder Seite drei Säulen und zeigt noch die ursprüngliche Form der alten Basiliken, nur daß ein Chor angebaut ist. An den westlichen Strebepfeilern sind interessante Drachengestalten. In der Nähe des Taufsteins befinden sich jene interessanten Grabsteine, welche beurkunden, daß hier die Grablege der Herzoge von Teck gewesen. Die Inschriften sind meistens schwer zu entziffern. Auf einem aber lesen wir noch

deutlich die Worte: sub hoc saxo illustrissimorum Allemannorum ducum et principum de Tek ossa recondita sunt et sepulta. Zu Herzog Ludwigs Zeiten wurde ein Theil dieser Gräber geöffnet; man fand Schädel von vier Leibern, alle groß und gewaltig; an einem ein Loch, als von einem Kolbenstreich, so groß wie ein Hühnerei. — Ferner befindet sich in der Kirche ein ausgezeichnetes gemaltes Altarblatt, außen Gethsemane, innen die Kreuzabnahme, und auf beiden Flügeln innen Lucia und Oswald, sowie Bartholomäus und Barbara. Von den Gemälden, welche die Burg Teck in älterer Zeit darstellen, haben wir bereits gesprochen. Auch vier Wappentafeln der Herzoge von Teck und einige gemalte Fensterscheiben sind noch vorhanden.

Vor wenigen Jahren hat unser geliebter Herr und König diese uralte und ehrwürdige Kirche im alten Style restauriren lassen, und dadurch beurkundet, daß er die Grabstätte der alten Herzogsfamilie ehre, die auf das erlauchte Haus der Wirtemberger den Titel „Herzoge von Teck" vererbt hat. Er hat durch diese Pietät auch sein Andenken in diesem ehrwürdigen Denkmal der Vorzeit verewigt.

Die Sibylle des Teckbergs.

In der Grotte einsam stille,
Droben auf des Teckbergs Höh'n,
Hauste einstens die Sibylle,
Von den Menschen ungeseh'n.

Was nicht Menschenblick ergründet,
Von der Zukunft streng verhüllt,
Fragenden ihr Mund verkündet —
Und stets ward ihr Wort erfüllt.

Sie braucht nicht der Kräuter Kunde,
Die den Kranken Rettung schafft —
Jeden Schmerz und jede Wunde
Heilet sie durch Zauberkraft.

Täglich aus dem Thale wallen
Kranke, Fragende hinauf,
Und sie spendet Heilung Allen,
Deutet an des Schicksals Lauf.

Aber sie läßt sich nie schauen,
Trotz der Dankerfüllten Fleh'n. —
Endlich will sie — doch mit Grauen,
Ruft sie — werdet ihr mich seh'n.

Flammen aus der Grotte schlagen,
Und der Berg ist wie entbrannt —
Es erscheint ein Flammenwagen,
Drachen sind daran gespannt.

Oben auf dem hohen Sitze
Thronet stolz das Zauberweib —
Statt des Kleides schlingen Blitze
Zackend sich um ihren Leib.

So sieht man ins Thal sie schweben,
Von des Teckbergs steilen Höh'n —
Alle Thalbewohner beben,
Fürchten sich, sie anzuseh'n.

Bald lenkt sie zurück den Wagen, —
Einmal nur ein Schreck und Graus —
Ihre feur'gen Drachen tragen
Sie zurück ins luft'ge Haus.

Daß der Schrecklichen man denket, —
Wo sie drüber fuhr, der Pfad
Ist seitdem durch's Feu'r versenget,
Drauf sproßt nimmer Gras noch Saat.

Ottmar.

X.

Ruine Hohen- und Niedergundelfingen

im Lauterthal.

Eines der merkwürdigsten Thäler unsers Vaterlandes ist das Lauterthal von Offenhausen bis Lauterach, wo die Lauter bald in die Donau mündet. Wenn je ein Thal, so hat dieses einen wildromantischen Charakter — stumme Zeugen vergangner Jahrtausende, zerfallene Burgen untergegangener Geschlechter (man zählt deren 14) und dunkle Waldgebirge wechseln

überraschend mit friedlichen und anmuthigen Natur-Scenen fast bei jedem Schritte Je weiter man abwärts kommt, desto merkwürdiger wird das Thal, bis es am Ende zwischen Felsen so eingeengt ist, daß neben dem Flusse auch nicht ein Fußpfad mehr Platz findet. Häufig verschieben sich die beiden Gebirgsseiten so in einander, oder rücken sich so nahe, daß man das Thal für geschlossen hält, und man oft wirklich auch nur durch eine Felsenpforte einen Ausgang findet. Merkwürdig ist insbesondere auch der queer über das Thal von einer Bergwand zur andern laufende und von dem Flusse durchbrochene Felsengrat bei Weiler. Die Reize und Schönheiten des Thals werden noch durch mehrere Wasserfälle, hier Giesel genannt, vermehrt.

Ungefähr in der Mitte des Thals, auf seiner linken Seite, auf steilen und wilden Felsen, liegt die Ruine Hohengundelfingen, welche unstreitig die größte und gewaltigste Burg im Lauterthale gewesen. Dermalen ist es ein mächtiger Trümmerhaufen, an dem kaum die einzelnen Theile, aus denen die Burg bestanden, mehr zu erkennen. Aber nach den Ueberresten zu schließen, muß es eine umfangsreiche Burg gewesen seyn. Wer sie besteigen will, der stärke sich vorher unten im Thale zu Wittsteig, wo früher eine Steige zu dem Schlosse führte, an einem frischen Trunke und guten Forellen, und lasse sich dann von einem Führer den Weg auf die hohe Felsenwand zeigen, von der die Ruine herabblickt. Er gehe ja nicht allein, wie der Verfasser dieser Blätter vor Jahren gethan. Ihm

erging es ungefähr wie weiland dem Kaiser Maximilian auf der Martinswand, denn nachdem er mit Mühe durch Wald und Gebüsch bis zu den Ruinen hinaufgedrungen, stand er auf einmal auf einer hohen senkrechten Felsenwand, von der er mit Schaudern ins Thal blickte. Mit Mühe fand er wieder den Rückweg und stieg mit bebendem Herzen das Thal hinab. Der Appetit nach den delikaten Forellen war ihm auf einmal vergangen.

Während Hohengundelfingen schwer zu besteigen ist, ist die Ruine Niedergundelfingen sehr zugänglich. Sie liegt auf einem in das Thal vorspringenden bedeutend niederen Felsen, um welchen sich die Lauter in einem Halbkreis schlängelt. Das Schloß bildet ein Viereck, das einen Hof umschließt und zwei Burgverließe enthält. Mauern und Wände sind noch alle da, aber ohne Obdach. Um das Schloß her ziehen sich noch Ueberreste von früheren Mauern, welche auf das Daseyn einer älteren Burg schließen lassen. Vor der Ruine steht gar malerisch eine Kapelle. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts war die Burg bewohnt, während Hohengundelfingen schon im 30jähr. Krieg in Schutt gesunken.

Beide Burgen wurden in alten Zeiten von einem und demselben Geschlecht gebaut und bewohnt. Hohengundelfingen war übrigens die ältere Burg, die wohl schon im 11. Jahrhundert gestanden. Bereits im Anfang des 12. Jahrhunderts werden die Herren von Gundelfingen genannt, die dem höhern Adel angehörten. Ihre Besitzungen breiteten sich weit aus auf der

Alb: zur Herrschaft Gundelfingen gehörten das Städtchen Haingen, die Burgen Derneck, Meisenberg, Ehestetten, Bichishausen, Hundersingen u. s. w. Auch im Unterland waren sie begütert. Das Geschlecht gehörte zu den berühmtesten und angesehensten im Schwabenlande. Schwigger ist der hauptsächlich in der Familie vorkommende Name. Ein Schwigger v. Gundelfingen erscheint in einer Urkunde im Jahr 1105. Burkard v. G. zeugt in einer Urkunde des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald im Jahr 1111, und wohnte im J. 1113 der Einweihung dieses Klosters bei. Im J. 1163 wird abermals ein Schwigger v. G. genannt, und könnte möglicher Weise ein Sohn des obigen seyn. Ein dritter desselben Namens zeugt in einer Urkunde des Klosters Marchthal vom J. 1216 unter den freien Herren. Ein Heinrich von Gundelfingen ist in der Umgebung K. Heinrich VII. im J. 1235, und erscheint im J. 1241 und 1244 in Kl. Weissenauer Urkunden. Im Jahr 1260 werden die Ritter Swigger und Heinrich v. Gundelfingen genannt. Im Jahr 1261 werden die edlen Männer Swigger, Ulrich, Swigger, Cunrad und Berthold, Gebrüder v. G. aufgeführt, von denen Ritter Ulrich v. Bodemen und ein Ulrich, genannt Schralle, im Jahr 1261 gewisse Güter zu Lehen trugen. Herr Swigger der Aeltere v. G., wohl Vater der genannten Brüder, erscheint im Jahr 1263 in einer Urkunde des Egenolf v. Steußlingen, der ihn seinen Oheim nennt. Ein Heinrich v. G. und seine Söhne, Swigger und Heinrich, verwilligen dem Stifte

Salmansweiler eine gewisse Schenkung des Ulrich v. Buenburg in demselben Jahr. Abermals im Jahr 1263 bekennt Heinrich der Aeltere mit seinen Söhnen Heinrich und Conrad, daß sie eine unter ihrer Burg Hirtzil (Hirschbühl) gelegene Wiese des Klosters Salem treulich als Lehen wahren wollen. Im Jahr 1264 verleiht der Abt von Reichenau dem Stift Salem gegen ½ Wachs jährlichen Zins alle Besitzungen zu Riufron, welche Johannes, genannt Rustinc, von den edlen Männern Swigger, Ulrich, Swigger und Conrad v. G. zu Lehen getragen. Wohl letzterer Conrad v. G. gibt im folgenden Jahre zu einem Gütertausche der Irmengard v. Eberhardsweiler, die seine Leibeigene gewesen, seine Bewilligung. Im Jahr 1268 bewilligen die genannten Herren v. Gundelfingen abermals einen Tauschvertrag des Stifts, betreffend Haus, Hofrait und eine Wiese in Ahausen und Ager hinter dem Berg, auf welchem man zu dem Schloß Maisenburg geht u. s. w. Im Jahr 1273 verzichtet Berchtold v. G. nachträglich, da er als Cleriker bei verschiedenen Kaufhandlungen zwischen Salem und seinen Brüdern vom Jahr 1261 nicht beigezogen worden, gegen 10 M. S. auf alle Ansprache.

Gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts wohnte ein Ast der Familie von Gundelfingen auf der Burg Granheim a. d. Donau. Conrad v. G., genannt von Granheim, beurkundet im Jahr 1279, daß ein gewisser Heinrich, genannt Swede, sein Gut am Arnoldesberch für 4½ Pfund Pfenninge an das Stift

Salem verkauft, und mit seiner (Herrn Cunrads) Hand demselben übergeben habe. Dieser Conrad v. G. verkauft in demselben Jahr mit der Hand des Bischofs v. Constanz an Salem viele Güter, Zehenten und sonstige Lehen. Im Jahr 1280 verkauft er seine Güter zu Waltbeuren mit dem Kirchensatz allda. War es Lust zu verkaufen, oder drängten die Schulden den begüterten Edelherrn, wir können es nicht entscheiden. — Im Jahr 1281 zeugt ein Swigger v. Gundelfingen in einer Urkunde des Grafen Eberhard v. Wirtemberg, und steht unter der Zahl der Vasallen des Grafen. Nachmals erscheint er in diesem Jahr als Zeuge unter dem Namen Swigger der Lange; deßgleichen im Jahr 1282 wieder unter den Dienstmannen des Grafen. Im Jahr 1283 ist Conrad v. G. Kirchherr zu Tübingen. Im Jahr 1282 wird Herr H. (Heinrich) der ältere v. G., Ritter, als Lehensträger des Grafen Hermann v. Sulz aufgeführt. Im Jahr 1284 übergeben Abt und Convent zu Reichenau an Salem die Eigenschaft gewisser Besitzungen, welche Dietrich von Niuforn dem Stifte verkaufte, und die er von den edlen Männern Swigger dem Langen, Swigger, Conrad und Bertold, Gebrüder v. Gundolvingen, zu Lehen getragen. Im Jahr 1293 überlassen Ritter Swigger, Conrad und Bertold Gebrüder, Swigger, genannt Burger, und Heinrich, Gebrüder v. Gundelfingen zu ihrem und ihrer Eltern Seelenheil an Salem die Eigenschaft ihrer Besitzungen zu Birchenweiler, welche Ritter Dietrich von Niuforn von

hnen zu Lehen getragen. Die Verhandlung geschah theilweise zu Haingen in der Stube des Pfarrers Ulrich, theilweise im Städtlein (oppido) Gundelvingen, theilweise zu Salem. Im Jahr 1294 überlassen Abt und Convent zu Reichenau an das Stift Salem alle Güter zu Neuforn, welche dasselbe von den Besserern, Bürgern von Ueberlingen, erkauft, die sie von dem gestrengen Ritter H. v. Neuforn zu Lehen getragen, welcher von dem Edlen v. Gundelfingen damit belehnt gewesen. Die Herren von Gundelfingen aber hatten diese, wie die meisten früher genannten Besitzungen, vom Kloster Reichenau zu Lehen. Sie waren wichtige Vasallen dieser Abtei. Im Jahr 1295 trägt ein Ernest von Granheim die Hälfte eines Hofguts von Bertold von Gundelfingen zu Lehen. In demselben Jahr überlassen Swigger, C. (Conrad) und Bertold, Brüder v. Gundeluingen, Swigger, genannt Burger v. G. und H., sein Bruder, dem Stift Salem alle großen und kleinen Zehenten zu Wangen, welche Ritter Ulrich v. Königseck von ihnen zu Lehen trug. Ob der Deutschmeister Conrad v. G., der im Jahr 1326 starb, diesem oder den an der Donau ansäßigen Herren v. G. angehörte, ist nicht erwiesen.

Die nunmehr vorkommenden Herren von Gundelfingen finden wir meistens im Dienste der wirtemberg'schen Grafen. Im Jahr 1300 saß Conrad v. G. als Landrichter des Grafen Eberhard v. Wirtemberg zu Cannstatt. Ein Swigger v. G. ermordete im Jahr 1348 den Herzog Conrad v. Teck in seinem Hause

zu München. Ein Swigger v. G. fiel im Jahr 1377 im Treffen bei Reutlingen, und ein andrer gleiches Namens im Jahr 1386 in der Schlacht bei Sempach, wohin ihn Graf Eberhard dem Herzog Leopold von Oesterreich zu Hülfe geschickt hatte. Im Jahr 1392 löste Graf Eberhard von einem Friedrich v. G., Herrn Swiggers Sohn, der Edel genannt, die um 1466 fl. versetzte Pfandschaft Horrheim und Haslach. Ein Stephan v. G. trug dem neuerwählten Herzog Eberhard im Bart bei dessen feierlichem Aufzug zu Worms im Jahr 1495 die rothe Fahne, das Zeichen des Blutbanns vor. Im Jahr 1506 siegelt ein Schwyker, Freiherr v. G., in einem Briefe, den Götz von Berlichingen mit der Eisenhand von Stuttgart aus an Bürgermeister und Rath zu Cöln richtet. Vielleicht ist es derselbige, der im Jahr 1515 wirtembergischer Obervogt in Urach gewesen. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erlosch das Geschlecht. Als Swigger v. G., der Letzte seines Stammes, sah, daß er kinderlos sterben würde, nahm er eine Verwandtin, ein Fräulein von Bonvert an Kindesstatt an, vermählte sie mit dem 17jährigen Grafen Georg von Helfenstein auf dem Schlosse zu Neufra im Jahr 1536, und vermachte ihm seine Güter, welche nach seinem im Jahr 1560 erfolgten Tode wirklich an ihn übergingen.

Bereits im J. 1246 wird die Stammburg Hohengundelfingen urkundlich genannt. Im Anfang des 14. Jahrhunderts (1305) war sie nicht mehr im

Besitz der Familie, denn Swigger v. G., genannt Burger, und Heinrich, Gebrüder v. G. verkauften sie mit Zugehör und Gerechtsamen an Haus Oesterreich, von dem sie als Pfandschaft an die Grafen v. Berg, Vater und Sohn, gelangte. Sie wurde später noch an verschiedene Familien verpfändet, und kehrte im Jahr 1437 pfandweise wieder an die Herren v. Gundelfingen zurück. Als das Helfenstein'sche Haus im Jahr 1627 ausstarb, kamen die Güter, die Swigger v. Gundelfingen hinterlassen hatte, an Fürstenberg. Bei diesem Uebergang an Fürstenberg wurde die Pfandschaft ausgelöst, und von Oesterreich dem Inspruck'schen Hofkanzler v. Lindner überlassen. Von diesem kam die Burg an die von Pupper. Im Jahr 1752 wurde sie der Landsee'schen Familie von Oesterreich als Mannlehen für den Pfandschilling von 14,000 fl. überlassen, und im Jahr 1774 vom Lehensverbande befreit. In demselben Jahr verkauften die von Landsee die Herrschaft an den Grafen v. Palm für 68,000 fl. Im Jahr 1806 kam Hohengundelfingen unter Wirtemberg'sche Hoheit, und im Jahr 1812 verkauft Fürst Carl von Palm die Herrschaft an den Freiherrn von Gumppenberg-Pöttmös.

Die Burg Niedergundelfingen soll erst im 15. Jahrhundert erbaut worden seyn, vielleicht auf den Grundlagen einer älteren Burg. Ein besonderer Zweig des Geschlechts baute und bewohnte die Burg bis zum Jahr 1407, wo sie durch Friedrich v. Gundelfingen an Georg von Wöllwart den älteren zu Hohenstatt,

mit einem Theile des Dorfs darunter, deßgleichen Bremelau, Buttenhausen, Grauheim u. dgl. verkauft wurde. Bald darauf waren die von Stein zu Klingenstein im Besitz von Hohen- und Niedergundelfingen. Als Wolf v. Stein sich im Jahr 1437 die Pfandschaft Hohengundelfingen von Degenfeld von Gundelfingen wieder auslösen lassen mußte, da empfing er dagegen Niedergundelfingen nebst der Vogtei Bichishausen, dem Markt Uttenweiler u. s. w. von Oesterreich zu Lehen, eine Vergleichung, die jedoch später von der Oesterreichischen Regierung angefochten werden wollte, weil Niedergundelfingen auch zur Pfandschaft gehört habe, und wie behauptet wurde, bei deren Auslösung unrichtig theils für Eigenthum, theils für Constanz'sches Lehen erklärt und zurückbehalten worden sei. Von nun an waren die Burgen Hohen- und Nieder-Gundelfingen immer von einander getrennt. Es entstanden aus dieser Trennung allerlei Streitigkeiten, in Folge deren Niedergundelfingen besonders vermarkt, und im Jahr 1548 zwischen Stein und Helfenstein ein Jurisdiktions-Vertrag abgeschlossen wurde, wornach die hohe und niedere Gerichtsbarkeit nach jener Vermarkung abgetheilt wurde. Wie Niedergundelfingen an die Herren von Reichlin-Meldegg gekommen, wissen wir nicht anzugeben.

Die Grablege der Herren v. Gundelfingen scheint an verschiedenen Orten gewesen zu seyn. Im Städtchen Hayingen in der Pfarrkirche befindet sich ein sehr alter Grabstein mit dem Wappen der Herren von

Gundelfingen. Das Wappen, wie es auch auf dem Sigill des wirtembergischen Landrichters Conrad von Gundelfingen vom Jahr 1300 zu sehen, zeigt einen schrägen eigens gestalteten Balken im Schild, so wie auf dem Helme den Kopf, Hals und die Brust eines Vogels, und zu beiden Seiten zwei Bäume (Palmen).

Die beiden Brüder.

Als die Burg Gundelfingen noch trotzig und lustig ihre Zinnen in die Luft erhob, hauste auf ihr ein starker, mächtiger Ritter. Weitum im Lande ward er gefürchtet, und seine ausgedehnte Gewalt, sein hochfahrendes, finsteres Wesen, sein roher Charakter und viele begangenen Gewaltthaten rechtfertigten diese allgemeine Scheu vor ihm nur zu sehr. Er habe, so lief die Mähre umher, durch blutbefleckte Räubereien seine Reichthümer erworben, und das Gericht Gottes werde nicht ausbleiben an ihm und seinem Geschlechte.

Swigger, so hieß der Burgherr, hatte zwei Söhne, Conrad und Eberhard, deren geistige Richtung von zarter Jugend an schon verschieden war. Conrad, der ältere, war von ruhiger, edler Gemüthsart, Eberhard, der jüngere, war rauh und heftig, rasch und jähzornig, ganz ähnlich seinem Vater, und deßwegen auch von demselben seinem sinnigeren Bruder weit vorgezogen. Eberhard maßte sich deßwegen immer ein drückendes Vorrecht an, und Conrad war zu gutmüthig, um den

wilden, unbändigen Bruder in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Nach damaligem Erbrechte empfing der erstgeborne Sohn immer den väterlichen Sitz, und die jüngeren Kinder wurden auf andere Weise versorgt. Um aber seinen Liebling Eberhard zu begünstigen, beging Swigger die Ungerechtigkeit, Conrad von dem Recht der Erstgeburt auszuschließen. Er bestimmte nämlich, daß Eberhard das Stammschloß nach seinem Tode ererben sollte, und erbaute auf der tiefer liegenden, von der Lauter fast umflossenen Anhöhe eine neue Burg, welche Conrad besitzen sollte. Auf diesen Bau nun verwandte der alte Ritter viel Gut und Geld, und darüber erzürnte der böse Eberhard sehr. „Was soll ich," sprach er kecklich und trotzig zum Vater, „was soll ich einst von Dir ererben? Nichts als die alte Burg, während der weinerliche Conrad eine schönere, festere Wohnung, so wie alles Gut und Geld erhält. Ich glaube, Du hast mich, Deinen tapfern Sohn, ganz vergessen.

Dagegen nun gab ihm der nicht minder rauhe Vater wieder harte Worte, und so war die Flamme angefacht, welche dieses ganze Geschlecht verzehren sollte. Als die neue Burg ausgebaut war, die von nun an Niedergundelfingen genannt wurde, feierte der Vater Conrad's Einzug in dieselbe, seinem bisherigen Lieblinge Eberhard zum Trotz, mit einem rauschenden Feste, und erfüllte dadurch des bösen Sohnes tückisches Gemüth mit einem schrecklichen Groll. Spät in der Nacht suchte der alte Ritter sein Lager, und da wurde

er von seinem Sohne Eberhard meuchlerisch angefallen. Vergebens erflehte der Vater von dem Ungeheuer das Leben, vergeblich rang er mit dem jugendlich starken Bösewichte einen verzweifelten Kampf, er fiel unter dem Dolche des unnatürlichen Sohnes. Nur einen gräßlichen Fluch konnte der Gemordete noch aussprechen über seinen Mörder, ehe er sich verblutete. Und ob er auch von dem teuflischen Hohngelächter des Bösewichts überdonnert wurde, Gott beschloß ihn zu verwirklichen. Conrad, obgleich immer von seinem Vater vernachläßigt, vergaß dennoch nicht der Kindespflicht, begrub den geschändeten Leichnam seines Vaters, den der gräßliche Eberhard von den Zinnen seiner Burg gestürzt hatte, mit tiefer Trauer, und schwur, den schändlichen Mord zu rächen. Von jetzt an glühte ein grimmer, unauslöschlicher Haß gegenseitig in den Herzen der Brüder.

In derselben Zeit nun lebte weiter unten im Thale, nicht ferne von der Mündung der Lauter in die Donau, eine holde Maid mit ihrer alten Mutter in einer friedlichen Hütte. Mutter und Tochter lebten einsam und hatten sich nach dem Verlust des geliebten Hausvaters aus der Welt zurückgezogen. Sie ernährten sich von Verfertigung künstlicher Seidengewebe, welche ein mit ihnen verwandter Handelsmann je zuweilen bei ihnen abholte, und dann in den Städten und Rittersitzen verkaufte. Unter fleißiger und kunstreicher Arbeit und frommen Uebungen hatte die schöne Emma ihr 16. Jahr erreicht, und

blühte still und anmuthig, wie die Rosen, welche ihre zarte Hand im kleinen Blumengärtlein sorgsam erzog. Der Jungfrau reines Gemüth kannte stürmische Leidenschaften oder begierliche Wünsche nicht, und ihr jugendliches Leben gleitete still dahin, wie das Silberbächlein, welches durch das Thal rieselte, das ihre Wohnung barg.

Eines Tages nun begab es sich, daß Ritter Conrad herabzog von seiner Burg, um mit sicherem Geleite, denn er mußte von seinem bösen Bruder Alles befürchten, in seinen weitausgedehnten Forsten der Jagd zu pflegen. Er verirrte sich bei der hitzigen Verfolgung eines Hirsches und kam zu Emma's Hütte. Die Jungfrau begoß eben ihre lieben Blumen, als der stattliche Ritter, auf hohem Rosse durch das Thal daher sprengend, vor ihrer mütterlichen Hütte hielt und abstieg. Sie verwunderte sich über den vornehmen Gast und begrüßte ihn sittiglich und züchtig. Der Ritter aber stand wie eingewurzelt, so sehr blendete ihn ihre Engelschönheit, und lange suchte er nach Worten, ihren milden Gruß zu erwiedern. Endlich erzählte er, wie ihn die hitzige Verfolgung des Wildes von dem rechten Wege abgeführt, und wie er von ungefähr in dieses liebliche Thal gekommen sei. Dann aber setzte er noch mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, er danke seinem Schutzheiligen St. Hubertus, daß er ihn von der Fährte des Hirsches abgeführt habe, um ihm eine so anmuthige Blume zu zeigen, wie er nun vor sich sehe.

Die holdselige Emma war zu unbefangen und unerfahren, um die sinnige Anspielung des jungen Ritters zu verstehen, allein sie mußte nicht zum weiblichen Geschlechte gehören, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß sie einen großen Eindruck auf den ritterlichen Waidmann gemacht habe. Sie lud ihn in die Hütte ein, und die würdige Matrone Gertraud, Emma's Mutter, bewirthete den vornehmen Gast auf einfache aber herzliche Weise, so daß es dem guten Conrad gar sehr gefiel. Von jetzt an lag er täglich in dem Walde, welcher von dem Felsen über der Hütte der holden Emma bis ins Thal herab reicht, der Jagd ob, und kein Tag verging, ohne daß er ein paar Stunden in ihrer Hütte zugebracht hätte. Immer heißer wurde seine Liebe zu Emma, welche ihm die Jungfrau beim ersten Anblicke eingeflößt hatte, und als auch sie ihm gestand, daß er längst ihr Herz besitze, so beschloß er, sie heimzuführen als sein Eheweib. Mutter Gertraud segnete das liebende Paar, und schon war der Tag bestimmt, an welchem Conrad seine Braut in festlichem Zuge abholen sollte aus ihrem stillen Thale. Aber anders lenkte es das Geschick.

Der böse Eberhard, immer darauf bedacht, seinem Bruder zu schaden, ließ jeden Schritt desselben auskundschaften, und auf diesem Wege erfuhr er auch, warum Conrad so oft zur stillen Hütte am einsamen Waldthale hingehe. Er umschlich nun Emma's Wohnung so lange, bis er sie zu Gesichte bekam, und als er aus der Jungfrau himmlischer Schönheit ersehen,

wie theuer sie dem verhaßten Bruder sein müsse, beschloß er mit höllischer Tücke, sie ihm zu entreißen. „Er hat mir ja," so dachte der Bösewicht, „Rache geschworen von wegen des Alten. Ich will ihm nun zuvorkommen, und ihm das Zierpüpplein abführen; das wird ihm schon das Hasenherz brechen, denn die Leute sagen, er liebe die Dirne mehr als sein eigen Leben. Ja, ja, Brüderlein Conrad, der Eberhard wird dir Eines hinter die Ohren geben, daß du daran denken sollst!"

In einer stürmischen Herbstnacht sprengte Eberhard mit einem Haufen Bewaffneter vor die stille Hütte im Thale, brach hinein, und riß Emma mit roher Gewalt von der Seite der vor Angst beinahe entseelten Mutter. Das erschreckte Mädchen in einen Reitermantel hüllend und vor sich auf den Sattel nehmend, sprengte er mit seinen Gesellen thalaufwärts seiner Burg zu. Die Räuber waren bereits oben im Thale angekommen, wo die Burgen der feindlichen Brüder einander gegenüber standen, als sich ihnen im Dunkel der Nacht ein Haufe Reisiger in den Weg stellte.

Conrad nämlich, der glückliche Bräutigam, war in derselben Nacht immer von bösen Träumen gequält worden. Ja es schien ihm sogar, als ob der gemordete Vater bleich und im blutgefärbten Gewande vor sein Lager hintrete und ihm mit trauriger Geberde zuwinke. Es litt ihn nicht mehr im Gemach. Eine unbekannte ängstliche Ahnung flüsterte ihm zu, es drohe seinem Liebsten auf der Welt, seiner holden Braut,

eine Gefahr. Dieses unbestimmte Vorgefühl trieb ihn, sich und seine Leute zu bewaffnen und nach Emma's Wohnung zu eilen. Am Fuße des Schloßberges angekommen, erblickte er die Burg des Bruders vor sich, wie die ganze Gegend, in schwarze Finsterniß gehüllt. Plötzlich kam ihnen auf ihrem dunklen Pfade ein Reitertrupp entgegen gesprengt, der sie alsbald mit lautem Geschrei angriff. Conrad's Leute stutzten anfangs ob dem unerwarteten Kampfe, allein ihres Führers Beispiel fachte ihren Muth an, und sie setzten sich den Feinden tapfer entgegen. Das Dunkel hüllte die Kämpfenden ein, und so geschah es, daß keiner der Brüder wußte, gegen wen er eigentlich fechte. Sobald der Kampf begonnen, vergaß Eberhard gänzlich, daß er die zarte, geknebelte Emma vor sich auf dem Sattel habe, und sprengte tobend auf die Feinde ein. Ein auf den Vatermörder gerichteter feindlicher Lanzenstoß traf — o entsetzlich Geschick — die reine bräutliche Blume. Das schuldlose Blut netzte den entsetzlichen Räuber, und vom augenblicklichen Entsetzen durchschüttelt, ließ er das liebliche Opfer vom Pferde auf den Boden niederfallen, wo Emma bald unter den Hufen der Kämpfenden den Geist aufgab. Eberhard aber, gewiß, seine gräßliche Absicht erreicht zu haben, wandte sich und sprengte mit den Seinen davon. Auch Conrad kehrte, als kein Gegner mehr vorhanden war, auf seine Burg zurück.

Am folgenden Morgen sandte Conrad Leute auf den Kampfplatz, um wo möglich, vermittelst des Aussehens

gefallener Gegner zu erfahren, wer die Feinde gewesen seien. Er selbst trat, zur Jagd gerüstet, auf die Burgzinne, und schaute in das Thal hinab. Da kamen seine Leute zurück, tragend die bleiche Leiche seiner Braut. Ein unnennbares Weh durchzuckt den Unglücklichen, als man den Leichnam vor ihn niederlegt. Erstarrt lehnt er sich an die Mauer. Da weckt ihn aus seiner Betäubung ein lautes Hohngelächter. Er fährt empor, und siehe, auf der gegenüberliegenden Stammburg steht sein Bruder Eberhard auf der Zinne, zu ihm herüberschauend und ein donnerndes Hohngelächter aufschlagend. Ein Blick auf das engelreine Schlachtopfer, ein zweiter auf den teuflischen Hohnlacher enthüllt dem armen Conrad das schaudervolle Ereigniß. Die Manen seines Vaters, seiner Braut scheinen ihm, Rache fordernd, vor den Augen zu stehen. Rache glüht in seinen Blicken, Rache tobt wie ein Feuerstrom durch seine Adern. Er erhebt den Bogen und legt auf den fürchterlichen Bruder an. Aber schneller als der Blitz hat auch schon Eberhard die Armbrust erhoben und seinen Bruder zum Ziele ausersehen. Die Sehnen schwirren und beide Brüder sinken, getroffen von den Todesboten, die sie einander zugesandt, todt zu Boden. — Niemand wollte mehr in den Burgen hausen, auf welchen der Fluch Gottes ruhte. So zerfielen sie, und es geht im Volke die Sage, daß jede Nacht die Geister der Gemordeten durch die Ruinen irren, tiefe, herzzerreißende Klagen ausstoßend.

XI.

Die alte Ravensburg.

Auf einer steilen Bergecke über der Stadt Ravensburg, dem Veitsberg, von dem aus man die herrlichste Aussicht auf den Bodensee und über diesen hinüber zu den Eisbergen Helvetiens hat, stehen die Reste der alten Ravensburg, des ältesten Stammsitzes der Welfen. Von aller früheren Pracht der Welfenburg steht nur noch ein festes Thor, durch das man in den inneren, von Mauern und Gebäuden umgebenen Raum gelangt. Außerhalb der Burg stand die St. Veits-Kapelle, ehemals stark besucht von Kranken, die den Veitstanz hatten, und die dem Berge den Namen gab; sie wurde erst im Jahr 1833 abgebrochen, wahrscheinlich, weil man die geringen Kosten der Erhaltung scheute, und die schönen Steine zu Bauwerken in der Stadt verwenden konnte. Der Veitsberg ist durch einen sichtbar künstlich gemachten Einschnitt von dem übrigen Bergrücken getrennt, auf dem der Pfarrweiler St. Christina mit einer alten Kirche liegt. Er hat ein so großes Plateau, daß man wohl glauben kann, er habe früher drei Burgen getragen, etwa eine obere, eine mittlere und untere Burg, welche mit mehreren Gebäuden der Stadt durch unterirdische Gänge verbunden waren, aber schon im

16. Jahrhundert stand, nach Ladislaus Suntheims Bericht, nur noch ein Schloß auf dem Veitsberg.

Ob die alte Ravensburg auf der Grundlage eines Römerkastells erbaut worden, ist sehr zu bezweifeln, da nicht das geringste Merkmal von römischer Bauart an den Ruinen aufzufinden ist. Nur ihre Lage an der westlichen Gränze des Allgäus, an der einstens die Heerstraße durch eine enge Thalschlucht aus dem Schussenthal durchs Allgäu nach Churrhätien über die Engpässe nach Italien führte, könnte zur Annahme berechtigen, daß oben auf dem Veitsberg ursprünglich ein Römerkastell gestanden. Demungeachtet ist Ravensburg eine uralte Burg, wohl eine der ältesten des Wirtemberger Landes, von der wir, wie von kaum einer, genau das Datum ihrer Erbauung wissen. Sie wurde unter Kaiser Heinrich II. (1002—1024) von dem Grafen Welf II. erbaut, und Welf III., der im Jahr 1055 gestorben, nannte sich in einer Zeit, da es noch etwas Seltenes gewesen, sich von einem Stammsitz zu nennen, von Ravinisburg. Diese Burg ist also mit dem früher auf dem Martinsberg bei Altdorf gestandenen Schlosse für die Wiege des uralten welfischen Geschlechts zu halten, von dessen Geschichte wir einen kurzen Ueberblick geben.

Kaum eine Fürsten-Familie unseres deutschen Vaterlandes kann soweit den Ursprung ihres Geschlechts zurückführen, wie die der Welfen. Wir lassen sie zwar nicht von den Trojanern, oder von der römischen Familie Catilina abstammen, in welch letzterer man

eine Erklärung des Namens Welf (catulus) finden könnte, sondern wir geben ihr einen ächt deutschen Ursprung. Zu den Zeiten Attila's (um 450) werden zwei Anführer der Scyten, eines süddeutschen Völkerstamms genannt, die merkwürdiger Weise die Namen Edica (Ethiko) und Wulfo tragen. Wir könnten Beide möglicher Weise für die ältesten Stammväter des Welfengeschlechts halten. Erst mit den Zeiten Kaiser Carls des Großen und seines Sohnes Ludwig kommen die beiden Namen Welf und Ethiko wieder vor. Welfo, wahrscheinlich Nachkomme eines der beiden Kammerboten Warin und Ruodhard, die zugleich Grafen im Argen- und Linzgau waren, ist ein so erlauchter Mann gewesen, daß Kaiser Ludwig der Fromme seine Tochter Juditha zur Gemahlin erkoren. Welfo starb im Jahr 824 und hinterließ außer einer Tochter, welche die Gemahlin Ludwig des Deutschen (827) geworden, drei Söhne: Ethicho, Conrad, Rudolf. Unter diesen wurde Conrad mit Adelheid, der Tochter K. Ludwigs des Frommen, der Stammvater zweier Könige von Burgund, Rudolf I. und Rudolf II., Ethicho aber pflanzte den Welfenstamm fort. Sein Sohn Welfo erscheint ums Jahr 846—858, als Graf im Argen- und Linzgau. Von diesem stammt Ethicho II., Graf im bairischen Ammergau; allda gründete er ein Kloster, in dem er mit zwölf der Seinigen begraben liegt († 910). Ein Sohn dieses Ethicho war Heinrich, genannt mit dem goldnen Wagen. Dieser übersiedelte die Mönche von Ammer-

gau nach Altomünster, und wurde Stifter der Nonnenabtei zu Altdorf. Eine sinnige Sage berichtet, wie Heinrich den Beinamen „mit dem goldenen Wagen“ erhalten. Er hatte sich bereden lassen, des Kaisers Dienstmann zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß er so viel Lehen von ihm erhalte, als er zur Mittagszeit, wenn der Kaiser schliefe, mit einem goldenen Pfluge würde umackern können. Was that Heinrich? Er bestellte von Ort zu Ort starke Rosse, und begann mit güldenem Pfluge die entscheidende Arbeit. Solcher Gestalt umackerte er wirklich, während der Kaiser schlief, 4000 Morgen Feld mit seinem Pfluge und gewann so viel Landes als Lehen. Aber sein Vater Ethiko war über des Sohnes Eintritt in den Vasallendienst des Kaisers, in dem er nun die Freiheit aufgegeben, so betrübt, daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, und beschloß, als Eremit sein thatenreiches Leben zu enden. — Mit einer gewissen Uta zeugte Heinrich zwei Söhne, Rudolf und Conrad. Von diesen starb Rudolf um 940, wahrscheinlich mit Hinterlassung eines Sohnes Wolferat (Wolfhard, Welf); Conrad wurde geistlich und starb als Bischof von Constanz im Jahr 976. Wolferat zeugte einen Sohn, Rudolf II., der ums Jahr 992 verstorben und zu Altdorf begraben wurde. Rudolf II. hatte von seiner Gattin, Ida von Oeningen, zwei Söhne, Heinrich und Welf, und eine Tochter Richardis. Heinrich kam auf einer Jagd bei Botzen im Jahr 990 ums Leben, Welf II. setzte den Stamm fort. Er

war es, der für die Familie einen neuen Sitz zu Ravensburg gründete, oder auch eine ältere Burg erweiterte und mehr befestigte, um sie zu einem stattlichen Ansitz umzuschaffen. Auch mag er den oberen Theil der jetzigen Stadt Ravensburg, welcher damals aus zahlreichen Burghuthen seiner Ministerialen und Dienstleute bestand, zu einem Ganzen arrondirt, und dadurch der Ansiedlung um seine Stammburg herum ein mehr städtisches Ansehen verliehen haben. Welf war ein kriegsfreudiger Herr, und Gegner Kaiser Conrads II. Er bekriegte den Bischof Bruno v. Augsburg, einen Anhänger des Kaisers, zerstörte dessen Schlösser, stürmte und plünderte die Stadt, aber verlor zur Strafe dafür die Stadt Botzen. Er war der erste Kaiser-Gegner aus dem Welfenhause. Er starb im Jahr 1030 und wurde zu Altdorf begraben. Seine Gemahlin Irmengard, eine Gräfin von Luxemburg, hatte ihm einen Sohn Welf und eine Tochter Kunigunde geboren. Graf Welf III., genannt von Ravensburg, war, wie sein Vater, ein unruhiger, streitsüchtiger Landherr, und kämpfte gegen König Heinrich III., der ihn im Jahr 1047 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona belehnte, jedoch ohne ihn für seine Sache gewinnen zu können. Er war der erste, der die stattliche Ravensburg zum Aufenthalt wählte, denn die abgängige Burg auf dem Martinsberg bei Altdorf überließ er den Mönchen daselbst, um dieselbe in ein Kloster zu verwandeln. Von nun an wurde die Ravensburg der Sitz einer

der glänzendsten Hofhaltungen in Süddeutschland. Gleich den Königen und andern großen Fürsten hatten die Welfen ihre Hofämter, Marschälle, Schenken, Truchseßen und Kämmerer, ja sogar ihre Hofnarren, wenigstens die späteren Bewohner der herrlichen Herzogsburg, die letzten Welfen. — Welf III. starb im Jahr 1055 auf dem Schlosse Bodmann, den Seinigen, so wie allem Volk zu großem Leide, denn er stand noch in jugendlichem Alter und war unverehelicht; er wurde in Altdorf begraben. Mit ihm ging der alte Welfenstamm zu Ende. Durch seine Schwester Kunigunde trieb der Stamm einen neuen Zweig. Diese war mit Azzo II., Markgrafen von Este in Italien, vermählt, dem sie einen Sohn, Welf IV., gebar. Ob gleich von väterlicher Seite welschen Geblüts, war doch, wie sein Name, so seine Art und Weise ächt welfisch. Von Irmengard, seiner Großmutter, die noch im Jahr 1060 lebte, zum Erben berufen, bezog er bald seine Besitzungen in Schwaben, und gehörte von nun an mit Herz und Seele dem deutschen Lande an. Zuerst ein Freund K. Heinrichs IV. wurde er im Jahr 1070 mit dem Herzogthum Baiern belehnt, aber bald wurde er dessen bitterster Gegner. In seinem Kampfe gegen Kaiser Heinrich eroberte und plünderte er die Stadt Augsburg, und ließ ihren Bischof Siegfried auf seine Veste Ravensburg abführen, wo er ihn lange gefangen hielt (1088). In seinem hohen Alter nahm er das Kreuz; er sah die h. Stadt, aber auf der Heimkehr erkrankte er, und starb in der Stadt Paphos

auf Cypern im Jahr 1101. Seine irdischen Reste wurden in die Familiengruft Weingarten gebracht. Seine zweite Gemahlin, die reiche Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern, welche die kleine Burg Liebenau bei Ravensburg zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt hatte, war ihm schon im Jahr 1094 durch den Tod vorangegangen. Sie hatte ihm zwei Söhne, Welf V. und Heinrich den Schwarzen geboren. Der erstere war zwar vermählt, hatte aber keine Erben, sein Bruder Heinrich setzte den jüngeren Welfenstamm fort. Wie sein Bruder Welf der Dicke, so war auch er ein treuer Anhänger K. Heinrich V. Durch seine Heirath mit Wulfhild, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, erwarb er seinem Hause die Hälfte der ausgedehnten Billung'schen Güter, namentlich Lüneburg und sein Gebiet. So dehnten die Welfen schon jetzt ihren Arm als Fürsten vom Süden bis in den Norden aus. Auch unter diesem Welfen wurde die Ravensburg der Verwahrungsort eines Gefangenen. Heinrich setzte seinen Feind, den Grafen Conrad von Wolfratshausen, hier gefangen. Gegen das Ende seines Lebens ging er, wie weiland der greise Held Wolfdietrich, ins Kloster; er ließ sich im Kloster Weingarten als Mönch einkleiden, starb aber nicht im Kloster, sondern auf seinem Schloß Ravensburg im Dezember 1126, und im nemlichen Monat folgte ihm seine Gemahlin Wulfhild im Tode nach. Beider Gebeine liegen zu Weingarten. Von Heinrichs sieben Kindern nennen wir vorzugsweise Heinrich den Stolzen und

Welf VI. Der erstere wurde mit Kaiser Lothars Tochter Gertrud im Jahr der Kaiserswahl verlobt, denn der Kaiser suchte dadurch seinen Vater Heinrich den Schwarzen desto fester an sich zu knüpfen. Im Jahr 1227 im Mai wurde die Vermählung in Gunzenlech mit den glänzendsten Festen vollzogen, wobei die Fürsten Baierns und Schwabens anwesend waren. Unmittelbar nach der Hochzeit führte Herzog Heinrich seine Neuvermählte auf sein Schloß Ravensburg, wo sie bis in den Herbst Hof hielt, während der Gemahl sich an den Hof des Kaisers begab, um ihm im Kampfe gegen die Staufer treulich zur Seite zu stehen. Im Jahr 1137 belehnte ihn der Kaiser mit dem Herzogthum Sachsen, also, daß er zwei Herzogthümer in seiner Hand hatte, was vordem noch keinem deutschen Fürsten zu Theil geworden war. In demselben Jahr eröffneten sich ihm durch den Tod seines Schwiegervaters die Aussichten auf den deutschen Königsthron, wenigstens war er bereits Inhaber der Reichskleinodien, aber das Glück entschied sich für seinen Gegner, den Staufer Conrad III. Dieser entsetzte ihn nunmehr wegen seiner Widerspenstigkeit beider Herzogthümer. Herzog Heinrich starb noch in der Blüthe der Jahre unerwartet schnell zu Quedlinburg im Jahr 1138. Seine Gemahlin Gertrud, welche sich, während er den Fehden nachging, wohl meistentheils auf der alten Ravensburg aufhielt, gebar ihm daselbst im Jahr 1129 einen Sohn Heinrich, der wegen seiner Ritterlichkeit später den Namen der Löwe erhielt. Für diesen seinen

Neffen, der erst zehn Jahre alt war, trat nun Welf VI., sein Oheim, ein. Um die Ansprüche seines Hauses gegenüber von K. Conrad III. durchzukämpfen, erregte er eine wüthende Kriegsflamme zunächst in Baiern, wo er über den Markgrafen Luipold einen Sieg davon trug. Doch machte er vergebens Versuche, sich der Herzogswürde zu bemächtigen. Bald darauf, Ende Dezembers 1140, fand bei Weinsberg der berühmte Kampf Statt, in dem die Burg übergeben wurde, und die treuen Frauen ihre Männer als ihre liebste Haabe heraustrugen. In diesem Kampfe wurde der Name Welf und Waiblinger (Gibellinen) als Partheinamen zum ersten Mal gehört, welche sich durch Jahrhunderte hindurch in Italien erhielten. Im Jahr 1147 versöhnte er sich mit dem Kaiser, und machte mit ihm eine Kreuzfahrt. Im Jahr 1164 entspann sich die bekannte Fehde zwischen ihm und dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen. Sein Sohn Welf belagerte denselben in seinem Schlosse, erlitt aber eine Niederlage, die ihn nöthigte, auf sein Schloß Achalm zu fliehen. Der Pfalzgraf Hugo kam im Januar 1165 bis an den Bodensee, schlug den Herzog zwischen Waldsee und Ravensburg, und zwang ihn, sich auf die Ravensburg zu flüchten. Im Jahr 1166 auf dem Reichstag zu Ulm mußte Pfalzgraf Hugo, des Bruchs der Lehenspflicht angeklagt, sich dem alten Welfen auf Gnad' und Ungnade ergeben, und that dreimal vor ihm einen Fußfall. Dennoch ließ ihn Welf gefangen nehmen und auf seinem Schloß Neu-

burg (zwischen Bregenz und Feldkirch) bis zum Tode seines Sohnes in Haft halten. Im Jahr 1167 machte er eine fromme Wallfahrt nach Palästina, feierte am heil. Grabe das Osterfest und kehrte dann wieder in die Heimath zurück. In demselben Jahr starb sein Sohn, der den Kaiser Friedrich nach Italien begleitet hatte. Der Verlust dieses einzigen Sohnes machte ihn sehr trostlos, denn er hatte keine Hoffnung mehr, von seiner Frau, Uta von Calw, welche er nie liebte, und von welcher er lange getrennt gewesen, noch Erben zu gewinnen. Er zog sich auf seine Güter in Ober-Schwaben zurück, und entsagte seinen früheren Verbindungen und Planen. Eine große Aenderung ging in seinem ganzen Wesen vor; der früher habsüchtige, wilde Krieger, wurde ein Schwelger, hielt glänzende Hoffeste, großartige Jagden, und hing, obgleich schon alt, gar sehr schönen Mädchen nach; er beherbergte geldarme Abenteurer, und verschenkte prächtige Waffen und Kleider. Er war so gut und freigebig, daß er wohl von jener Zeit her den Namen „Welf der Milde“ erhalten, wie er denn bei dem Minnesänger Walther von der Vogelweide als Spiegel eines guten Fürsten galt.

als der milde Welf gemuth,
deß Lob was ganz,
es ist nach Tode gut.

Solche Milde, verbunden mit einem Leben in Saus und Braus, brachte den alten Herrn freilich in Geld-

verlegenheit; dieß benützte sein Neffe, Heinrich der Löwe, nicht, aus kurzsichtiger Sparsamkeit, desto besser aber verstand Kaiser Friedrich I., seiner Schwester Sohn, dem alten Oheim in seinen Nöthen beizustehen. Zum Lohn dafür sagte er dem Kaiser und seinem Hause seine reichen Besitzungen, theils altwelf'sche, theils italienische und neuerheirathete auf die Zeit seines Ablebens zu. Die Nutznießung derselben behielt er sich vor, und einige als Eigenthum, um noch verschenken zu können. Noch im Jahr 1191 zeigte er sich wohlthätig gegen das Kloster Weingarten, denn er erlaubte den Mönchen, in dem ihm gehörigen Altdorfer Wald Bauholz hauen zu dürfen. In seinen letzten Lebensjahren wurde er blind. Er starb in seinem Lieblingsaufenthalt Memmingen in seinem 76. Lebensjahr im Dezember 1197. Er wurde im Kloster Steingaden neben seinem Sohne begraben. Mit ihm erlosch die Reihenfolge der oberschwäbischen Welfen, nnd ihre Besitzungen gingen an die Staufer über. Heinrich der Löwe pflanzte im Norden Deutschlands den erlauchten Welfenstamm fort, dessen Glanz diesseits und jenseits des deutschen Meeres auf zwei Königsthronen, England und Hannover, sowie in dem noch regierenden Hause Braunschweig fortlebt. Im Guelphenorden ist noch der alte Stammesname verewigt.

Unter den bedeutenden Besitzungen, welche von den Welfen an die Staufer gekommen waren, befand sich namentlich auch Burg und Stadt Ravensburg, wo sie gerne verweilten. Kaiser Friedrich I. soll, wenn

er an den Bodensee kam, gewöhnlich auf der alten Ravensburg und auf der benachbarten Burg Haslach gewohnt haben. Auf letzterer Burg soll er nach der Sage geboren worden seyn, was viel Wahrscheinlichkeit hat, da seine Mutter Judith eine Welfin war. Kaiser Friedrich rüstete im Jahr 1218 und 1219 in Ravensburg und Weingarten zu seinem Römerzuge. Ebenso war Kaiser Heinrich VI. im genannten Jahr auf Ravensburg und Weingarten, und Kaiser Conrad IV. im Jahr 1220 ebenfalls allda. Der letzte Sprosse dieses glorreichen Hauses, der unglückliche Conradin von Schwaben, brachte die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland größtentheils auf Ravensburg zu. Noch in seinem Testamente erinnert er sich seines Statthalters von Brunsperg und des Nadelarius (Nadlers), eines Bürgers in Ravensburg, und bittet seine Oheime, die Herzoge von Baiern, obigen eine von ihm herrührende Schuld zu bezahlen; auch seiner schwäbischen Klöster Weingarten und Weißenau gedachte er noch, indem er jedem 200 Pfund Augsburger Heller vermachte. In Ravensburg hatten schon die Welfen und nach ihnen die Staufer ihre eigenen Statthalter (Amman oder Schultheiß), welcher in ihrem Namen die Gerichtsbarkeit übte. Diese schrieben sich zum Theil von Ravensburg, wie sich manche adelige Dienstmannen von dieser Burg nannten. So schrieben sich noch zur Zeit der Welfen Hermann der Reiche und sein Sohn Gebizzo von Bigenburg im Jahr 1145 „von Ravensburg," ferner die Ritter von

Aistegen (1153), Liebenau, Bomgarten, Löwenthal, Summerau, und spätere Ministerialen auch unter den Staufern, an welche Ravensburg'sche Güter als Kriegs- und Soldlehen, oder durch Verpfändung kämen. — Nach dem Untergang des Staufen'schen Hauses riß allgemeine Unordnung in Deutschland ein, besonders erstreckte sie sich auf die verwaisten oberschwäbischen Güter. Zwar hatte Friedrich II. und seine Söhne Fürsorge getroffen, indem sie Statthalter aufstellten, welche in ihrem Namen diese Erblande regieren sollten. So finden wir unter ihm einen Bernhard von Bernried, einen Truchseßen Eberhard von Waldburg (1215), später den Schenken Conrad v. Winterstetten (1242), dann wieder ein Eberhard von Waldburg (1250), der im Namen des Königs die Lande regierte. Allein diese vermochten nicht, den Geist mächtiger und fehdelustiger Vasallen zu dämpfen, welche die Staufen'schen Klöster und Güter schädigten. Als Kaiser Rudolf auf den Thron kam, wurden die Welfisch-Staufen'schen Güter am See zum Reich gezogen, wie sie schon im Jahr 1254 zu Frankfurt für verfallen erklärt worden waren. Er verband sie als Reichsgut mit der Reichslandvogtei in Ober- und Niederschwaben, und ließ sie durch seine Landvögte verwalten. Von dieser Zeit an wurde der Bezirk häufig die Landvogtei im engern Sinn, zur Unterscheidung auch die Landvogtei Altdorf genannt. Daß die Veste Ravensburg schon damals der Sitz der Landvögte gewesen, ist sehr wahrscheinlich. Letztere blieb, obgleich

mit der Stadt eng verbunden, doch davon getrennt, in unmittelbarem Besitz von Kaiser und Reich. K. Heinrich VII. erwählte im Jahr 1311 den Diethegen von Kastel wegen seiner Verdienste zu seinem und des Reichs Burgmann auf der Burg Ravensburg, räumte ihm eine Wohnung auf der Burg ein und schenkte ihm 400 Mark Silber als Burglehen. Weil er aber das Geld nicht hatte, so verpfändete er ihm dafür und für 400 M. S., die er ihm geschenkt hatte, die Grafschaft Zeil. Mit der Landvogtei ging die Burg im Jahr 1379 in den Besitz Oesterreichs über, denn Kaiser Wenzel versetzte sie an Herzog Leopold für 40,000 fl.; als aber dieser im Jahr 1388 bei Sempach fiel, wurde sie wieder zum Reich eingezogen und abermals von Reichslandvögten verwaltet. Im Jahr 1415 verpfändete er sie aufs Neue an den Truchseßen Johann von Waldburg für 6000 fl., und von dieser Zeit an war sie bei Haus Waldburg 70 Jahre. Nach dem k. Pfandbrief umfaßte die Pfandschaft die Reichslandvogtei in Ober- und Niederschwaben mit den Freien auf der Heide, und dazu die Burg und Veste ob Ravensburg, „also daß er Hans und seine Erben dieselbe Landvogtei und Burg inne haben und mit ihren Zugehörungen genießen sollen.“ Nach mancherlei Versuchen gelang es endlich dem Herzog Sigmund, im Jahr 1486 die Pfandschaft zur Auslösung zu bringen. Seit dieser Zeit saßen die Landvögte auf der alten Ravensburg bis zum Jahr 1647. Am 20. Aug. dieses Jahres wurde sie durch Bosheit

eines Papierers-Gesellen und eines österreichischen Soldaten angezündet und verbrannt. Beide Mordbrenner wurden dafür an einem Nußbaum aufgehängt. Von dieser Zeit an wurde die Burg nimmer aufgebaut. Im Jahr 1748 wurden die Ruinen mit Zugehör der Stadt Ravensburg in lehenbarer Eigenschaft überlassen, und nachdem der Lehensband aufgehoben worden im Jahr 1798 an Privaten veräußert. Im Jahr 1810 kam Burg und Stadt Ravensburg an die Krone Wirtemberg, und ist seitdem eine der herrlichsten Besitzungen des Königshauses. Ein schönes Denkblatt in die Geschichte der alten Ravensburg lieferte das Jahr 1852, als ein erlauchter Enkel des alten Welfenhauses, der edle und gemüthliche König Georg V. den Stammsitz seiner Ahnen mit einem Besuche beehrte. —

Um den Gang der Geschichte nicht zu unterbrechen, haben wir die Sage von der Entstehung des Namens Welf dem Leser vorenthalten. Oben auf der alten Ravensburg noch verweilend, im Genuß der herrlichen Aussicht auf den See und die mit ewigem Schnee bedeckten Berge, schlagen wir noch einmal die Chronik auf, und erzählen die naive

Sage von den Welfen

in ihrer ältesten Fassung, wie sie der gelehrte Weingartner Conventual Gabriel Buzelin († 1681)

in seiner Germania Vol. IV. S. 363, treuherzig erzählt, leider! ohne eine Quelle dafür anzugeben.

Zu den Zeiten Carls des Großen lebte auf der Burg Ravensburg Graf Isenbard, ein Sohn Warins des Kammerboten. Er gehörte zu den Ersten im Gefolge Carls des Großen. Wegen seiner Tapferkeit und Herzhaftigkeit, und weil er dem Kaiser einmal auf der Jagd, da ihn ein Auerochs angefallen, das Leben gerettet, hatte ihn derselbe so lieb, daß er ihm Irmentrud, die Schwester seiner Gemahlin Hildegard, zur Gattin, ihr selbst aber Altdorf und Ravensburg nebst andern ansehnlichen Herrschaften zum Brautschatz gab.

Als Frau Irmentrud einmal von der Ravensburg herabstieg, wurde sie von einer armen Frau angegangen, welche von Drillingen entbunden worden war. Sie flehte die Gräfin inständig um ein Almosen, da es ihr schwer sei, so viele Kinder zumal zu ernähren. Irmentrud staunte über diesem Naturspiel, und meinte, es wäre unmöglich, daß eine Frau, ohne die eheliche Treue zu brechen, zumal drei Kinder gebären könne; ja sie machte der armen Frau Vorwürfe darüber. Da weinte die Arme bittere Thränen, rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, und bat ihn, er möge der Gräfin mehr als drei Kinder schenken, ja so viele, als Monate im Jahr seien. Damit wandte sie sich von Frau Irmentrud, ohne auf ein Almosen mehr zu warten. Gott, der das Flehen der Armen hört, und nicht ungeahnt läßt, wenn man die Armen ver-

achtet, ließ den Wunsch der armen Frau in Erfüllung gehen. Bald fühlte sich die Gräfin in gesegneten Umständen, und kaum war ein Jahr verflossen, so gebar sie, während Graf Isenbard gerade am Hofe des Kaisers sich befand, an einem Tage zwölf Knäblein von wunderbarer Niedlichkeit. Schwer fiel es jetzt der Gräfin aufs Herz, denn sie gedachte der armen Frau, wie sie sie wegen der Drillinge der Untreue beschuldigt, und wie nun ihr eigener Gemahl in noch höherem Grade einen Verdacht der Untreue gegen sie schöpfen könnte. Furcht und Scham bemächtigten sich ihrer und brachten den Entschluß zur Reife, nur Eines dieser Knäblein zu behalten, die übrigen eilf aber in dem nahen Scherzahbach zu ertränken. Damit die Sache verborgen blieb, beschwor sie die Hebamme und alle ihre Kammermägde, die Sache geheim zu halten; der ersteren aber trug sie im Geheimen auf, das verruchte Werk auszuführen.

Aber durch Gottes wunderbare Vorsehung fügte es sich, daß Graf Isenbard um dieselbe Zeit, da dieß geschehen sollte, nach Hause zurückkehrte. Nicht weit von der Burg begegnete er mit seinem Gefolge der Hebamme, die einen bedeckten Korb auf dem Kopfe trug. Diese erschrack, als sie den Grafen erblickte. — Wie geht es zu Hause? was macht die Gräfin? und was trägst du auf dem Kopfe? Das waren die Fragen, die Graf Isenbard rasch hinter einander an das Weib richtete. Die Hebamme zauderte lange, bis sie eine Antwort gab, endlich brachte sie in der Angst

ihres Herzens, zitternd und stotternd die Worte heraus: ich habe junge Welfe, die ich ersäufen muß. So laß mich die jungen Welfe sehen! rief der Graf, und lüftete den Korb. Siehe da saßen neben einander eng zusammengedrängt eilf neugeborne Knäblein, eines so schön wie das andere. Erstarrt vor Entsetzen blickte er auf die eilf unschuldigen Todesopfer. Woher sind diese Kinder, rief der Graf, und hielt das gezückte Schwert über dem Haupte des Weibes. Da gestand sie Alles, was sich begeben hatte. Alsbald ließ er der Hebamme den Korb abnehmen, und gebot ihr, auf die Burg umzukehren, und sich zu stellen, als ob sie den Auftrag vollführt hätte, auch von seiner Rückkehr Nichts zu vermelden. Die Hebamme that, wie sie versprochen. Sofort ließ der Graf die eilf Knäblein bis auf Weiteres einem benachbarten Müller in Unterhalt und Pflege geben, und auch dieser wurde mit den Seinigen zur strengsten Geheimhaltung dieses Vorfalls verpflichtet. Dann erst kehrte er auf die Burg zu seiner Gemahlin zurück, und stellte sich, als ob er nur von der Geburt eines einzigen Söhnleins wisse.

Nach Verlauf von sechs Jahren feierte Isenbard in Beiseyn vieler angesehenen Gäste sein Geburtsfest mit seltener Pracht. Da ließ er, als man zur Tafel saß, jene eilf Söhnlein, sämmtlich gleich und prächtig gekleidet, in den Saal führen. Alle Anwesenden waren aufs Höchste erstaunt und in gespannter Erwartung über die Lösung des Räthsels. Aber Irmentrud

wurde bleich bis in den Hals, und ahnete alsbald nichts Gutes. Da fragte Isenbard seine Gattin: was hat wohl eine Mutter verdient, welche solche eilf Kinder kurz nach ihrer Geburt hat wollen ersäufen lassen? — Irmentrud verstummte und wurde ohnmächtig weggebracht. Doch der milde Graf verzieh der Gattin ihre Schuld, aber zum bleibenden Andenken an diese merkwürdige Geschichte nannte er den von Irmentrud zurückbehaltenen zwölften Sohn Welf, d. h. junger Hund.

Eine andere Sage berichtet:

Graf Isenbard erhielt, während er am Hofe des Kaisers war, die Nachricht von der Geburt eines Sohnes, und zugleich wurde er von seiner Gattin gebeten, sobald als möglich nach Hause zurückzukehren. Auf seine Bitte um Urlaub, soll Kaiser Carl lächelnd gesagt haben: es lohnt sich wohl der Mühe, wegen der Geburt eines jungen Welfs so sehr nach Hause zu eilen. Isenbard, schnell besonnen, bat hierauf den Kaiser, das Kind aus der Taufe zu heben, und betheuerte, daß er diesen Sohn nicht anders, als nach des Kaisers seinem Ausdruck „Welf" nennen werde. Das soll der Ursprung des Welfen-Namens gewesen seyn. Ja die Sage will noch Weiteres wissen von den zwölf Welfen, und macht sie zu Stammvätern von zwölf hohen Häusern. 1) Welf, Stammherr der Grafen von Ravensburg-Altdorf. 2) Cuno, der Herzoge v. Franken. 3) Thassilo, der Grafen v. Zollern. 4) Egon, der Grafen von Hei-

ligenberg. 5) Werner, der Grafen v. Toggenburg. 6) Gebhard, der Herzoge v. Allemannien. 7) Eberhard, der Grafen v. Eberstein. 8) Arnold, der Grafen v. Oettingen. 9) Bertold, der Grafen v. Wölpe. 10) Adelbert, der Grafen v. Calw. 11) Heinrich, der Grafen von Katzenellenbogen. 12) Rudolf wurde Bischof in Würzburg.

Welf von Ravensburg und Bertha von Waldburg.

Dicht über der Stadt Ravensburg im reizenden Schussenthale erheben sich auf einem grün bekleideten Felsenhügel die Trümmer der alten Ravensburg oder Rauenspurc auf dem sogenannten Schloßberge. Noch steht ein festes Thor, durch das man in den innern, von Mauern und alten Gebäuden umgebenen Raum, den früheren inneren Burghof, gelangt. Außerhalb demselben, dem äußern Burghofe, denn es standen hier einst drei Burgen, stand die erst vor wenig Jahren abgebrochene Schloßkapelle zu S. Veit.

Es ist die alte Welfenburg, deren Trümmer wir hier sehen, die Stammburg jenes berühmten Geschlechtes der Welfen, deren späteste Nachkommen jetzt auf den Thronen von Hannover, England und Braunschweig sitzen, und das Jahrhunderte lang mit dem edlen Geschlecht der Staufer im Kampfe lag.

Um das Jahr 1100 hatte der Graf Welf IV.

seinen Sitz auf der Ravensburg, einer der angesehensten, tapfersten und namentlich reichsten Ritter damals im ganzen deutschen Reiche, so mächtig, daß jeder Kaiser um seine Gunst buhlte, und er selbst gegen dieselben die Waffen ergriff und sie oft glücklich bekämpfte. Seine Güter und Besitzungen gingen vom Bodensee durch ganz Schwaben bis hinab in den Kochergrund, und er begabte und stiftete viele Klöster.

Von seinem zweiten Gemahl, Juditha, Tochter des Herzogs Balduin von Flandern, hatte er zwei Söhne, Welf und Heinrich den Schwarzen.

Es war im Spätsommer des Jahres 1098, der Aufruf an die Ritterschaft der christlichen Lande war überall von den Mönchen gepredigt zu einem Kreuzzuge gegen die Söhne Mahomeds und zur Befreiung der heil. Stadt Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen, und Hunderttausende von Herzogen, Fürsten, Grafen und Edlen mit ihren Knechten sammelten sich aller Orten zum heiligen Kriege.

Auch Welf fühlte sich mächtig gedrungen, sein Schwerdt diesem heiligen Kampf zu weihen, in so vorgerücktem Alter er auch schon stund. Er sammelte einige Hundert seiner Dienstleute und Reisigen, und unten im Städtlein Ravensburg harrten sie seiner zum Aufbruch. Da trat der alte Held mit grauen Locken in schimmernder Rüstung, das rothe Kreuz — das Zeichen der Kreuzfahrer — auf dem Mantel, der über seine Schultern wallte, an der Seite seiner Gemahlin und eines Mönches in den Rittersaal, um Abschied

zu nehmen von seinen zwei Söhnen, von denen Welf 15, der schwarze Heinrich aber 13 Jahre zählte.

Er mochte sein Schicksal ahnen, der alte Recke, daß er nicht mehr zurückkehre in das Schloß seiner Ahnen, denn während seine Knaben herbeigerufen wurden, trat er an das hohe Fenster und warf einen langen Blick hinaus in die Landschaft.

Da lag vor ihm sein geliebtes Schussenthal mit seinen üppigen Weingeländen und herrlichen Waldungen, und mitten in dem Garten der städtische Markt Altdorf mit den herrlichen Gebäuden des Klosters Weingarten, das einstige Schloß seines Vaters, welches dieser vor fünfzig Jahren zu einem Sitz für die Diener der Kirche umgewandelt, und das er selbst vollends ausgebaut und reichlich begabt hatte. Unter dem Schloßberg grüßte ihn in nächster Nähe die Stadt Ravensburg mit ihren vielen hohen, stattlichen Thürmen und Mauern — dort drüben glänzten ihm die freundlichen Gebäude der Abtei Weißenau und das Schlößlein Rahlen entgegen.

Ernst auf dem „Sturmtobel“ winkten die Burgen Ringenberg und Hassenstein, und düster der „Urbanstobel,“ wo auf schroffer Felsenwand das Schloß Grauenstein sich über den finstern, grauenhaften Thalgrund erhob, wo das einförmige Klappern der Teufelsmühle nur vom Geheul des Uhus unterbrochen wurde. Und weiter hinaus schweifte des Welfen schneidender Blick über den langen Silberstreifen des Bodensees mit den Thürmen von Buchhorn und Constanz, zu

den in blauer Ferne himmelansteigenden Schneegebirgen der Schweiz mit dem Säntis und andern Bergspitzen, die sich in immer fernern und bleichern Gestalten und Umrissen bis zur „Jungfrau“ verlieren.

Noch stand der Graf versunken in diesem Anblick, da traten seine beiden Söhne ein, und beide an der Hand fassend, sprach er: Geliebte Kinder! ich scheide von Euch, um nach manchem irdischen Kampfe mein Schwerdt noch einmal zu ziehen für die Sache des Glaubens und des Himmels. Ich habe das Kreuz genommen — Sollte ich nicht mehr zurückkehren, so gedenket Eures Vaters und vergesset nie, daß in Euren Adern das Blut des ritterlichen und makellosen Geschlechtes der Welfen fließt, und daß Ihr, werdet Ihr demselben nicht untreu, würdig seid, die Kaiserkrone des römischen Reiches zu tragen.

Ein langes, thatenreiches Leben liegt hinter mir. Mit meinem Arm habe ich eine verwittwete Kaiserin und ihren unmündigen Sohn Heinrich IV. gegen ihre Widersacher beschirmt — der Graf Welf von Ravensburg erhielt zum Dank dafür das Herzogthum Baiern. Aber als Kaiser Heinrich IV. seine Pflichten vergaß gegen das Reich und Undank gegen unser Haus sein Lohn war, da mußte er meinen Arm fühlen und ich führte die Sache des Gegenkaisers Rudolph so kräftig, daß ich Heinrich in mancher Schlacht besiegte und seine Anhänger demüthigte. Dort drüben in jenem Thurm habe ich damals einen derselben, den Bischof Siegfried von Augsburg gefesselt eingebracht, nachdem

ich dessen Stadt erstürmte. Die Grafschaften Buchhorn und Achalm habe ich erworben und alle meine Besitzungen vom Bodensee bis hinab zum Neckar, die einst unter den Herzogen von Schwaben standen, habe ich frei gemacht von dieser Abhängigkeit und Oberherrschaft, und nur der Kaiser steht über mir, als mein rechtmäßiger Herr.

Aber auch dem Himmel habe ich gegeben, was des Himmels ist, und manch Kirchlein gebaut, manch Kloster beschenkt mit Gut und Leuten. Das Kloster Raitenbach habe ich gestiftet, und Weingarten, die Stiftung meines Vaters, habe ich noch reicher begabt und sie ganz vollendet.

Diese Erinnerungen lasse ich Euch zurück, indem ich scheide, daß sie Euch voranleuchten als Sterne auf Eurer Lebensbahn, und während ich, Euer Vater, das Schloß verlasse, übergebe ich Euch Eurer geliebten Mutter und diesem ehrwürdigen Manne, dem frommen Bruder Kuno aus Weingarten, daß sie unter ihrer Obhut Euch heranziehen zu edlen Sprossen des alten Hauses der Welfen.

Mit diesen Mahnworten drückte er seine Söhne an die Brust, legte ihre Hände in die Hände der Mutter und des Mönches, umarmte seine Gemahlin und den Bruder Kuno noch einmal und bestieg dann sein Roß, um unter hellem Trompetenklang hinabzureiten in die Stadt Ravensburg, und an der Spitze seines kleinen Heeres die Reise zu beginnen. —

Seit dem Abschied des Grafen kam der Bruder

Kuno aus dem Kloster Weingarten täglich auf das Schloß Ravensburg, um die beiden Söhne in Allem zu unterrichten, was damals einem Ritter aus so edlem Geschlecht nöthig war. Sie lernten Latein lesen und schreiben, während ein Ritter von Bigenburg, ein Lehensmann der Welfen, sie in ritterlichen Künsten, im Reiten und Jagen, im Schwerdt- und Lanzenkampfe übte.

So jung die Junker noch waren, so aufmerksam lauschten sie dem Unterricht und den Reden Kuno's, des sanften und gelehrten Mönches, der auf alle Weise sich als geistlicher Pflegevater ihrer annahm, und nicht nur auf dem engen Gemach ihr Lehrer war, sondern mit ihnen durch Gärten, Wiesen und Wälder lustwandelte und sie mit der herrlichen Schöpfung Gottes bekannt machte. Am liebsten lauschten sie aber, wenn er ihnen auf einem sonnigen Hügel oder in einer grünen Laube der Gärten oder in einer Hütte des Thiergartens von der Vorzeit und dem Ursprung ihrer Ahnen erzählte.

Die Welfen hielten nemlich eine fürstliche Hofhaltung. Mit großen Kosten hatten sie ausländische Früchte in ihre Gärten versetzt, die am östlichen Thalrand in wahrer morgenländischer Pracht bis unter die Mauern der Stammburg sich zogen, an deren äußerster Spitze später das Nonnenkloster Baindt erbaut wurde. Darin wuchsen allerlei Kirschen, Weichsel genannt, Amarellen, Aepfel, Prestlinge, Birnen, rothe Haselnüsse und Trauben. Auch in der weitern Um-

gebung befanden sich viele Baumgärten mit Maiereien, die meist von einem Schlößlein beschützt waren, darinnen Dienstleute der Welfen saßen, und deren Namen: wie Rosengarten, Rosenhaag, Siebenruthe, Blumeneck heute noch darauf hindeuten, daß es Lustorte waren.

Auch einen Thiergarten hatten sie eingehegt, und auf ihrer Tafel erschienen: seltenes Gemüse, zahlreiche Fleischspeisen, wie Steinböcke, Murmelthiere, Auerochsen, Biber, Bären, Birkhahnen, Schwäne, Häringe, Stockfische, Kastanien und Feigen.

Gleich den Herzogen und Fürsten hatten die Welfen auch eigene Hofämter und ihre Dienstleute, wie die Rechberge, die von Justingen; die Pappenheime hatten das Amt des Hausverwalters oder Marschalls, die von Tanne, von Waldburg waren die Truchseße, die von Winterstetten, Schmalenegge ihre Schenken.

So saß Kuno einst auch mit seinen Schülern Welf und dem schwarzen Heinrich droben auf der Rauhenegg in einer Weinlaube. Ehrwürdiger Vater! bat der blondgelockte Welf — Ihr habt uns schon so manches erzählt aus der grünen Vorzeit von diesen und jenen Begebenheiten des Landes und von unsern Vorfahren, so hebet nun wieder an, ich kann mich nicht satt hören an Euren Worten, und jedes Thal, jeder Berg oder Schlößlein zieht mich an und wird von mir mit einem ganz andern Gefühle angesehen, wenn ich etwas von ihm vernommen.

Ich bin bereit, antwortete der gute Mönch, Euren

Wunsch zu erfüllen, und will Euch von Anfang bis auf den heutigen Tag Alles vor die Augen führen, was ich von der Gegend und Euren Ahnen aus den Büchern und Chroniken erfahren, als ich noch drüben überm See im Kloster zu St. Gallen meine Jugend zubrachte, denn dort sind die Mönche alle gelehrte Männer und haben seit manchem Jahrhundert Alles aufgeschrieben.

Aufmerksam hörten die Junker zu, als Kuno begann: Schon zur Zeit unseres Heilandes, welchen auf Anstiften der Juden die römischen Kriegsknechte kreuzigten, hatten die römischen Kaiser die Schweiz und unser Schwabenland erobert, und ihre Kriegsheere hatten sich seßhaft gemacht unter den alten Deutschen. Von ihnen wurde Bregenz am Bodensee, Kempten und Augsburg gebaut, und das Land umher soll schon damals nach der Beschreibung rings um den Bodensee und weiter hinunter zur Donau in ein lachendes und fruchtreiches Gefild umgewandelt gewesen seyn. Ueberall bauten diese Kriegshaufen Straßen und feste Thürme, und auch Euer Schloß Ravensburg mag wohl auf den Grundmauern einer solchen römischen Warte stehen.

Aber vierhundert Jahre später wurden durch die Deutschen, die Alemannen und Schwaben, diese Fremdlinge wieder vertrieben und ihre Städte, Vesten und Thürme dem Boden gleich gemacht.

Darauf gewann einer der deutschen Volksstämme, die Franken, große Macht über die Andern, und als

ihr König, der tapfere Chlodwig, den christl. Glauben annahm, so verbreitete er ihn in seinem großen weiten Reiche. Seine Söhne, deren einer das Schwabenland erhielt, und dann später Kaiser Karl der Große, entrissen den alten schwäbischen Herzogen alle Gewalt, und setzten über jeden kleinen Landstrich und jedes Gau einen Gaugrafen als kaiserlichen Statthalter, und unsere Gegend am Bodensee erhielt den Namen Linzgau. Die alten heidnischen Deutschen wurden jetzt zum christl. Glauben bekehrt. Es kam der heilige Fridolin aus Irland übers Meer herüber und stiftete zu Säckingen, auf einer Rheininsel, das erste Gotteshaus; dann ward nach der Stadt Constanz ein Bischof gesetzt von Klothar, dem Sohne des Frankenkönigs Chlodwig. Darauf zogen christliche Priester, der heil. Columban und Gall nach Bregenz, dort fanden sie einen heidnischen Tempel mit drei ehernen und vergüldeten Götzenbildern und einen großen Opferkessel mit Bier, das sie ihrem Gott Wodan darbrachten. Sie stürzten die Götzen in den See, predigten das Evangelium und stifteten ein Gotteshaus zu St. Gallen.

Das in Wildniß zurückgefallene Land, welches die Fremdlinge aus Rom einst so fleißig angebaut hatten, ward jetzt wieder allmählig freundlicher, denn die frommen, arbeitsamen Mönche unterwiesen die unwissenden, rohen Deutschen im Ackerbau und Weinbau. Bald ward das edle Gewächs, das jetzt mit seinen Ranken den See umschließt, einheimisch an seinen

Ufern und sein lichteres, hoffnungsvolles Grün mischte sich unter die finstern Wälder.

Auch die ersten Aepfelbäume wurden jetzt gepflanzt und Baumgärten angelegt, und noch jetzt heißt der Ort, wo dieses geschehen, drüben im nahen Argenthale, die Apfelau, wie unsere Chronik in St. Gallen besagt, nach welcher im Jahr des Herrn 769 der edle Scalomannus in jenem Jahr seinen Baumgarten in der Apfelau dem Kloster vermacht.

Wie sehr aber unsere alten edlen Geschlechter damals im Ansehen stunden bei den fränkischen Kaisern, ist daraus zu entnehmen, daß der Kaiser Carl der Große aus Schwaben sich eine Gemahlin, die fromme Hildegardis, holte, eine Schwester vom Grafen Gerold vom Bussen.

Auch seines Sohnes, Kaiser Ludwigs des Frommen, Gemahlin Judith war aus schwäbischem Geschlecht, und zwar aus dem der Welfen. Eure Ahnen nemlich — liebe Junker — fuhr Kuno fort, waren früher Gaugrafen im Linzgau, und der Erste, der sich Welf schrieb, war bereits in sehr reichem Besitzthum. Er beschenkte schon im Jahre 860 manche Kirche mit stattlichen Gaben. Und schon Euer Großvater Welf II., vermählt mit der Irmengard, Tochter des Grafen v. Luxemburg, fühlte sich so mächtig, daß er mit dem Kaiser sich in einen Kampf einließ, weil er mit ihm um die Krone sich bewarb. Derselbe baute die Stadt Ravensburg und vergrößerte seine neue Burg oberhalb dieser Stadt, nachdem er sein Stammschloß zu Alt-

dorf in das Kloster Weingarten umgewandelt, und aus dem bairischen Kloster Altomünster, das eine Großmutter von ihm gestiftet, die Mönche sammt ihrem Abt hieher aufgenommen hatte.

Während der Mönch in dieser Erzählung von der Vorzeit begriffen war, nahte sich ein Ritter nebst einem jungen Fräulein von kaum 12 Jahren auf dem Weg aus der Stadt Ravensburg und ritten unterhalb der Weinlaube einen steinigten schmalen Pfad zwischen den Gartenmauern dahin. Kaum hatte sie der Rüde erblickt, welcher die Junker auf ihren Spaziergängen begleitete, so sprang er aus der Laube, und in hohen Sätzen hinabeilend fiel er die Fremden an, also, daß das Fräulein laut aufschrie vor der wilden Bestie, die vorn an der Brust ihres kleinen Rößleins hinaufsprang.

Wolo! Wolo! rief der Junker Welf — dummes Best' — Wolo! pack dich weg! Aber als der Hund dem Rufe nicht gehorchte, eilte er selbst hinab und schlug mit seiner Peitsche den Kleffer so derb auf die Nase, daß er heulend und den Schwanz einziehend entlief. Entschuldiget — sprach der Junker zu dem Ritter, der sich umwandte, und den er als den Bruder des Truchseß von Waldburg erkannte, daß mein Thier das zarte Fräulein also erschreckte!

Grüß Euch Gott, Junker Welf! entgegnete der Ritter — wahrlich Ihr schlagt nicht aus der Art der Welfen, werdet einst viel Gunst gewinnen bei den Frauen, da Ihr so früh schon dem zarten Geschlecht

beispringt! Das Töchterlein aber mit seinen rosigen Wangen und seinen lieblichen braunen Augen lächelte in kindlicher Unschuld: wahrhaftig das häßliche Thier hätte mich bald zerrissen, wenn Ihr nicht dazwischen gekommen, lieber Junker — wollt Ihr nicht so gut seyn und uns eine kleine Strecke begleiten, denn ich fürchte mich noch gar sehr, Euer Hetzhund könnte uns wieder verfolgen!

Ich denke nicht, antwortete der junge Welf, aber wenn Ihr noch bangt, so mag mein Lehrer, der ehrwürdige Bruder Kuno, wohl etwas warten, der droben sitzt in der Laube, bis ich zurückkehre.

Nun so grüßt ihn von mir, sprach der Ritter, und ich lasse ihn bitten, auch wieder einmal einzusprechen auf der Waldburg — hat uns schon lange nicht mehr besucht, der fromme Mann, und meiner Bertha ihr Rosengärtlein in Ordnung gebracht, und ihr gezeigt, wie man die schönen Blumen pflegt.

So begleitete denn der Junker die Fremden, bis das Fräulein beruhigt war, daß der Hund sich nicht mehr blicken lasse, und versprach, selbst mit seinem Lehrer an einem schönen Tage auf die Waldburg zu kommen.

So schön ist's freilich nicht bei uns, plauderte Bertha beim Abschied, wie in Euren Lustgärten zu Ravensburg, denn dunkle Tannen umbrausen unsere Burg, aber dafür haben wir eine weite Aussicht rings auf das Land und auf den Bodensee hinüber, wo wir die Segel zählen können, die einem Flaume gleich darüber hin schweben. Ja, kommt recht bald!

Vier Jahre waren darüber verflossen, der junge Welf war zum stattlichen Jüngling herangereift und hatte manche Besuche auf der Waldburg gemacht, die nur zwei Stunden entfernt weit in das Land hinausragte, während näher um das Schloß Ravensburg herum ein Gürtel von Burgen lag, gleich einer Vorhut um das Hauptschloß, welche von welfischen Dienstleuten und Rittern bewohnt wurden, wie Bomgarten, Löwenthal, Summerau, Liebenau, Eistegen, Weihburg, Peterstein, Federburg, Schellenberg.

Auch Bertha war jetzt eine Jungfrau von siebzehn Jahren, und die fortwährenden Besuche hatten aus den unbefangenen fröhlichen Jugendgespielen ein Pärlein umgeschaffen, in dem allmählig der Stern der Liebe aufgedämmert und nun in seinem vollen Glanz und Feuer leuchtete.

Hoch oben auf der Waldburg am Eingang einer Felsengrotte, von mächtigen Tannen beschattet, hatten sie sich ihre Liebe gestanden, und der Sprosse des mächtigen Welfengeschlechts der Tochter seines Dienstmannes ewige Treue geschworen.

Wenige Wochen waren darüber vergangen, seit zwei Herzen, die schon lange sich gefunden, das süße Geheimniß mit dem Worte besiegelt, als der ehrwürdige Kuno von einem Schlagfluß getroffen, diese Erde verließ, auf welcher er so freundlich gewirkt. Es war ein harter Schlag für Welf, denn er hing mit kindlicher Liebe an ihm — da traf ihn eine zweite Hiobspost, als eben sein Bruder, der schwarze Heinrich, von

dem Grafen von Luxemburg an seinen Hof abgeholt worden war, und diese Hiobspost verkündete den Tod seines leiblichen Vaters. Ein Ritter und Dienstmann des welfischen Hauses war angekommen, der den alten Grafen auf all seinen Zügen begleitet, der an seiner Seite gefochten hatte; als der alte Welf mit dem Kreuzheere siegreich die Mauern der heiligen Stadt erstürmt und nach dem blutigen Streit mit einer Kerze in der Kirche des heiligen Grabes seine Andacht verrichtet hatte.

Obgleich Hunderttausend den Mühsalen, dem Hunger und Durst, der Krankheit und dem Schwerdt des Feindes erlegen — der alte Welf hatte sein Ziel erreicht, er hatte gebetet am Grabe seines Heilandes, hatte alle heiligen Stellen besucht auf dem Oelberg, wie im Thal Gethsemane mit seinen uralten Oelbäumen, unter welchen schon der Heiland geruht — in Bethlehem, wo die Krippe des Kindleins gestanden, wie auf der Burg David, wo im Saale der himmlische Meister sein letztes Mahl gehalten. Mit manchem Andenken von den heiligen Stellen wandte er seine Schritte nun wieder der Heimath zu in die Arme seiner Gemahlin und seiner Söhne. Schon hatte er Cypern erreicht, da verfiel er in eine gefährliche Krankheit, und nach wenigen Tagen war er eine Leiche geworden.

Der Ritter von Schellenberg konnte nur den Segen des Entschlafenen seinem Hause bringen, und den letzten Willen, daß man seine Gebeine in Cypern ab-

hole und sie in die Gruft seiner Ahnen im Kloster Weingarten einsenke.

Aber zu diesen Unglücksfällen sollte bald noch ein Dritter kommen, und ein drohendes Gewitter zog sich über dem Himmel der Liebe zusammen. Bald nach dieser Trauerkunde saß einst der Schloßpfaffe, ein Weingartner Mönch, der nach Kuno's Tode sich das Zutrauen der Wittwe zu erschleichen gewußt, bei dem jungen Welf. Er sprach über die Weltläufe und über die große Rolle, welche stets das welfische Haus dabei gespielt. Auch an Euch — fuhr er fort — ist es jetzt an der Zeit, daß Ihr zeiget, daß das Haus Welf nicht vergessen habe, ein Wort mitzusprechen, wo es gilt im Rath der Fürsten und in den Händeln zwischen dem Papst und dem Kaiser.

Ihr wisset, daß Euer seliger Vater einst die Stütze war der Kaiserin Wittwe Agnes, daß er anfänglich deren Sohn Kaiser Heinrich IV. begleitete in allen seinen Kriegen, die selbiger — in der Verstocktheit seines Herzens — gegen den heiligen Vater zu Rom führte. Aber der Himmel und sein Gewissen zeigten ihm, daß er auf den Wegen des Bösen wandle, und er verließ darum den ketzerischen Kaiser Heinrich und stellte sich auf die Seite des Gegenkaisers Rudolph von Schwaben, der als treuer Knecht des Papstes sich erwies. Darum ist es Eure heilige Pflicht, daß Ihr in die Fußstapfen Eures frommen Vaters tretet und gleich ihm auf die Seite des Papstes und Rudolphs

von Schwaben stellet gegen diesen sündlichen und verblendeten Heinrich.

Wie reich und mächtig Ihr auch seid, so ist es doch in solch stürmischen Zeiten vonnöthen, daß Ihr noch weiter an Land und Leuten gewinnet, auf daß Ihr den Ausschlag geben könnet, wo immer ein wichtiger Handel im römischen Reiche, in Deutschland und in Italien zu entscheiden.

Darum wähle ich keinen bessern Plan, Euer Haus zu höherer Macht und Ehre zu erheben, denn daß Ihr Eure Hand reichet einer reichen Erbin von irgend einem der Fürsten, die auf Seiten des heil. Vaters stehen, und die Perle unter diesen Damen und Erbinnen ist Mathildis, des Markgrafen Bonifaz Tochter in Spoleto.

Mit diesem Haus vereint werdet Ihr dem vom Papst erkorenen Kaiser Rudolph von Schwaben einen solchen Beistand leisten können gegen den geächteten und mit dem Bannstrahl belegten Heinrich, daß derselbe bald wird gedemüthigt werden, und Ihr werdet durch die Gunst Rudolphs die Herzogswürde erlangen zum Glanze Eures Hauses.

Verwundert und erschrocken blickte den Bruder Anton der junge Welf an, aber der Mönch fuhr, ihn scharf ins Auge fassend, als könnte er in der Seele des Jünglings ein Geheimniß lesen, also fort: Verwundert Euch nicht, zwar steht Mathildis nicht mehr in Euren Jahren und hat schon 40 Sommer hinter sich, aber ich wüßte keine Dame, die sich mit ihr messen

könnte an hoher Würde, an feiner Anmuth, und die Schönheit ihrer Jugend ist noch nicht verschwunden, wenn auch etwas erblaßt, also, daß täglich am Hofe ihres Vaters die Söhne der vornehmsten Häuser einen Kranz um sie bilden, und sich glücklich schätzen, ein gnädiges Lächeln und ein Zeichen ihrer Huld und Gunst zu empfangen.

Ich selbst habe sie gesehen auf meiner letzten Reise nach Rom, und könnte Euch nicht genugsam erzählen von der Pracht des markgräflichen Pallastes, seinen Säulengängen, Teppichen, Sammttapeten und Gemälden, von der Schönheit seiner Gärten, von der Menge der Burgen und all den Besitzungen des mächtigen Markgrafen Bonifazio.

Und wie gnädig wurde ich empfangen von dem Waffengefährten Eures seligen Vaters — es war kurz nach dessen Tode — wie hat er sich nach Eurem Hause so theilnehmend erkundigt und von den wichtigen und neuesten Zeitläuften gesprochen, worin es Noth thue, daß edle Häuser sich fest an einander anschließen, um sichere Vortheile zu erringen.

Auch Mathildis, die hochgebildete einzige Erbin des Markgrafen, hat zuweilen Theil genommen an unsern Gesprächen, und ich mußte ihr erzählen von den Ufern des Bodensees und den deutschen Landschaften, von ihren grünen saftigen Thälern und ihren Eichenwaldungen und dunklen Tannenforsten, und wie die Frauen und Fräulein wohnlich eingerichtet auf unsern Burgen.

Ja, sie sprach den Wunsch aus, auch einmal mit ihrem Vater einen Zug zu machen über das Alpengebirge an den Bodensee und Rhein und die Donau, und diese Landschaften in Augenschein zu nehmen, von denen sie schon so viel gehört, denn — sprach sie — wohl ist Italien das schönste Land der Welt und über keinem blaut der Himmel lachender, aber mein Gemüth sehnt sich auch, aus unsern üppigen Fluren einmal in tiefernsten Thälern und waldigen Gebirgen mich zu ergehen, und das Volk der Deutschen kennen zu lernen, das über Italien gebietet mit seiner mannhaften Ritterschaft, und dessen Kaiser auch unsere Kaiser sind — es muß einen eigenen Reiz haben das Leben in den deutschen Gauen und unter dem trotzigen Volke draußen.

Aus Allem habe ich entnommen, daß des Markgrafen Haus eine Verbindung gerne sähe, und noch mehr der heilige Vater, wenn die Welfen sich enger verbänden durch Familienbande mit seinen Anhängern in Italien. Zwar habe ich noch Niemand diese Entdeckungen mitgetheilt, als Eurer Mutter, aber diese zweifelt nur, ob ich mich nicht getäuscht, daß wirklich der Markgraf geneigt wäre, sein reiches Erbe und die Hand seiner Tochter einem deutschen Edlen zu geben.

Stillschweigend hatte der junge Welf zugehört und unangenehme Gefühle durchkreuzten sein Innerstes, denn all die vorgespiegelte Pracht und das reiche Leben zu Spoleto däuchte ihm ein düstrer Wintertag gegen die Maiensonne seiner heimlichen Liebe.

Auch er stimmte darum, um auszuweichen, in die Zweifel seiner Mutter ein, und wie er noch zuvor müßte an den Höfen der Herzoge und Fürsten manch Jährlein zubringen, um die feine Ritterschaft zu erlernen.

Doch der Bruder Anton brach selbst ab, denn er wollte nur einmal den ersten Versuch machen bei dem Junker, und hoffte bald Alles ins Reine zu bringen, war ihm doch von den Cardinälen zu Rom versprochen worden, zum Abt von Weingarten erhoben zu werden, wenn es ihm gelänge, eine Verbindung zwischen den Häusern Spoleto und Welf zu Stande zu bringen.

Seit dieser Stunde saß der junge Welf bald traurig und in sich gekehrt auf seinem Gemach, oder er ritt auf die Jagd, ohne ein Wildprett heimzubringen, denn, so günstig ihm mancher Hirsch kam, so waren seine Gedanken wo anders. Ja, ein unerklärliches Bangen hatte ihn so überkommen, daß er selbst bei Bertha kein Wort der Erleichterung über seine Lippen bringen konnte.

So war er indessen schon zum dritten Male auf Schloß Waldburg geritten, bleich und zerstört. Da faßte ihn Bertha an der Hand, als sie wieder vor der Felsengrotte saßen. Sie blickte ihm wehmüthig in die Augen, und während ihr eine Thräne über die Wange perlte, seufzte sie: Welf, mein geliebtes Herz! es ist mit dir eine große Veränderung vorgegangen, ich fühle es und dein ganzes Wesen offenbart es — bin ich nicht deine geliebte Bertha, die Alles wissen

darf und dazu ein Recht, das Recht der Liebe hat. Ist dein Kummer nicht mein Kummer und deine Wonne nicht meine Seligkeit? — Oder hat der Geliebte ein Geheimniß vor seiner Geliebten, und darf der leiseste Schatten auftauchen zwischen zwei Seelen?

Schmerzlich erregt drückte der Junker Bertha an seine Brust, und als fürchte er sich vor dem Laut seiner eigenen Stimme, lispelte er ihr mit abgebrochenen Worten ins Ohr: Theure Seele! du mein Licht und mein Leben — es will sich eine finstre Wolke drängen zwischen unser Doppelgestirn und das Blut möchte mir gerinnen vor Angst und Beklommenheit — ich kann nicht — —

O! heilige Mutter Gottes — rief Bertha, wie erschreckst du mich — o sprich — martre mich nicht so grausam mit deiner stockenden Rede — besser, ich vernehme das Gräßlichste aus deinem Munde, als diese Ungewißheit, mit der du mich quälest!

Man will uns trennen! rief der Junker, der sich nun nicht mehr halten konnte — das Band war gelöst, das seine Zunge gebunden — man will uns trennen, wiederholte er noch heftiger, und lehnte sich erschöpft an den Stamm der alten Tanne.

Es war eine finstre Herbstnacht, da schritten drei Personen tief in ihre Mäntel verhüllt durch den Tannenwald der Waldburg herunter, und am Fuße desselben harrte ein Knecht mit vier Rossen, auf welche sich die nächtlichen Wanderer setzten.

Dem Himmel sey Dank! holte eine jugendliche

Stimme tief auf, die einem jungen Ritter angehörte, welcher ein Fräulein auf das Roß hob, während der Knecht ihrer Begleiterin den gleichen Dienst erwies. Dem Himmel sey Dank! wiederholte der Ritter — theure Agnes, nun sind wir aus den Schlingen, und der Ritter Welf wird in der weiten Welt seinem Geschlecht eben so viele Ehre einbringen, als hätte er sich mit der reichen Erbin von Spoleto vermählt — denn du bist der Stern, in dessen Lichte ich von nun an das Schwerdt meiner Ahnen glänzen lasse. Ja, überm Meere, in Engelland, dort will ich Dienste suchen am Hofe des Königs, ein Welf ist überall willkommen, und mein Name öffnet mir allerwärts den Pfad zu Ruhm und Ehre. O! wie herrlich ist's — fuhr er fort — an deiner Seite den Rheinstrom hinabzuziehn und über das grüne Meer zu fahren, und morgen, wenn uns der Priester in Constanz getraut, bist du mein Weib, von dem mich keine Welt mehr trennen kann nach den heiligen Gesetzen der Kirche!

O Geliebter! entgegnete Bertha — wie selig fühle ich mich in dieser dunkeln Nacht — es ist heller um mich, als der klarste Sommertag, denn du meine Sonne strahlest beglückend über mir. Der Kampf ist ausgerungen — du hast mein Opfer nicht angenommen, du lässest nicht von mir — darum sage ich mit leichtem Herzen jetzt der Waldburg und meinen theuren Eltern ein Lebewohl. Scheide ich auch heimlich, wie eine Verbrecherin, Angst und Sorgen meinen Eltern

zurücklassend — ich gehöre ja dir, sonst Niemanden in der Welt!

Es war der junge Welf, es war Agnes, die bei nächtlicher Dunkelheit die Heimath flohen, denn Welf hatte einen Brief entdeckt vom Markgrafen Bonifazio an seine Mutter, woraus er entnommen, daß man ernstlich den Plan verfolge zu einer Verbindung beider Häuser.

Nur der Mönch Anton schien ihm von dem Geschäft eines Unterhändlers abgestanden zu seyn, denn theilnehmend an seinem Kummer hatte derselbe selbst einige Worte entschlüpfen lassen, wie unglücklich die Söhne edler Geschlechter, wenn sie gegen ihre Gefühle ihr Herz dem Glanz ihres Hauses opfern müßten. Kein Wunder, daß er auf den Plan der Zofe seiner Bertha einging, welche das Geheimniß ihrer Herrin zu dem ihrigen gemacht, aus der Heimath zu entfliehen und das deutsche Reich zu verlassen, bis seine Mutter das Zeitliche gesegnet. Die Zofe hatte aber für Alles gesorgt, sie hatte die nöthigen Kleider heimlich vorausgeschickt und durch ihre Boten einen Schiffer bestellt in Lindau, der die Flüchtigen über den See führte, um an dem Schweizerufer über Constanz nach Basel zu gelangen und dann dort ein Schiff zur Rheinreise zu besteigen. Auch hatte sie einen Verwandten, der Priester war in Constanz, der sollte das flüchtige Pärlein einsegnen.

So zog das Häuflein raschen Schrittes durch das Dunkel der Nacht dem Bodensee und der Stadt Lindau zu.

Drei Jahre später saß der Graf Welf zu Spoleto auf dem Schlosse und blickte hinunter von der Altane in den herrlichen Schloßgarten, wo zwei Springbrunnen zwischen Taruswänden und morgenländischen Gesträuchen ihren Wasserstrahl hoch gegen den blauen Himmel hinaufstäubten.

Plötzlich verfinsterte sich seine Stirne und er wandte den Blick ab, denn eine großgewachsene, stattliche Dame in blauem Damastgewande schritt aus den Gebüschen hervor und lustwandelte über den freien Platz, wo die Springbrunnen plätscherten. Es war Mathildis, seine Gemahlin, die mit stolzem, gebieterischem Wesen dahin rauschte.

Ein schwerer finstrer Traum, der so oft den Grafen Welf überkam, tauchte in diesem Augenblick mit allen seinen grauenhaften Schatten wieder auf — er blickte in die Vergangenheit — er sah, wie in dunkler Nacht im Hafen von Lindau das Theuerste, was er besessen, plötzlich in die Fluthen versank — er fühlte das Fieber wieder, das ihn wochenlang schüttelte — er gedachte der furchtbaren Zeit, die auf dieses schreckliche Ereigniß folgte — er hörte die Stimme des Mönches Anton, wie sie das Unglück als eine Strafe des Himmels darstellte, daß er seine Mutter heimlich verlassen und den Eltern der Bertha die Schmach angethan, sie zu entführen — er hörte dessen Stimme, wie sie vereint mit seiner Mutter so lange auf ihn einstürmten, bis er einwilligte, die Markgräfin Mathildis zu ehlichen.

Er versetzte seinen Geist zurück auf den Augenblick, wo er sie zuerst gesehen und kaum im Stande gewesen, seine Bewegung des Widerwillens zu bekämpfen und zu verdecken — er gedachte der Stunde, wo er mit ihr vor dem Altar stand und der Brautnacht, die er mit ihr gefeiert — und gegen Alles dieses schwebte in lichter Glorie das Bild seiner Bertha auf, deren Gebeine im Bodensee bleichten, die nie mehr zum Vorschein kamen, um in geweihter Erde zur Ruhe bestattet zu werden. Mit einemmale pochte es an die Thüre, und sein Diener trat ein: Gnädigster Herr! sprach er — eine Pilgerin, die erblindet, läßt Euch um Gottes Barmherzigkeit bitten, ihr zu gestatten, einige Wörtlein mit Euch zu sprechen — sie kommt aus Schwaben, Eurer Heimath, und läßt sich nicht abweisen.

Milder gestimmt durch die Erinnerung an die Heimath, und neugierig, welch Begehr eine blinde Pilgerin an ihn habe, ließ er die Fremde herein führen, die, auf einen Stab gestützt, das Antlitz halb mit einem groben Schleier bedeckt, langsam vorwärts schritt, während ein Kind von zehn Jahren, das sie geleitete, unter der Thüre stehen blieb.

Was ist Euer Begehr, fromme Schwester? fragte der Graf.

Da stürzte die Fremde, das Bild des blassen Jammers, nieder und fragte bebend: sind wir allein, und vernimmt keines Zeugen Ohr, was ich zu beichten habe?

Sprich — antwortete der Graf — gespannt und erwartungsvoll, denn die Stimme schien ihm nicht ganz unbekannt und erweckte ein sonderbar Gefühl in ihm — Niemand ist um uns!

So höret — ich bin Franziska, die Zofe Bertha's, die Mörderin Eurer Braut!

Erschrocken trat der Graf einige Schritte zurück. — Ja weichet von mir — fuhr die Pilgerin fort — ich bin eine Aussätzige, aber verlasset wenigstens nicht das Gemach — ich muß euch beichten ein furchtbar Geheimniß — nicht kann ich es beichten einem Priester, denn ein Priester hat mich verführt und ein Abscheu faßt mich, ein erschrecklicher, wenn ich fortan einen Priester sehe.

Um aller Heiligen Willen — sprach der Graf voll Entsetzen — Franziska, bist du wahnsinnig!

Nicht — entgegnete die Pilgerin, und starrte ihn mit ihren großen leblosen Augen an — aber ich könnte es werden, wenn ich an das Verbrechen denke, zu welchem mich ein Priester verleitet und das mich darum in jedem Mönchshabit einen Teufel zu sehen glauben machte. Aber hört — hört meine Beichte, daß doch wenigstens die schwerste Wucht meiner Schuld mich nicht ganz erdrückt! Und dann stoßt mich nieder, daß meine arme Seele zur Ruhe eingehe, wenn ich gebüßt habe!

Du rasest, Franziska, sprach der Graf in mitleidigem Ton, du kannst keine Mörderin sein — ich hatte ja meine Augen offen, als der Kahn umschlug

und die Wellen meine Bertha verschlangen. Die Augen offen — lachte mit gellem, halbwahnsinnigem Tone Franziska — höret! höret — ha! die Augen offen und Ihr sehet keinen Mord?

Franziska schwieg eine kleine Weile, die Kniee des Grafen umklammernd — ihre Brust pochte heftig, endlich begann sie: unglücklicher Herr! Ihr liebtet Bertha, und der Mönch Anton, bestochen in Rom, Euch auf die Seite des Papstes zu bringen gegen Kaiser Heinrich, gab sich zum Kuppler her. Als er entdeckte, daß Ihr nicht in seinen Willen Euch fügen wolltet, spürte er dem Grunde näher nach — er stellte Kundschafter auf, Euch auf allen Euren Wegen zu beschleichen — er entdeckte bald Euer Geheimniß, von dem ich selbst noch nichts wußte. Da nahte sich mir der Mönch Anton, und zog mich in seine Schlingen durch seine gleißnerischen Ueberedungskünste. Ich mußte auf seinen Befehl Euch belauschen, und nur zu leicht wurde mir das, indem ich selbst das Herz meiner Herrin bethörte.

Der junge Welf — sprach der Mönch — wird von seinem Vorsatze nicht abstehen, seiner Bertha treu zu bleiben, und dennoch muß diese Verbindung des welfischen Hauses mit dem des Markgrafen v. Spoleto und mit der reichen Matthildis zu Stande gebracht werden. Wohlan, es gibt nur ein Mittel, das Hinderniß selbst aus dem Wege zu räumen.

Lange sträubte ich mich, aber der Verführer schläferte mein Gewissen ein; er ertheilte mir Absolution

von allen Sünden, spiegelte mir vor, wie ich ein großes Werkzeug werde im Dienst der heiligen Kirche und im Kampf derselben mit der weltlichen Macht, und drückte mir noch überdieß einen kostbaren Diamantenschatz in die Hand mit dem Versprechen, wenn Alles gelungen, mich noch unüberschwenglich zu belohnen.

Ich erlag der Verführung und den fortwährenden Einflüsterungen des Mönches, und auf seinen Rathschlag hin mußte ich eurer Bertha selbst vorstellen, daß nur ein einziger Weg ihr und ihrem Geliebten frei stehe, nemlich die Flucht übers Meer. Ich selbst schaffte das Nöthigste heimlich aus der Waldburg, versprach dafür zu sorgen, daß ein Verwandter von mir im Franziskanerkloster zu Constanz ihre Ehe einsegnen werde — für das übrige wollte der Mönch sorgen, nemlich für den Mord, und daß nur ein Leben dabei zum Opfer werden solle.

Er bestellte zwei Schiffer in Lindau, den einen zur Ueberfahrt und zum Bubenstück, den andern zur Rettung derer, die Bertha begleiteten. Ich war es, die von dem Mönch ein Fläschlein mit einem stark wirkenden Schlaftrunk erhielt, das ich eurer Bertha kurz vor dem Einsteigen in das Schiff im Wein beizubringen wußte.

Ich bedeckte sie, als sie — wir hatten zur Dämmerstunde kaum den Hafen von Lindau verlassen — einschlummerte mit einem Mantel, während Anton, der Mönch, als Schiffsknecht verkleidet neben uns Platz nahm und heimlich unter dem Mantel einen schweren

Stein um den Leib des unglücklichen Opfers schlang, damit sie rasch untersänke und keine Hülfe mehr möglich. Auf sein Zeichen und mit seiner Beihülfe warf der Schiffer durch einen Druck mit dem Steuerruder das Schifflein um, und im gleichen Augenblick klammerten Anton und ich mich an den Bord des zweiten Rettungsbootes an und die Schiffer zogen Euch aus den Wellen, die Ihr nichts ahnetet.

Entsetzt hatte der Graf der Pilgerin zugehört, seine Pulse stockten, sein Antlitz wurde leichenblaß, seine Haare sträubten sich, und krampfhaft hielt er sich an einem schweren Lehnstuhl. — Allmächtiger Gott! rief er endlich — welch ein Scheusal sehe ich vor mir! welch ein Teufel steckte in jener heuchlerischen Kutte, deren Träger sich Anton nennt — und doch um der Reue und um der Offenbarung dieses furchtbaren Geheimnisses willen, fühle ich keine Kraft in mir, das höllische Weib niederzustoßen!

Höret! höret! jammerte Franziska — lasset mich zu Ende reden und dann thut ein Werk der Barmherzigkeit und endet mit Eurem Schwerdt mein qualvolles Leben. Wir kehrten zurück in den Hafen, als das Mordstück gelungen, doch ich konnte nicht mehr um Euch weilen und floh, von der Hölle gepeitscht, fort in die Nacht — ich irrte Wochenlang umher, und kein Schlaf kam über meine Augenlieder — ich hörte nur immer den dumpfen Fall des unschuldigen Opfers und Euren Verzweiflungsschrei.

Ich fiel in ein hitziges Fieber, gepflegt von einer

armen Hirtenfrau im obern Rheinthal — meine Augen erblindeten — der Engel des Herrn schlug mich mit Finsterniß. Erst nach einigen Jahren dämmerte der Gedanke in mir auf, zu beichten, aber ich konnte es keinem Priester. Da führte mich meine Pflegerin nach Bregenz zu meiner Schwester. Hier vernahm ich von derselben, welche alle Jahre nach Weingarten zu wallfahrten pflegte, daß daselbst ein Mönch, der Beichtvater auf dem Schloß Ravensburg gewesen, bei einem heftigen Gewitter am Altare erschlagen worden — vernahm, daß der junge Graf Welf über die Alpen gezogen und sich mit der Gräfin Mathildis vermählt hatte.

So war also der Plan des Mönches gelungen, dem ich als schändliches Werkzeug gedient; aber auch ihn hatte die Rache des Himmels getroffen, und außer dem Schiffer war nur eine Person noch verschont geblieben — Eure Gemahlin, denn dieses Weib wußte um den Plan. Ein Schreiben von ihr entfiel einst dem Mönch, als er auf meinem Gemache war — so dunkel auch der Sinn der Worte für mich war, so viel enträthselte ich, daß sie selbst den Plan des Kupplers begünstigte und ihn mahnte, kein Mittel unversucht zu lassen, um Euch aus den Armen der Nebenbuhlerin zu reißen.

Wenige Tage nach dieser furchtbaren Enthüllung ward ein armes, deutsches Weib, Franziska, ohne Sang und Klang in der Stadt Spoleto in einer Ecke des Kirchhofs eingescharrt, weil sie dem Priester, der ihr

die letzte Oelung reichen wollte, geflucht, und an demselben Tage war Graf Welf mit wenigen Begleitern in höchster Aufregung aus dem Schloß geritten, nachdem ein furchtbarer Auftritt zwischen ihm und seiner Gemahlin statt gefunden.

Ueber die Alpen zog derselbe nach seiner Heimath — der unnatürliche Bund zwischen einem Jüngling von 21 Jahren und einem stolzen, herzlosen, verbrecherischen Weibe von 45 Jahren war aufgelöst, und der mächtige Welf V. ritt in das Hoflager Kaiser Heinrichs, um fortan sein getreuester Freund zu bleiben bis an seinen Tod. Er starb zu Landsberg am Lech in tiefster Sehnsucht nach der Wiedervereinigung im bessern Leben mit seiner Bertha, und wurde im Kloster Weingarten in die Gruft seiner Ahnen gesenkt, und sein Sarg neben den seines Vaters gestellt, dessen sterbliche Ueberreste aus dem heiligen Lande acht Jahre nach dessen Tode in die Heimath gebracht worden waren.

Fr. Norden.

XII.

Kloster Weingarten.

Von der Wiege der Welfen wallen wir zu ihrem Grabe — das ist die von ihnen gestiftete und reich begabte Reichsabtei Weingarten.

Diese ehemals unmittelbare Reichsabtei Benediktiner-Ordens liegt nur drei Viertelstunden von Ravensburg im Schussenthal auf dem Martinsberg bei Altdorf. Ihre Stiftung steht mit dem Ursprung einer entfernteren geistlichen Niederlassung in Verbindung. Schon im Jahr 750 hatte Alto, Sohn des schottischen Königs Eugen und Schüler des h. Bonifazius, unter Pipin dem Kleinen zwischen Augsburg und Freisingen die Zelle Altomünster erbaut. Diese Stiftung war von des Welfen Ethiko Sohn, dem Herzog Heinrich, genannt mit dem goldenen Wagen, und seiner Gemahlin Juditha vermehrt und erweitert worden. Im Jahr 860 erbaute derselbe Herzog Heinrich zu Altdorf auf dem heutigen Gottesacker bei der nunmehr abgebrochenen Pfarrkirche ein Nonnenkloster Benediktiner-Ordens, welches bald darauf von den Magyaren zerstört wurde. Herzog Welf II. stellte dieses Kloster wieder her. Nach seinem Tode nahm seine Wittwe Irmengard die Aebtissin Hiltrud von Altdorf sammt ihren Nonnen mit sich nach Altomünster; die Mönche aber von Altomünster übersiedelten mit ihrem Abt Heinrich im Jahr 1047 nach Altdorf.

Im Jahr 1053 brannte das Kloster zu Altdorf gänzlich ab. Nun räumte Herzog Welf III. sein auf dem Martinsberg gelegenes Schloß den Mönchen zur Wohnung ein, und verwandelte es in ein Kloster (1055). Wegen des mit Weinreben bepflanzten Hügels, auf dem das neue Kloster lag, wurde es Weingarten genannt, ob es gleich noch lange Zeit den Namen

Altdorf führte, denn im Jahr 1158 zog Abt Burkhard mit Kaiser Friedrich I. noch unter dem Namen eines Abts von Altdorf nach Italien.

Einen Stiftungsbrief der Abtei Weingarten vom Jahr 1055 besitzen wir nicht, dagegen ist einer vom Jahr 1090, freilich nur in späterer deutscher Abfassung, vorhanden, der von Herzog Welf IV. herrührt, welcher der eigentliche Stifter des Klosters geworden, denn er hat dasselbe wahrhaftig fürstlich begabt. Aus dieser lernen wir besonders auch kennen, wie reichlich das Kloster in erster Zeit begabt worden. „Wir opfern — so drückt sich die Urkunde aus — zu einer ewigen Widem dem h. Blut unsers Herrn Jesu Christ, und St. Martin auch St. Oswalden (den Patronen der Kirche): die Gewalt im Altdorfer Wald, was des Gotteshaus Leute in demselben Wald reuten mit eigner Kost, das soll mit eigentlichem Recht des Klosters immerdar seyn; wir geben auch dazu den Zehenten in demselben Wald über alle Neugereut, und geben auch eigentlich und ewiglich der Sammlung Urlaub zu hauen in demselben Wald Alles, was sie bedürfend sind zu zimmern u. s. w. Ferner: wir eignen dem Kloster zu Weingarten unser frei Eigen, als ein Fürst thun soll mit allem Recht, als unsre Vordern herbracht han, deren sämmtliche Namen wir an diese Handvest setzen, nemlich den Pfründsatz der Leutkirche zu Altdorf, die Eigenschaft des Zehenten über alles Kirchspiel, den Kirchensatz zu Berg, und die zween Theil des Zehenten, und alle Leute, die dazu gehören

den Hof Diepoldshofen und das Eigen zu Berg, Ettishofen, Wyler, Aichach, Horw, Bomgarten, Liebenrüti, Rüti bei Fronhofen, Korb, Ruprechtsbrugg, Rüti, Stainbach, Ow, Mengelson, Bugen, Knyffingen, Kreinberg, Ailingen; das Eigen zu Alpenweiler, Stedel, Heggbach, Frenkenbach, Hagnow, Ibach, Gambach, Laukrain, Barnriet, Rüttlen, Halprechtshofen, Oppeltshofen, Lochen, Vlen, Stainital, Sybrantsberg, Aeschach, den Hof zu Memmingen, Ramingen, Dorndorf, Berg, Vrsingen und das Eigen zu Dürkanie." So reich wurde Weingarten vom Hause der Welfen begabt; ihrem Beispiel folgten noch viele adelige Vasallen der Welfen, welche mit einander wetteiferten, das Kloster immer mehr zu bereichern. Auch später wurde noch Manches von edlen Wohlthätern vergabt oder aus Mitteln des Klosters erworben. Zufolge der genannten Stiftungsurkunde wurde das Kloster Weingarten gleich Anfangs ein freies, denn der Stifter sagt ausdrücklich: wir han das Kloster Weingarten mit aller Ehafte (Macht) über Leut und Gut, und mit aller Eigenschaft dem Stuhl zu Rom freylich und eigenlich geopfert, und han uns verzigen aller Gewehr- und Gewaltsame in des Papstes Urbans Hand, und widersagen allen vögtlichen Diensten und Gewalt, und sagen's frei von uns und unsern Nachkommen ewiglich. Daß diese Würde und Freiheit nimmer werde gebrochen, so soll der Abt und die Sammlung haben ledig Urlaub, einen Schirmer erkiesen über das Kloster und das

dazu gehöret, den sie sich versehen, daß er allernutzbarst sey; wenn der ihnen mißfall an der Statt, wählen sie einen Andern; die Kur soll und mag Niemand kränken u. s. w.

Erster Vorstand des Klosters wurde Abt Heinrich von Altomünster, der zunächst im Kloster Altdorf und dann noch etwa 14 Jahre in Weingarten das Amt führte. Ihm folgten 39 Aebte im Amte: Beringer von 1053—1080, Adilhelm † 1088, Walicho † 1108, Chuno v. Waldburg † 1132, Arnold † 1140, Gebhard † 1149, Burchard † 1160, Diethmar † 1180, Marquard, Wernher † 1188, Meingoz † 1200, Berchtold † 1232, Hugo † 1242, Conrad v. Wagenbach † 1265, Hermann v. Biechtenweiler † 1299, Friedrich Heller † 1315, Conrad v. Ibach † 1336, Conrad von Ueberlingen † 1346, Heinrich von Ibach † 1363, Ludwig von Ibach † 1393, Johannes v. Essendorf † 1418, Johannes Blaurer † 1437, Eberhard v. Freidank † 1462, Jodok Bentelin † 1477, Caspar Schiegg † 1491, Hartmann von Burgau † 1520, Gerwich Blaurer † 1567, Johannes Hablizel † 1575, Christoph Raitner † 1590, Georg Wegelin † 1627, Franziskus Diethrich † 1637, Dominikus Laymann † 1673, Alphons Stadelmaier † 1683, Willibald Kobel † 1697, Sebastian Hyller † 1730, Alphons II. Jobst † 1738, Placidus Renz †

1748, Dominikus II. Schnizer † 1784, Anselm Rittler bis 1816.

Unter den genannten Aebten von Weingarten waren mehrere, die sich wegen ihrer Tüchtigkeit einen Namen erwarben. Unter ihnen nennen wir den Abt Burkhard, der Kaiser Friedrichs I. Vertrauen in so hohem Grade besaß, daß er denselben auf seinen Reisen begleiten durfte. Noch bekannter ist Gerwig Blaurer, ein geborner Constanzer, der auf den Hochschulen zu Freiburg, Paris und Bologna sich bildete. Kaiser Karl V. erwählte ihn, als er Abt geworden, zu seinem Rath und Hofkaplan, und wurde von ihm, so wie von seinem Bruder Ferdinand, gar häufig in Geschäften gebraucht. Sein Ruf war so ausgebreitet, daß ihn das Kloster Ochsenhausen zu seinem Abt erwählte, Papst Julius II. ihn zu seinem Legaten, und Karl V. zu seinem Commissair beim Reichs-Kammergericht ernannte. — Durch ihre Gelehrsamkeit sind mehrere Weingartner Mönche berühmt geworden. Der 11. Abt Werner soll das Chronicon Weingartense geschrieben und mit seinen schönen Miniaturen geziert haben. Der Conventual Gabriel Bucelin, geb. zu Dießenhofen 1599, † 1681, ist rühmlich bekannt durch seine historischen Werke, namentlich durch seine Germania topo-chrono-stemmatographica, 4 Foliobände, die sich wegen ihres reichen Materials auszeichnen, wenn sie auch nicht immer wegen ihrer Kritik schätzbar sind. Ein dritter Conventual, Gerhard Heß, geb. zu Oberstetten 1731, † 1802 als Präfekt

von Blumeneck, hat schätzbare Werke z. B. Monumenta Guelfica, so wie den Catalogus abbatum Weingart. (1781) geliefert, die sich durch ihre Kritik auszeichnen. Ueberhaupt gehörte Weingarten zu denjenigen Klöstern Oberschwabens, in welchen noch Sinn und Eifer für wissenschaftliche Studien herrschte. Davon gibt Zeugniß die in früher Zeit vorhandene reichhaltige Bibliothek des Klosters; denn wo sich Bibliotheken, namentlich mit Handschriften, in Klöstern vorfinden, da dürfen wir sicher annehmen, daß die Mönche ihre Zeit nicht, wie freilich oft der Fall gewesen, hauptsächlich mit Essen und Trinken zugebracht. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts besaß die Bibliothek zu Weingarten noch 500 Handschriften, darunter sich Pergamente aus dem 9., 10., 11. und 12. Jahrhundert befanden. Auch nach Aufhebung des Klosters war die Zahl der Handschriften und Inkunabeln immer noch eine beträchtliche; die Bibliothek enthielt kostbare Stücke, unter andern den deutschen Liedercodex (Weingartner Lieder-Handschrift, herausg. v. Pfeiffer und Fellner 1843), der noch jetzt eine Zierde der königl. Privatbibliothek zu Stuttgart bildet.

Auch Künstler waren unter den Conventualen des Klosters, besonders in der Malerei. Der frühesten Zeit gehört der Leutpriester Heinrich an, welcher den Chor zu Weingarten mit einem ausgezeichneten Gemälde geziert haben soll. Im 17. und 18. Jahrhundert werden mehrere Maler unter den Conventualen genannt, die sich durch ihre Kunst im Kloster

verewigten. Gewiß haben sich an den noch im Jahr 1753 vorhanden gewesenen Kunstschätzen und Reliquien des Klosters Manche aus der Mitte der Conventualen durch ihre Kunst verewigt, wenn auch ihre Namen nicht mehr auf die Nachwelt gekommen sind.

Eine an Geschichten reiche Chronik des Klosters könnten wir vor dem Blicke des Lesers aufschlagen, zumal da es schon in den ältesten Zeiten im Kloster selbst nicht an Männern gefehlt hat, welche treulich aufzeichneten, was vor und unter ihnen im Kloster geschehen, doch wir bescheiden uns, nur über die wichtigsten Schicksale des Klosters zu berichten, die meistens leidige gewesen. — Nach der Uebersiedlung des Klosters vom Thale auf die Burg müssen die Gebäulichkeiten Anfangs nur geringe gewesen seyn. Im Jahr 1192 bis 1200 erweiterte der 12. Abt Meingoz das Münster zu Weingarten, ließ einen Thurm aufführen, errichtete eine Fremdenherberge und sorgte für Täfelwerk und Fenster des Spitals. Auf die bessere Ausstattung des Klosters war sein Nachfolger, Abt Berthold, bedacht, aber, nachdem dieser viele Jahre darauf verwendet hatte, die Heiligthümer würdig auszustatten, kostbare Kirchenbücher zu fertigen, herrliche Gewänder anzuschaffen, neue Glocken in den Thurm zu hängen, da brach Abends den 8. April 1215 Feuer aus, welches der Wind schnell über das Kirchendach an den Glockenthurm wälzte. In Kurzem fielen die Glocken herab und schmolzen in der furchtbaren Gluth dergestalt, daß späterhin das Metall in Theilen wie

Getreidekörner aufgefunden wurde. Kaum konnten die h. Gefäße und Reliquien gerettet werden. Nach allen Seiten sprühten Funken, nach allen Richtungen wälzte sich das Flammenmeer. Niemand von Außen wagte es, Hülfe zu leisten; wer Etwas retten wollte, lief für sein Leben Gefahr. Das Maaß des Uebels voll zu machen, übten noch Diebe Raub aus. Ein solcher Schrecken überfiel die Conventualen, daß sie bereits den Gedanken faßten, die Stätte des Unglücks auf immer zu verlassen, um so mehr, da der Abt sich nicht für gewachsen hielt, das Gotteshaus wieder aufzubauen. Doch bald kehrte Muth und Vertrauen wieder. Die Brüder gingen rüstig ans Werk, und nach Jahresfrist war die Kirche wieder aufgebaut, wo sie nunmehr freudig dem guten Gotte für seine Gnade danken konnten. Alle Gebäude wurden jetzt größer, fester und doch zierlich aufgeführt. Für die im Altar verbrannten Reste des h. Martin gab Kloster Reichenau einen Theil der Seinigen an die Brüder zu Weingarten ab. Unter Abt Conrad von Wagenbach im Jahr 1247 brannte das Kloster wieder gänzlich ab. Unter Abt Heinrich von Ibach im Jahr 1375 verbrannte es nur theilweise. Im Jahr 1435 unter dem Abt Johann Blarer, und im Jahr 1473 erging abermals dieses traurige Loos über das Kloster. Ueber den letzteren Brand grämte sich Abt Bentelin zu Tode. Hartmann von Burgau, der als Klosterzögling diesen Brand veranlaßt hatte, stellte als Abt aus eigenen Mitteln das Kloster wieder her (1491—1520). Unter

den Aebten Gerwik Blarer im Jahr 1545 und unter Johann Christoph Raitner brannte das Kloster nur theilweise ab.

Hat die Abtei Weingarten durch Brandunfälle viel Leidiges erfahren, auch die Wehen des Kriegs sind von ihr nicht ferne geblieben. Im Bauernkrieg 1525 an Lätare kamen die Hauptleute und Räthe der Bauernschaft Morgens in das Kloster, und forderten unter großen Bedrohungen die Conventualen auf, ihnen zu huldigen, im Weigerungsfalle würden sie sie als die nächsten Feinde, die dem Bund zugethan, an Leib und Gut angreifen. Diese Aufforderung wurde eilends an den Abt berichtet, mit der Anfrage, wie man sich betragen solle. Der Abt wußte es selbst nicht, denn hier war guter Rath theuer. Keine Antwort war auch eine Antwort. Aber es ging wohl besser ab, als man vermuthet hatte. Das Kloster blieb von den wilden Horden verschont, denn es war ihm vom Schicksal bestimmt, daß noch Ernsteres über dasselbe ergehen sollte. Im schmalkaldischen Kriege wurde es von den protestantischen Bundesverwandten heimgesucht und ausgeplündert. Ebenso traurig erging es dem Kloster im leidigen dreißigjährigen Kriege, in dem es immer das Schicksal der Orte am Bodensee theilte, die von den kaiserlichen Völkern, so wie den Schweden und den Wirtembergern auf Hohentwiel drangsalirt wurden. Im Jahr 1645 streifte der kühne Freibeuter Conrad Widerhold aus seinem Felsennest an den Bodensee, und machte die ganze Gegend unsicher. Der

Abt Dominikus I. zu Weingarten hatte sich, um sichrer zu seyn, in die durch ihre Mauern feste Stadt Ravensburg geflüchtet. Aber er kam vom Regen in die Traufe, denn eben diese reiche Stadt hatte der kecke Commandant von Hohentwiel aufs Korn genommen. Als er hörte, daß sich ein so kostbarer Vogel in der Stadt befinde, so forderte er von dem Bürgermeister der Stadt, daß er ihm den Abt überantworte, und drohte, wenn es nicht geschehen sollte, würde er die Stadt und ganze Umgegend mit Feuer und Schwert verheeren. Als der ehrwürdige Abt dieß hörte, stellte er sich freiwillig in die Hände der Feinde, um Stadt und Land vor solchem Verderben zu bewahren. Ein bairischer Hauptmann jagte dem Widerhold und seinen Leuten nach bis zum Kloster Zwiefalten, um den Abt den Feinden zu entreißen, aber es war umsonst, denn ein starker Regen hinderte ihn, weiter nachzusetzen. Um dieselbe Zeit brannte Widerhold 20 Orte nieder, um den Ravensburgern Respekt einzuflößen. Abt Dominikus mußte vom Septbr. 1646 bis in den März des J. 1647 in Haft zu Hohentwiel zubringen, und wurde erst freigelassen, als für ihn eine Geißel, der Bruder Anselm Oswald, gestellt wurde, der auf der Veste in Haft bleiben mußte, bis 8000 fl. Lösegeld bezahlt waren. Im Jahr 1647 wurden 63 Weiler und Höfe des Klosters auf einmal von den Feinden niedergebrannt. Bei Alle dem erholte sich das Kloster wieder von seinen Wunden, die ihm der fatale Krieg geschlagen. Im Anfang des 18. Jahrhunderts finden

wir die Abtei wieder in solchem Wohlstand, daß die Mönche ein längstgehegtes Bedürfniß erfüllen, und an die Stelle der geringen und unbedeutenden Kirche eine prachtvolle erbauen konnten. Da die alte Kirche schon gegen 600 Jahre gestanden hatte und wegen Baufälligkeit nimmer reparirt oder erweitert werden konnte, so faßte der 36. Abt, Sebastian Hyller, den Plan, die Kirche neu zu erbauen. Den Bauriß fertigte der herzoglich wirtemb. Baudirektor Joseph Frisoni. Den 14. März 1715 fing man an, dieselbe abzubrechen; am 22. August desselben Jahres legte der päpstliche Nuntius Jakob Caraccioli den Grundstein zur neuen Kirche. Innerhalb einer Frist von zehn Jahren war die Kirche vollendet. Die Kosten des Baues beliefen sich auf 210,996 fl. Sie wurde am 10. Septbr. 1724 von dem Fürstbischof Johann Franz Schenk von Castell unter großer Feierlichkeit eingeweiht. Die völlige Ausstattung der Kirche mit den Thürmen, mit der großen weltberühmten Orgel, mit den Altären, Stuccaturarbeiten und Frescogemälden, erfolgte erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Wohl wären auch die übrigen Klostergebäude in gleicher Pracht, wie die Kirche hergestellt worden, aber der französische Revolutionskrieg trug auch hieher sein Unheil und verhinderte den Weiterbau. Im Jahr 1795 lagerte die Condésche Emigranten-Armee in der Nähe des Gotteshauses und trieb viel Unfug. Der Prinz von Condé und der Prinz von Berry logirten mit 36 Offizieren im Kloster. Aber der Abt,

damals Anton Rittler, mit 19 Conventualen hatte bereits das Kloster geräumt und war in die Schweiz geflüchtet. Den 30. Septbr. kamen die Franzosen unter Tarreau, Pailard und Rheinwald gegen 14,000 Mann stark als Feinde in die Gegend. Sie forderten von dem Gotteshaus 26 Fuder Wein, nebst einem Fäßlein (!) Hefenbranntwein von 9 Eimern sammt den Fässern, was einen Schaden von 9775 fl. verursachte. Dazu betrug die Contribution 130,000 fl. Im Hofgebäude schlugen sie in allen Gängen die Thüren und in den Zimmern die Kästen ein, als in der Abtei, der Kastnerei, Hausmeisterei und Küchenmeisterei. Sie plünderten Alles rein aus, nahmen Fourage die Menge, sammt 26 Pferden, vier Wagen und drei der schönsten Kutschen mit, denn die französischen Patrioten mochten der Ansicht seyn, daß die geistlichen Herren, nachdem sie lange gefahren, auch einmal wieder zu Fuß gehen möchten. Nur die Kirche blieb verschont. Doch erholte sich das Kloster bald wieder von den Wehen dieses im Interesse der sogenannten Freiheit geführten französischen Raubkriegs, denn nach dem im Jahr 1802 in Regensburg gemachten Anschlage galt das Kloster wieder für das reichste in Schwaben, sintemalen es 100,000 fl. jährlicher Einkünfte und ein Gebiet von sechs Quadratmeilen (mit 11000 Einwohnern) besessen. Die Zahl der Klosterangehörigen, die freilich oft wechselte, betrug damals 42 Patres, 7 Fratres und 10 Laienbrüder. Durch den Reichsdeputations-Schluß vom

Jahr 1803 verlor die Abtei ihre Reichs-Unmittelbarkeit: sie gelangte mit allen Rechten und Besitzungen als Entschädigung an den Fürsten von Nassau-Oranien, Wilhelm V. Das Kloster wurde nun aufgehoben und Weingarten der Sitz einer Nassau'schen Regierung. Aber im Jahr 1806 durch die rheinische Bundesakte ging es, mit Ausnahme des Amts Hagnau am Bodensee und einiger andern Theile, an Haus Wirtemberg über. Unter diesem wurde das Kloster zu einem Waisenhaus eingerichtet.

Nachdem wir Einiges aus der Klosterchronik vernommen, sehen wir uns auch noch ein wenig in den Merkwürdigkeiten der ehmaligen Abtei um.

Eine schöne steinerne Treppe führt aus dem stattlichen Flecken Altdorf auf eine Terrasse mit herrlicher Aussicht auf das Schussenthal. Hier liegen die Klostergebäude von Weingarten, zu welchen auch mehrere Oeconomie- und Beamten-Wohnungen gehören; eine mit Thürmen besetzte Mauer trennt das Kloster von Altdorf. Die Gebäude sind sehr ansehnlich und würden einer fürstlichen Residenz zur Ehre gereichen, ob sie gleich aus einem zum Theil noch unvollendeten, aus Neuem und Altem zusammengesetzten Werk bestehen. In der Mitte der Vorderseite zwischen Altem und Neuem steht die schöne Martinskirche, die eine der schönsten und größten neuerer Zeit ist. Sie wurde in neuromanischem Styl in Kreuzesform gebaut. Sie ist 353' lang, 100' im Chor und Langhaus, 150'

im Kreuz breit, hat eine mit Kupfer bedeckte Kuppel, mit der die Kirche 232′, der Vordergiebel 140′ hoch ist. Zu beiden Seiten steht ein massiver, von Quadern erbauter, 208′ hoher Thurm, in welchem vier Glocken hängen. Die eine vom Jahr 1490 wiegt 138 Centner und hat die Aufschrift:

Osanne heiß ich
Den Todten pfeif ich. —

Die zweite, die sogenannte Meßglocke, ist vom Jahr 1484, die dritte, die Salzglocke mit dem Bild der h. Jungfrau, vom Jahr 1515, die vierte, die sogenannte Neue Glocke, trägt keine Jahrzahl. — Das Langhaus der Kirche, nur 47′ kleiner als das des Kölner Doms, wird von 14 gewaltigen Pfeilern getragen. Der Hauptaltar ist von rothem Marmor; vier große Säulen mit goldenen Capitälen tragen einen mit vielen allegorischen Figuren verzierten Aufsatz. Die prächtig construirte Kuppel erhält ihr Licht aus den acht Nebenfenstern. Die Frescogemälde, welche Wände und Plafonds bedecken, sind von dem baierischen Hofmaler Asham, die vielen Statuen und Stuccatur-Arbeiten sind von Diego Carloni, G. Corbellini und Schmuzer ausgeführt worden. Der Hochaltar so wie die zwei großen Nebenaltäre, welche mit blauen und rothen Marmorwänden reich verziert sind, und noch mehrere Seitenaltäre enthalten folgende Oelgemälde, die wahren Kunstwerth haben:

1) Hochaltar mit dem Bild des h. Martin, Kirchenpatrons, von J. Penso 1627 gemalt.

2) Nebenaltar, vom Eingang rechts Altarblatt: die Kreuzabnahme von Carloni.

3) Nebenaltar, vom Eingang links — Kreuzigung von J. Penso.

4) Seitenaltar — St. Benedikt von demselben.

5) Deßgleichen — St. Jakob von demselben.

6) Ebenso — St. Nepomuk von Spiegele.

7) Seitenaltar: Madonna. Maria Hilf.

8) Seitenaltar: St. Sebastian v. J. Penso.

9) Seitenaltar: St. Joseph von Carloni.

10) Sakristei-Altar: Christus mit Johannes; über demselben: Johannes speiset die Maria. Beide von Christ. Storrer v. Constanz († 1671).

11) In der Sakristei: St. Benedikt empfängt unter seinen Mitbrüdern das h. Abendmahl, v. Penso.

12) Auf der Gallerie: St. Stephan wird aus der Stadt geworfen, v. d.

13) Ueber dem St. Benedikts-Altar: Maria mit dem Jesuskinde, von Vincenzo Malo (1630).

14) Ueber St. Jakob: Benedikt zwischen zwei großen Engeln, von Samuel von Hochstraden und Nicolaus v. Rosendael; der eine malte die Landschaft, der andere die Figuren.

15) Ueber St. Nepomuk: der bethlehemit'sche Kindermord, eine Copie von Guido Reni, von Rudolf Schwerter v. Baden.

16) Ueber der Chororgel: Grablegung, v. Michel

Angelo Merighi († 1609), geschenkt v. K. Leopold I.

17) Ueber Maria Hilf: der Leichnam des Herrn, Johannes, Maria Magdalena, von Anton v. Dyk († 1641) 1000 Thaler werth.

18) Auf den Gallerieen über St. Sebastian: St. Benedikt in Gloria von Chr. Storrer.

19) Ueber St. Joseph: St. Lorenz auf dem Rost von demselben.

Besonders merkwürdig unter den zahlreichen Frescogemälden der Kirche (der Plafond allein zeigt an 50) sind diejenigen, welche sich auf die Geschichte des Klosters und der Welfen beziehen. Wir geben sie an, wie sie Pfarrer Frick v. Weingarten für das treffliche Büchlein von F. Gutermann „die alte Rauensburg“ 1856, verzeichnete, aber ohne die lateinischen Inschriften.

I. Rechts beim Eintritt in die Kirche:

1) Das mittlere Bild: Welf I. im Sessel mit rothem Mantel, Biret roth, eiserner Harnisch, in der Linken hält er das Schwerdt, auf dem Wappen drei Lilien.

2) Links Heinrich (stehende Figur), Biret blau, über dem Harnisch ein Wappenrock, das Schwerdt liegend, in der Linken das Wappen mit dem Löwen.

3) Rechts Hatto, hält mit beiden Händen eine Kirche.

4) Links von Nro. 1. Rudolf mit dunkelgrünem Huth, Harnisch und dem Löwenwappen.

5) Welf II. in Hermelin gekleidet, mit dunkelrothem Biret und Löwenwappen.

6) Rechts von Nro. 1. Heinrich mit Spieß und Jagdhorn, leicht gekleidet, ohne Kopfbedeckung, im Lockenhaar ein Eichenkranz, rechts oben das Löwenwappen.

7) Welf III. mit grünem Biret und grünlicher Kleidung, wie ein Talar, mit rothem Kragen und weiten Aermeln bis über die Ellenbogen und breiter rother Einfassung. In beiden Händen hält er die Kirche, links über ihm sein Wappen.

II. Links auf der Gallerie:

8. Rechts vom Mittelbild Welf IV. mit blauem Harnisch, Mantel und grünem Biret, in der Rechten eine Fahne haltend, weit über ihn hinflatternd, in grün und gelber Farbe, Löwenwappen.

9) Juditha, mit einer Königskrone, in der Rechten das heil. Blut haltend und in der Linken eine Kirche tragend: unten Wappen mit einem blauen Löwen.

10) Welf V. mit grünem Biret, im Herzogsmantel, berührt mit der Rechten seine goldene Kette, die über den Hals bis zur Brust herabhängt, mit der Linken das Schwerdt und baier'sche Wappen.

11) Heinrich der Schwarze mit rothem Mantel und Biret, hält mit der Linken das Schwerdt, auf

der Rechten steht ein Falke, im Baldachin das baierische Wappen.

14) Welf VI. mit bloßem Haupt, ein kleines Büschel Haar auf dem Kopf; im Mantel, der vorn und hinten geschlossen, oben mit Hermelin, die Linke geht durch den Mantel heraus und erhebt sich bis zur Brust mit geschlossenen Fingern, außer dem Zeigefinger, den er bedenklich ausstreckt. Mit der Rechten hält er das Schwerdt und Wappen.

12) Wilphildis mit sächsischem Wappen.

13) Sophia mit einem Falken auf der Linken.

Offenbar sind diese 14 Frescobilder jenen Originalen nachgebildet, welche in der ältern Kirche sich befanden, und von dem bereits genannten G. Bucelin für seine Germania nachgebildet wurden, wo sie in Vol. IV. p. 366 u. flg. zu finden sind. — Eine Hauptzierde der Martinskirche ist die bekannte Orgel, die größte in Deutschland, welche J. Gabler aus Ravensburg mit 12 Gehülfen vom Jahr 1736—50 gebaut hat. Sie enthält 76 Register, 6666 Pfeifen (von welchen die größte zinnerne vier Eimer, vier Imi wirt. Maaß faßt) und 12 Blasbälge. Mit dieser Orgel ist ein Glockenspiel verbunden, das zwei große Weintrauben, das Sinnbild des ehmaligen Klosterwappens, darstellt. Eine zweite Orgel im Chor hat 24 Register und 3333 Pfeifen.

In früherer Zeit besaß die Kirche kostbare Schätze, von denen wir nur einzelne der im alten Abteibuch vom Jahr 1753 bezeichneten nennen wollen: Sie

waren in einem Seitengewölbe des Chors der Kirche aufbewahrt, und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts allda zu sehen.

1) Ein großer silberner und vergoldeter Reliquien-Kasten, auf welchem viele Figuren, namentlich Apostel stehen. An der Vorderseite befindet sich eine Menge ungeschliffener Edelsteine, darunter ächte Gemmen von hohem Werth. Er soll von Frau Judith, der Gemahlin Welfs IV., gestiftet worden seyn. 2) Mehrere Heiligenbilder, schwer von Silber. 3) Ein Becher des h. Conrad, Bischof von Constanz, so wie noch sechs Becher, von den Stiftern herrührend. 4) Ein goldener Kelch mit Patene von getriebener Arbeit, mit schönen Figuren und der Aufschrift am Fuß: Magister Conr(adus) de Huse ar(tifex) me fec(it). Euphrates, Gehon, Phison, Tigris. Der Kelch gehört wohl noch ins 10. Jahrhundert. 5) Ein elfenbeinernes Gefäßlein in Gestalt eines Agnus Dei, soll von Notker Labeo von St. Gallen geschnitten worden sein. 6) Ein Missale mit Edelsteinen besetzt. 7) Ein Evangelienbuch mit silbernen Bugglin (Buckeln) mit den Bildern von vier Aposteln. 8) Noch zwei Evangelienbücher mit goldenen Decken und reich mit Edelsteinen besetzt. — Doch das kostbarste Kleinod der Kirche ist das heilige Blut, welches in einem Gefäß von gediegenem arabischem Gold und mit Edelsteinen besetzt, verwahrt wird. Der Werth des Gefässes allein soll an 3000 fl. betragen.

Nach der Legende soll der Kriegsknecht Longinus,

der den Heiland in die Seite gestochen, einige Tropfen seines Blutes in einem Gefässe aufgefaßt, und es nach Mantua gebracht haben, wo er, nachdem er die Taufe angenommen, den Glauben predigte. Zur Zeit Kaiser Karls des Großen wurde dieses h. Blut, das Longinus tief in die Erde vergraben hatte, von Papst Leo III. erhoben und zur Verehrung gebracht. Später wurde dasselbe von Neuem vergraben, und erst im Jahr 1049 unter Papst Leo IX. in Beisein K. Heinrich III. wieder erhoben. Als ein Streit darüber entstand, wo das h. Blut sollte aufbewahrt werden, da wurde dahin entschieden, daß dem Papst ein Theil, dem Kaiser der andere, und der Stadt Mantua der dritte verbleiben sollte. Als K. Heinrich im Jahr 1056 das Zeitliche gesegnet, da verehrte er dem Grafen Balduin von Flandern, als Zeichen seiner Versöhnung mit ihm, diesen Theil des h. Blutes. Von Balduin kam die Reliquie an seine Frau Tochter Juditha, die in zweiter Ehe die Gemahlin Welfs IV. geworden. Diese opferte es im Jahr 1090 den 31. Mai dem Gotteshaus Weingarten, wo sie begraben liegt, auf ewige Zeiten. Zum Andenken an diese kostbare Schenkung und zur Ehre des heil. Blutes wurde von dieser Zeit an der 31. Mai mit einer Prozession gefeiert, die von Jahr zu Jahr dergestalt angewachsen und prächtig geworden, wie keine weit und breit zu sehen. Die feierliche Prozession führt den Namen Blutritt, weil Alle, die sich daran betheiligen, zu Pferd erscheinen. Schon zu Anfang des

16. Jahrhunderts wird dieser Blutritt als eine von Alters her übliche Gewohnheit aufgeführt. Es sind noch zwei Briefe vom Jahr 1529 und 1546 vorhanden, worin sich „die Gottslüt beklagen, daß Niemand von Ravensburg, das sich zur Reformation neigte, um das heilig Blut durch die Stadt zu führen, gebeten habe, wie der Bruch von Alters her gewesen — auch seie kein Mensch von Ravensburg mitgeritten noch gangen.“ Im Laufe der Zeit wurden die Wallfahrer zu Fuß nach und nach ausgeschlossen, und die Anzahl der Reiter nahm dergestalt zu, daß man in den letzten Zeiten des Klosters manchmal über 7000 Mann gezählt hat. Die Prozession der Reitenden bekam nach und nach ein militairisches Reglement: sie theilten sich in Compagnien mit verschiedenen Uniformen, und hatten ihre Ober- und Unteroffiziere, Feldpatres, Feld-Musik, kostbar gestickte Standarten, und beinahe Alles, was ins Feld erfordert wird.

Am Vorabend des h. Blutfreitags — so beschreibt das ehmalige Fest ein Büchlein vom Jahr 1781 — rücken die entfernteren Compagnien der Blutritter ein und nehmen ihr Quartier theils in den benachbarten Orten, theils im Flecken Altdorf. Die Husaren von Althausen schlagen ihr ordentliches Lager auf, halten ihre Feldwachen, und bringen die Nacht in den Gezelten zu. Einzelne Reiter, die zu keiner besonderen Compagnie gehören, stoßen am folgenden Tag zu den irregulären Reitern. Freitag früh sechs Uhr nimmt die Feierlichkeit ihren Anfang. Der ganze Convent

verfügt sich zum h. Blutaltar, wo ein jeweiliger Custos mit Chorrock, Stole und rothsammtenem goldgesticktem Velum angethan, das heil. Blut in einem silbernen Behältniß an den Hals hängt, und unter Absingung des Salvator mundi u. s. w., unter Läutung der Glocken, unter Abfeuerung der Böller, sich in den äußeren Hof des Klosters verfügt und zu Pferd sitzt, wo ihn schon eine zahlreiche Menge Reiter erwartet. Von da aus geschieht der Zug durch den Flecken gegen Ravensburg in die umliegenden Felder in folgender Ordnung: Voran die Herren Studenten mit Pauken und Trompeten und entblößten Gewehren, dann das Weingarten'sche Zehentamt, die Herrn Beamte des Gotteshauses, so wie ein Reiter-Contingent von Weingarten und die löbliche Schützen-Compagnie von Altdorf, welche letztere die Ehrenwache des heil. Bluts bildet. Zunächst vor dem R. P. Custos mit dem h. Blut reitet ein römischer Reiter mit Lanze, welcher den h. Longinus vorstellt. Vor und nach dem heil. Blut reiten sechs geharnischte Männer, und zu beiden Seiten vier Reiter in Göllern mit einer Standarte. Ihnen folgen einige Geistliche zu Pferd, als Begleiter des h. Bluts. Hinter diesen sodann nach einander Altdorf'sche leichte Reiter, Landvogtei'sche, Graf Wolfegg'sche, Ravensburg'sche Jäger, Graf Wurzach'sche Dragoner, Graf Waldsee'sche Dragoner, Heiligenberg'sche, Biberach'sche Dragoner, Althausen'sche Dragoner, Rehlingische, Erdingische Grenadiere, Gr. Königsegg-Aulendorf'sche Grenadiere, Gr. Königseggwald'sche Dra-

goner, letztere mit Feldmusik. Den Schluß machen Reichlingische und Weingarten'sche Reiter. (Schon damals eine treffliche militairische Uniformität des lieben deutschen Vaterlandes!) Während des Zugs werden vier Mal die h. Evangelien abgelesen, und die Feldfrüchte mit dem h. Blut gesegnet. Nahe bei Altdorf wird ein Gezelt aufgeschlagen, worunter sich R. P. Custos mit dem h. Blut verweilt, bis alle Truppen vorüber, und sich zum Einzug in die Kirche gestellt. In dieser beschäftigt man sich indessen mit Messelesen, Beichten und Communiciren und Ablaßgewinnung, bis ein Zeichen mit der Glocke gegeben wird. Auf dieses begibt sich S. Hochwürden und Gnaden der Herr Reichsprälat in rothsammtenen und goldgestickten Kleidern unter Vortretung vieler Geistlichen, auch des ganzen Convents, des Ceremonienmeisters und vier Leviten, und unter einem rothsammtenen und prächtig gestickten Baldachin mit Kreuz und Fahne vor das Thor, um allda unter einer aufgeschlagenen Bühne das h. Blut zu empfangen. Die Weingartner Infanterie macht auf beiden Seiten Platz, und präsentirt den anrückenden Reitern jedes Mal das Gewehr. Diese reiten nun in eben der Ordnung ein, wie sie ausgeritten. Sobald das heil. Blut bei der Bühne anlangt, übernimmt dasselbe R. P. Untercustos, und überreicht es Sr. Hochwürden und Gnaden, der es knieend empfängt, und damit über das Volk den Segen gibt. Hierauf geht die Prozession durch den Klosterhof mitten durch die Compagnien, welche Spaliere

bilden, unter beständiger Musik, Ertönung der Glocken, Abfeuerung der Böller und Absingung des 79. Psalms, unterhalb zur Kirche hinein bis vor den Hochaltar, allwo der letzte Segen gegeben und die Feierlichkeit mit dem h. Bluthochamt beschlossen wird.

Noch bis auf unsere Tage hat sich dieses Fest des Blutritts erhalten, aber es wird bei weitem nicht mehr so militairisch und prächtig wie früher gefeiert.

Eine besondere Bedeutung hat die Martinskirche, da sie die Grabstätte des alten welfischen Hauses geworden. Unter dem Hochaltar des nördlichen Kreuzschiffes ruhen die Gebeine von neun Mitgliedern dieses erlauchten Geschlechts. Die Stätte war kenntlich an der Aufschrift: ossa Guelphorum etc., wie die Gruft der Grafen von Königseck rechts unter dem Altar der Ablösung die Aufschrift führte: ossa comitum Kynsegg. Diese Ueberreste wurden beim Neubau der Kirche gewissenhaft gesammelt und in einer gemeinsamen hölzernen Truhe beigesetzt. Doch diese Truhe und der sie umgebende unterirdische Raum entbehrte aller äußerlichen Ansehnlichkeit. Sie sind nun an einer würdigeren Stätte eingesenkt. —

Als nemlich im Jahr 1853 der erlauchte Sprößling der Welfen, Se. Maj. der regierende König v. Hannover, Georg V., die Wiege seiner Ahnen besuchte, und auch an ihre unscheinbare Gruft trat, faßte er den frommen Gedanken, seinen Ahnen eine würdigere Ruhestätte zu bereiten. Der Geheimerath von Klenze skizzirte einen Entwurf, der unter dem

Bauinspektor Pfeilsticker ausgeführt wurde. Zwei gewundene Treppen, die mit einer Balluſtrade gekrönt ſind, führen von der Ebene der Kirche, ſich unten vereinigend, vor ein in Waſſeralfingen gegoſſenes, durchbrochenes Thor mit feinſter Arbeit und reicher Goldbroncirung. Innerhalb der aus geſchliffenem Backſtein gemauerten Krypta (Gruftkirche) angebrachte Rundfenſter beleuchteten Raum der mächtige Sarkophag, aus polirtem Granitmarmor mit vier Tragfüßen von weißem Marmor, ein Werk des Bildhauers Sikkinger in München. Am 21. Mai wurde die feierliche Einweihung vorgenommen. Frühe um 8 Uhr ging der Feſtzug von Ravensburg ab. Zu Weingarten angekommen, hielt der ſtattliche Zug am Fuße der breiten Kirchentreppe; er wurde von den Gemeindebehörden, ſodann dem Fürſten v. Waldburg-Wolfegg und deſſen Sohn begrüßt. Unter den Tönen des herrlichen Glockengeläutes betrat der Zug die Kirche. Ihm entgegen tönte die große Weingartner Orgel, die mit ihren mächtigen Tönen die koloſſalen Räume erfüllte. Nun begann die feierliche Handlung mit Einweihung der neuen Gruft, welche Dekan Erath unter Aſſiſtenz verſchiedener Geiſtlichen im nördlichen Querſchiff vornahm. Dann folgte die Ausſegnung der Reſte der Welfenfürſten im ſüdlichen Theil des Querſchiffs, und die feierliche Uebertragung derſelben längs der ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Kirchenſchiffe und zwar in folgender Prozeſſion: Voran Kreuz und Trauerfahne, dann der mit ſchwarzem Tuch bedeckte und

mit den Wappen der von den Welfen abstammenden Dynastien Hannover, Braunschweig und England geschmückte alte Sarg, getragen von den k. hannoverschen Kammerherren v. Knigge, v. Malortie, v. Meding und von Altershausen. Dem Sarge folgte die kathol. Geistlichkeit, dann der k. hannoversche Gesandte v. Knesebeck, der Fürst und der Erbgraf v. Wolfegg, Geheimerath v. Klenze, Oberstudienrath v. Stälin, Reg. Direktor v. Schott, die vier wirt. Bezirksbeamten, die Bauleute, Obrist v. Herbort, Graf v. Urküll, zwei evangelische Geistliche von Ravensburg und andere Ehrengäste. — Nun wurden die Reste der Welfen in den neuen Sarkophag eingelegt, und in dem durch Kerzenlicht beleuchteten Raume der neuen Gruft eingesegnet. Die verwitterten Schädel und gebräunten Gebeine, welche Stück für Stück, und Handvoll um Handvoll in die neue kühle Todesbehausung übertragen wurden, gehören nach sichrer geschichtlicher Bürgschaft folgenden Personen an: Rudolf † 992, Heinrich † 990, Welf II. † 1030, Welf III. † 1055, Welf IV. † 1101, Welf V. † 1119, Heinrich der Schwarze † 1126, Wulfhilde. — Während in Anwesenheit zweier Kammerherren und des Bauinspektors der Deckel auf den Sarkophag gebracht wurde, folgte in der Kirche eine Rede von Dekan Grath, die in kräftigen Zügen die einstige Macht des Geschlechts, aber auch mit beredten Worten diese, so eben in einschneidendster Weise vor Augen gelegte Hinfälligkeit der irdischen Macht und Herrlichkeit schilderte, und am Schlusse

mit gebührendem Lob den König ehrte, der sich noch ein bleibenderes Denkmal als die Welfengruft in den Herzen der Bewohner des Schussenthals gestiftet. Die ganze Feierlichkeit schloß mit einem feierlichen Todtenamt am Hochaltare des Chors, so wie durch Ausstellung einer doppelten Urkunde, die von sämmtlichen anwesenden Zeugen unterschrieben wurde. Ein Schlüssel der Gruft liegt in dem wirtemb. Archiv, ein zweiter in den Händen des erlauchten Welfensprößlings, der durch seine Pietät gegen die Ahnherrn auch sich verewigt hat.

Außer der schönen Martinskirche wenden wir unsre Aufmerksamkeit noch dem alten Conventgebäude zu. Dieses ist zu verschiedenen Zeiten abgebrannt. Die äußeren Umfassungsmauern und Stockwerke sind wohl erst nach dem letzten Brand im Jahr 1476 ausgeführt worden; der innere Kreuzgang aber mit seinen Gewölben hat gewiß den verschiedenen Brandunfällen getrotzt. Derselbe ist rein in gothischem Style, wahrscheinlich nach dem Brand vom Jahr 1247 erbaut worden. Die leichten Gewölbe und schönen Spitzbogen der auf den innern Hof gehenden Fenster-Oeffnungen machen den architektonischen Werth dieses Gebäudetheils. Dasselbe Gebäude hat auch noch einzelne Theile byzantinischer Bauart, Thürengestelle am Eingang der Wendeltreppe, die zur neuen Kirche führt. In dem Kreuzgange dieses alten Gebäudes, nächst dem Eingang zur Gruft, befindet sich in der Wand eingemauert eine Bildhauerarbeit, eine Kreuzabnahme: die am Fuße des Kreuzes im Vordergrund stehenden

Figuren in Hochrelief, die Kreuzabnahme selbst im Mittelgrund in Flachrelief.

Ehe wir das Kloster Weingarten und seine Merkwürdigkeiten verlassen, sehen wir noch im Rathhaus zu Altdorf das alte bekannte Holzgemälde, das die Vorführung der 11 Knaben (Welfen) bei einem solennen Gastmahle darstellt, und folgende Inschrift enthält:

„Eine unerhörte Historia von dem Ursprung und Namen der Guelfen, vor Zeiten Grafen und Herren zu Altdorf im Allgäu, nachmals Fürsten in Baiern, dergleichen von Anbeginn der Welt nie gehört noch vernommen worden: Isenbard, Graf zu Altdorf, lebt in Anno 780. Seine Gemahlin Irmentrudis brachte auf einmal zwölf Kinder zur Welt und wollte ahlffe davon glich als die junge Hunde lassen ins Wasser werfen."

Der Graf von Waldburg und der Abt zu Weingarten.

1.

Heut ist ein lustig Leben
Zu Weingarten im Saal;
Es flimmern hell die Lichter
Hinab ins dunkle Thal.

Da sitzen und da zechen
Viel Ritter und viel Herrn;
Der Abt hat sie geladen,
Und Alle kamen gern.

Denn Weingarten, das Kloster,
Hat einen guten Wein;
Im ganzen Schwabenlande
Muß keiner besser seyn.

Drum plaudern sie so lustig,
Drum zechen sie so froh;
Der Wein macht sie gesprächig,
Das Zechen freut sie so.

„Wer sitzt bei'm Abt da droben,
„Er sieht gar stattlich aus!"
Das ist ja der von Waldburg,
Bekannt durch manchen Strauß.

Das ist ein wackrer Ritter,
Der schlägt nicht übel drein;
Und gibt es nichts zu streiten,
So lezt ihn Jagd und Wein.

Des Abtes Wein ihm mundet,
Dem Abt ist er nicht grün;
Doch der scheut offne Feindschaft,
Und darum lud er ihn.

„Herr Abt! Ihr führt ein Leben,
Wie man sich's wünschen mag!
Nichts als ein wenig beten,
Und das nicht alle Tag.

Sonst geht ihr nur spazieren,
Trinkt immer Wein, wie der; —
Bei Gott! ich würd' ein Pfaffe,
Wenn ich nicht Ritter wär'!" —

Darauf der Abt spricht giftig,
„Es ist doch besser ruh'n,
Als rauben und als morden:
Das mag ein Andrer thun!" —

Da hebet sich der Waldburg,
Und tritt zum Abte hin,
Und schlägt gewalt'gen Streiches
Ihn auf die Wangen kühn.

Daß röther glüht die Wange,
Daß weit es tönt im Saal —
Die Ritter und die Herren
Verstummen allzumal.

Der Waldburg aber schreitet
Hinunter an das Thor,
Und rufet seinem Knechte:
„Führ' meinen Gaul mir vor!"

Er schwingt sich auf den Rappen,
Er reitet durch die Nacht,
Bis ihm aus Mondes Scheine
Die Burg entgegen lacht.

2.

Ist denn der Abt erkranket?
Er läßt sich nicht mehr seh'n.
Was hat den Herrn getroffen?
Was ist ihm denn geschehn?

Sonst herrlich und in Freuden
Durchlebt' er jeden Tag.
Ein Jagen gab's am einen,
Am andern ein Gelag.

Es wogte reges Treiben,
Es glänzte hohe Pracht;
Das Thor war immer offen,
Vom Morgen bis zur Nacht.

Jetzt ist es traurig worden,
Und stille rings umher;
Wohl tagt's im Ost: es öffnet
Die Pforte sich nicht mehr;

Wohl winkt des Waldes Dunkel,
Der Abt eilt nicht hinein;
Wohl kommt die Nacht im Saale,
Nicht strahlt der Kerzen Schein.

Doch — kann der Abt sich freuen?
Was soll ihm Pracht und Lust?
Des Kummers finstre Flügel
Umnachten ihm die Brust.

Er denkt der Schmach noch immer,
Vom Waldburg angethan,
Die all' die Herrn und Ritter,
Die selbst die Diener sah'n.

Zwar kann er nicht mit Waffen,
Am Waldburg rächen sich,
Doch in des Herzens Tiefen
Da pocht es fürchterlich.

Nur Rache an dem Waldburg
Ist seines Sinnes Ziel,
Und Scham nur ist und Grämen,
Und Grollen sein Gefühl.

Doch horch! was tönt so freudig
Da drüben in dem Wald,
Daß weit es durch die Tannen,
Und in den Schluchten schallt?

Das ist des Jagdhorns Tönen,
Das hallt und schallet so;
Der Jäger ist der Waldburg,
Er ruft halloh! halloh!

3.

„Die Schwerter umgegürtet!
Auf! auf! ihr Mannen all'!
Wir müssen heut noch reiten!
Die Pferde aus dem Stall!"

„Was man zum Feuermachen
Bedarf, lad' Einer auf,
Wenn Alles ist gerüstet,
Kommt in den Saal hinauf!" —

So ruft der Graf durch's Dunkel;
Da regt sich rasch der Troß;
Im Hofe klirrt die Waffe,
Und freudig stampft das Roß.

Hinauf zum Saale schreitet
Der Graf und stürmt hinein;
„Mein Schwerdt und meinen Harnisch,
Mir und den Knechten Wein!"

Die Burgfrau steht erschrocken
Ob des Gemahles Wort;
„Was ist, o Herr, geschehen?
Wollt ihr denn heut noch fort?

Es ist so finster draußen,
Und Mitternacht nicht weit;
O bleibt! zu einer Fehde
Ist es ja morgen Zeit!" —

Der Graf die Stirne runzelt,
Das Auge rollet wild,
„Ja! wenn's ein Ritter wäre,
Dem diese Fehde gilt.

So wollt ihm gegenüber
Am hellen Tag ich steh'n,
Doch mit den Pfaffen muß ich,
Der Pfaffen Wege geh'n!

Wie mir der Abt im Stillen
Den Kaiser gram gemacht,
So will ich jetzt mich rächen
In stiller, dunkler Nacht!" —

„O Gott! was wollt ihr wagen!
— die Frau gar ängstlich spricht, —
Ihr stürzt euch in's Verderben!
Ich fleh' euch, thut es nicht!" —

„Es muß geschehn: mein Wille
Ist eisern wie mein Schwerdt,
Horch! meine Knechte kommen,
So bring', was ich begehrt." —

Sie treten ein gewappnet,
Sie sitzen auf die Bank;
Es kreist umher der Humpen,
Es kräftigt sie der Trank.

Der Graf hat sich gerüstet,
Die Knechte trinken aus;
Die Brücke fällt: sie reiten,
Voran der Graf, hinaus.

4.

Wer klopft denn schon so frühe
Mit Macht ans Klosterthor?
Der Pförtner kommt und öffnet,
Ein Bauer steht davor.

„O Gott! seit ein paar Stunden
Steht unser Dorf in Brand.
Das Näh're zu berichten,
Bin ich hieher gesandt."

„Drum muß ich gleich zum Herren;
Ist er vielleicht schon wach?
Und schläft er noch, so weckt ihn,
Führt mich in sein Gemach."

Der Pförtner ist gegangen,
Er hat den Abt geweckt,
Der Bauer trifft den Herren
Aufs Lager noch gestreckt.

Und wie der Abt fast böse,
Zu sprechen ihn gebeut:
„Herr! unermeßlich Unglück
Hat uns getroffen heut!"

„Verbrannt sind unsre Häuser,
Verwüstet unser Feld,
Dahin sind unsre Früchte,
Verloren unser Geld."

„Ich weiß nicht, wer den Frevel
An euch und uns gethan:
Nur daß wir einen Haufen
Das Feuer schüren sah'n."

„Und einer war ein Ritter,
Der sprach das freche Wort:
Das Deine hast du Pfaffe!
Und ritt zum Walde fort." —

Auf springt der Abt vom Bette,
Die Augen flammen Wuth;
„Mein Dorf hat er zerstöret;
Er zahlt's mit seinem Blut!"

Zu klagen schickt er eilig
Zum Kaiser einen Knecht,
Daß schändlich sey mißhandelt
Der Kirche Gut und Recht.

5.

Zum Kaiser kam der Bote
Und brachte ihm die Mähr';
Des deutschen Reiches Ritter
Die standen all' umher.

Da sprach der Kaiser grollend:
„Des Ritters höchste Zier
Das ist der Helm; den soll er
Nicht tragen mehr hinfür.“

„Den sollen sie ihm nehmen
Auch selbst im Contrefei,
Daß jeder wisse, welches
Des Frevels Strafe sey!“ —

Da steht der Graf, gleich Felsen,
In Meeres Sturmgebraus;
Ihm blieb das Schwerdt, und freudig
Stürzt er zum Kampf hinaus.

Wie trotzt die bloße Stirne
Entgegen dem Geschick!
Wie mannlich ist sein Wesen,
Wie blitzt der kühne Blick!

Und wenn in späten Jahren
Ein Enkel Dir erblüht,
In dem das alte Feuer
Von Waldburgs Männern sprüht,

Der wird Dir dann umkränzen
Mit Lorbeerschmuck das Haupt,
Das seiner alten Zierde
So lange war beraubt.

Denn hat man gleich genommen
Den Helm Dir auch im Bild,
Doch nie hast Du gelassen,
Du wackrer Leu, den Schild!

XIII.

Burg Hornstein

bei Sigmaringen.

Nach dem Lauterthal ist wohl das an schönen und malerischen Parthien reichste das Lauchartthal, welches sich ganz parallel mit dem Lauterthal der Donau zuzieht. Es ist meist eng und hat bald mehr bald minder hohe Seitenwände. Das durchaus enge Thal engt sich bei Jungnau, nicht gar ferne von der Mündung der Lauchart in die Donau, noch mehr zusammen. Hohe waldige Bergketten schließen es von beiden Seiten ein, und nur mühsam wälzt sich der Fluß durch die vielen Felsenmassen, die sich in den Weg geworfen, fort.

Rechts und links von den Berghöhen blicken verwitterte Mauertrümmer der ehemaligen Ritterburgen Isikofen und Hertenstein herab. Eine kleine Strecke weiter unten ist eine einsame Kapelle auf einem Felsenvorsprung noch das einzige Ueberbleibsel des alten

Bethauses Büttelschieß. Große Höhlen schneiden sich zu beiden Seiten der Lauchart in die nakten Felsenwände ein, und das Thälchen selbst wird so enge, daß selbst der Wanderer keinen Fußpfad mehr findet, sondern den Berg an dem linken Ufer besteigen muß, um die Thalöffnung zu erreichen. Auf der Höhe angelangt, überrascht die plötzliche Aussicht auf das Schloß Hornstein, erbaut auf einem wilden, zackigten Felsen, so daß es an den meisten Stellen kaum zugänglich ist. Das Schloß ist in allen seinen Theilen noch wohl gebaut, und wurde wahrscheinlich öfters wieder restaurirt, doch hat es noch ganz die Physiognomie einer alten Ritterburg erhalten.

Das Geschlecht, welches auf dieser Felsenburg Wohnung machte, ist eines der ausgebreitetsten Oberschwabens, und in Beziehung auf seinen Besitz eines der ansehnlichsten. Während des 14. und 15. Jahrhunderts erscheint dasselbe so zahlreich, daß z. B. vierzehn Hornsteiner auf einmal in der Verbindung des St. Jörgenschilds sich befanden, wogegen heut zu Tage die Gesammtzahl der männlichen Sprossen des Geschlechts, die Minderjährigen inbegriffen, jene Summe nicht übersteigt. Die wirtemb. Bezirke Riedlingen und Saulgau zählen nur wenige Orte, die nicht während zweier Jahrhunderte ganz oder theilweise zu dem grundherrlichen Besitz des Geschlechts gehörten oder demselben auf verschiedene Weise zinspflichtig waren. Auch in den Bezirken Ehingen, Ravensburg und Tettnang waren die Herren von Hornstein wenigstens

temporär begütert, vornemlich aber im Sigmaringen=schen, zu Hertenstein, Bingen, Büttelschieß und mehreren andern Orten angesessen.

Der Erste bis jetzt in Urkunden vorkommende des Geschlechts ist Hermann von Hornstein, Pfarr= oder Kirchherr zu Seekirch, welcher im Jahr 1229 den beiden Klöstern Heilig=Kreuzthal und Salem seinen Hof zu Zollhausen nebst andern Gütern schenkte. Derselbe erscheint noch einmal als Zeuge in einer Urkunde von Heilig=Kreuzthal im Jahr 1252. Ein Heinrich von Hornstein verkaufte im Jahr 1247 ein Gut und seinen Wald „des Herren Geriute" an das Kloster Salem. Wohl derselbe zeugt noch ein Mal im Jahr 1254 mit einem Walter v. Hornstein, und zum dritten Mal im Jahr 1262 in einer Verhandlung bei Binningen im Höhgau (unter dem Stoffler=berg), wo die Herren von Hornstein später begütert wurden. In demselben Jahr zeugt er noch mit seinem Sohn Hermann in einer H. Kreuzthaler Urkunde. Letzterer wird im Jahr 1267 allein ebenfalls in einer Kreuzthaler Urkunde genannt. Schon um diese Zeit scheinen die Herren v. Hornstein verschiedene Wohnsitze gehabt zu haben, nach denen sich einzelne Mitglieder des Geschlechts genannt. So zeugen im Jahr 1265 Heinrich v. Hornstein zu Bingen und Mangold v. Hornstein, die sich später nur schlechtweg Ritter v. Hertenstein nennen, und das gleiche Wappen mit denen von Hornstein führen. Bald kamen sie auch in den Besitz von Gröningen (bei Riedlingen), wo ihr

Wohnsitz die Hohenburg mit einem gewaltigen Berchfried, der vielleicht noch aus den Zeiten der Römer stammt, wurde. Ein Conrad v. Hornstein vom Jahr 1274 nennt sich bald v. Gröningen, bald v. Hornstein. Im Jahr 1286 erscheint ein Peter v. Hornstein neben noch andern Besitzern von Gröningen, und in demselben Jahr wird ein Conrad v. Hornstein, wahrscheinlich der schon genannte v. Gröningen, vom Kloster Zwiefalten gerichtlich belangt. Im Jahr 1287 sitzt Ludwig v. Hornstein zu Neufra; also ist wieder ein neuer Wohnsitz des Geschlechts genannt. Derselbe stiftete im Jahr 1303 drei Viertheile des Zehenten zu Waldhausen an den St. Petersaltar und St. Oswaldspfründe zu Neufra, und dann noch eben dieselbe Oswaldspfründe mit dem sogenannten Willmandinger Gut zu Burgau. Ums Jahr 1292 saßen auf dem Bussen, neben den Herren v. Friedingen, Gundelfingen u. s. w. auch Ritter von Hornstein als habsburg'sche Burgmänner, und bezogen als Soldlehen Gefälle zu Göffingen, Dietelhofen, Dentingen u. a. O. Im Jahr 1295 erscheinen in Salmansweiler Urkunden Mangold und Peter von Hornstein, auch von Hertenstein genannt. Im Jahr 1298 verzichtet Heinrich von Neufra, aus dem Geschlecht derer von Hornstein, auf die Burg Zusdorf gegen Graf Ulrich von Berg, und dieser belehnt damit die Brüder Ulrich und Mangold. Zwei Jahre später verkauft Melchior v. Hornstein die Burg Zusdorf an Conrad Grämmlich v. Pfullendorf. Auch zu Heudorf bei Meßkirch

hatte eine Linie des Geschlechts ihren Wohnsitz. Mehrere Ritter v. H. zu Heudorf kommen in Kreuzthaler Urkunden vor. Pfaffe Hermann v. Hornstein hatte im Jahr 1303 vier Güter daselbst als Leibgeding inne. Eine Erbin dieser Linie verkaufte im Jahr 1471 mit ihrem Gemahl Hans v. Stein die ganze Herrschaft. In demselben Jahr 1303 lebte Bernhard v. Hornstein, Ritter; er liegt zu Zwiefalten begraben unter dem Vorzeichen, auf der linken Seite, unter einem alten Grabstein mit dem Hornstein'schen Wappen, allwo noch ein Paar andere gleichzeitige Ritter v. Hornstein in der Rüstung mit Wappen und Namen abgebildet sind.

Schon aus dem Bisherigen ergibt sich, daß das Geschlecht bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts zahlreich, angesehen und in bedeutendem Güterbesitz war. Urkundlich besaßen die Herren von Hornstein damals ganz oder theilweise Bingen, Hertenstein, Gröningen, Neufra, Heudorf, wahrscheinlich auch, wenigstens theilweise Büttelschieß, Göffingen, Wilflingen u. s. w. Ferner besaßen sie noch mehrere habsburg'sche sogenannte Pfandschaften, die später Lehen geworden. So besaß Hans von Hornstein die Burg Schatzberg, in der alten Grafschaft Vöhringen gelegen, als ein Dienstlehen; zu seiner Lehenspflicht gehörte die Burghuth. Er war also Burgvogt und hatte für Besatzung und Vertheidigung zu sorgen, und genoß dafür die Gefälle aus zwei Höfen in Bingen. Aus solchen Burgvögten wurden allmählig Eigenthümer der

Burg und Zugehör, in deren Besitz die von Hornstein bis 1487 geblieben. — Mang (Mangold) von Hornstein hatte von Oesterreich die Burg zu Vöhringen mit 36 Jauchart Grundstücken inne. Nehmen wir noch die habsburg'sche Burg Bussen hinzu, auf welcher Ludwig v. H. saß, so haben wir drei bedeutende Burgen, deren Huth Haus Habsburg dreien Rittern v. Hornstein anvertraute. Demnach müssen die Herren von Hornstein von Seiten des Hauses Habsburg großes Vertrauen genossen haben. Ritter Mangolds Sohn Conrad beschützte die Burg Vöhringen, während sein Vater zu Hornstein wohnte. Von nun an erscheinen meistens Herren von Hornstein zu Büttelschieß, zu Göffingen, zu Wilflingen, zu Gröningen, zu Neufra, zu Schatzberg seßhaft, und es ist schwer, ihr gegenseitiges verwandtschaftliches Verhältniß zu bestimmen, aber noch schwerer, den Aeltesten des Stammes herauszufinden, der natürlich auf der Stammburg Hornstein seßhaft gewesen. Selbst einer der berühmtesten Männer dieses Geschlechts, Ludwig (Luz) von Hornstein, im Jahr 1358 Landvogt des Hauses Oesterreich in Ober- und Niederschwaben, gehörte nicht mehr der Hauptlinie an, sondern wohl jener Nebenlinie, von der ein Heinrich v. Hornstein Bürger der Stadt Schaffhausen gewesen, und eine Elsbeth v. Windeck, Schwester des Bischofs von Constanz, zur Gemahlin gehabt. Ludwig von Hornstein stiftete im Jahr 1378 das Franziskaner-Frauenkloster zu Oggelsbeuren bei Biberach. Von seiner Gattin, Agnes v. Schellenberg,

hatte er zwei Söhne, Ludwig und Ulrich, die aber später nimmer erwähnt werden.

Im Jahr 1395 kommen vor Hans v. Hornstein zu Schatzberg, Ritter, Hans v. H. zu Hornstein, Ulrich und Benz v. H. zu Büttelschieß, letztere drei Gebrüder, und Georg v. H. zu Hornstein, als Zeugen eines Kaufbriefs, darin sie der Frauenschaft zu Bingen etliche Gemeindeäcker verkaufen. Demnach saß Hans v. Hornstein auf der Stammburg neben einem wohl entfernteren Anverwandten Georg v. Hornstein, und seine Brüder Ulrich und Benz sind seßhaft zu Büttelschieß. Doch auch diese beiden treffen wir ziemlich später betheiligt an der Burg Hornstein, denn im Jahr 1427 verkaufen Benz und Ulrich, Gebrüder v. H. zu Hornstein, an ihren Oheim, Heinrich von Ryschach, des Benz v. H. Antheil an der Burg Hornstein, nemlich „das große Haus und die Hofstatt dahinter, da Cunz v. H. seel. auffaß," sammt den dazu gehörigen Gütern und Gülten in Holz und Feld.

Außer den beiden genannten Brüdern kommt von nun an kein Ritter v. H. mehr vor, der auf der Stammburg seinen Sitz gehabt hätte. Wer ihre Nachkommen waren, wissen wir nicht, aber so viel ist gewiß, daß schon in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts die Hauptlinie mit den meisten Seitenlinien abging, und nur noch die Linie von Hertenstein bestand, welche ein neuer Hauptstamm des Geschlechts wurde, den Bruno von Hertenstein, der auch unter dem Namen „Hornstein" vorkommt, gründete.

Bruno erscheint vom Jahr 1423—1470, und ist wohnhaft auf dem uralten Familiensitze Gröningen. Mit seiner Gattin Anna, geb. Rauns von Fischer, zeugte er zwei Söhne, Bruno II. und Georg. Als diese im Jahr 1472 das väterliche Erbe theilten, erhielt Georg, der, wiewohl der jüngere, bereits verheirathet war, den alten Wohnsitz Gröningen, Bruno dagegen erwarb im Jahr 1470—76 das Schloß und Dorf Göffingen, welches durch Hans von Hornstein bereits im Jahr 1375 veräußert worden war. Beide Brüder lassen von nun an den Namen Hertenstein fallen, und nennen sich nach dem alten Geschlechts-Namen von Hornstein. Sie sind die Ahnherren der beiden noch blühenden Linien der Herren v. Hornstein zu Gröningen und zu Göffingen. Wir geben eine genealogische Uebersicht beider, und beginnen mit der Göffinger Hauptlinie.

Bruno II., ihr Stifter, war Mitglied des schwäbischen Bundes, und war vermählt mit Magdalena v. Ratzenried, welche ihm mehrere Söhne und Töchter geboren. Er starb im Anfang des 16. Jahrhunderts und liegt in der Klosterkirche zu Habsthal begraben, in die er die Kanzel und Altar stiftete. Bruno's Töchter und ein Sohn Caspar wurden geistlich; seine Söhne Bruno III. und Jost pflanzten das Geschlecht fort. Bruno erwarb wieder die von Ulrich und Benz v. Hornstein theilweise verkaufte Herrschaft Hornstein mit Büttelschieß. Wolfram von Reischach, ein Enkel des früheren Käufers, hatte die ganze Besitzung (den

Thurm des Schlosses frei eigen) zwei Jahre zuvor an Hans Renner v. Allmendingen um 6066 fl. verkauft, von dem sie jetzt Bruno v. Hornstein wieder an sich brachte. Er wählte die Burg Hornstein wieder zum Familiensitz. Er war mit Magdalena von Ehingen vermählt, und starb zu Tübingen im Jahr 1521. Von seinen vier Söhnen fiel Christoph im Jahr 1542 vor Ofen, Bruno IV. starb im Jahr 1554. Ein dritter Sohn Sigmund wurde Deutschordens-Landcommenthur der Ballei Elsaß und Burgund zu Altshausen, ein wegen seiner Kenntnisse und Erfahrungen sehr geachteter Mann. Im Jahr 1564 berichtigte er mit Georg Späth v. Schilzburg als kaiserlicher Commissair die Geleitsgränzen zwischen der Markgrafschaft Burgau und der Reichsstadt Augsburg. Weniger bekannt möchte es seyn, daß er für die bekannte „Beschreibung der Fahrten des Ritters Georg v. Ehingen" den Vorbericht fertigte im schönen Chronikenstyl. Der jüngste der vier Brüder war Balthasar v. H. zu Obereichen, des fürstlichen Stifts Buchau Rath und Hofmeister, vermählt mit einer Geb. von Reichlin-Meldegg; er starb im Jahr 1598. Wohl ein Sohn von ihm war Sigmund von und zu Hornstein zu Bingen, Zollreute, Aichen, welcher im Jahr 1630 starb und einen Sohn Johann Heinrich hinterließ. Letzterer, zuerst für ein Canonikat in Constanz bestimmt, resignirte, wurde fürstl. Kemptischer Rath und Pfleger zu Ober-Günzburg, und zeugte mit zwei Gattinnen 18 Kinder. Unter ihnen nennen wir vorzugs-

weise einen Sohn Carl Heinrich, der zu hohen Würden gelangte. Er wurde Deutschordens-Landcommenthur der Ballei Franken zu Ellingen und Würzburg, war Kaiser Carl VII. wirkl. Geheimerath, dann kurcölnischer und hoch- und deutschmeisterischer Geheimerath, Oberstkämmerer und geheimer Conferenzminister. In Ellingen hat er sich durch viele schöne Gebäude verewigt, und feierte im Jahr 1739 zu Bonn sein 50jähriges Jubelfest als Ordensritter. Nach Absterben des Hoch- und Deutschmeisters Franz Ludwig war es nahe daran, daß er an dessen Stelle gewählt wurde, er selbst aber lenkte die Wahl auf den Kurfürsten von Cöln, Clemens August. Er resignirte kurz vor seinem Tode im Jahr 1743. Obgleich die Linie zu Hornstein-Hornstein 18 Sprößlinge gezählt hatte, so erlosch sie doch mit dem Landcommenthur Carl Heinrich. Ihr Besitzthum gelangte an die von Hornstein-Göffingen, welche Bruno's III. Sohn Jost mit Dorothea von Stuben pflanzte. Diesem gab der Vater noch bei seinen Lebzeiten Schloß und Dorf Göffingen zu kaufen. Dessen Sohn Jost II. führte mit Agathe v. Neipperg die neue Göffinger Linie fort. Sein Urenkel Adam Bernhard war kemptischer Geheimerath, Oberhofmeister und Oberhofmarschall, auch kaiserlicher Hoftruchseß. Als solcher erhielt er im Jahr 1688 vom Kaiser Leopold I. das Freiherrendiplom. Im Jahr 1689 erkaufte er die Herrschaft Hornstein mit Bingen und Büttelschieß, als durch den im Jahr 1689 erfolgten Tod Franz Ulrich Ferdinands v. Hornstein zu Horn-

stein, älteren Bruder des Landcommenthurs Carl Heinrich, dieselbe erledigt war. Sein Sohn Franz Marquard, der ebenfalls zu hohen Würden gelangte, zeugte neun Söhne und sechs Töchter. Unter ihnen hat sich Franz Constantin, Lieutenant bei den Truppen des schwäbischen Kreises, durch seine Tapferkeit im Türkenkriege unter dem Feldmarschall-Lieutenant von Berlichingen rühmlichst ausgezeichnet; später wurde er Deutschordensritter, dann Hauscommenthur zu Mergentheim und starb zu Ulm im J. 1668. Sein Bruder Marquard Eustach führte als Senior seiner Linie das Landmarschallenamt des vormaligen Herzogthums Neuburg, oder doch wenigstens den Titel davon, wie noch jetzt der jedesmalige Senior der Familie das Recht dazu hat. Im Jahr 1687 verkaufte er die Stammburg und Herrschaft Hornstein mit Bingen und den Burgstall Büttelschieß mit aller Zubehör an Hohenzollern-Sigmaringen. Mit seiner Gemahlin Maria Anna Schertel von Burtenbach zeugte er 13 Kinder, von denen ein Sohn Bernhard, Landmarschall des Herzogthums Neuburg, Stammhalter der noch blühenden Linie geworden. Unter sehr lästigen Verhältnissen hatte Bernhard von Hornstein die Familiengüter angetreten, indem ihm die Versorgung, beziehungsweise Erziehung von 16 Vaters- und 13 eigenen Geschwistern oblag. Im Jahr 1790 kam zu dem bereits geschehenen Verkauf der Stammburg Hornstein auch noch die Veräußerung der Herrschaft Göffingen, aber es wurde dafür die vormals von Oesterreich zu Lehen gehende Herrschaft Bußmanns-

hausen mit Orsenhausen erworben. Seitdem nannte sich die vormalige Göffinger Linie nunmehr die Linie von Hornstein-Bußmannshausen. Unter Bernhards Söhnen nennen wir den Freiherrn August Marquard Franz de Paula, wirtemb. Kammerherrn und Abgeordneten des ritterschaftlichen Adels im Donaukreise, eine Zierde der Kammer durch seinen Verstand und seine seltene Rednergabe. — In zehn Sprößlingen blüht sein Stamm fort.

Es ist uns noch übrig, einen Ueberblick über die gleichfalls blühende Linie zu Hornstein-Gröningen zu geben.

Georg, der jüngere Sohn Bruno's II. von Hertenstein, genannt Hornstein, gründete die Hauptlinie zu Gröningen. Im Jahr 1462 bekriegte er mit 55 andern seines Standes die Stadt Lindau; im Jahr 1484 erschien er auf dem Turnier zu Stuttgart, das die schwäbischen Stände zu Ehren des Grafen Eberhard V. veranstalteten. Mit seiner Gemahlin Sibylle Zobel v. Gibelstatt zeugte er einen Sohn Jakob Ernst. Dieser empfing im Jahr 1538 ganz Gröningen mit beiden Schlössern von Oesterreich zu Lehen. Von seinen drei Söhnen Christoph, Balthasar und Carl wurde der älteste Kaiser Rudolfs II. geheimer Rath und oberster Hofmarschallamtsverwalter. Ihm hat die Familie v. Hornstein die Aufzeichnung ihrer Geschichte zu verdanken, denn er ordnete laut Testaments unter anderm an: daß ein Todtenregister des Geschlechts

verfaßt und bei den Jahrtagen der Herren v. Hornstein von der Kanzel verlesen werden sollte. Dieses Todtenregister liefert jetzt noch die sichersten Geschichts-Notizen. Da Hans Christoph sowie sein dritter Bruder Karl ohne Erben starben, so fiel die Herrschaft Gröningen dem jüngsten Bruder Balthasar zu. Letzterer war fürstbischöflich Augsburg'scher Pfleger zu Füßen; er vermählte sich mit Maria Cleopha v. Hohenstoffeln, der Letzten ihres Geschlechts, wodurch er den vierten Theil von der Herrschaft Hohenstoffeln im Höhgau erhielt. Dazu erwarb er noch im Jahr 1586 von seinen Schwägern v. Neuneck und Landenberg (deren Söhnen) ihre zwei Viertel, bestehend in dem hintern Schloß und mittlern Haus Stoffeln sammt Weiterdingen, Binningen, Biethingen u. s. w. um 28,000 fl. Balthasar starb zu Gröningen und wurde in der Kirche zu Weiterdingen begraben. Er hinterließ außer sieben Töchtern nur Einen Sohn, Hans Eberhard. Dieser erhielt nach dem Ableben Hans Werners von Reischach auch dessen Antheil an Hohenstoffeln als heimgefallenes Reichslehen. Er wurde nach seinem im hinteren renovirten Schloß zu Hohenstoffeln schon im Jahr 1626 erfolgten Tod in einer Kapuzinerkutte begraben, weil er ein großer Freund und Wohlthäter dieses Ordens gewesen. Erbe seiner Herrschaften wurde sein einziger Sohn Balthasar Ferdinand, der auf der hinteren Stoffel im Jahr 1614 geboren wurde. Noch nicht zwanzig Jahr alt bewährte er sich als ein Mann von ächt ritterlichem Sinne. Als eifriger Anhänger

des Kaisers warb er im dreißigjährigen Kriege auf eigene Kosten eine Compagnie zu Fuß und zu Roß, die er in seine beiden Schlösser legte, um auf jeden Angriff gerüstet zu seyn. Der erfolgte auch bald auf Hohenstoffeln; denn im Aug. 1632 griff der kriegsfreudige Widerhold von Hohentwiel bei nächtlicher Weile die Burg mit stürmender Hand an. Er hatte außer seinen Besatzungssoldaten noch neuangenommene Schweizer und 500 Mann wirtemb. Volk bei sich. Balthasar von Hornstein lag auf Hohenstoffeln, und leistete in eigener Person mit seinen Mannen tapfern Widerstand. Der Feind mußte mit einem bedeutenden Verlust wieder abziehen. Eben so wenig als Widerhold richtete der schwedische Obrist Forbeß gegen Hohenstoffeln aus. Später machte der wirtemberg'sche Obrist Rau Versuche auf Stoffeln, aber ebenfalls von keinem wichtigen Erfolg, denn die Besatzung hielt sich äußerst muthvoll; sie hatte einen jungen ritterlichen Mann, den Herrn der Burg, an ihrer Spitze, der sich entschlossen hatte, bis auf den letzten Blutstropfen sich zu wehren. Endlich legte sich der Rheingraf Otto Ludwig als schwedischer General mit 8000 Mann vor Hohenstoffeln. Es wurde mit aller Macht beschossen, und erst, als der erwartete Entsatz von Oesterreich nicht eintraf, ergab sich der junge Burgherr, nachdem er sich wirklich mit seinen Leuten ritterlich gewehrt hatte, dem Sieger im August des Jahrs 1633. Nach Eroberung des Schlosses Hohenstoffeln zogen die Belagerer ab, und der Commandant Conrad Widerhold

zu Hohentwiel erhielt den Befehl zur gänzlichen Schleifung der Veste. Zuvor ward das große und kleine Geschütz, Vieh, Hausrath und anderes kostbares Mobiliar, 8000 fl. an Werth, nach Hohentwiel abgeführt. Dann sollten die Unterthanen der Herrschaft selbst Hand anlegen zur Niederreißung der Veste, aber sie konnten kaum durch geschärfte Befehle von Hohentwiel aus dazu gebracht werden. Balthasar Ferdinand v. Hornstein brachte nach dem Verluste seiner Veste Stoffeln so Wenig davon, daß er kaum mehr das Nöthigste zum Unterhalt besaß, ja, wie ein Schreiben seines Vormunds sich ausdrückt, „er vermochte nicht mehr, daß er nur ein Paar Stiefel kaufen konnte.“ Sah es in seiner Herrschaft Stoffeln schlimm aus, so stand es nicht besser in seiner Herrschaft Gröningen. Das Schloß daselbst war von den Franzosen so sehr verwüstet, daß bereits armsdicke Bäume im Speisesaal wuchsen, und nicht eine einzige ganze Fensterscheibe mehr zu finden war, ja auch der Kirchthurm des Orts war von den Franzosen seines Kupferdachs beraubt worden. — Doch kam Balthasar v. Hornstein bald wieder in bessere Umstände. Im Jahr 1636 wurde er von K. Ferdinand II. zu der Würde eines Frei- und des heil. röm. Reichs edlen Pannerherrn erhoben. Zugleich wurde sein Familienwappen, das zuvor ein Hirschhorn im blauen Feld über einer goldenen Krone gewesen, noch mit den drei Bärentatzen von Hohenstoffeln in Silber vermehrt. Er starb als Pfalzgraf und Ritterdirektor des Cantons Höhgau,

Allgau und am Bodensee im Jahr 1685 und wurde in der Familiengruft zu Weiterdingen begraben. Von seinen drei Söhnen wurde Leopold Melchior Ahnherr der gegenwärtig blühenden Aeste zu Gröningen und Hohenstoffeln.

Die Linie Hohenstoffeln, als außer Wirtemberg begütert, gehört nicht in den Kreis unserer Darstellung, wir haben nur noch den Gröninger Ast kurz ins Auge zu fassen. Derselbe wurde von Bernhard, dem Sohne Leopold Melchiors, gegründet, und von dessen Sohn Karl Andreas, fürstl. kemptischem Geheimerath und Oberjägermeister, fortgeführt. Von ihm stammt der jetzige Familienchef Herr Karl v. Hornstein-Gröningen, dessen Geschlecht freilich nur in wenigen Sprößlingen bis jetzt fortblüht.

Ueber die Geschichte der Stammburg, die das noch fortblühende Geschlecht als fremdes Eigen ansehen muß, haben wir gar keine Notizen, doch muß sie den Stürmen des Bauern- und des dreißigjährigen Krieges entgangen seyn, denn sie steht noch fest und gewaltig, nicht mehr der Sitz edler Ritter, sondern die Wohnung verworfener Sträflinge und Verbrecher, welche sich theils mit Wollespinnen, theils mit Torfstich beschäftigen. Die Anstalt selbst besteht in der Correktions-Anstalt für Criminalpolizeivergehen, und im eigentlichen Zuchthause für wirkliche Criminalverbrechen und zwar bis zur lebenslänglichen Detention. Die Zahl der Sträflinge in beiden Anstalten schwankt zwischen dreißig

und vierzig. — So ist es immer noch ein Ort der Klage und des Jammers, wie in jener Zeit, da im Burgverließe lebendig Begrabene schmachteten.

Der Ritter von Hornstein und sein Sohn.

Zu den Zeiten Kaiser Friedrichs III., genannt Rothbart, lebte auf der Burg, von der wir bisher gesprochen, Ritter Hermann von Hornstein, ein rauher und strenger Mann, der nach dem Hingang seiner Gattin, Frau Irmengard von Gröningen, sich gar wohl gefiel in seiner Einsamkeit, ganz abgeschieden von allen Freunden und Bekannten. Hatte er ja seinen einzigen Sohn, das Ebenbild seiner Gattin, früher, als es noth gewesen wäre, aus dem Hause gethan, und an den Hof des Grafen Mangold von Nellenburg gebracht, um allda Ritterschaft zu erlernen. Obgleich der junge Bruno wußte, daß sein Vater wenig nach Gesellschaft verlange, so stellte er sich doch von Zeit zu Zeit auf der väterlichen Burg ein, denn Emma, das Töchterlein Ritter Cuno's vom nahen Hertenstein, kam öfters herüber auf die Burg Hornstein. Mit dieser spielte Bruno so gerne, da er noch als ein Knabe beim Vater weilte — jetzt war Emma zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Sein Herz war ihr zugethan in züchtiger Minne, und auch Emma hatte an ihm Gefallen, denn er war zum stattlichen Junkherrn herangewachsen. Emma's Vater war ein

naher Vetter des Ritters von Hornstein, und sah es nicht ungerne, daß Emma und Bruno einander in redlicher Minne zugethan waren: war ja Emma sein einziges Töchterlein, das er nur dann von seinem Hause entlassen wollte, wenn es in der Nähe des Vaters bliebe. So geschah es, daß Fräulein Emma auf der Burg Hornstein aus- und einging, ohne daß sie je ahnete in ihrer Anspruchslosigkeit, sie würde Herrin darin werden. Mit ihrer jugendlichen Munterkeit erheiterte sie die einsamen Tage des Ritters v. Hornstein: selten verging ein Abend, wo sie sich nicht bei ihm einfand, um ihm auf diese oder jene Weise die Zeit zu verkürzen. Auch Bruno kam oft hinüber auf den Hertenstein, und brachte seine Stunden in Emma's Nähe zu; diese verließ nimmer ihren Webestuhl, sondern sie hörte fleißig dem geliebten Junkherrn zu, wenn er dieses oder jenes berichtete, was indessen auf der Burg des reichen und mächtigen Grafen v. Nellenburg und an den Ufern des Bodensee's sich begeben hatte. Die Jahre seines Knappendienstes bei dem Grafen von Nellenburg waren vorüber — von seiner Hand empfing er den Ritterschlag, und hocherfreut zog er hinüber an die Ufer der Donau, in dem seligen Wahne, daß bald der liebste Wunsch, den er bisher gehegt hatte, in Erfüllung gehen würde. Mit sichtbarer Freude empfing ihn Emma, denn auch sie mochte gedenken, daß der Wunsch ihres Herzens, den sie mit ihm theilte, in Erfüllung gehen würde. Aber wie bitter wurde Bruno in seiner Freude ge-

täuscht, als er mit seiner Bitte vor seinen Vater trat, er möchte zu seiner Verbindung seinen Segen geben. „Was? rief Ritter Hermann von Hornstein in einem Tone, den der Sohn an den Vater sonst nicht gewohnt war — du willst in die Bräutigamshosen schlüpfen, junger Fant, ehe du noch gelernt hast, die Stahlschienen an deine Füße zu legen, den Helm aufzustürzen, und Lanze und Schwert zu führen. Mach dich zuvor werth der Sporen, die du jüngst empfangen, als dich deines Herrn Hand wehrhaft machte: geh' zuvor in die Fremde, und mache dich werth der Hand des Fräuleins, deren Arm einen ehrenfesten Ritter und keinen Knaben als Gemahl umschließen möchte." Bruno kannte seinen Vater, und verstand, was er damit sagen wollte. Kaum weilte er einen Tag auf der Burg Hornstein, so verließ er sie wieder. Es war eine schwere Stunde, als sich Bruno von Emma trennte, doch die Hoffnung auf Wiedersehen ließ sie das Bittere der Stunde überwinden. Eben bot Kaiser Friedrich Rothbart die Ritterschaft in Schwaben und am See zu einem Feldzug gegen Heinrich den Löwen auf, der wegen seiner Widerspenstigkeit gegen Kaiser und Reich in die Acht verfallen war. Rasch schloß sich Bruno an seine Schaaren an, und zog in das Sachsenland, um dort seiner Sporen werth zu werden im ritterlichen Kampfe. Bis in den Norden Deutschlands drang der ritterliche Staufer unter Kämpfen und Siegen, aber mancher Schwertstreich mußte geschehen, manche Stadt mußte

erobert werden, bis der Stolz des Geächteten gebeugt wurde, und der Tag zu Erfurt erschien, wo der Herzog vor dem Kaiser sich niederwarf, und Denjenigen um Gnade flehte, den er einst in Chiavenna zu seinen Füßen gesehen hatte. Der Kaiser entließ reichlich beschenkt Diejenigen, welche mit ihm die Strapazen des Feldzugs getheilt hatten. Auch Bruno kehrte an die Ufer des See's zurück, in dem frohen Bewußtsein, nunmehr dem Willen seines Vaters Genüge gethan zu haben. Narben auf Brust und Stirne waren ein redend Zeugniß, daß er sich seines Namens werth gezeigt hatte. Bruno wähnte jetzt, in kurzer Zeit seine Geliebte als Gattin heimführen zu dürfen. Aber wie wurde er abermal getäuscht in seinen Hoffnungen! — Es war abendliche Dämmerung, als er die Burg Hornstein hinaufstieg. Ein dichter Buchenwald zieht sich wie ein Kranz um die Seite des Bergs, wo keine Felsen stehen. Er schlug den Weg ein, auf dem er und Emma oft als Kinder lustwandelten. Bei dem letzten Ruheplätzlein war er angekommen — da ließ sich ein kleines Geräusch hören — als er hinblickte — o Gott! welch ein Entsetzen für ihn! aus den Armen eines Mannes, der sein Gesicht von Bruno abkehrte, wand sich eine weibliche Gestalt — es war seine Verlobte. Ein Augenblick, und Bruno's Klinge war aus der Scheide und schwirrte über dem Haupt des von Bruno nicht gleich Erkannten. Bruno! schrie der Getroffene — es war sein Vater, gegen den der Sohn das Schwert gezogen hatte, dessen

Blut aus einer tiefen Wunde ihm entgegenströmte — sein Vater war es, der an ihm den größten Raub begangen hatte, indem er das Mädchen seiner ersten Liebe ihm von dem Herzen riß, und sich aneignete. Emma war von ihrem Vater berichtet worden, als ob er im Kampfe gefallen wäre; so hatte sie sich gegen den Willen ihres Herzens bestimmen lassen, dem Ritter v. Hornstein als Gattin ihre Hand zu reichen. Das Alles erfuhr Bruno erst unten im Dorfe Vingen, als er wieder den Rückweg angetreten, nach dem das Schreckliche durch seine Hand geschehen war. Flüchtig und unstät irrte er jetzt umher, wie Kain, der seinen Bruder erschlagen hatte. Lange Zeit kam er unter kein Obdach, er mied die Menschen, und überall, befürchtete er, würde man es an seiner Stirne lesen, daß er seines Vaters Blut vergossen hatte. Endlich trat er über die Schwelle des unten im Donauthal liegenden Klosters Beuron, um hier den Frieden zu finden, den er unter Menschen vergebens gesucht hatte. Er trat einige Zeit als Novize ein, ohne das Gelübde abzulegen, aber bald eckelte ihm an des Klosterlebens Unthätigkeit, stand ja Bruno in den kräftigsten Jahren der Jugend, wo man Thätigkeit sucht, und kaum genug Arbeit findet, um seine Kraft zu üben. Er entfloh bei Nacht aus dem Kloster, ging das Donauthal aufwärts, und dann dem Lauchartthal, der Burg Hornstein zu. Da im Dörflein Vingen, Angesichts der väterlichen Burg, wurde dem Sohne eine Kunde, welche ein Centnergewicht von seinem Herzen

wälzte: sein Vater war genesen von der schweren Wunde, die ihm der Sohn geschlagen hatte. Diese Kunde wollte Bruno's Herz trösten, und er war daran, wie der verlorene Sohn umzukehren zum Vater, und seine Gnade anzuflehen — aber der ihm die Kunde gab, daß der Ritter von Hornstein von der Wunde genesen war, der fügte ein Wort bei, das ihn von Neuem niederbeugte; der Alte v. Hornstein habe einen Fluch gesprochen über seinen Sohn, er wolle ihn nimmer sehen im Erdenleben. Jetzt war Bruno's Entschluß gefaßt, wieder in das Kloster Beuron zurückzukehren und allda als Mönch sein Leben zu beschließen. Da erscholl die Nachricht durchs Thal, daß sich ein Kreuzheer rüste zur Eroberung des h. Landes, und Kaiser Friedrich wolle es in eigener Person führen. Besser im heiligen Lande, im Kampfe für Christi Grab den Tod finden, als in den Mauern des Klosters in Unthätigkeit zu modern — so dachte Bruno v. Hornstein, und er war einer der Ersten, welcher sich unter die Fahne des Kreuzes stellte. — Bei Regensburg sammelte K. Friedrich das Kreuzheer. Mehr als 20,000 Ritter begleiteten den Kaiser die Donau hinab, darunter auch Bruno v. Hornstein; bei Belgrad befanden sich beim Heere noch 90,000 Fußknechte. In der Bulgarei legte der Fürst des Landes dem Kreuzheer Hindernisse entgegen, allein des Kaisers Sohn Herzog Friedrich schlug sie zurück mit seinen Schwaben und machte dem Heere Bahn. Auch der griechische Kaiser stellte Hindernisse in den Weg, aber

er wurde gezwungen, den Deutschen freien Durchzug zu gestatten. Im März 1190 setzte der Kaiser nach Asien über. Aus 100,000 kriegsfähigen Pilgern bestand das Heer. Am 14. Mai lieferten die Kreuzfahrer dem 300,000 Mann starken Heer des Sultans von Iconium eine Schlacht, in der sie siegten. Zehntausend Türken bedeckten den Wahlplatz; jubelnd zogen die Kreuzfahrer in der Stadt ein, welche Herzog Friedrich von Schwaben indessen im Sturm genommen. Aber der ritterliche Kaiser sollte die eigentliche Frucht dieses ersten Sieges nicht genießen — er sollte die heilige Stadt nicht sehen. — Das Heer war unaufhaltsam bis zur Stadt Saleucia am Calykadnus gedrungen; allda an einem der schönen Tage zu Anfang des Juni verlockte die Herrlichkeit der Jahreszeit unter des Morgenlandes schönem Himmel die meisten Kreuzfahrer aus dem engen Raume der Zelte hinaus in das Freie, an die herrlichen Ufer des Flusses Calycadnus. Auch der Kaiser ritt hinaus, nachdem er das Mittagsmahl gehalten, und freute sich der schönen Zeit und der köstlichen Gegend. Wenige Begleiter ritten neben ihm, unter ihnen auch Bruno von Hornstein, den der Kaiser unter sein Gefolge gezogen hatte. Er hatte es sich bisher zum Ruhm gerechnet, die Dienste eines gewöhnlichen Knappen bei dem Kaiser zu versehen. — Schau, mein Sohn, begann der Kaiser zu Bruno, der zunächst neben ihm hielt — sind es nicht die Unsern, die dort baden im Flusse? sollte es dich nicht auch gelüsten nach einem erfrischenden Bade, der

du wohnest nicht ferne von den Ufern der Donau? Wie klar ist das Wasser, wie glühend die Hitze unter dem Himmel des Morgenlandes! Doch, mein erlauchter Herr und Kaiser, entgegnete Bruno, möchte ich es nicht wagen, diesem Wasser mich anzuvertrauen, dessen Tiefe ich noch nicht kenne. So will ich, der Greis von 69 Jahren, dich beschämen, den furchtsamen Junkherrn von der Donau, und du sollt sehen, wie ich in meinen alten Tagen mich baß erlustige. Der Kaiser hatte es gesprochen und schnell saß er vom Pferde. Bruno's und der übrigen Begleiter Vorstellungen, als sie sahen, wie der Kaiser Ernst machte, fruchteten Nichts. So laßt mich zuerst das Wasser erproben in seiner Tiefe, bat Bruno den Kaiser, dann, mein Herr und Gebieter, möget ihr euch erst dem Fluß anvertrauen. Aber der Kaiser blieb bei seinem Vorhaben, und seine Lust, das Wasser zu betreten, wurde immer heftiger. Schnell mußte ihm Bruno die schwere Rüstung abziehen — der Kaiser legte die übrigen Kleider bei Seite und sprang wie ein Junger in den Fluß. Schwimmend wollte er das entgegenstehende Ufer erreichen: anfangs durchschnitt er mit kräftigem Arme die Wellen, aber bald ermattete seine Kraft, denn das Ufer war ferne, und reißend strömte der Fluß dahin. Zu gleicher Zeit, als der Kaiser in das Wasser sprang, warf sich auch Bruno in den Fluß; aber kaum waren sie einige Augenblicke im Flusse, so verschwand der zuvor rüstig schwimmende Kaiser vor Bruno's Blick. Er war an eine Stelle gekommen, wo der

Fluß besonders tief war und ein Strudel sich bildete. Dieser ergriff ihn und zog den Greis in die Tiefe. Als ihn der Strudel wieder in die Höhe warf, schwamm Bruno rasch auf ihn zu und umfaßte seinen Leib, um ihn aus dem Fluß zu ziehen, aber es gelang ihm nicht. Der wiederkehrende Strudel zog auch ihn hinunter, und noch tiefer als den Kaiser. Jetzt stürzten sich auch die übrigen Begleiter des Kaisers ins Wasser, und es gelang ihnen mit vereinten Kräften, den halbtodten Herrn aus dem Strudel des Flusses zu ziehen und ans Land zu bringen. Den edlen jugendlichen Bruno hatte die Tiefe auf immer verschlungen; es war nicht möglich, den Wellen ihren Raub zu entreißen.

Als man den Kaiser ans Land und ins Lagerzelt brachte, waren Anfangs alle Mittel, ihn ins Leben zu rufen, vergeblich — er blieb lange wie erstarrt im Tode. Aber die heißen Thränen des Sohnes und das Jammern der Tausende, das zu seinen Ohren drang, weckte den Erstarrten auf Augenblicke wieder in das Leben. Gegen Abend, als die Sonne die letzten Strahlen sendete, schlug der Kaiser die Augen auf, blickte seinen Sohn Friedrich an, faßte seine Hand und sprach: Gott, hochgelobt in Ewigkeit, der du mich, als ich auf die Welt kam, durch das Wasser neugeboren hast, ich bitte dich, du wollest mich jetzt, gleich als durch das Wasser wieder gereinigt, zu dir ins ewige Leben nehmen! o Jesu, nimm meinen Geist auf! Amen! sprachen die Umstehenden — und das

war das letzte Gebet des frommen Kaisers im Erdenleben, der im Tode wie im Leben Gott vertrauete. Er sah jetzt das himmlische Jerusalem, da ihm nicht vergönnet war, in das irdische Jerusalem seinen Fuß zu setzen. Jetzt erhob sich ein unendliches Wehklagen im ganzen Heere, als der geliebte Kaiser auf immer die Augen geschlossen, die bisher so liebend über den Seinigen gewacht hatten. Herzog Friedrich übernahm nun den Oberbefehl, und führte das Kreuzheer unter Siegen bis vor die feste Stadt Akkon, aber auch ihm war hier das Ziel gesetzt, auch er sollte die h. Stadt nicht sehen. Eine unter dem Heere herrschende Seuche raffte den edelsten Sprößling von Staufen dahin. Wohl kam, als ein neues Heer Kreuzfahrer vom Abendland im h. Lande erschien, das drei Jahre von den Christen belagerte Akkon in ihre Hände, aber in Folge des Streites der abendländischen Fürsten Leopolds v. Oesterreich und K. Richards Löwenherz, erlahmte die Unternehmung gegen die h. Stadt, dem Ziel der Kreuzfahrt; mit den genannten Fürsten kehrten die meisten der Kreuzfahrer, welche kein Opfer der Pest geworden waren, wieder in die Heimath, und sahen das Ziel ihrer Wünsche, die h. Stadt nicht. Einer von diesen war es, der die Kunde von Bruno ins Lauchartthal brachte, wie er, um den edlen Kaiser zu retten, sein Leben geopfert, wie er durch den Tod sein Unrecht gesühnt, daß er wider den Vater, wiewohl unwissentlich, den mörderischen Stahl erhoben. Und es floß manch heiße Thräne aus dem Auge Emma's, die den Geliebten nie vergessen hatte.

XIV.

Kloſter Herrenalb.

In einem tief eingeſchnittenen, mit bewaldeten Bergen und Bergvorſprüngen umgebenen Schwarzwaldthale liegt das Pfarrdorf Herrenalb mit ſeinen ehemaligen Kloſtergebäuden, und zwar vier Stunden ſüdweſtlich von der Oberamtsſtadt Neuenbürg, zwei Stunden nordweſtlich von der großherzoglich badiſchen Stadt Gernsbach. Die ſchmale Thalſohle, die ſich bei dem Orte und noch mehr unterhalb deſſelben bis zu einer Breite von etwa 400 Schritten erweitert, iſt mit dem üppigſten Wieſengrün bekleidet, das ſich freundlich von dem Dunkelgrün der bis zur Sohle herabreichenden Nadelwaldungen abgränzt.

Der nicht große Ort, welcher hauptſächlich aus den ehemals zum Kloſter gehörigen, innerhalb der Kloſtermauern befindlichen Gebäuden, und aus zwei, außerhalb derſelben hingebauten Häuſerreihen beſteht, liegt an der Vereinigung des Albflüßchens mit dem Gaisbach, iſt reinlich gehalten und macht durch ſeine anmuthige Lage und reizende Umgebung einen ſehr freundlichen Eindruck.

Die ſchönſte Parthie der Landſchaft bildet der ſogenannte Falkenſtein, eine ſenkrecht abgeſchnittene, theilweis ſogar überhängende und vielfach zerklüftete Felſengruppe von 200 Fuß Höhe, welche

etwa eine Viertelstunde unterhalb des Dorfes am linken Thalgehänge sich hinzieht. In den Felsenritzen haben sich die verschiedensten Pflanzen angesiedelt, und bekleiden theilweise die starren Wände und Köpfe. Auf einem dieser Felsen sieht man noch deutliche Spuren einer ehemaligen Burg, in Graben und Wall bestehend. Von hier aus genießt man eine sehr anziehende Aussicht in das Albthal und einige Seitenthäler desselben, namentlich bildet Herrenalb mit seinen altergrauen, ehemals zu dem Kloster gehörigen Gebäuden einen sehr malerischen Anblick. Am reizendsten aber ist die Gegend besonders in der Abenddämmerung, wenn die Sonne untergegangen ist und die Umrisse der Berge schärfer in dem Helldunkel hervortreten; das Schweigen des Waldes umher, die Klosterruinen und die friedlichen Hütten im Thale, sowie die romantischen Felsparthien erregen dann das Gemüth besonders.

In diesem lieblichen Schwarzwaldthale nun stand das Cistercienser-Mönchs-Kloster Herrenalb, dessen Ruinen noch von seiner ehemaligen Bedeutsamkeit zeugen.

Berthold III., Graf v. Eberstein, war der Stifter dieses Klosters im Jahr 1148, der Sage nach aus eben den ernsten Gründen, die ihn bestimmt hatten, das Kloster Frauenalb zu gründen. Im Eingang des Stiftungsbriefs, der nur in einer Copie vom Jahr 1270 vorhanden, sagt Graf Berthold, daß er mit Zustimmung seiner geliebten Gemahlin Utta und seiner

Erben, und auf Zureden seines Beichtvaters, des Abtes Berchtold von Neuenburg, diese Stiftung für Mönche des Cisterzienser-Ordens bestimmt, und sie wie eine Tochter dem Neuenburger Ordenshause untergeben habe; sodann bezeichnet er die Güter, die er dem neuen Kloster zuwendet, als da sind: seine Güter in Otterswyhre, nebst Leuten und allem Zugehör, ferner die Lehen daselbst, die Rudolf und Heinrich, seine Mannen, innehaben, nach dem Erlöschen deren Stammes; ferner das Dorf Dobel, wenn Eberhards von Strubenhard Stamm erloschen. Merkwürdig genau ist die Bestimmung der Gränze des Klostergebiets, sie wird theils durch den Lauf bekannter Bäche, theils durch die Wasserscheide bezeichnet. Die südliche, die westliche und nördliche Gränze von Herrenalb geht genau in derselben Linie, welche noch in unsern Tagen einen Theil der Gränze zwischen Baden und Wirtemberg bildet. Den Stiftungsbrief unterschrieben Hermann, Markgraf von Baden, Hugo, Pfalzgraf von Tübingen, C., Graf v. Calwe, E. v. Strubenhard, R. und H. v. Otterswyhre, L. v. Bühel und Mersche. Den ersten Privilegienbrief ertheilte Papst Alexander III. im Jahr 1177 dem neuen Kloster, einen zweiten Honorius III. im Jahr 1216, den dritten Alexander IV. im Jahr 1255, einen vierten Clemens V. im Jahr 1268. Den ersten kaiserlichen Brief stellte Kaiser Rothbart im Jahr 1186 dem Kloster aus, nach ihm K. Heinrich VI. einen Schirmbrief im Jahr 1196; deßgleichen K. Rudolf v. Habsburg im Jahr

1275 wegen der Schirmvogtei. Diese besaßen zuerst die Nachkommen der Stifter, die Grafen v. Eberstein; aber seit Rudolfs I. Brief trat eine Aenderung der Dinge ein. Durch diesen dazu berechtigt, vielleicht auch durch die Erfahrungen anderer Klöster belehrt, daß die Erben der ersten Stifter und Wohlthäter Theile der von den Vorfahren verschenkten Güter wieder an sich zu bringen suchten, überdieß von dem verarmenden Eberstein'schen Hause auch bei dessen bestem Willen wenig Hülfe erwartend, trat das Kloster vier Jahre nach dem Tod Otto's II. mit den Markgrafen Rudolf und Friedrich von Baden in Unterhandlung wegen der Schirmvogtei. Diese waren Stammverwandte der Ebersteiner, eine Bedingung, die der Schirmbrief ausdrücklich verlangte; so wurde im Jahr 1291 der Vertrag besiegelt. Die Schirmvogtei fiel nie wieder an die Ebersteiner zurück, wohl aber wurde sie der Gegenstand mehrerer Fehden zwischen Baden und Wirtemberg, weil ersteres sowohl durch die Wahl der Mönche, als durch Ernennung des Kaisers mehrmals zur Schirmvogtei berufen, durch letzteres wieder verdrängt wurde. Endlich theilte ein Vertrag zwischen Markgraf Friedrich v. Baden und Graf Eberhard II. von Wirtemberg vom Jahr 1497 letzterem den Schirm über das Kloster selbst zu. Das Recht der Schirmvogtei ging bald in jenes der Landeshoheit über, und so finden wir bereits vor der Reformation die Wirtemberger als förmliche Herren des Klosters Herrenalb. Mit der Erhebung der Grafschaft Wirtemberg

zu einem Herzogthum wurde Herrenalb demselben als eine Zugehörde und Glied einverleibt, und stand gern unter wirtemb. Hoheit, denn im Jahr 1496 bezeugen Abt Bartholomäus und sein Convent, „daß sie über anderthalbhundert Jahre in diesem Schirm und Schutz gestanden, und von den Grafen von Wirtemberg mit Darsetzung ihres Leibs und Guts aus ihrem Verderben errettet und zum Aufnehmen gebracht worden.“ Nichts desto weniger suchten bald hernach die Markgrafen von Baden auch den Schutz dieses Klosters, steckten sich hinter den Abt und Convent desselben, und machten die Schirmvogtei streitig, aber ohne Erfolg; Haus Wirtemberg blieb im Besitz.

Erfreuliches und Widerwärtiges wechselt in der Geschichte des Klosters Herrenalb. Im Kriege Markgraf Bernhards I. v. Baden gegen Kaiser Ruprecht wurde auch Herrenalb, als noch unter badischem Schirm stehend, vom Grafen Ulrich von Wirtemberg ganz und gar in Asche gelegt, aber auf Befehl K. Ruprechts wieder hergestellt und mit Thürmen und Mauern befestigt, was noch einmal von K. Sigmund im Jahr 1415 befohlen wurde. Im Jahr 1459 erwarb Markgraf Carl I. bei Papst Pius II. für das Gotteshaus die Ehrenauszeichnung, die Inful tragen zu dürfen. Im Jahr 1498 erscheint der Abt von Herrenalb (Bartholomäus von Richtenberg) nebst den übrigen schirmverwandten Prälaten während der Minderjährigkeit des Herzogs Ulrich von Wirtemberg unter den Landesadministratoren.

Die Zeit des Bauernkriegs war eine verhängnißvolle für Herrenalb. Eine wilde Bauernrotte überfiel das Kloster und plünderte es rein aus. Sie zerstörte beinahe alle Kunstgegenstände und benützte die Urkunden des Archivs als Streu für die Pferde. Dazu kam noch, daß das Jahr darauf die Abtei abbrannte, wobei der Abt Ulrich so sehr beschädigt wurde, daß er der Abtei lange nicht mehr vorstehen konnte. — Im Jahr 1535 führte Herzog Ulrich in seinen Landen die Reformation ein. Auch über die Klöster erging sie, freilich oft in einer sehr tumultuarischen Weise, die wir, vom christlichen Standpunkt ausgehend, durchaus nicht billigen können. Wir geben die Geschichte der sogenannten Reformirung des Klosters mit den Worten eines Augenzeugen. „Mit etwa 30 Reitern sowie 70 bis 80 Soldaten zu Fuß, gerüstet mit Harnisch, Büchsen, Hellebarden und andrem Gewehr, als wollt man in den Krieg ziehen, erschien Junker Balthasar v. Gültlingen, wirt. Hofmeister, und Ambrosius Blarer, der Reformator, nebst einigen Ober- und Untervögten aus der Gegend am 28. Okt. 1535 im Kloster. Abends wurde der Abt und der ganze Convent in die Oberstube des Conventhauses beschieden, wo ihnen Herr Balthasar von Gültlingen den Bescheid gab, daß sie Alles, was bereits inventirt worden, ihm zu übergeben und dem Fürsten in die Rentkammer nach Stuttgart zu überantworten haben; würden sie es gütlich thun, sei es recht, wo nicht, so werde er mit seinen Mitabgeordneten dem Befehl

von oben nachkommen. Darauf bat Abt Lukas sich Bedenkzeit bis Morgen, was aber die Gesandten nicht gestatteten. Deßhalb wurde der Herr Abt schnell mit seinen Conventherren einig, und es wurde beschlossen, die Herren Gesandten alle unterthänigst zu bitten, daß man sie im Kloster bleiben ließe. Wirklich traten auch Abt und Convent vor die Herren Abgesandten, und baten fußfällig, man möchte sie doch auf dem Platze bleiben lassen, allwo sie Profeß gethan, erzogen worden und gewohnt hätten. Aber das Bitten und Flehen der Mönche war umsonst. Bereits machten die Herrn Abgesandten Miene, sie wollten die Gewölbe, eisernen Thüren, Thore, Tröge und Anderes mit Aexten öffnen lassen, und ließen sich nicht undeutlich vernehmen, man wolle sie Nachts oder Morgens früh allesammt zum Kloster hinausjagen. Da hat sich der Abt, mit Consens der Brüder, erboten, die Schlüssel zu überantworten, was von Stund an auch geschehen. Noch in der Nacht wurden alle Gewölbe, Eisenthüren, Tröge und Anderes verpetschirt. Auch die Thore des Klosters wurden geschlossen bis schier gegen Mittag, „bis man die Vögel all nach ihrem Gefallen hat ausgenomen, dergestalt, daß bis auf diesen Tag weder Gold noch Silber, Monstranz, Kelch, Kleinodien, Meßgewänder, oder einerlei weder Gottes- noch Kirchenzier im Gotteshaus zu Herrenalb nit ist, sondern Alles von ihnen um Mittag in Mültrigen und andern, wie die Schuhmacher ihre Laist einzählen, geworfen, durch einander gelumpt,

aufgeladen und über Seite hinweggeführt, wie auch all zu Roß und zu Fuß auf dieselbig Stund von Alb mit unsrem großen Schaden abgezogen." Abt Lukas Götz von Merstetten wurde, weil man ihn im Verdacht hatte, als ob er 30,000 fl. bei Seite gethan hätte, nach Stuttgart abgeführt, allda ins Gefängniß gelegt, und um die etwa verheimlichten Gelder auf der Folter befragt. Es wurde ihm Georg Trippelmann, genannt Paiß, von Tübingen, zum Administrator gesetzt, auch nachgehends zu seinem Nachfolger ernannt. Derselbe nahm seine bisherige Concubine zur Ehe, und begnügte sich mit einem Leibgeding, worauf dann Philipp Degen zum ersten evangelischen Abt, wiewohl vermittelst einer Capitulation, gewählt wurde. — Im Jahr 1548 finden wir den größten Theil des Convents auf der Flucht in dem befreundeten Kloster Neuenburg bei Hagenau, unter dessen geistliche Obhut Herrenalb gehörte. Nach dem Schmalkaldischen Kriege kehrte ein Theil wieder in das heimische Kloster zurück. Der Abt trat später nebst einem Theil der Mönche in Unterhandlung mit dem Herzog von Wirtemberg. Herzog Christoph verwandelte im Jahr 1560 die Abtei in ein evangelisches Seminarium, ließ die Würde eines Abts fortbestehen, zog aber die Güter des Klosters ein. Der Abt und die Lehrer wurden von der Regierung besoldet. Dieses Seminar ging aber schon im Jahr 1595 wieder ein, obwohl der damalige Prälat Conrad Weiß sich sehr dagegen sträubte. —

Nach dem kaiserlichen Restitutionsedikt von 1629 wurde das Kloster am 8. Septbr. 1630 durch kaiserliche Commissarien abermals den Katholiken übergeben, und es erhielt wieder einen katholischen Abt. Zwar entfernten sich 1632 die Mönche, kamen jedoch 1634 wieder. Anfangs 1643 im 30jährigen Kriege verwüstete eine Abtheilung des weimarischen Heeres das Kloster, und in ziemlich baulosem Zustande brachte es der westphälische Friede von 1648 am 24. Jan. 1649 an Wirtemberg und den lutherischen Glauben zurück, worauf die Klostergebäude nicht wieder für eine Abtswohnung hergestellt wurden, sondern es wurden nur designirte Aebte nach Herrenalb verordnet, welche zugleich in andern Aemtern stunden. Der letzte seit 1792 war Ernst Urban Keller, welcher als Oberconsistorialrath und Stiftsprediger zu Stuttgart im Jahr 1812 starb.

Erwähnenswerth ist noch, daß sich im Jahr 1796 die Oesterreicher in das Kloster warfen, welche sich jedoch bei dem Annähern der Franzosen unter Moreau wieder zurückziehen mußten, worauf die blutige Schlacht bei dem nahen Neusatz und Dobel vorkam. —

Die Besitzungen des Klosters, welche zur Zeit seiner Aufhebung alle an Wirtemberg kamen, sind folgende: Die Kellereien Malsch und Langensteinbach mit den Ortschaften gleiches Namens und den dazu gehörigen Dörfern Arbach, Tiefenhausen, Spielberg u. s. w., der Ort Roth jenseits des Rheins; sie wurden im Jahr 1603 gegen die Aemter Altensteig und Lieben-

zell an Baden abgetreten; das vormalige Klosteroberamt Herrenalb mit den Pfarrdörfern Herrenalb und Loffenau, den Weilern Bernbach, Grünsthal, Kellenmühle, Moosbronn, Neusatz, Rothensol; das vormalige Stabsamt Derdingen mit den Dörfern Derdingen, halb Freudenstein u. s. w., welche 1806 an Baden kamen; das vormalige Klosteramt Merklingen mit den Dörfern Merklingen, Alt- und Neuhengstett, Gechingen, Hausen an der Würm, der Pfalzhof in Weil der Stadt u. a. m.

Das Kloster hatte ein eigenes Gericht, das Portengericht, wohin die Klosterunterthanen von ihren Ortsgerichten appellirten, und wovon dann die weitere Appellation an das wirtembergische Hofgericht ging. Es waren zwölf aus dem Klosteramte gewählte Richter, die das Gericht auf Kosten der streitenden Partheien besetzten. Weil aber diese Unkosten den Unterthanen beschwerlich fielen, hob man das Gericht zu Ende des 16. Jahrhunderts auf, und die Appellationen geschahen seitdem an die nächsten Stadtgerichte.

Die Reihe der katholischen Aebte ist, soweit solche urkundlich unter bestimmten Jahren vorkommen, folgende: Diederich 1150, Ulrich 1177, Albert 1186 (freilich in verdächtiger Urkunde) bis 1207, Sigher 1216, Ludwig 1221, Walther 1224—1227, Eberhard 1240—1251, Walther 1254—1260, Konrad 1262—1281, Marquard 1284—1302, Heinrich 1313, Rüdiger 1317, Berthold 1326, Eberhard 1329—1334, Heinrich 1335—1341,

Ruprecht 1344—1364, Marquard 1366—98, Heinrich 1400—1403, Konrad 1414—1419, Heinrich von Magstadt 1427, † 1449, Johann von Derdingen, † 1456, Johann von Horb, † 1459, Johann von Udenheim † 1478, Nikolaus Wagenleiter von Obertsroth † 1485, Bartholomäus von Richtenberg † 1505, Michael Scholl 1505—1518, Markus Schön 1518, dankt ab 1527, Lukas Götz 1527, abgesetzt 1536, Georg Trippelmann, genannt Paiß, Administrator 1536, Abt 1546, dankt ab 1555. — Nun eine Uebersicht der Merkwürdigkeiten des Klosters.

Das ehemalige Kloster, die Kirche und mehrere zum Kloster gehörige Gebäude waren mit einer festen Mauer und Graben umgeben; die Mauer steht noch, ist übrigens im Jahr 1824 bedeutend erniedrigt worden. In der Mitte dieses mit Mauern umgebenen sehr ansehnlichen Raumes, dem sogenannten Klosterhof, steht die Pfarrkirche, östlich derselben stand das nun abgegangene Hauptgebäude des Klosters, und der Haupteingang durch einen von Abt Markus erbauten Thurm, während sich einige sehr alte Oekonomiegebäude noch erhalten haben; eines derselben ist zum Pfarrhaus, das andere zum Schulhaus eingerichtet worden. An der nördlichen Mauer steht das Gebäude, welches früher der Kloseroberamtmann, später der Kameralverwalter bewohnte, und jetzt für die Kaltwasseranstalt benützt wird. An der nordwestlichen Ecke der Mauer befindet sich ein viereckigter Thurm, der,

wie die Mauer, aus Buckelsteinen erbaut ist, und ganz den Styl des 12. und 13. Jahrhunderts an sich trägt. Er tritt übrigens nicht vor die Mauer heraus, sondern hatte nur die Bestreichung des Mauerganges und des innern Hofraums zum Zweck. In seinem obern Theil wurde der Thurm abgebrochen und zu Wohnungen hergerichtet, die das jetzige Rathhaus bilden, in seinem untern befand sich ein Verließ. Ueber dem in neuerer Zeit eingebrochenen Thorbogen des Rathhauses sieht man die Wappen des deutschen Reiches und des Ordens von Cisterz; die weitere Tafel trägt neben dem wirtembergischen Wappen die Inschrift: Karl Eugen, Herzog zu Württemberg und Teck im Jahr 1753.

Die geräumige Pfarrkirche, ehemalige Klosterkirche, gehört drei verschiedenen Bauperioden an. Die ursprünglich im romanischen Styl dreischiffig erbaute Kirche wurde später in den germanischen geändert, namentlich ist derselben der mit einem halben Achteck schließende und mit Streben versehene Chor angesetzt worden, während wohl an dem Langhause noch Manches der früheren Kirche beibehalten wurde. Dafür sprechen einzelne Reste aus der romanischen Periode an dem östlichen Ende des Langhauses und an den sogenannten Seitenhallen zwischen dem Langhaus und Chor, die mit ihren Kreuzgewölben unstreitig nichts anderes als Ueberreste der ehemaligen Seitenschiffe sind. Eine durchgreifende, allein keine vortheilhafte Veränderung erlitt die Kirche im Jahr

1739, indem das Langhaus in einem modernen Rundbogenstyl neu erbaut wurde; der schön ausgeführte Chor mit seinen edel gehaltenen, germanisch gefüllten Spitzbogenfenstern blieb stehen, die Seitenschiffe aber wurden bis auf die eben genannten Reste weggenommen. Das Innere sowohl als das Aeußere des Langhauses hat keinen architektonischen Werth, dagegen enthält der Chor ein schön construirtes Netzgewölbe, dessen Schlußsteine folgende Darstellungen enthalten: 1) Die Eberstein'sche Rose, 2) das Wappen von Herrenalb und 3) den Schutzpatron der Kirche. Auch bewahrt der Chor mehrere Grabdenkmale von früheren Aebten, und in seinen Fenstern sind einige Glasgemälde eingelassen.

Von den beiden Seitenhallen dient jetzt diejenige zur Rechten des Chors als Sakristei, jene zur Linken enthält das Grabmal des Markgrafen Bernhard I. von Baden, † 1431; beide werden durch einfache Kreuzgewölbe im Halbkreise geschlossen.

Das Grabmal des Markgrafen ist am Chor in der Bogenöffnung der linken Seitenhalle so angebracht, daß es die ganze Breite des Bogens einnimmt. Es ist aus rothem Sandstein in Form eines Paradebettes ausgeführt, auf dem der Markgraf in voller Rüstung ruht. Die beiden Langseiten des Bettes sind mit blinden gothischen Fensterzierden geschmackvoll ausgefüllt und am obern Rande lauft folgende Inschrift herum: Anno Domini 1431 tertio nonas Maji obiit illustris princeps Bernhardus Marchio de Baden.

(Im Jahr des Herrn 1431, den 12. Mai, starb der erlauchte Fürst Bernhard von Baden.) Die an dem Grabmal angebrachten Sculpturen stellen den heiligen Jakobus, die heil. Maria, Barbara, Catharina u. s. w. vor, und in dem Spitzbogen, der sich hoch über dem Paradebett erhebt, laufen an den beiden Kanten zwei schöne Reihen gothischen Laubwerks, es sind große Lilien, sehr gut gearbeitet und nur wenig zerstört. Der Markgraf ist übrigens nicht in Herrenalb, sondern in der Stiftskirche zu Baden beigesetzt, und das Denkmal scheint bei dem ersten Umbau der Kirche demselben zu Ehren errichtet worden zu sein.

An der rechten Seitenhalle befindet sich ein Anbau, der eine ehemalige Krypta enthält; sie zeigt noch deutliche Spuren romanischer Bauweise, die übrigens zum Theil in die früh-germanische geändert wurde. Auf dem Schlußstein des Gewölbes ist die Eberstein'sche Rose angebracht, und der Boden desselben mit Steinplatten belegt. Auf der linken Seite erblickt man beim Eintritt den noch gut erhaltenen Weihkessel, und auf der rechten ein vermauertes Pförtlein, durch welches man früher unmittelbar in die Gruft gelangen konnte.

Als man im Jahr 1851 einige Veränderungen an der Kirche vornahm, wurde eine lange Sandsteinplatte gefunden, die als Auftritt in den an der Nordseite befindlichen Kircheneingang diente; sie lag umgekehrt, und zeigt gut gearbeitete und erhaltene Bildwerke, bestehend in einem Kopf mit der Bischofsmütze,

zur Rechten das Ebersteinische Wappen, zur Linken ein quergetheilter Wappenschild mit drei Sternen. Diese Platte wurde nach der Vorhalle, dem Paradies, gebracht und hier aufgestellt.

Von den Grabmalen der früheren Aebte bewahrt die Kirche noch drei mit folgenden Inschriften:

1) Dietericus I. abbas. .....ardus V. abbas. Rupertus VIII. abbas. Heinricus X. abbas.

2) Eberhardus II. abbas. Heinricus VI. abbas. Der Raum für zwei weitere ist leer gelassen.

3) Conradus III. abbas. Heinricus VII. abbas. Der Raum für zwei weitere ist ebenfalls leer.

Alle drei Monumente sind auf gleiche Weise ausgeführt; in der Mitte die Figur eines Abtes mit geschornem Haupte und mit dem Krummstab, während am Rande die Inschriften angebracht sind. In gleicher Art ist auch das Grabmal des Bischofs Conrad von Speier, des einzigen Ebersteiners, dessen Denkmal in der Kirche noch gefunden wird. Es befindet sich im Chor, unmittelbar hinter dem Altar, und zeigt die Gestalt des Bischofs nur in Umrissen, wie denn überhaupt sämmtliche Grabsteine gleich anfangs für den Fußboden des Chors bestimmt waren und deßhalb flach gehalten, die Buchstaben und Umrisse vertieft sind. Die Umschrift am Grabmal des Bischofs lautet: (Anno ab inc) arnatione domini M. C. C. XL obiit dominus beate morte Conradus de Eberstein Spirensis (Episcopus). (Im Jahr 1240, nach der

Menschwerdung des Herrn, starb eines seligen Todes Conrad von Eberstein, (Bischof) von Speier.)

Das merkwürdigste Baudenkmal in Herrenalb ist jedoch die Vorhalle der früheren Klosterkirche, das sogenannte Paradies, welches sich an die westliche, zum Theil noch stehende Giebelseite des alten Schiffes der Klosterkirche anlehnt; von dieser ehemaligen Giebelseite gegen Osten und von den wohlerhaltenen Stirnmauern eines ehemaligen Kreuzganges gegen Norden und Westen, so wie von einer später aufgeführten einfachen Mauer gegen Süden umschlossen, bildet diese Vorhalle ein länglichtes Rechteck. Die Länge der nördlichen und südlichen Seite beträgt 50 Fuß, jene der östlichen und westlichen 25 Fuß. Der Kreuzgang scheint sich früher weiter erstreckt zu haben. Im 15. Jahrhundert wurde sein westlicher Theil, wo sich der Haupteingang befindet, mit einem hohen Giebel überbaut, die nördliche Stirnwand bis an die Giebelseite des alten Schiffes verlängert, alles Uebrige weggerissen, und so der lange und schmale Kreuzgang in eine breitere und kürzere Vorhalle verwandelt, deren Dach sich auf die erhöhte Giebelmauer stützte.

Die östliche Seite dieser Vorhalle, welche früher die westliche Giebelmauer des ehemaligen Kirchenschiffes bildete, hat in der Mitte ein in sehr schönen Verhältnissen angebrachtes Thor, wodurch man in das Innere der alten Kirche gelangte. Dasselbe bildet ein länglichtes Viereck; der Zwischenraum vom oberen Rande des Thors bis an den Umfang des Halbkreis-

bogens über den Thürsäulen ist mit einem flachen Steine ausgefüllt, auf dem im Halbkreise folgende Inschrift eingehauen ist:

Si quaeris lector, fuerit quo nomine dictus
Noster fundator, Bertoldus, nomine fertur:
Ipsum cum Sanctis nunc detinet aula perennis.

(Willst du wissen, o Leser, wie unser Stifter genannt wird:
Nun, so vernimm: Berthold war einst sein irdischer Name,
Mit den Seligen jetzt wohnt er im himmlischen Tempel.)

Die nördliche Seite der Vorhalle, ein Theil des alten Kreuzgangs, enthält noch drei im schönsten Style des 12. Jahrhunderts gehaltene Fenster, deren jedes durch zierliche, auf gekuppelten Säulen ruhende Bogenstellungen in zwei Abtheilungen geschieden ist. Ein weit vortretendes Gesims, aus einer Platte und drei mit Dreiecken verzierten Rundstäben bestehend, schließt die Mauer nach oben. Die Säulen stehen alle frei, keine ist in den Pfeiler eingelassen. Die einfachen Kapitäle sind nur an einem Fenster, dem westlichen, mit Laubwerk verziert. Der attische Säulenfuß hat an seinem untern Wulste vier Knöpfe oder Quasten, das Ganze ruht auf einem Sockel, der dieselbe Höhe hat, wie das Gesims, und wie dieses bedeutend hervortritt. Bei dem dritten Fenster wurde der übrige Theil des Kreuzganges abgerissen, und die Lücke bis an die Giebelwand des ursprünglichen Schiffs der

Klosterkirche mit einer einfachen Quadermauer geschlossen. Diese greift in die weit ältere Giebelwand nicht ein, beide Mauern sind demnach nur an einander gestoßen, aber nicht durch Verschränkung ihrer Steinlagen mit einander verbunden.

Die westliche Seite der Vorhalle wird, wie die nördliche, von der Stirnmauer des alten Kreuzgangs gebildet, auf welche der schon erwähnte hohe Giebel gesetzt wurde. In ihrer Mitte befindet sich das Hauptthor in den Kreuzgang, zu dessen Seiten je ein geschmackvolles gekuppeltes Fenster angebracht ist; das Thor zeigt im Allgemeinen die gleiche Anordnung, wie das alte Hauptthor des Schiffes auf der östlichen Seite, das ihm nicht genau gegenüber steht. Innerhalb seines Kreisbogens stehen folgende Verse:

Ad portam vitae fratres, properanter adite,
Qui sunt condigni nunc intrent corde benigni.

(Kommet, ihr Brüder, mit eilendem Schritt zur Pforte des Lebens,
Und wer würdig im Geist, tret' ein mit fröhlichem Herzen!)

Der später aufgesetzte hohe gothische Giebel und das Fenster steht nicht genau über der Mitte der Thüre. Die Quadern des Giebels sind kleiner, als die des Kreuzganges. Die Giebelspitze ziert ein schön gehaltenes Glockenthürmchen. Es hat einen viereckigten Sockel, auf welchem vier schlanke, in Pyramiden

ausgehende Säulchen stehen, je zwei sind durch einen Spitzbogen verbunden, über welche sich abermals eine Pyramide erhebt, sowie über der Mitte des Ganzen; diese letztere ist wohl 15 Fuß hoch und wie die übrigen an den Ecken mit vortretendem Blätterwerk verziert. Vor dem Sockel des Thürmchens steht auf einem vorspringenden kleinen Simswerk ein Ecce homo aus Sandstein, den untern Theil des Simswerks ziert ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, mit der Rechten hält er die Posaune an den Mund, mit der Linken das Conventszeichen von Cisterz, Kreuz und Kranz. Ueber dem Christusbild steht die Jahrzahl 1462, die Zeit der Aufführung des Baues, und zu beiden Seiten des Engels der Wahlspruch des Abtes Johann von Udenheim »Soli Deo«, woraus hervorgeht, daß dieser Abt den Bau vollendete. Die Vollendung des Baues fällt somit in die schönste Zeit der Blüthe des Klosters. Kurz vorher hatte der genannte Abt die Bischofswürde erhalten.

Im Innern des Paradieses befinden sich theils auf dem Boden liegend, theils an den Wänden umher stehend, noch viele Grabdenkmale, deren Inschriften jedoch nur bei Wenigen noch zu lesen sind. Mehrere sind sehr schön gearbeitet, besonders der große Grabstein des Cur von Gültlingen, der in Urkunden des 15. Jahrhunderts häufig genannt wird. Der Schild mit den drei Adlern, und besonders der Helm mit dem Adler, treten so hoch über die Oberfläche des Steines hervor, daß man sie trotz des dichten

Mooses, das sie bedeckt, noch wohl erkennt. Auch sind die Grabsteine des Abtes Marcus von Gernsbach, † 1531, jener des Abtes Lukas von Mehrstetten, † 1546, ferner diejenige der ersten protestantischen Aebte hier noch zu sehen, jedoch sind sie ohne Kunstwerth. Gras und Stauden wuchern über den meisten dieser alten Denkmale, bei den wenigsten ist ihre Inschrift noch zu erkennen. Nach einem Kirchenbuche vom Jahr 1750 aber gehörten sie größtentheils den Geschlechtern der Strubenhardt, Gültlingen, Gärtringen, Remchingen, Flehingen und Schmalenstein an; von allen diesen blüht nur noch das Geschlecht der Gültlingen.

Noch ist eines mitten im Paradiese liegenden, verwitterten und am Rande beschädigten Grabsteins zu erwähnen, dessen Wappen einen Schrägbalken zeigt. Die Umschrift wurde mühsam entziffert, da sie auf der einen langen Seite abgehauen ist, so daß die Buchstaben nur noch zur Hälfte übrig sind; sie lautet: † Anno dni. M. C. C. C. XLVII obiit domicella Elisabeth de Lorchem in provigilia Sancti Andreae apostoli. Dieses Geschlecht muß in der Gegend begütert gewesen seyn, indem ein Berggipfel in der Nähe Lerchenkopf, Lorchenkopf, und eine Mühle Lorchenmühle, noch heutigen Tages genannt wird.

Der ummauerte Begräbnißplatz umgibt die Kirche und das Paradies; am Eingang in denselben sind zu beiden Seiten des Thors je ein ehemaliger Gewölbe-Schlußstein eingemauert, von denen der zur Rechten einen Christuskopf, der zur Linken ein Kreuz, vor

dem die rechte Hand drei Finger zum Schwur erhebt, enthält.

Auch an einzelnen Privatgebäuden sind noch Bildwerke, die von den alten Klostergebäuden oder von der ehemaligen Klosterkirche herrühren, und zwar: am Hofthor des Gasthauses zum Ochsen eine uralte romanische Console mit zwei räthselhaften Figuren; an einem Gebäude neben diesem Gasthause eine romanische Lünette, in der Mitte derselben ein einfaches Kreuz, und zu dessen Seiten je eine Rosette; an einem Gebäude innerhalb der Klostermauern eine Thierfigur, die ebenfalls aus der romanischen Zeit stammt.

Die erste Stelle aber unter den Werken der Bildhauerei verdiente eine steinerne Gedächtnißtafel, welche sich an dem nördlichen Eingang in den Klosterhof, dem früheren Kammeramtsgebäude, befand. Sie war aus rothem Sandstein gearbeitet, etwa 6 Fuß hoch, 4 Fuß breit und zeigte Christus am Kreuze, zu dessen Füßen Maria Magdalena und Johannes in stark erhabener Arbeit. Am äußersten Rande war das Reichswappen in der Mitte ausgehauen, heraldisch rechts die Wappen von Wirtemberg-Teck und Pfalz-Baiern, links jene von Baden, Sponheim und Eberstein, auf beiden Seitenrändern das Wappen vom Bisthum Speier. Die Jahrszahl 1464 und der Wahlspruch Soli Deo bezeichnen den Abt Johann von Udenheim als Stifter dieses Denkmals. Diese meisterhaft ausgeführte Gedächtnißtafel wurde leider nach

Baden verkauft, und befindet sich jetzt auf Schloß Eberstein bei Gernsbach.

Ferner befindet sich an dem gut erhaltenen, massiv erbauten Pfarrhaus, welches in einem ehemaligen zum Kloster gehörigen Fruchtspeicher eingerichtet ist, das Wappen des Abtes Lukas vom Jahr 1553, in welchem schrägrechts herüber die Anfangsbuchstaben seines Lieblingsspruches Ama me, te semper amavi (Liebe mich, ich habe dich immer geliebt!) stehen. Auch an der Ecke des nebenangebauten Schulhauses ist das Wappen des Klosters Herrenalb, und gleichfalls das Wappen des Abtes Lukas vom Jahr 1530 angebracht, über dem Eingang steht: Soli Deo 1465.

Wenn wir diese ehrwürdigen Ueberreste alter Baukunst und frommer Religiosität mit stillem Nachdenken betrachten, so drängen sich uns neben der Bewunderung über die Kunstfertigkeit früherer Jahrhunderte zugleich auch Gefühle der Wehmuth auf, indem sie ein sprechendes Zeugniß dafür ablegen, daß Alles, was der Menschen Hände mit viel Fleiß und Geschick hervorgebracht haben, dennoch dem Wechsel der Zeit und der Macht des Schicksals nicht zu widerstehen vermag, sondern veraltet und vergeht. Und selbst der Mensch, der Schöpfer so mannigfaltiger Kunstwerke, ist dieser Vergänglichkeit unterworfen, und zwar einer Vergänglichkeit, welcher er oft noch früher anheimfällt, als die Erzeugnisse seines Talents und seines Fleißes.

Herrmann Frölich.

Die Gründung des Klosters Herrenalb.

Erste Sage.

Bleich, mit angstergrauten Locken,
Starren Blicks, zum Tod erschrocken,
Kehrt der edle Herr von Zimmern
Heim vom Wald beim Sternenflimmern.

Droben in der Zecherhalle,
Wo die Jagdgefährten alle,
Staunend, fragend, ihn umlagern,
Spricht er also zu den Fragern:

„Wißt, den Riesenhirsch zu jagen,
Der uns neckt seit vielen Tagen,
Hatt' ich mich im Wald verloren,
Weit von dieses Schlosses Thoren.

Als ich meint', ihn zu erlegen,
Trat ein Reke mir entgegen,
Wild und gräßlich anzuschauen,
Noch gedenk ich sein mit Grauen.

Hat mich klagend angesehen,
Hieß mich schweigend mit ihm gehen,
Folgen mußt' ich wider Willen
Seinem Machtbefehl, dem stillen.

An des Waldes letzter Scheide
Blickt' ein Schloß auf dürrer Haide,
Diener harrten an der Pforte,
Die uns grüßten — ohne Worte.

Wir durchschritten öde Gänge;
Hoch im Saale mit Gepränge
Saß ein Fürst, so schien's, beim Feste,
Reich bewirthend edle Gäste.

Schweigen herrscht in diesem Kreise,
Alle grüßten stummer Weise,
Füllten Becher, tranken, aßen,
Ernst und schweigsam aller Maßen.

Reiches, prächtiges Geräthe
Trug der Tisch, der glanzbesäte,
Lautlos stießen an die Becher,
Gluth entstieg dem Mund der Zecher.

Oftmals sahst ihr, ohne Zittern
Mit dem Tod mich Lanzen splittern,
Doch dieß Schau'n war unerträglich,
Furchtbar, grauenvoll, unsäglich.

Endlich führte mein Begleiter
Schweigend, wie zuvor, mich weiter;
Neues Grüßen, neues Neigen,
Grabesstille, Todesschweigen.

Durch dieselben Gänge wieder
Stiegen wir in's Freie nieder;
Kaum entrückt dem Schreckensorte
Sprach mein Führer diese Worte:

„Den du sah'st in diesem Schlosse,
War Herr Friedrich, Zimmerns Sprosse,
Einst dein Ohm, ein mächt'ger Degen,
Kühn und mannhaft allerwegen.

Doch an nichtigem Gewinne
Hing sein Herz, mit hartem Sinne,
Gierig stets nach neuer Beute,
Drückt' und plagt' er Land und Leute.

Ich mit seinen andern Knechten
Half ihm treu zu allem Schlechten;
Darum uns, wie ihn, betrafen
Qualvoll Gottes ew'ge Strafen.

Albrecht, Albrecht, laß dir rathen!
Sieh zurück auf deine Thaten,
Und bereu' aus tiefster Seele
Deines Stamm's und deine Fehle."

Sprachs und schwand. Ich schrack zusammen,
Jenes Waldschloß stand in Flammen,
Und ich hört' ein kläglich Stöhnen
Aus dem Schwefelqualm ertönen.

Dieß, ihr Herrn, hab' ich erfahren,
Schaut's an meinen grauen Haaren —
Und zur Buße schwerer Sünden
Will ich nun ein Kloster gründen."

Stumm, von Schauer übergossen,
Hörten's seine Jagdgenossen,
Und erwogen im Gemüthe
Ihrer Sünden reiche Blüthe.

Berthold d'rauf, der Ebersteiner,
Sprach: „dein Vorsatz ist auch meiner!"
Und von gleicher Gluth entzündet
Hat er Herrenalb gegründet.

Eduard Braun.

Zweite Sage.

Es irrt der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von seinem Jagdgesinde,
Sucht er den Pfad beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen.
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster zieh'n.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er sieht von den verwachs'nen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Bußgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie ist von hundert Kerzen helle,
Die Wände schmücken Waldesgrün.

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe;
Der Priester hebt zur heil'gen Weihe
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet,
Ihm ist's, er werd' hinaufgezogen,
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
Geht hin zur stillen Ruh', ihr Müden
Und du auch, Berthold, zeuch im Frieden,
Jedoch vergiß des Herren nicht!

Dieß sagend, winkt er mit der Hand,
Und Mönch und Kirche sind verschwunden —
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht,
Der Graf kehrt heim in stillem Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Nachtgesicht.

Wohl, ruft er, ist die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloster und Altar.

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt sich schnell ein Gotteshaus.

A. Schreiber.

Inhalt.

	Seite
Burg Weinsberg, genannt Weibertreu	5
Die Weiber von Weinsberg	70
Der Wunnenstein	88
Historien von dem gleißenden Wolf und von der Glocke Anne Susanne auf Wunnenstein	96
Schloß Stettenfels	131
Bertha von Stettenfels	133
Kloster Schönthal	138
Das Gelübde	231
Kloster Lichtenstern	258
Luitgardis von Weinsberg	273
Ruine Kallenberg an der Donau	277
Die Sage vom weißen Fräulein von Kallenberg	281
Ruine Rosenstein	283
Die Kapelle von Beiswangen	293
Der Einsiedel im Schönbuch	295
Graf Eberhards Weißdorn	297
Kaiser Maximilian auf Herzog Eberhards Grab	303

Seite

Die Teck-Ruine 303
Die Sibylle des Teckbergs 315
Ruine Hohen- und Niedergundelfingen im Lauterthal 317
Die beiden Brüder 327
Die alte Rauensburg 335
Sage von den Welfen 349
Welf von Ravensburg und Bertha von Waldburg 354
Kloster Weingarten 383
Der Graf von Waldburg und der Abt zu Weingarten 411
Burg Hornstein bei Sigmaringen 421
Der Ritter von Hornstein und sein Sohn . 437
Kloster Herrenalb 447
Die Gründung des Klosters Herrenalb . . 469

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

SPECIAL 85-B
18602
V.3-4

GETTY CENTER LIBRARY